This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

BUHR B
a39015 00025568 0b

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers

1848 - 1871

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Dieterich

Lieutenant im 2. Hessischen Inf. Regt. Nr 82.

Goslar am Harz 10. Oktober 1894.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

Von

F. Hartmann,

Königlich preußischer General-Lieutenant z. D.

Erster Theil:

Aus zwei annectirten Ländern.

Dritte unveränderte Auflage.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1890.

Digitized by Google

DD
211
.H33
A3
1890

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

Digitized by Google

691067-129

Vorwort zu der zweiten Auflage.

Die Erinnerungen eines Deutschen Officiers sind mehr besprochen worden, als ich erwartete. Die Einen haben den Verfasser gelobt, Andere haben ihn getadelt. Mehrere bemühten sich, zu erforschen, wer er sei.

Da ich nun die zweite Auflage mit meinem Namen erscheinen lasse, so bemerke ich, daß die erzählende Person eine erdachte ist. Und dasselbe gilt mehr oder weniger von denjenigen, in dem Buche vorkommenden Personen, welche nicht mit ihrem bekannten Namen aufgeführt sind. Ich wollte in novellistischer Form den Zeitraum schildern, wie ich ihn erlebte.

Meine erste Absicht war zu erzählen, wie sich in dem mir lieben Hannover die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1866 allmählich bereiteten und wie meine, dennoch überraschten, kernigen Landsleute ihnen begegneten. Als diese Darstellung unter dem Titel: „Aus zwei annectirten Ländern" in der Deutschen Rundschau Beifall gefunden, entschloß ich mich, das ganze Buch zu veröffentlichen, um zu zeigen, wie schwer, aber auch wie lohnend der Uebergang aus der kleinen Heimath in fremde, große Verhältnisse für das Gemüth des Annectirten

Digitized by Google

war und wie beglückt sich Diejenigen fühlten, welche an der Einigung der Nation mitarbeiteten.

Noch Manche sind, die ihren engen Standpunkt nicht verlassen wollen und deshalb die Wandelungen der letzten zwanzig Jahre nicht verstehen. Die Scholle, auf der wir geboren, die Auffassung, in der wir erzogen wurden, haben in unserem Herzen ihre berechtigten Vorzüge; doch stets sollten Deutsche die Liebe zum Reiche darüber stellen.

Die Besprechungen des Buches haben mir, so weit ich sie vernommen, keine wesentlichen Irrthümer nachgewiesen. Daß man sagt: Es ist so nicht gewesen, genügt ja nicht. Ich habe deshalb für den wiederholten Druck gar keine Aenderungen vorgenommen.

Berlin, im November 1884.

J. Hartmann.

Digitized by Google

Vorwort zu der dritten Auflage.

Die Theilnahme, welche die Erinnerungen eines deutschen Offiziers aus den Jahren 1848 bis 1871 noch jetzt finden und die eine dritte Auflage nöthig machten, ist hauptsächlich jenen unvergeßlichen großen Ereignissen zuzuschreiben, aus denen durch Blut und Eisen und viel bitteres Weh, aber glänzend und glücklich das deutsche Reich hervorgegangen ist.

Nicht mit Unrecht hat man das Buch hier und da einen historischen Roman genannt, mit mehr Recht ist es zu den Memoiren gezählt worden. Denn es schildert zwar ein Stück norddeutschen Familienlebens in novellistischer Gestalt, die politischen und kulturgeschichtlichen Zustände jedoch, wie sie thatsächlich waren; es bewegt wohl mit Freud und Leid die Herzen der Frauen, aber es wendet sich bei der Erzählung von den Kämpfen, die in Wort und That, in Frieden und Krieg bestanden werden mußten, mit ernster Wahrheit an die Männer.

Für die Generation, welche jetzt zum Dienste des Vaterlandes heranreift, gehören die Bruderkämpfe von 1866 und der glorreiche Krieg, welcher 1870/71 die deutschen Stämme versöhnte, bereits zu dem, was die Alten erzählen. Dem Gründer des Reichs haben wir

Digitized by Google

tief trauernd das Vale senex imperator gesagt und klagend hat das Volk den edelen Sohn scheiden sehen, der Norddeutsche und Süddeutsche auf dem Schlachtfelde von Wörth vereinigte. Ein junger, thatkräftiger Hohenzoller hat den deutschen Kaiserthron bestiegen. Große Schmerzen sind überwunden, die Freude am Vaterlande ist geblieben.

So darf der Verfasser das Vorwort zu der dritten Auflage, die wie die zweite ganz unverändert geblieben ist, mit dem Wunsche schließen, den er am Schlusse des Buches ausgesprochen hat: Möge die Jugend den Ruhm der Nation, welcher den Lebensabend der Alten verschönt, hüten und mehren!

Berlin, im September 1889.

J. Hartmann.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Einleitung 1

1. Aus der Zeit des Königs Ernst August und des Schleswig-holsteinischen Krieges von 1848 1

2. Fortsetzung und Ende des Schleswig-holsteinischen Krieges. — König Georg V. 16

3. Eintritt in den hannoverschen Militärdienst. — Parade an Königsgeburtstag. — Hannoversche Officier-Messen 31

4. Minister von Borries. — Das Leben in der Residenz. — Eine magnetische Kur. — Concentrirung des X. Bundes-Armeecorps bei Nordstemmen 43

5. Die Freunde 60

6. Napoleons III. Neujahrsempfang 1859. — Das Wachsfiguren-Cabinet. — Der Staatsminister a. D. Windthorst. — Polizeidirector Wermuth. — Rüstung und Abrüstung. — Senior Bödecker. — Der Nationalverein 73

7. Costümball bei Hofe. — Oesterreichische Einflüsse 90

8. Graf Borries. — Hannoversches Freischießen. — Militärconcert im Odeon. — Zum ersten Male in Berlin 103

9. Eine Brautfahrt. — Häusliches Leben. — Otto Heinrich Lange. — Damenkrieg. — Assessor Meding 114

10. In Norderney. — Das Ernst-August-Denkmal. — Oberhofmarschall von Malortie. — Erinnerungen an die schleswig-holsteinische Frage . 127

11. Eine Hofkatastrophe. — Der Katechismusstreit 139

12. Die Hochzeit des Capitäns 151

13. Ministerium Hammerstein. — Eine deutsche Mittelarmee. — Rudolph von Bennigsen. — Nec aspera terrent. — Friedrich VII. incorporirt Schleswig. — Der Frankfurter Fürstentag 161

14. Regierungshandlungen Georgs V. — Der Prinz von Glücksburg besteigt den dänischen Thron. — General von Stutterheim. — Der deutsche Bund nimmt Holstein in Besitz. — Lieder für hannoversche Soldaten 173

Digitized by Google

Seite

15. Oesterreichische und preußische Truppen in Schleswig, hannoversche in Holstein. — Erinnerungen an den Krieg von 1848 bis 1850. — Kriegslage am Alssunde. — Stimmung in Schleswig 185

16. Der Uebergang nach Alsen 200

17. Unerquickliche Zustände und verschiedene Strömungen in Hannover. — Zerstreuungen bei Hofe. — Ein Gartenfest in Herrenhausen . . . 212

18. Der Gasteiner Vertrag. — Manöver bei Hildesheim. — Das letzte hannoversche Ministerium. — Aergerliche Vorfälle. — Festtage in Ostfriesland. — Die Oesterreicher in Holstein 227

19. Erziehung des Kronprinzen Ernst August. — Preußens Anträge einer Bundesreform. — Die Forderung der militärischen Führung. — Ein verschanztes Lager bei Stade. — Politische Meinungen im Club. — Die preußische Mobilmachung 238

20. Friedenshoffnungen. — Prinz Carl von Solms-Braunfels. — Oesterreich beruft die Holsteinischen Stände. — Eine Audienz bei Georg V. — Der General von Manteuffel besetzt Holstein. — Das Welfenschloß. — Hannover stimmt für Mobilmachung der nichtpreußischen Bundes-Armeecorps 248

21. Die Berliner Sommation. — Der Entschluß Georgs V. — Deputation der Stadtbehörden in Herrenhausen. — Georg V. reist ab. — Der Geist in Hannovers Bürgerschaft. — Organisation und Mobilmachung in Göttingen 259

22. Hin- und Hermärsche 276

23. Im Bivouac bei Mechterstedt. — Frieden oder Krieg? — Die Schlacht bei Langensalza 289

24. Verfolgung. — Im Schützenhause von Langensalza. — Ein Lazareth. — Die Capitulation 306

25. Auflösung der hannoverschen Armee. — Zustände in Hannover während der preußischen Occupation. — Noch einmal in Langensalza . . . 319

26. Die Annectionen. — Politische Trennungen. — Die Welfen. — Hannoversche Officierfrage. — Traurige Weihnachten 329

Digitized by Google

Aus zwei annectirten Ländern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Sturm des Jahres 1866, der nach langer Gewitterschwüle Deutschland aus politischer Ohnmacht befreite, Throne umwarf und Staaten hinweg raffte, hat nicht allein was morsch war gestürzt; auch manchen edlen Stamm hat er geknickt.

Mit zweien der Länder, welche damals ein wichtiger Zuwachs zu Preußens Macht wurden, verbindet mich meine Familie: was sie seit 1848 und länger erfuhren, habe ich mit erlebt und, durch Umstände begünstigt, richtig gesehen. Meine Erzählung gibt deshalb die geschichtlichen Thatsachen wahrhaft und wird auch da, wo sie unbekannte Personen vorführt, sich bemühen, von jenen Zeiten treue Bilder in großen und kleinen Zügen zu liefern.

1.

Am Nordrande Deutschlands, zu Stade im Königreich Hannover, bin ich im Wonnemonat des Jahres 1838 geboren. Mein Vater war Staatsdiener oder, wie es im Königreich Hannover zuletzt hieß, Königlicher Diener. Er gehörte zu den oberen Justizbeamten und, obgleich er bürgerlich war, in Stade zu den vornehmsten Männern. Meine Mutter war adelig, einem der Geschlechter im Lande Kehdingen entsprossen, wo auf einem Gute, drei Meilen von Stade entfernt, ihre Eltern lebten. Diese Verbindung hatte viel von sich reden gemacht und wäre ohne die

Digitized by Google

Beharrlichkeit der Nächstbetheiligten nicht zu Stande gekommen; denn es erschien ungehörig, daß ein adeliges Fräulein einen Bürgerlichen heirathete. Da letzterer in diesem Falle aber aus einer der angesehensten Familien stammte, gute Aussichten, Vermögen und keinen Familienanhang hatte, so war der Widerstand endlich gebrochen.

In dem Jahre vor meiner Geburt hat zwischen meinen Eltern der erste Streit stattgefunden. Er war politischer Natur. Andere Meinungsverschiedenheiten als solcher Art hat es zwischen ihnen nie gegeben, diese aber äußerten sich zuweilen mit einiger Lebhaftigkeit. Mein Vater, ein loyaler, am Recht festhaltender Unterthan, sprach den Kummer, welchen die Gewalthandlungen des Königs Ernst August ihm machten, gegen meine Mutter aus, die ihrerseits die Ansicht verfocht, daß der von Gottes Gnaden souveräne König thun dürfe, was er wolle. Ich möchte fast glauben, daß ich den Zwiespalt der Eltern in mich aufgenommen habe; denn obgleich ich die traurigen Folgen eines zu hoch geschraubten Machtsinnes erlebt habe, fühle ich noch immer eine gewisse Vorliebe für ein absolutes Regiment.

Meine Eltern erwarteten die Geburt eines Kindes mit um so größerer Freude, als ihre Ehe einige Jahre kinderlos geblieben, auch mein Vater der letzte seines Names war, auf welchem er mit eben solchem Stolz, wie meine Mutter auf ihre Ahnen zurückblickt. Die ältesten Nachrichten weisen auf Sachsen als das Stammland meiner Vorfahren hin, von denen viele dem Kaiser und Reich in angesehenen Stellungen gedient haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber nur zwei vorhanden. Der eine derselben half dem großen Friedrich bei seinen Kämpfen und ist bei Collin gefallen. Dessen Bruder trat in den Dienst des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und erheirathete nach dem Friedensschluß mit einer Hannoveranerin deren Gut. So sind wir kurfürstliche und königliche Unterthanen in Hannover geworden.

Es war also ein berechtigter Wunsch meines Vaters, daß das erwartete Kind ein Sohn sein und demnächst den Namen fortpflanzen möge. Am Ende des im Besitze meines Vaters befindlichen, kunstreich geschriebenen Stammbaums war jedoch, ehe ich geboren wurde, nur noch eine Zeile leer.

Meine Mutter hält, ohne es zu sagen, ihren Stammbaum für erhabener, als den meines Vaters. Hierin kann ich ihr nicht Recht geben. Zwar enthält der ihrige nur adelige Namen, aber keinen von Bedeutung. Ihre Väter pflegten auf der Scholle, wo sie geboren waren, zu bleiben.

Digitized by Google

Selten findet man einen, von dem mehr zu sagen wäre als: er lebte, nahm ein Rehdinger Fräulein zum Weibe und starb. Freilich sind Zwei hannoversche Minister gewesen. Das hat aber nicht viel zu bedeuten, denn die Arbeit thaten die bürgerlichen Cabinetsräthe; diese waren es, welche regierten. Den unter unseren Papieren befindlichen Stammbaum hat ein Vetter meiner Mutter — „der Rittmeister", wie er nach seinem früheren Militärdienst genannt wurde — von dem Original abgeschrieben. Er hat bei dem Namen eines jener Minister in Blei vermerkt: „Unter dem Geheimen Cabinetsrath Rehberg." Rehberg war ein namhafter, über die Grenzen des hannoverschen Landes hinaus bekannter Mann. Die Bleinotiz könnte für eine sarkastische Bemerkung gelten, wenn jener Vetter Witz gehabt hätte, was jedoch nicht der Fall gewesen sein soll.

Dem sei, wie ihm wolle. Aus meinem Ursprunge erkläre ich mir, daß ich neben dem Stolz auf meinen bürgerlichen Namen immer eine besondere Vorliebe für den alten Adel besessen habe.

Damit meine Mutter ihr Wochenbett in bester Umgebung abhalte und der erwartete Weltbürger sogleich frische Luft athme, hatte Vater eine Sommerwohnung in einem stillen, außerhalb der Festung liegenden Garten gemiethet. Dorthin waren die Eltern anfangs Mai übergesiedelt. Der Tag, in dessen Nachmittagsstunden ich zur Welt kam, war sonnenklar. Die Syringen blüthen und dufteten und in den für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Mittagsstunden war rundum die wohlthuendste Stille. Am Nachmittage befürchtete man ein Gewitter; im Westen zogen schwarze Wolken auf und färbten die Sonne blutroth. Dann mischte sich in den Blüthenduft ein abscheulicher Geruch; Bäume, Häuser, Alles erschien in einem gelblich blauen Schleier. Das Gewitter war verschwunden. Die klugen Leute nannten diese Erscheinung Höhenrauch oder zertheilte Gewitter, anderswo nannten die Bauern sie Moorrauch. Unter dieser blutigen Sonne kam ich an's Tageslicht. Die Hebamme, als sie nach gethanem Werk in den Garten ging und die rothe Sonne sah, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte unserem alten Bedienten: „Der Junge wird viel Blut sehen!" Unser Heinrich aber widersprach: „Nein, er wird viel Gold haben." Das Richtige hat diesmal die weise Frau getroffen.

Stille war es an dem Abend und in der Nacht, die auf meine Geburt folgte, nicht um Mutter und Kind. Denn die Nachtigallen wetteiferten im Gesange miteinander und hundert Frösche quakten ihr lustiges Lied im nahen Festungsgraben.

Unangenehme Zustände, die, so lange sie für sich bleiben, von mir

Digitized by Google

kaum beachtet werden, versetzen mich noch jetzt, wenn sie neben angenehmen Empfindungen auftreten und diese stören, in eine fast krankhafte Verstimmung. Schon damals würden vermuthlich der Moorrauch und das Froschgeschrei an sich die gute Laune, welche ich mit auf die Welt brachte, nicht gestört haben; aber in ihrer Verbindung mit dem Blüthenduft und dem Philomelengesang wurden sie wahrscheinlich die Ursache, weshalb ich in jener Nacht beständig geschrieen habe.

Indeß gedieh ich zur Freude meiner glücklichen Eltern vortrefflich. In der Taufe erhielt ich die Namen meiner Großväter Sebastian, Jobst und außerdem noch die Namen Ernst von einem Jugendfreunde meines Vaters und August von der Schwester meiner Mutter. Auf diese Weise geriethen die Namen unseres Königs in meinen Taufschein. Ernst wurde ich genannt und ernst bin ich geworden.

Meine ersten Erinnerungen sind so roth, wie die Sonne bei meiner Geburt war. Ich erinnere mich, daß mein Vater mich eines Abends auf den hohen Dachboden unseres Stadthauses trug, von dem man über die kleinen Häuser des Städtchens hinweg sah. Vater zeigte mir das Nordlicht, welches in jenem Jahre durch seinen großen Glanz allgemein auffiel. Ich verstand zwar nichts davon, gab aber meine Freude jedes Mal, wenn ein Lichtstreifen aufwärts schoß, zu erkennen, indem ich die Händchen in die Höhe streckte und Ah! rief.

Noch deutlicher erinnere ich mich, daß wir vom „Schwarzen Berge“ den vom Hamburger großen Brand gerötheten Himmel betrachteten. Damals war ich vier Jahre alt. Den optischen Telegraphen auf dem „Schwarzen Berge“ kannte ich bereits durch die Erklärungen unseres Lieutenants. In unserem Hause wohnte nämlich ein Lieutenant, der mich gelegentlich gern belehrte. Er war nur wenig jünger als mein Vater, ein denkender, belesener und kenntnißreicher Mann und den Eltern befreundet geworden. Vater ging oft mit ihm spazieren, nahm mich zuweilen mit und dann lernte ich gewöhnlich etwas. In jenen Tagen waren die Arme des Telegraphen immer in Bewegung. In dieser Sprache bat der Hamburger Senat zuerst um Spritzen, dann um Kanonen und Pulver. Das Verlangte wurde eiligst nach Brunshausen an die Elbe und von da mittelst Dampfschiffs nach Hamburg geschafft. Später erzählte unser Lieutenant, wie unsere Artilleristen mit Lebensgefahr und großer Anstrengung Häuser, um andere vor den Flammen zu bewahren, eingeschossen und in die Luft gesprengt hätten. Das rühmliche Verhalten unserer Soldaten in dem brennenden, vom trunkenen Pöbel fast ebenso arg, wie von der Feuers-

Digitized by Google

brunst durchwütheten Hamburg wurde bei uns viel besprochen und erweckte meinen vaterländischen Stolz.

Andere Ereignisse haben sich aus meinen ersten Kinderjahren in meinem Gedächtniß nicht erhalten, wohl aber eines, welches damals für wichtig galt, aus etwas späterer Zeit.

Eines Tages in der zweiten Hälfte des Septembers 1845, als wir am Mittagstische saßen, stürzte, dem anmeldenden Diener auf dem Fuße folgend, der Landdrost, der oberste Beamte der Provinz, in unser Eßzimmer: „Theuerer College, welches Glück! Unserem Kronprinzen ist ein Sohn geboren!"

Meine Eltern waren bereits aufgestanden, sonst würden sie bei dieser Nachricht jubelnd sich erhoben haben. „Ist's wahr? O, wie schön!" rief mein Vater, „Gott sei Dank!" meine Mutter.

„Vor kaum zehn Minuten brachte mir der Courier die officielle Nachricht", sprach der Landdrost. „Mein erster Weg war zum Commandanten, er läßt sogleich Salut schießen. Heute Abend müssen wir illuminiren. Ich habe den Bürgermeister schon avertiren lassen."

„Ach, das ist schön!" sagte Vater und gab meiner Mutter ein Zeichen, welches diese dem Diener übersetzte. Der brachte eine Flasche Champagner und wir stießen, ich mit, auf das Wohl des jungen Prinzen an.

„Die Dynastie ist gesichert!" rief glückstrahlend der Landdrost.

— Armer Prinz! —

Es war eine verbreitete Meinung, der blinde Kronprinz werde demnächst die Regierung nicht übernehmen. Da jetzt ein sehender Erbe vorhanden war, so glaubte man, daß die Krone Hannovers für diesen aufbewahrt bleiben und bis zu seiner Mündigkeit nach dem Tode des schon betagten Königs der nahe verwandte Herzog von Cambridge oder der stammverwandte Herzog von Braunschweig die Regentschaft führen werde. Man blickte deshalb nunmehr mit größerem Vertrauen in die Zukunft.

Als der Landdrost gegangen war, bat ich, das Salutschießen zu sehen. Ich hatte noch nicht aus Kanonen schießen sehen, nur einige Male gehört, wenn im Winter oder Frühjahr die Schüsse zur Warnung, daß Hochwasser zu befürchten sei, abgegeben wurden. Der gute Vater in seiner Freude führte mich nach dem Festungswalle, von dem geschossen wurde. Wir blieben in einiger Entfernung von den Kanonen stehen, damit der Knall mir nicht schade, und Vater sah nach seiner englischen Sekundenuhr und rühmte die Präcision, mit welcher die Schüsse von zehn zu zehn Sekunden erfolgten. Ich aber zählte sie, bis Hundert und eins. Damit war der Salut beendet, und wir traten nun zu den Artillerieofficieren.

Digitized by Google

Während der ältere von ihnen mit meinem Vater das glückliche Ereigniß besprach, zeigte der jüngere mir die Kanonen. „Sind die schon im Kriege gewesen?“ fragte ich. „Jawohl“, antwortete er, „bei Waterloo haben sie viele Franzosen todt geschossen.“

„Dreißig Jahr Frieden!“ warf jetzt mein Vater ein. „Auch den verdanken wir den Herren Militärs nach dem Satze: si vis pacem, para bellum.“

Abends gingen die Eltern mit mir nach der „Großen Schmiedestraße“ und „dem Sande“, den besten Stadttheilen. Hinter jedem Fenster brannten Lichter; es war ein schöner Anblick und eine, mir unzählbar scheinende Menschenmenge im Gange, ihn zu bewundern. Die Musik der Garnison spielte vor der Wohnung des Commandanten und des Landdrosten. Ein alter, den Eltern befreundeter Capitän, der in der englisch-deutschen Legion gedient hatte, rief, als er an uns vorbei ging, meinem Vater vergnügt sein: „Old England for ever!“ zu.

Dies klingt jetzt lächerlich. Ich weiß nicht, ob es bei jener Gelegenheit meinen Eltern so vorkam. Es waren erst acht Jahre verflossen, seit Hannover aus der undeutschen Verbindung mit England gelöst war. Diese Verbindung hatte aber dem hannoverschen Adel, welcher bei Abwesenheit des Königs in Seiner Großbritannischen Majestät deutschen Landen eine große Rolle spielte, sehr wohl gefallen; und die hannoverschen Officiere aus der englisch-deutschen Legion hatten mit dem Ruhme, welchen sich diese Truppen unter Wellington erworben, auch englische Anschauungen in die Heimath gebracht. So erhielt sich noch lange die uns jetzt sonderbar erscheinende Vorliebe für die Engländer und manche englische Sentenz und Sitte auf hannoverschem Boden.

Freilich hatte die Macht Englands dem Lande Hannover in deutschen Angelegenheiten mehr Einfluß verschafft, als seiner Größe entsprach. Zum Theil hieraus, zum Theil aus dem kräftigen, selbstbewußten Charakter der Niedersachsen und Friesen, erklärt sich der Stolz, mit welchem der Hannoveraner auf seine Heimath blickte und der ihm selbst eigen war. Zum anderen Theil war dieser Stolz auch ganz berechtigt. Hannover war ein gut verwaltetes, wohlhabendes, überwiegend dem Ackerbau angehöriges Land; der Bauernstand, durch zweckmäßige Gesetze von alten Lasten befreit, nirgends dürftig, in manchen Landestheilen reich. Der Bürgerstand einfach, genügsam, loyal, mit behaglichem Auskommen. Gute Schulbildung und Disciplin durchweg. Der hochgebildete, sehr angesehene Beamtenstand, das tadellose, feinsittige Officiercorps mit ruhmreicher Tradition, wurden durch den Beruf nicht bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen

Digitized by Google

und verbanden sich zu gegenseitiger Förderung, zur Aufrechthaltung höchsten Anstandes und angenehmer Umfangsformen.

In der vielleicht etwas zu hohen Meinung, welche die Hannoveraner von sich hatten, wurden sie viele Jahre hindurch nicht gestört. Das Reisen war noch schwer, von Wenigen begehrt. Die Hannoveraner gingen selten aus ihrem Lande hinaus; noch seltener kamen Fremde in letzteres, zumal in den nördlichen, entlegenen Theil herein.

So lebten meine Landsleute ein abgesondertes, sich selbst genügendes Stillleben. Aber ihre Art, den persönlichen Werth recht hoch zu schätzen, verschärfte auch die Classenunterschiede. Der Adel, welchem die Verfassung einen, über die Bedeutung seines Grundbesitzes weit hinausgehenden Einfluß gewährte, war zur Herablassung nicht geneigt, und die Bürgerlichen zeigten gleichfalls ihren Stolz je nach Rang und Stand. Darum erschienen die wenig zuvorkommenden Hannoveraner einem Fremden so lange nicht gerade liebenswürdig, bis er sie näher kennen gelernt hatte; dann aber mußte ihm sowohl ihre Tüchtigkeit, wie auch ihr Gemüth gefallen.

In dem lange genossenen, glücklichen Zustande trat die erste Störung ein, als der König Ernst August zur Regierung gelangt war. Die Verbindung mit England hatte nun aufgehört; der alte gute Vicekönig, der Herzog von Cambridge, war abgereist. Hannover hatte einen König im Lande, und noch dazu einen von ungewöhnlicher Energie. Die Weiterblickenden hielten dies zwar für einen Gewinn, nicht allein für das Land, sondern auch für die Nation. Aber die Gewalthandlungen des neuen Königs verletzten das Rechtsgefühl. Sein hartes Wesen scheuchte Manchen aus der bisherigen Ruhe. Die von ihm zu Werkzeugen erwählten und dazu bereiten Männer gehörten nicht zu denen, welche früher die Achtung des Landes genossen hatten. Es kam Besorgniß in die Familien, Zwiespalt in die Gesellschaft, Mißtrauen und Zurückhaltung traten an die Stelle der alten Offenherzigkeit.

Diese in meinen Kinderjahren stattfindenden Wandlungen empfand ich natürlich nicht; wohl aber, daß mein Vater hoher Achtung genoß. Seine unerschrockene Gradheit soll ihm sogar bei dem Könige, welcher muthige Charaktere respectirte, nicht geschadet haben; man wollte dies bei dem Besuche, mit welchem Ernst August bald nach seinem Regierungsantritt unser Städtchen beehrte, bemerkt haben. Auch erinnere ich mich, daß unsere reichen Nachbarn, die barschen, etwas prahlerischen Kehdinger Bauern, die trotz ihrer eigentlich hoch-conservativen Gesinnung nicht auf der Seite des Königs standen, vielmehr sich fast republikanisch geberdeten,

Digitized by Google

meinem Vater bemerkbare Höflichkeiten erwiesen, was sonst ihre Gewohnheit gegen die „Vornehmen“ nicht war.

Das Leben auf Großvaters Gut, welches wir in jedem Sommer oder Herbst besuchten, gehört zu meinen liebsten Kindererinnerungen. Herzlich froh war ich, wenn wir, nach lange vorbereiteter Reise, endlich aus dem engen Kehdinger Thor durch die, mir sehr widerstandsfähig erscheinenden, Festungswerke in's Kehdingsche fuhren. Nahe an der Stadt fängt die fruchtbare, von geraden, breiten und tiefen Wassergräben durchzogene Ebene an, die sich zwischen der Elbe und dem sandigen, „die Geest“ genannten Hochlande westwärts bis an die Oste erstreckt und das Kehdinger Land bildet. Der Weg führt, in wechselndem Abstande den Elbdeich begleitend, durch reiche Bauerschaften und Kirchdörfer, vorbei an fruchtstrotzenden Ackerflächen, an üppigen Wiesen und Weiden mit Heerden der schönsten Pferde und Kühe. Kräftige Eichen- und Buchengehölze fehlen nicht. Jeder Bauernhof ist wie eine Festung von tiefen Wassergräben umgeben und nach der Straße, wohin eine Brücke führt, von einem weiß und grün oder blau oder roth bemalten Holzgitter begrenzt. Das Wohnhaus liegt zurück unter alten Bäumen, von windabhaltendem Gebüsche umgeben; davor der Blumengarten, gewöhnlich mit einer Glaskugel ausgestattet, worin die Umgebung sich spiegelt. Alles athmet Ruhe, Frieden; Alles deutet auf großen Wohlstand.

Das großelterliche Haus war ein weites Gebäude. Es hatte auf hohem Keller zwar nur ein Stockwerk, aber doch Platz genug, gleichzeitig viele aus der Vetterschaft zu beherbergen, denn verwandt auf eine oder andere Art waren wohl alle adeligen Familien des Landes Kehdingen. Der älteste Sohn meiner Großeltern, Georg, welcher als Assessor bei dem benachbarten Königlichen Amt stand, hatte seine Cousine, Tante Anna, wie sie bei uns hieß, zur Frau; die Schwester meiner Mutter einen kehdingschen Gutsbesitzer, ihren Vetter zweiten Grades, zum Mann und dessen junge Schwester war bereits mit dem zweiten Sohne und letztem Kinde der Großeltern, Onkel Wilhelm, der bei den Dragonern diente, verlobt.

Wir bewohnten immer dieselben Zimmer. Sie lagen nach dem Garten hinaus, über den man auf das Wäldchen und an diesem vorbei über die Ebene sah, so weit der Blick reichte. Mein Esel, der mich anfangs spazieren fuhr, bis ich ihn reiten durfte, bewohnte immer denselben Stand des Pferdestalles. Wie die Wirthschaft, so war das Leben im Herrenhause ohne Veränderung; und da ich hier auch in späteren Jahren keinen anderen Wechsel, als leider! den der Personen sah, so prägte sich

Digitized by Google

durch den Anblick dieses einfachen, glücklichen Daseins in mir eine große Achtung vor dem, was man conservativ nennt, ein. Alle Mitglieder der engeren und weiteren Familie hingen mit Liebe an einander. Alle — mit Ausnahme meines Vaters, der in dieser Beziehung einen stillen Vertrag geschlossen hatte — stimmten in ihren Standesansichten und der politischen Ueberzeugung überein: daß kein anderes Heil als bei dem Königthum mit herrschendem Adel, kein gesegneteres Land als das Land Kehdingen, kein besserer Zustand als der immer gewesene denkbar sei.

Auch bei der Weihnachtszeit jener Jahre weilen meine Gedanken gern. Allen, die einst glückliche Kinder waren, wird es so ergehen; aber nur wenige werden sich einer so schönen Weihnachten erinnern, wie der des Jahres 1845 für mich war, obgleich an jenem heiligen Abend die Eltern nicht bescheerten. Gott machte uns eine größere Freude, indem er mir eine Schwester schenkte. Wie lieb habe ich sie gehabt! Wie habe ich erst bewundernd an ihrer Wiege gesessen, wie deutlich steht ihre Taufe vor meinen Augen, wie viel habe ich mit der kleinen Clotilde gespielt, wie manches mit der erwachsenen getheilt!

Wir blieben die einzigen Kinder meiner Eltern, denen zwei andere zwischen mir und Clotilde nach kurzem Dasein genommen sind.

Drei Jahre nach jener glücklichen Begebenheit trat für uns eine schmerzliche Zeit ein. Es war an einem kalten Januartage des Jahres 1848, als gegen die Mittagsstunde ein Schlitten der Großeltern vor unser Haus fuhr und der Kutscher meinem Vater einen Brief brachte. Bald darauf verließ Vater eilig das Haus und meine Mutter kam zu mir. Sie hatte geweint. „Großpapa ist sehr krank," sagte sie, „wir fahren zu ihm." Dann kam Vater wieder, er brachte eine Freundin meiner Mutter mit, welche die Aufsicht über die kleine Clotilde führen wollte, da das Kind die kalte Fahrt nicht mitmachen durfte. Hierauf wurde letztere schleunigst vorbereitet, Fußsäcke und Decken in den Schlitten getragen, ich wurde sehr warm gekleidet und, als die Pferde gefüttert und wieder vorgespannt waren, nahmen die Eltern mich zwischen sich auf den hinteren Sitz des offenen Schlittens. So fuhren wir zur Stadt hinaus auf der, nach anhaltendem Schneefall so glatt gewordenen Straße, daß der Schlitten oft seitwärts schleifte. Dann hingen wir über dem tiefen, noch nicht zugefrorenen Graben. Die Fahrt wäre bei weniger sicheren Pferden sehr gewagt gewesen. Der Kutscher trieb letztere zur schnellsten Gangart an, wohl nicht allein, um das Ziel möglichst bald zu erreichen, sondern auch um den gefährlichen Weg vor Eintritt der Dunkelheit zurück-

Digitized by Google

zulegen. Die Eltern sprachen nicht viel; doch erfuhr ich nach und nach, daß Großvater einen Schlaganfall erlitten hatte.

Es war beinah dunkel, als wir auf den Gutshof fuhren; noch konnten wir im Vorbeifahren an den Remisen sehen, daß schon andere Schlitten angekommen waren. Meine Tanten empfingen uns, nahmen mich mit sich und sprachen davon, daß Großvater sehr krank sei. Wohl eine Stunde verging, da trat Vater ein und winkte ihnen. Ich blieb allein und weiß nicht, wie lange ich, nichts denkend, als daß der liebe Großvater sterben werde und wir alle sehr betrübt seien, dagesessen habe, bis Vater wieder kam und sagte: „Großpapa ist sanft gestorben. Willst du ihn noch einmal sehen?" Ich sprang auf, nahm Vaters Hand und wir gingen an Großpapas Bett, um welches die anderen weinend saßen. Der Todte sah aus, als wäre er recht fröhlich eingeschlafen; ich warf mich über ihn und küßte ihn. Die Lippen waren schon kalt, ich erschrak. Großmama schloß mich in ihre Arme.

Noch mehr ergriff mich die Beerdigung. Zum ersten Mal erfuhr ich, wie weh dieser Augenblick thut, der einen geliebten Menschen uns für immer nimmt.

Traurig kehrten wir nach Stade zurück.

Ich weiß nicht, ob es noch Februar oder schon März war, als die Nachricht von der Pariser Revolution unseren Ort erreichte. Ich erinnere mich, daß man von den Schrecknissen in Berlin, von den Unruhen in Hannover und den Rohheiten in Hildesheim, sogar von Volksversammlungen in Stade sprach. Da aber zu letzteren die Stadt nur ein kleines Contingent stellen konnte und der Commandant die Thore schließen ließ, so werden diese Volksversammlungen wohl nicht viel zu bedeuten gehabt haben. Die Geschichte berichtet von einer Revolution in Stade und Umgegend nichts; aber die Kehdinger Bauern waren, als sie gehört hatten, daß der Pöbel in den großen Städten allen Reichthum abschaffen und allen Besitz theilen wolle, drauf und dran, zu Pferde zu steigen, um nach Hannover zu reiten und dem König zu helfen.

Von der Revolution bemerkte ich also nichts; doch fiel eine Errungenschaft, welche die Armee betraf, mir auf. Unser Lieutenant redete die gemeinen Soldaten nicht mehr mit „Er" oder dem vertraulichen „Du", sondern mit „Sie" an. Dies war jetzt befohlen. Einige Soldaten lachten über die Neuerung; andere verloren die Anrede „Er" ungern, weil sie etwas anderes sei, als womit jeder beliebige fremde Mensch angeredet werde, die meisten hörten sich von ihren Officieren am liebsten „Du" nennen.

Digitized by Google

Vater war in jenen Wochen beschäftigter als sonst. In späteren Jahren erfuhr ich, daß damals von seinem Eintritt in das Ministerium Stüve die Rede gewesen ist; daß er weder dafür, noch dagegen etwas gethan, sondern nur auf Befragen seine Bereitwilligkeit erklärt hat. Eine andere Combination trat ein und Vater blieb in seiner bisherigen Stelle.

Die Aenderung der hannoverschen Verfassung erzeugte einen kurzen Zwiespalt zwischen meinen Eltern, weil Mutter mit der neuen Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung, deren Deputirte aus weiteren Kreisen und nicht mehr, wie bisher, nur aus dem Adel der Ritterschaften gewählt wurden, sich keineswegs einverstanden erklärte.

Lebhafter wurde meine Aufmerksamkeit im Frühjahre 1848 durch die Ausrüstung eines Theiles unserer Garnison für den schleswig-holsteinischen Krieg in Anspruch genommen. Unser Lieutenant sollte mit marschiren. Seit er dies wußte, war er vor Freude ein anderer Mensch. Da ich nicht allein mit ihm, sondern mit allen Officieren in der Stadt befreundet war, so brauchte ich nur nach „dem Sande", wo die Kasernen waren, zu gehen, um Bekannte zu finden, die mir über den Fortschritt der Rüstungen freundliche Auskunft ertheilten. So wurde die schleswig-holsteinische Frage die erste politische Angelegenheit, die mein Gemüth beschäftigte. Ich theilte den Enthusiasmus der Stader für die Befreiung der Nachbarn „up de annere Siet" von der Elbe und sang das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" immer mit. Als der Musikmeister des Regiments einmal zu unserem Lieutenant kam, hörte er mich im Hause das Lied singen und sagte, ich habe eine gute Stimme und Gehör, die Eltern müßten mir Musikunterricht geben lassen, was demnächst auch geschah.

Als die Truppe ausgezogen war, wurde es still im Ort. Aber bald brachten die Nachrichten von den Gefechten in Schleswig neue Aufregung und den Eltern, wie mir, große Betrübniß. Unserem Lieutenant war vor den Düppeler Höhen ein Bein abgeschossen. Er war allein in der Welt; um so mehr bekümmerten meine Eltern sich um ihn. Vater konnte zunächst nichts anders thun, als Erkundigungen über seinen Zustand einzuziehen. Die Amputation sollte gut verlaufen sein.

In dieser Zeit war der Briefwechsel Vaters mit seinem Freunde, meinem Pathen, dem Baron Ernst, der im östlichen Holstein ansässig war, sehr lebhaft. Der Baron erbot sich, unseren Lieutenant, sobald derselbe transportiert werden könne, bei sich aufzunehmen. Er bat zugleich, daß Vater ihn besuche und mich mitbringe, und Vater entschloß sich, dies aus-

Digitized by Google

zuführen. Wir fuhren auf dem Dampfschiff nach Hamburg und von dort auf der Eisenbahn weiter.

Dies war meine erste Eisenbahnfahrt. In Stade war oft von Eisenbahnen gesprochen worden. Von den Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen befand, waren mehrere der Ansicht, daß die Eisenbahnen eine alberne Erfindung, gefährlich, gesundheitsschädlich, viel zu kostspielig seien und nicht lange bestehen würden. Insbesondere war der Postmeister ihr eifriger Gegner. Er behauptete, daß es auf die Schnelligkeit gar nicht ankomme, sondern auf Billigkeit und Sicherheit. Und als mein Vater auf die Dampfschiffe, welche seit mehr als zehn Jahren auf der Elbe fuhren, verwies, entgegnete der Postmeister, es sei noch gar nicht ausgemacht, daß die nicht wieder aus der Mode kämen. Nun fuhr ich selbst auf der Eisenbahn. Ich glaube, es ging damals noch nicht so schnell wie jetzt; aber immerhin drei- oder viermal so schnell, als des Postmeisters Pferde, und dabei saßen wir bequemer, als im eigenen Wagen, geschweige als in des Postmeisters verwünschten Kutschen.

An der Eisenbahnstation erwartete uns der Baron mit seinem Wagen. Er hatte seinen ältesten Sohn, Wichard, der nur einen Monat jünger war als ich, mitgebracht. Außerdem hatte er noch zwei Söhne, Christian von sechs und Friedrich von vier Jahren, und ein Töchterchen, Adele, von zwei Jahren. Wichard erzählte mir dies auf der Fahrt nach dem Gute; auch daß er Unterricht beim Pastor habe und mit Demoiselle Charlotte französisch spreche. Er nannte mir die Dörfer, die Wälder, Berge und Seen, welche wir vom offenen Wagen erblickten. Die Wälder und Berge kamen mir sehr groß vor, besonders die letzteren; sie waren viel höher, vielleicht doppelt so hoch, als der schwarze Berg bei Stade. Die Seen dagegen erschienen mir klein, denn man konnte das Land rundum deutlich sehen, wogegen man bei Brunshausen das andere Ufer der Elbe kaum erkennt. Doch behielt ich die letzte Bemerkung für mich, um Wichard nicht zu kränken.

Wir fuhren durch das Gutsdorf an der etwas erhöht liegenden, von alten Linden umgebenen Kirche und an der Pfarre vorbei, in deren Vorgarten ein Mann, viel jünger als mein Vater, und eine junge Frau von ihren Sitzen aufstanden, uns zu grüßen. „Das sind Pastors“, sagte Wichard.

Nun bogen wir um und kamen, immer unter Bäumen, vor das Schloß, ein zweistöckiges weißes Gebäude mit hohem rothen Ziegeldach, dessen zwei vorspringende Flügel durch ein eisernes Gitter verbunden

Digitized by Google

waren. Auf jedem Pfeiler des Thores, durch welches wir fuhren, saß ein steinerner Greif, das Wappenschild der Herrschaft haltend. Mehr noch als schon im Dorfe, machte hier Alles den Eindruck größter Ordnung. Die gepflasterten Wege des Schloßhofs waren äußerst sauber, daneben die Grasplätze mit ihren Blumenbeeten sorgfältig gepflegt.

Als wir in den großen, mit Hirschgeweihen und alten Bildern verzierten Hausflur eingetreten waren, kam aus einem Seitenzimmer die Baronin und hieß Vater und mich auf das freundlichste willkommen. Ihr folgten die Knaben Christian und Friedrich, sie sprangen an ihren Vater heran und blickten scheu auf mich, waren aber bald gut Freund mit mir. Dann lernten wir auch das jüngste Kind, die kleine Adele, kennen, einen blonden Lockenkopf mit großen dunklen, fragenden Augen, und Demoiselle Charlotte, die nur französisch sprach, was mich verlegen machte. Zu Hause unterrichtete mich mein Vater in der englischen, meine Mutter in der französischen Sprache. In der letzteren hatte ich es zwar so weit gebracht, daß ich Les Veillées du Chateau las. Dennoch verstand ich nur zum Theil, was Demoiselle Charlotte sagte und meine kleinen Freunde geläufig beantworteten. Indeß lernte ich hierin von Tag zu Tag mehr.

Am Mittagstische nahmen Wichard und ich Theil. Zum Nachtisch kamen die Kleinen, Adele, mit einer Blume, zuerst zu Wichard und mir. Sie sah mich an und reichte mir die Blume; dann lief sie zu ihrer Mama.

Daß die Unterhaltung an jener Mittagstafel die großen politischen Begebenheiten, insbesondere den Krieg in Schleswig-Holstein berührte, versteht sich von selbst und manches Wort, welches damals gesprochen wurde, fiel mir in späteren Jahren, als ich mit den Personen und Verhältnissen vertraut geworden war, wieder ein. Der Baron war dänischer Kammerherr gewesen, hatte diese Würde aber abgelegt und sich von Kopenhagen zurückgezogen, weil seine Stellung zu dem Kronprinzen unhaltbar geworden war. Dieser Kronprinz hatte im Januar 1848 als Friedrich VII. den dänischen Thron bestiegen, und wenige Wochen später sagte Schleswig-Holstein sich von Dänemark los. Nun hatte der Baron sich, seiner politischen Ueberzeugung folgend, auf die deutsche Seite gestellt, aber abgelehnt, an den Feindseligkeiten gegen Dänemark persönlich Theil zu nehmen, weil einer seiner Brüder in der dänischen Armee diente, auch seine Vorfahren im dänischen Staats- oder Hofdienst gewesen waren, ihn also viele Beziehungen mit der feindlichen Seite verknüpften. Jener Bruder hatte sich trotz des schonenden Benehmens unseres Barons von diesem förmlich losgesagt, und die Bemühungen eines anderen Bruders, der bei den öster-

Digitized by Google

reichischen Kaiserjägern stand, hatten nicht vermocht, zwischen dem schleswig-holsteinischen und dänischen Theile der Familie die Eintracht herzustellen. Unser Baron hielt an seiner Ueberzeugung fest und unterstützte die schleswig-holsteinische Sache innerhalb der Linie, welche er sich für sein Verhalten gezogen hatte, mit Rath und That. Hierbei leistete ihm seine Frau, eine Dame aus dem mecklenburgischen Adel, um so lieber Beistand, als unter den ersten deutschen Truppen, welche in Holstein einrückten, an der Seite der Hannoveraner auch ihre Landsleute sich befanden.

Der allgemein sich äußernde Enthusiasmus für Schleswig-Holsteins Recht, die Hilfe, welche ihm die deutschen Fürsten, der König von Preußen voran, gewährten, ließ die deutsch gesinnten Schleswig-Holsteiner erwarten, daß die Herzogthümer nunmehr für immer von der dänischen Gewalt befreit wären. Um so rückhaltloser thaten sie Alles, was die deutsche Sache fördern konnte, und zogen sich hierdurch den Haß der Dänen zu, den sie später bitter fühlen sollten.

Im Laufe der Monate, die seit dem Einmarsche der deutschen Truppen verflossen waren, hatte man die verschiedenen Contingente in den Quartieren kennen gelernt. Man theilte sich seine Wahrnehmungen mit und stellte Vergleiche an. Man fühlte sich zu den Preußen nicht so hingezogen, wie zu den Hannoveranern, als mache sich eine Stammverwandtschaft mit letzteren, ein fremderes Gefühl den ersteren gegenüber geltend. Und als die Kriegführung erlahmte, Wrangel Jütland räumte, der Waffenstillstand abgeschlossen wurde und Schleswig-Holsteins Zukunft in hohem Grade gefährdet erschien, da wurde die geringere Neigung, welche man zu den Preußen empfand, noch durch das Mißtrauen gegen ihre Regierung geschmälert.

Die ersten Tage, welche wir auf dem Gute des Barons verlebten, waren dem Vergnügen gewidmet. Der Park an einem, in den Wald hinein reichenden See, auf dessen klarem Wasser Schwäne und Gondeln sich wiegten, die weitere schöne Umgegend wurde bei dem angenehmsten Wetter durchwandert und durchfahren. Nicht minder wurden die Gärten mit den Gewächshäusern, die solide erbauten und auf das sauberste gehaltenen Wirthschaftsgebäude besucht, die Pferde, die Kühe, der Hühnerhof, die Aecker und Wiesen besichtigt. Dabei schlossen Wichard und ich schnell Freundschaft, seine Brüder und die kleine Adele machten zwischen ihm und mir kaum einen Unterschied mehr.

Nun reiste mein Vater ab, um unseren Lieutenant im Lazareth aufzusuchen und so bald als thunlich nach dem Gute zu transportiren. Als

Digitized by Google

der Wagen, welcher Vater nach der Eisenbahn brachte, den Schloßhof verließ, fühlte ich mich, zum ersten Male ohne meine Eltern, etwas bedrückt. Aber Wichard legte seinen Arm um meinen Hals, Christian und Friedrich sprangen vor mir her und bald hatte ich meine Fröhlichkeit wieder gewonnen. Jetzt begann ein fleißigeres Leben, da ich an Wichard's Unterricht bei dem Herrn Pastor Theil nahm. Dies gefiel mir sehr gut. Ich wurde gewahr, daß ich etwas mehr wußte, als mein Genosse. Meine Hilfe erleichterte ihm die Lösung unserer Aufgaben. Wir arbeiteten gern zusammen und bedauerten es fast, als die Einquartierung der deutschen Truppen, welche Schleswig-Holstein verließen, eine Unterbrechung des Unterrichtes herbeiführte.

Zuerst kamen preußische Garden, schöne Leute. Die Officiere sahen nicht vergnügt aus. Die militärische Tüchtigkeit war, wie bei der Berliner Revolution, so jetzt in Schleswig vergeblich gewesen. Dann kamen Mecklenburger, die mehr wie zur Familie gehörig behandelt wurden. Ihnen ritt Wichard's Vater entgegen, was er bei keinem preußischen Regiment gethan hatte.

Als die Truppendurchzüge aufgehört hatten, kehrte Vater zurück und brachte den Lieutenant mit. Letzterer war sehr verändert. Abgesehen davon, daß er nur ein Bein hatte, war er mager geworden und sein Gesicht sah sehr blaß aus, um so mehr, da ihm ein dunkler Vollbart gewachsen war. Er redete Wichard's Eltern, die ihn sehr herzlich empfingen, mit einfachen Dankesworten an, gab mir die Hand und nickte den Kindern des Barons zu. Dann wurde er in die Wohnung getragen, die für ihn bequem zu ebener Erde im Seitenflügel eingerichtet war.

Eines Nachmittags hörte ich im Park, wohin der Lieutenant in einem Tragstuhl gebracht war, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen, einem Gespräch zu, welches von den verschiedenen Truppen handelte, die gegen Dänemark gefochten hatten. Der Lieutenant sprach: „darin stimme ich Ihnen bei, Herr Baron, daß die Preußen Eigenthümlichkeiten haben, die uns nicht zusagen. Mit Recht sind sie von ihrer Geschichte, von ihren Einrichtungen sehr eingenommen, sie sind stolz auf ihren Staat und ihre Armee. Da kommt es leicht, daß der Einzelne dies mehr als angebracht ist, merken läßt."

„Die Hannoveraner sind zuverlässiger," warf der Baron ein, „überhaupt vornehmer. Bei ihnen habe ich nie solche Rücksichtslosigkeiten gesehen."

Digitized by Google

„Die Officiercorps sind nicht so gleichmäßig, wie bei uns," entgegnete der Lieutenant, „und der schwere Dienst macht den Einen und Anderen rauh. Als Soldaten sind die Preußen unübertrefflich."

Nun war der Tag unserer Abreise da. Wichard und ich verabredeten, Briefe mit einander zu wechseln; auch wollte sein Vater mit ihm uns, so bald es anginge, besuchen. Dennoch wurde der Abschied mir schwer. Die kleine Adele hob ich auf und küßte sie recht herzlich. Während der Fahrt dachte ich immer an die Zurückgelassenen. Erst als ich auf der Elbe in der vertrauten Heimathsgegend war, gewann die Freude, mit Mutter und Schwester wieder vereinigt zu werden, die Oberhand.

2.

Jetzt wurde ich in das Stader Gymnasium geschickt, welches einen guten Ruf hatte. Vater beaufsichtigte aber nach wie vor meine Ausbildung, wozu er, der noch oft in seinem Homer und Tacitus las, vollkommen befähigt war. Eine Neigung, mich meinen Classengenossen mehr als die Sitte verlangte, anzuschließen, gewann ich nicht. Mit Wichard wechselte ich einige Briefe. Lebhafter war Vaters Correspondenz mit dem Baron und unserem Lieutenant, der mit dem Titel Capitän ehrenvoll pensionirt und dem Baron in dessen Geschäften so nützlich geworden war, daß sein Verbleiben auf dem Gute nicht bezweifelt wurde.

1849 war der Feldzug in Schleswig ebenso resultatlos verlaufen, wie im Jahre vorher. Doch blieben die Deutschgesinnten für ihre Personen noch einigermaßen in Sicherheit, weil der nördlichste Theil des Landes, welchen die deutschen Truppen aus politischen Gründen abermals räumen mußten, einer gut disciplinirten schwedisch-norwegischen Besatzung anvertraut wurde, die wenigstens die rohesten Ausschreitungen der, von Kopenhagen aus gehässig aufgewiegelten, dänischen Einwohner verhinderte, welche auch dort, wo letztere die Minderzahl bildeten, zu fürchten waren, weil die Gleichgültigen nicht gegen sie Partei nahmen. Von den gutmüthigen deutschen Truppen, wenn sie noch ein Mal wiederkommen sollten, war nichts Schlimmes zu erwarten, von den Dänen das Aergste.

Im Jahre 1850 brach zum dritten Male der Krieg aus, der auf deutscher Seite diesmal nur von der neuen schleswig-holsteinischen Armee geführt wurde. Als nun die schwedisch-norwegische Besatzung Nordschleswig räumte und die dänische Armee wieder einrückte, da mußten diejenigen Schleswig-Holsteiner, welche aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht hatten, vor der Rache ihrer Feinde fliehen. Die Schlacht bei

Digitized by Google

Idstedt entschied diesen Feldzug zu Gunsten der Dänen. Bald darauf erhielt Vater von dem Capitän einen Brief, aus dem wir Folgendes vernahmen.

In einer Julinacht war an die Hausthür der Pfarre geklopft. Draußen stand ein etwa vierzehnjähriger Knabe, welcher den Pastor bat, seiner Mutter zu helfen; sie seien aus Schleswig geflohen und die Mutter könne nicht weiter. Der Pastor fand letztere in der Dorfstraße auf einem Fuhrwerk und geleitete die erschöpfte Dame in die Pfarre, wo die Flüchtlinge vorläufig Aufnahme fanden.

Sie war die Frau eines Hardesvogts aus dem nördlichen Schleswig, der mit ihr und ihrem Sohn Alfred vor den Dänen nach der Stadt Schleswig entwichen war. Dort betheiligten sie sich am vorgestrigen Tage, während in der Nähe bei Idstedt die Schlacht hin und her wogte und die Bürger beschäftigt waren, die schleswig-holsteinischen Soldaten durch Speise und Trank zu stärken, an der Sorge für die hereingebrachten Verwundeten, als die schreckliche Nachricht eintraf, daß die schleswig-holsteinische Armee zurückwich. Nun hatten sie sich mit vielen Anderen auf die weitere Flucht begeben müssen. Der Hardesvogt hatte glücklicherweise ein Fuhrwerk gefunden, zwar nur einen gewöhnlichen Bauernwagen mit zwei Strohsitzen, welcher von einem achtzehn- oder zwanzigjährigen, aber entschlossen aussehenden Menschen gefahren wurde. Auf diesem Wagen schickte der Hardesvogt seine Frau, seinen Sohn und wenige schnell herbeigeschaffte Habseligkeiten fort. Sie sollten nach dem holsteinischen Städtchen Oldenburg fahren, wo Bekannte von ihm wohnten. Er selbst wollte nachkommen, sobald er für andere ihm nahe stehende Flüchtlinge gesorgt hätte.

So waren sie inmitten vieler Fahrzeuge, an den südwärts abziehenden Truppencolonnen vorbei, davon gefahren. Es ging nur langsam vorwärts; kaum war es ihnen gelungen, durch die Festung Rendsburg hindurch über die Eider zu kommen. Der muthige Knabe hatte seiner Mutter immer Trost zugesprochen, zuletzt waren aber ihre Kräfte erschöpft und da hatte Alfred sich entschlossen, im nächsten Dorfe ein Nachtlager zu suchen.

Als dies Ereigniß am Morgen im Schlosse bekannt wurde, wo man durch den unglücklichen Verlauf der Schlacht auf das Aeußerste bestürzt war, hatte der Baron sich zu dem Pastor begeben und theilte, von diesem zurückkommend, dem Capitän Stand und Namen der Fremden mit.

„Die sind mir bekannt!“ rief der Capitän aus. „Ich war 1848 bei ihnen einquartiert. Es sind vortreffliche Menschen. Der Hardesvogt

Digitized by Google

ist ein Ehrenmann, ein ausgezeichneter Beamter, der in seiner Harde viel Gutes gestiftet hat. Sein Schicksal ist höchst beklagenswerth!"

Hierauf hatte der Baron die Flüchtlinge bei sich aufgenommen und mehrere Briefe der um ihren Mann besorgten Dame abschicken lassen. Nach einigen Tagen war letzterer eingetroffen. So beherbergte das Schloß noch eine Familie und es fragte sich jetzt, wie man dem Hardesvogt, der bei der politischen Lage keine Aussicht hatte, in seiner Heimath verbleiben zu können, weiter helfe.

Denn nunmehr ging dieser unglückselige Krieg, nachdem noch einmal, so unnütz wie schrecklich, zwischen den Schleswig-Holsteinern und Dänen bei Friedrichstadt an der Eider gekämpft worden war, auf die betrübendste Weise zu Ende. Der deutsche Bundestag, welcher der Revolution von 1848 gewichen war, kehrte nach ihrer Niederwerfung zurück. Sein erstes Werk, der Frieden mit Dänemark 1850, war ein schweres Unrecht.

Die mit deutscher Hilfe errichtete schleswig-holsteinische Armee wurde aufgelöst, ihr gesammtes Kriegsmaterial von den Commissären des deutschen Bundes den Dänen ausgeliefert. Oesterreichische Truppen rückten in Holstein ein, um das wehr- und waffenlose Land wieder in dänische Hände zu bringen.

Die deutsche Reaction, welche die legitime Gesinnung der treuen Schleswig-Holsteiner als revolutionär betrachtete, gestattete, daß die Demagogen-Regierung des Königs Friedrichs VII. den Sieg errang. Sie zerriß die Grundfeste der beiden Herzogthümer, das vielhundertjährige Gesetz, welches Schleswig mit Holstein für alle Zeiten staatlich verband, indem Preußen mit Oesterreich in deren fast vollständige Trennung willigte. Während der Herzog von Augustenburg nach der am meisten verbreiteten Rechtsanschauung Herzog von Schleswig-Holstein werden mußte, bestimmte das Londoner Protocoll von 1852 zum künftigen Thronerben des kinderlosen Friedrichs VII. den Prinzen Christian von Glücksburg, den dreizehnten nach der Erbfolge, dessen Dynastie für alle Zeiten in dem Gesammtstaate Dänemark herrschen sollte.

Also ließen die deutschen Mächte die Herzogthümer im Stich. Das Rechtsgefühl war auf das bitterste verletzt.

Dänemarks Gegengabe bestand darin, daß es sich verpflichtete, ein holstein-lauenburgisches Contingent zur deutschen Bundesarmee neu zu errichten, Holstein nur mit diesen deutschen Truppen zu besetzen, den Deutschen und Dänen in Schleswig gleiche Rechte zu gewähren.

Digitized by Google

Der däniſche Miniſter des Auswärtigen, Bluhme, nannte in öffentlicher Sitzung des däniſchen Reichstags dieſe Abmachungen eine bittere Pille für Deutſchland.

Die Dänen ließen nicht lange warten, bis ſie zeigten, wie ſie ihre Verpflichtungen zu halten meinten. Das holſtein-lauenburgiſche Bundescontingent verlegten ſie auf die däniſchen Inſeln, Holſtein und die deutſche Feſtung Rendsburg beſetzten ſie mit däniſchen Truppen. Willkürlich trennten ſie holſteiniſche Gebietstheile ab, um ſie mit Schleswig zu vereinigen. Und in dieſem Lande bedrängten ſie die deutſchen Einwohner und die deutſche Sprache.

Großes Elend, ſchwere Verluſte an Leben, Habe und Gut, Zwieſpalt in manches Haus hatte der Krieg vergeblich gebracht. Viele Familien wurden mittellos aus dem Lande vertrieben und ihre Häupter ſuchten in der Fremde nach Brot für die Ihrigen. Wenigen konnte geholfen werden. Manches Herz brach aus Sorge und Weh.

Die Deutſchen, welche dieſes Unglück ſahen, mußten die Schmach ihrer Nation tief empfinden. Sogar ich in meinem jugendlichen Alter habe vor Trauer und Ingrimm geweint.

Die Briefe des Barons aus jener Zeit klingen ungewöhnlich bitter gegen Preußen. Etwas mag er in dieſem Gefühl durch ſeinen öſterreichiſchen Bruder beſtärkt worden ſein, der mit den Executionstruppen nach Holſtein kam. Aber Recht hatte er inſofern, als die Verſprechungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit der ſchrecklichen Lage der Herzogthümer, mit dem ſchweren Bruch ihres Rechts am meiſten in Widerſpruch ſtanden.

Der Capitän beurtheilte die Sache für die Preußen günſtiger. Seine Briefe heben mehrere Male hervor, daß der Baron in ſeiner Abneigung gegen Alles, was preußiſch ſei, zu weit gehe. Dies war der einzige Punkt, über welchen der Baron und der Capitän ſich nicht in voller Uebereinſtimmung befanden.

Es war eine glückliche Fügung, daß bei der ſtädtiſchen Verwaltung in Stade eine Stelle frei wurde, welche durch die Mitwirkung meines Vaters dem Hardesvogt, den ich fortan Rath nennen muß, verliehen wurde. Meine Eltern nahmen die Familie, als ſie nach Stade kam, auf, bis ſie ſich eine Wohnung eingerichtet hatte.

Der Rath war ein älterer Mann mit ergrauendem Haar, Frau Räthin eine zarte, an den Folgen der erduldeten Schrecken und Sorgen leidende, kluge und ſehr freundliche Frau, an der ihr Sohn mit der innigſten Zärtlichkeit hing.

Digitized by Google

Mit Alfred befreundete ich mich bald, obgleich er zwei Jahre älter war als ich. Sein treuherziges Wesen gefiel mir sogleich. Weil der Krieg seine Ausbildung gestört hatte, konnte er in keine höhere Classe des Gymnasiums eintreten, als diejenige, in der ich mich befand. So wurden wir noch mehr auf einander angewiesen.

Im folgenden Sommer erfüllte der Baron sein Versprechen und kam mit Wichard auf seiner Reise nach Helgoland für einige Tage nach Stade. Wichard blieb bei uns, bis sein Vater nach beendeter Badecur ihn abholte. Er war jetzt mehr ein Jüngling, als eine Knabe; größer als Alfred und ich, dabei anmuthig; sein Gesicht, glaube ich, schon damals schön. Wir Drei waren immer zusammen. Auf weiten Spaziergängen tauschten wir alle unsere Gedanken aus. Wichard theilte uns mit, daß er Officier werden wolle und daß sein Vater hiermit einverstanden sei. Der Onkel von den Kaiserjägern habe den österreichischen Dienst empfohlen, der Capitän rathe zum Eintritt in die preußische Armee. Sein Vater wolle weder das eine noch das andere, vielmehr den König von Hannover bitten, daß Wichard in die hannoversche Cadettenanstalt aufgenommen werde. Letzteres werde wahrscheinlich im nächsten Jahre geschehen.

Dieses Gespräch lenkte Alfreds und meine Gedanken ebenfalls auf die Wahl unseres künftigen Berufs. Alfred hatte trotz der Leichtigkeit, womit er allen Forderungen des Gymnasiums genügte, keine Neigung zu den eigentlichen Universitätsstudien. Er wollte Forstmann, auch wohl Soldat werden, nur nicht in Preußen, dem er alle Schuld beimaß, daß seine Eltern aus der geliebten Heimath vertrieben waren.

Ich hatte Lust, Officier zu werden und die Aussicht, mit Wichard zusammen zu sein, erweckte bei mir den Wunsch, gleichfalls in die hannoversche Cadettenanstalt einzutreten. Meine Eltern hatten ihre Pläne für meine Zukunft noch niemals mit mir besprochen. „Lerne erst etwas!“ pflegte mein Vater zu sagen. Er war in dieser Hinsicht vielleicht mit sich selbst nicht im Klaren. Ohne Frage gab er seinem eigenen Fache, der Jurisprudenz, leider aber nicht mehr seinem Berufe, dem des Staatsdieners vor allen anderen den Vorzug. Die Anfechtung, welche viele Beamte während der Regierung des Königs Ernst August erlitten hatten, ließen diesen Stand nicht mehr wie ehemals erstrebenswerth erscheinen. Die Advocatur hatte bei uns noch nicht die volle Ebenbürtigkeit errungen und sagte meinem Vater auch deshalb nicht zu, weil ihr die Männer der demokratischen Opposition anzugehören pflegten. Eine andere Wahl als zwischen dem Juristen- und Soldatenstande schwebte meinen Eltern kaum

Digitized by Google

vor, würde für mich auch schwerlich gepaßt haben. So mag es zusammenhängen, daß Vater, als ich nach Wichard's Abreise meinen Wunsch, Soldat zu werden, aussprach, mich nicht wie früher mit einer kurzen Bemerkung abwies. Daß für mich von allen Militärdiensten nur der hannoversche in Betracht kam, verstand sich sowohl nach den Ansichten meiner Eltern, wie auch nach meiner Vorstellung ganz von selbst. Zwar hatten die Aeußerungen des Capitäns zu Gunsten der preußischen Armee sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, zwar wählten Viele aus den kleinen deutschen Staaten den österreichischen Dienst, den auch Wichard's Onkel für diesen empfohlen hatte; aber meine Eltern und, ich kann wohl sagen, auch ich schon, waren zu sehr Hannoveraner, um hieran für mich zu denken.

Im Herbst dieses Jahres 1851 erkrankte unser achtzigjähriger König. Daß nach ihm der Kronprinz die Regierung wirklich selbst übernehmen werde, war schon länger nicht mehr zweifelhaft, obgleich dessen vollständige Blindheit seit vielen Jahren für unheilbar galt. Zwar wurden noch immer berühmte Augenärzte zu Rathe gezogen, auch Heilkünstler problematischen Charakters im Geheimen consultirt. Aber der König wußte, daß seinem Erben die Sehkraft nicht wiedergegeben werden konnte.

Die Geburt des gesunden Enkels eröffnete dem greisen Monarchen die freudige Aussicht der Fortdauer seines Geschlechts auf dem Throne. Vielleicht war dieses Kind das einzige Wesen, welches Ernst August zärtlich geliebt hat. Dem jungen Prinzen die Krone zu sichern, war sein innigstes Bestreben und verhängnißvoll glaubte er, daß dies am zuverlässigsten erreicht werde, wenn nach seinem Tode der Vater des Kindes regiere.

Die hohe Meinung von der königlichen Souveränität, die bei Georg V. sich später zu einem Wahne steigerte, besaß auch der König Ernst August. Aus ihr entsprang seine Abneigung gegen eine Regentschaft, von welcher er fremde Einflüsse befürchtete. Man sagte, er habe mit Erfolg Schritte gethan, die Einsprache anderer Höfe gegen die Regierungsfähigkeit seines Sohnes zu verhindern. Hiermit hätte er selbst das Mittel verworfen, welches wahrscheinlich seinem Enkel das Königreich erhalten haben würde.

Der Kronprinz Georg schätzte seine Mission außerordentlich hoch. Der Stolz des Welfen, das Gefühl, zu absoluter Macht geboren zu sein, trat neben seinem scharfen Verstande und seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit oft hervor.

Der blinde Fürst wählte eine Gemahlin aus dem alten sächsischen Geschlecht der Herzoge von Altenburg. Er hat sie nur gesehen, als Beide Kinder waren. Die Kronprinzessin Marie war sehr einfach aufgewachsen,

Digitized by Google

zu einer Königin nicht erzogen, für ihre schwere Lage zu wenig begabt; ohne Neigung, sich das, was ihr fehlte, mit persönlicher Mühe anzueignen. Als Kronprinzessin waltete sie schlicht und bürgerlich in ihrem Hause. Bei großem Ceremoniell war sie befangen, die Repräsentation scheute sie. Bei ihrem Schwiegervater kam sie erst in Gnade, als sie den Sohn geboren hatte. Zwanglose Belustigungen liebte sie; üblere Nachrede gegen sie blieb immer unbegründet. Sie war eine treue Gattin und zärtliche Mutter. Ihre Fehler waren passiver Natur. Sie stellte die Bescheidenheit der Frau höher als die ernsten Pflichten einer Königin.

Dem Thronwechsel, welchen Viele, die von des alten Königs Härte gelitten hatten, ohne Trauer erwarteten, sah mein Vater mit großer Besorgniß entgegen. Ich habe später von ihm erfahren, daß die schlimmeren Zustände, welche er für die Verwaltung des Landes fürchtete, ihn von seinem ursprünglichen Wunsche, mich dereinst als Juristen zu sehen, ablenkten und meinem Plane, Officier zu werden, geneigt machten. Er glaubte nämlich, daß die Armee von der mißlichen Lage, in welche der blinde König den Staat bringen könnte, nicht getroffen würde, weil sie außerhalb der Politik stehe.

Ernst August bewahrte seine volle Energie auch in seiner Krankheit bis zum letzten Augenblick. Am 18. November 1851 überwältigte ihn der Tod.

Georg V. trat die Regierung an und übernahm auch das Commando der Armee.

Nach einiger Zeit wollte der neue Herrscher die Behörden empfangen und meines Vaters Stellung verlangte, daß er sich hierzu nach der Residenz begab. An dem festgesetzten Tage fand er sich in dem Palais zu Hannover ein, wo die Herren ihrem Range gemäß geordnet wurden. Vaters Platz war etwa in der Mitte dieser Reihe. Er hatte Zeit genug, den König, welcher am Arm eines Flügeladjutanten ging, zu beobachten. Georg V. war ein schöner Mann. Seine hohe, kräftige und ebenmäßige Gestalt überragte Alle. Er hielt sich sehr gerade; wie Blinde, die mit den Füßen tasten wollen, etwas nach hinten übergeneigt. Seinen schönen Kopf trug er stolz aufwärts, ebenfalls etwas nach hinten und ein wenig nach der Seite, als wollte er mit seinen Ohren sicherer erfassen, was seine Augen nicht wahrnehmen konnten. Sein fein geschnittenes Gesicht hatte einen Ausdruck, der zuversichtlich erscheinen wollte und dennoch das traurige Gefühl des körperlichen Gebrechens verrieth. Den Augen sah man die

Digitized by Google

vollständige Blindheit an. Die Züge deuteten auf Verstand, jedoch auch auf einen starren Sinn.

Die Minister stellten ihre Untergebenen vor. Der König blieb bei Jedem stehen und sprach eingehend. Seine Stimme war klangvoll und weich, mit einer hohen Färbung. Die Redensart: „Ich habe Sie lange nicht gesehen", „Ich sah Sie zuletzt da und da" und ähnliche kamen oft vor.

Da der König mit Jedem lange gesprochen hatte, so war es sehr auffallend, daß er, als meines Vaters Namen genannt wurde, eine kurze aufrichtende Bewegung machte und, ohne ein Wort zu sagen, zu dem folgenden Herrn schritt, mit welchem er wieder einiges sprach.

Nach Beendigung des Empfanges vermied Vater, über den Vorfall zu reden und fuhr gleich nach seinem Hotel. Dahin überbrachte ihm Nachmittags ein Königsgensdarm einen Brief des dienstthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät, worin Vater für den folgenden Tag zu der Vorstellung einer Landesbehörde, die ihren Sitz in der Residenz hatte, nach dem Palais befohlen wurde. Vater mußte sich erst besinnen, daß er dieser Behörde überhaupt angehöre. Dies fand nur insofern statt, als für jede Provinz ein Beamter bestimmt war, dessen Mitwirkung in streitigen Fällen von jener Behörde in Anspruch genommen werden konnte. Vater wußte, daß die in gleicher Beziehung stehenden Männer der anderen Provinzen nicht anwesend waren, mußte aber dem Befehle nachkommen und begab sich andern Tages wieder nach dem Palais, wo der schon anwesende Minister ihn offenbar nicht erwartete. Der König war heute im höchsten Grade gnädig gegen meinen Vater, mit dem er sich länger, als mit einem der anderen Herren unterhielt.

Später erfuhr Vater den Zusammenhang. Als sein Name an jenem ersten Tage genannt wurde, erinnerte sich der König, der ein ungewöhnliches Gedächtniß besaß, daß der vor ihm stehende Mann im Revolutionsjahre 1848 in das Ministerium Stüve hatte eintreten sollen. Das genügte ihm, um seine Abneigung auszudrücken. Nachher hatte man ihm die Sache erläutert und er wollte nun, da er im Anfange seiner Regierung noch nicht in dem Grade wie später an einer vorgefaßten Meinung festhielt, sein Versehen sogleich gut machen, wozu er den oben beschriebenen Weg eingeschlagen hatte.

Vater hatte seine Anwesenheit in der Residenz benutzt, um hinsichtlich meines Eintritts in die Armee Erkundigungen einzuziehen. Der Chef der Cadettenanstalt war ihm persönlich befreundet. Diese Anstalt war in ihrer Art vortrefflich, konnte aber das, was eine Gymnasialbildung gewährt,

Digitized by Google

nicht ersetzen. Ich besaß mehr Kenntnisse, als für die unterste Classe gefordert wurden und das Ueberschlagen der letzteren erachteten die Militärbehörden nicht für erwünscht. Sie eröffneten dagegen meinem Vater die Aussicht, daß mich später ein in der Residenz garnisonirendes Regiment als „Volontär" aufnehmen werde.

Im Gymnasium erreichte ich die Reife zur Universität, welche Vater für werthvoll hielt, voraussichtlich früh. Er brauchte auch nicht darauf zu sehen, welcher Weg der weniger kostspielige sei, und Alles, was das Familienleben für die Ausbildung eines Jünglings thun kann, gab unser Haus. Weshalb also sollte man mich vorzeitig fortschicken?

Vater theilte seinen Entschluß dem Rath mit, der nun mit den Seinigen Alfreds künftigen Beruf erwog. Der Rath hatte in den Kriegsjahren eine Vorliebe für das hannoversche Militär gewonnen, welches, wie er glaubte, noch einmal für Schleswig-Holstein kämpfen müsse. Dies und die Freundschaft zu mir trug wohl am meisten dazu bei, daß Alfred, der seine vom Schicksal hart betroffenen Eltern am liebsten niemals verlassen hätte, nun auch wünschte, nach bestandener Abiturientenprüfung die militärische Laufbahn in der Residenz zu beginnen.

Der Baron hielt für Wichard, der auf dem Gute keine Altersgenossen besaß, den baldigen Eintritt in das Cadettencorps für rathsam und brachte ihn im folgenden Frühjahr in die hannoversche Cadettenanstalt. Um dieselbe Zeit wurden Alfred und ich confirmirt.

Da wir nun wußten, welchen Lebensweg wir nehmen sollten, auch in den Classen des Gymnasiums immer zusammen blieben, so vereinten wir unser Bestreben, schnell vorwärts zu kommen und arbeiteten viel zusammen. Gewöhnlich fand Alfred sich dazu in unserem Hause ein, und meine Schwester behandelte ihn bald nicht anders als mich. Sie zog ihn, der für Alles, mit Ausnahme der Musik, Talent hatte, wohl gar vor. Er belustigte sie mit seiner Gabe, aus dem Stegreif Verse zu machen, indem er ihre Fragen in Reimen beantwortete oder die Aufgabe ihrer Lehrerin in drolligen Versen erläuterte. Auch zeichnete er sehr hübsch und schenkte seine Bilder gewöhnlich meiner Schwester. Nicht minderes Talent besaß er für das Komödienspiel. Er brachte mit Leichtigkeit in unserer oder seiner Eltern Wohnung eine Bühne zu Stande, wo dann auch Clotilde kleine Rollen übernehmen mußte. Sie war ein fröhliches Kind, von natürlicher Anmuth und mit einem allerliebsten Gesichtchen.

Das Gut im Kehdingschen besuchten wir seltener, als früher; meine Großmutter, die ihren Wohnsitz dort behalten hatte, kam oft und für

Digitized by Google

längere Zeit zu uns. Das Gut gehörte jetzt Onkel Georg, welcher den Staasdienst verlassen und die Verwaltung seines Besitzes übernommen hatte. Ich fuhr nicht mehr so gern dahin, weil ich in der Stadt meinen Freund Alfred zurückließ und Onkel Georgs vier Kinder jünger als ich waren und mich nicht anzogen.

Eine sehr glückliche Zeit verlebten Alfred und ich in Wichards Gesellschaft auf dem Gute seiner Eltern. Seit meinem ersten Besuche waren sechs Jahre verflossen und Manches hatte sich verändert. Christian und Friedrich glichen Wichard, wie er damals war; nur schien Friedrich weniger kräftig und lustig zu sein. Auch Adele war für ihr Alter groß. Die blonden Locken, die ihr früher wild um den Kopf hingen, trug sie jetzt wohl geordnet. In ihrem hellen kurzen Kleide, unter einem breitrandigen Strohhut mit bunten Bändern sah sie ungemein zierlich aus. Wenn wir zusammen spazieren gingen, war sie bemüht, Alfred und mir Freundlichkeiten zu erweisen. Seinen Reimereien hörte sie mit Aufmerksamkeit zu und schien, wenn sie ihnen Beifall gespendet hatte, durch vermehrte Liebenswürdigkeit gegen mich zu bezwecken, daß ich mich nicht zurückgesetzt fühle.

Der Baron und die Baronin hatten die dänischen Verwandten, mit welchen der Briefwechsel nur eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen vermochte, nicht wiedergesehen.

Wenige vom holsteinischen Adel, aber leider gerade die näheren Nachbarn, waren mit der jetzt eingetretenen politischen Ordnung, welche demnächst einen Prinzen aus dem Hause Holstein auf den dänischen Thron bringen sollte, zufrieden, in der Hoffnung, nach dem Tode Friedrichs VII. wie früher in Dänemark zu regieren. Der Baron wollte den unrechtmäßigen Zustand nicht anerkennen. Die von einer wilden Presse beherrschte Regierung in Kopenhagen war ihm zuwider. Und daß die Dänen fortgesetzt die Verträge brachen, verdroß ihn. Er glaubte an die göttliche Gerechtigkeit und hielt den gegenwärtigen Zustand für unhaltbar, eine Versöhnung der Herzogthümer mit dem treulosen Dänemark für unmöglich.

Bei diesem verschiedenen politischen Standpunkte fand ein erfreulicher Umgang in der Nachbarschaft nur mit der Familie eines Herrn von Eichborn statt, der auch eine Tochter in Adelens Alter besaß. Und oft klagten Wichards Eltern über Einsamkeit. Der Capitän war immer beschäftigt. Er unterrichtete Christian und Friedrich in der Mathematik, den Naturwissenschaften und im Zeichnen; und da er mittelst des hölzernen Beines an einem Stocke mühelos ging, so durchwanderte er Gut und Dorf, immer

Digitized by Google

zu rathen bereit. Die Zeit des Pastors war durch sein Amt und durch den Unterricht, welchen er Wichards Brüdern ertheilte, die der Pastorin durch ihre vier kleinen Kinder in Anspruch genommen.

Nun hatte in dem Walde, der an den See des Schloßparks stieß, ein Bestand alter Bäume gefällt werden müssen. Dadurch war in der schönsten Aussicht, welche man vom Schlosse hatte, eine häßliche Lücke entstanden. Der Baron wollte letztere auf's Neue zu Wald anschonen lassen. Der Capitän widerrieth dies. Es sei ein überreicher Waldbestand vorhanden, und die jetzige Generation würde es nicht erleben, daß die neuen Bäume die Lücke deckten. Er schlug vor, an jener Stelle ein zierliches Wohnhaus zu errichten, welches sowohl vom Schloß einen neuen hübschen Anblick gewähren, als selbst auf das Schloß eine schöne Aussicht haben würde. Dahinter sei für Garten und Haushaltungsräume genug Platz vorhanden. Das Ganze wäre eine angenehme Wohnung, für die sich gewiß so viele Liebhaber finden würden, daß der Baron unter letzteren wählen und auf diese Weise eine erwünschte Nachbarschaft gewinnen könne. Der Capitän hatte sogleich einen Riß entworfen, auch zwei landschaftliche Aquarelle gemalt: die Ansicht vom Schloß auf das neue Haus und hinwieder von diesem auf das Schloß. Der Baronin gefiel der Vorschlag; auch dem Baron schien er zuzusagen. Er hatte den Riß und die Bilder an sich genommen und beschäftigte sich mit diesem Gedanken. Eines Tages, als der Capitän sich neben uns Freunde im Park auf dem Platz zunächst am Schlosse niedergelassen hatte, kam auch Wichards Vater. Er hatte die Bilder mitgebracht und zeigte sie, ohne eine Erklärung zu geben. Wichard besah sie schweigend und sagte dann: „Wie hübsch! Wann wird das Haus fertig? Sieh', Ernst!" und er reichte mir die Bilder. Alfred schien, indem er sie nun mit mir betrachtete, verstimmt zu werden, weshalb ich ihn, als wir allein waren, fragte: „Hat es Dich verletzt, daß Wichard die Bilder mir, nicht Dir reichte?"

„O nein!" antwortete er. „Wir Drei sind einer, vornehmer keiner. Der Plan, dorthin ein Wohnhaus zu bauen, gefällt mir nicht. Schlägst Du Gottes Bäume um, pflanz' sie neu zu seinem Ruhm!"

„Der Baron erklärte ja, daß er zu viel Wald habe."

„Und zu wenig Nachbarschaft", fiel Alfred ein. „Nachbarschaft Kummer schafft."

Ich redete nicht weiter, sondern ließ ihm seine launenhafte Meinung. Gleich darauf war er gegen Wichard herzlich wie immer.

Digitized by Google

Meine beiden Freunde glichen sich in der Treue und Geradheit. Aber Wichard hatte niemals solche Launen wie Alfred, dessen Gemüth freilich auch ernster, wie sein Verstand schneller und schärfer war.

Eine neue Bekanntschaft, welche wir auf dem Gute machten, kann ich nicht unerwähnt lassen. Während des ersten Gottesdienstes hatte das Orgelspiel mir ungemein gefallen, so daß ich Wichard fragte, ob die Orgel oder der Organist neu sei?

„Beide, wenn Du willst", antwortete er. „Vor zwei Jahren starb der alte Cantor. Die Stelle wurde in den Zeitungen ausgeboten. Da kam eines Tages ein kleines Männchen, unser jetziger Cantor Zephirius, zu dem Pastor mit der Bitte, unsere Orgel probieren zu dürfen. Er ist ein alter Junggeselle, ein geborener Flensburger und dort Organist gewesen, bis die Dänen ihn absetzten. Da hat er seine Vaterstadt zum ersten Male verlassen und ist in Hamburg Clavierlehrer geworden. Als er aber erfuhr, daß hier ein Cantor gesucht wurde, hat seine Liebe zu dem alten Stande über die behagliche Lage, die er in Hamburg erworben hatte, gesiegt. Der Klang unserer Orgel gefiel ihm so sehr, daß er die Stelle annahm unter der Bedingung, daß jene nach seiner Vorschrift gründlich reparirt werde, und darauf ist Vater eingegangen."

An einem Wochentage hörten wir, an der Kirche vorbeikommend, die Orgel spielen. Wir traten ein und stiegen zu Zephirius hinauf. Als er uns kommen sah, unterbrach er das Spiel, schob respectvoll an dem schwarzen Sammetkäppchen, welches den kahlen Kopf bedeckte, und sah uns mit seinen großen Augen gutmüthig an. Alfred stellte sich ihm als seinen Landsmann vor, der gleichfalls von den Dänen vertrieben sei, wogegen Zephirius ihn fragte, ob er Clavier spiele. Als Alfred dies verneinte, schien der kleine Mann weniger Antheil an ihm zu nehmen und richtete dieselbe Frage an mich. Meine Antwort, daß ich Unterricht im Clavierspiel habe, erfreute ihn und trug mir seine Einladung, ihn zu besuchen, ein.

Hierzu kam es diesmal nicht mehr. Der Tag unserer Abreise war da. Vater und der Rath wollten mit uns in Hamburg zusammentreffen und nach Hannover fahren, um uns dort vorzustellen und unseren für das nächste Frühjahr in Aussicht genommenen Eintritt in den Militärdienst vorzubereiten.

Wichards Eltern und Geschwister, alle Freunde und Angehörigen des Gutes waren uns zum andern Male so vertraut geworden, daß es uns vorkam, als verließen wir eine zweite Heimath.

Digitized by Google

In Hannover wurde der Zweck schnell erreicht. Nach wenigen Tagen waren wir zu Hause wieder in regelmäßiger Schulthätigkeit. Indem wir unsere Arbeiten, auch unsere Spaziergänge zusammen machten, verlief uns der Winter rasch und ohne bemerkenswerthes Ereigniß. Nur eines Tages im Februar gedenke ich noch.

Der Eisgang in der Elbe hatte uns nach Brunshausen gelockt. Ein heftiger Ostwind beschleunigte die Bewegung der mächtigen Eismassen, die mit der Ebbe tobend abwärts jagten. Wir standen auf dem Deiche, ich hatte meinen Arm auf Alfreds Schulter gelegt, wir stützten einander gegen den Sturm, sahen dem gewaltigen Treiben zu und lauschten seinem Getöse. Die Schollen schoben und drückten an den Steinblöcken zu unseren Füßen, als wollten sie uns hinweg räumen; und weiterhin in der Strömung stießen die folgenden die vorderen und thürmten sich auf, bis sie krachend zusammenstürzten.

Mir fielen die Verse ein:

Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
Und sah'n es aufgerissen sich erheben —

und ich sprach sie vor mich hin. Der Freund hatte sie trotz des Lärms verstanden. Er machte sich plötzlich mit einer abweisenden Bewegung von mir los. Ich sah ihn verwundert an. Er sagte:

„Jahr um Jahr derselbe Streit, arges Lärmen, ärger Leid. Immer bleibt's beim Alten."

Da ich schwieg, wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer und fuhr fort:

„Dort, wo meine Heimath war, hartes Kämpfen Jahr um Jahr. Immer blieb's beim Alten!"

„Ein politisch Lied", sagte ich.

„Dein Chamisso hat mich darauf gebracht", entgegnete er und lenkte, zur Unterhaltung nicht mehr geneigt, die Schritte heimwärts.

Um Ostern erhielten wir nach glücklich bestandenem Examen unsere Zeugnisse der Reife für die Universität. Nun trafen die Eltern die Vorbereitungen, das wir im Mai wohl ausgerüstet abreisen könnten.

Alfreds gute Mutter ließ sich den Schmerz der Trennung von dem einzigen Kinde nicht merken. Aber er begriff ihn und war nicht so froh wie ich. Doch freuten wir uns Beide darauf, in einen Beruf einzutreten und mit Wichard wieder vereint zu werden, wenn auch nicht in demselben Regiment, so doch in derselben Garnison. Er war soeben Fähnrich in

Digitized by Google

der Garde geworden und vor dem Eintritt in den Truppendienst für einige Wochen zu seinen Eltern beurlaubt.

Ich fuhr noch einmal nach dem Kehding'schen Gute, um der alten Großmama, welche letzteres nicht mehr verließ, Lebewohl zu sagen.

Da Alfred und ich vor meinem Geburtstage nicht abzureisen brauchten, so wollten meine Eltern diesen zu einem recht fröhlichen machen und luden die Freunde zu einem ländlichen Feste im „Alten Lande" ein, dem fruchtbaren Bezirk an der Elbe zwischen Stade und Harburg, aus dem die „Alenner Kerschen" weit versandt werden. Es war die Kirschblüthzeit. Das Wetter versprach das Fest zu begünstigen. Alle wollten kommen, der Baron mit den Seinigen schon Tags vorher. Wie fuhren nach Brunshausen, um sie bei der Ankunft des Hamburger Dampfers zu empfangen. Schon von Weitem winkten Wichard und seine Brüder mit den Mützen, Adele mit einem weißen Tuche uns Grüße zu. Sie sprang, als die Brücke angelegt war, an ihren Brüdern vorbei, machte vor den Eltern ihre graziösen Knickse und beeilte sich, Alfred und mir, dann auch meiner Schwester die Hand zu reichen. Sie war so lebendig, heiter und hübsch, daß ich, sie ansehend, fast vergaß, die Freunde zu bewillkommen.

Es wurde eine lustige Fahrt andern Vormittags bei sonnigem Wetter nach Steinkirchen an der Lühe. Onkel Georg mit Tante Anna und ihren Kindern waren eingetroffen, die Bankwagen fuhren vor, es ging an die Vertheilung der Plätze. Wir drei jungen Freunde wurden dem Wagen zugewiesen, worin Tante Anna mit ihrer Tochter, dem Backfisch Cordula, Platz genommen hatte. Wichard hob seine und meine Schwester auf denselben Wagen. Endlich fuhr die Gesellschaft in großer Fröhlichkeit davon. Cordula gab sich Mühe um Wichard, der sich jedoch lieber in das kinderhaft scherzende Gespräch mischte, welches Alfred mit Adele und Clotilde führte. Mehrere Male zog Adele mich in die Unterhaltung mit ihren Rufen: „Ernst, hast Du den Vers gehört, den Alfred eben machte?" und ähnlichen. Sie war überaus lustig, Clotilde stiller als sonst, Cordula sehr gesprächig, aber nicht amüsant, wie Adele. Als ich die drei jungen Mädchen betrachtete, sah ich, wie viel zierlicher die Gestalten der beiden jüngeren, wie viel feiner ihre Züge, als die Cordulas waren, die ihren Geschwistern, besonders dem vierzehnjährigen Jobst glich und wie dieser breit von Körper und Gesicht war.

Wir fuhren auf ebenen Wegen, im Schatten der über uns sich vereinigenden Zweige wie im Laubengange eines Gartens. Im Gebüsch an den Wassergräben schlugen die Nachtigallen und eifrig bei der reich-

Digitized by Google

lichen Blüthenmenge arbeiteten die Bienen. Vater im vordersten Wagen leitete den Zug nicht gleich nach dem Orte, wo unter den Bäumen das Mittagsmahl eingenommen werden sollte, sondern vorher nach dem Punkte, wo die Lühe in die Elbe fließt. Hier lud er die Gesellschaft ein, den Elbdeich zu besteigen.

Das lohnt wohl der Mühe! Man hat den stolzen, von großen und kleinen Schiffen belebten Strom vor sich und gegenüber, von der Mittagssonne beleuchtet, die Blankeneser Höhen, geziert mit Schlössern und Thürmen, und an den Berglehnen wie Nester hängend die Fischerdörfer.

Wendet man sich nun um, so hat man in der Frühlingszeit ein ganz anderes Bild, welches Jeden, der es zum ersten Male sieht, überrascht. Wie eine Schneedecke auf grünem Walde oder wie ein weißes Tuch, weiß mit grünen Blättchen darauf, breitet sich das Blüthendach von Baum zu Baum weithin, rechts, links, vorwärts. Ueberall die größte Ruhe. Hier und da steigt aus niedrigem Schornstein dunkler Rauch, dem man zürnen möchte, daß er das blendende Weiß verdirbt. Die höheren Häuser heben neugierig das rothe Dach aus der Decke, als wollten sie sich den lustigen Blüthentanz rund um ansehen. Und auf jedem dieser Dächer ist ein großes Nest, die Residenz des Schutzpatrons.

Die Gesellschaft gab sich behaglich diesem eigenthümlichen, reizenden Anblick hin. Kein Laut unterbrach die Stille, bis ein Storch klapperte.

„Wo ist er?“ „Wo ist er?“ fragten die Kinder. Man fand ihn nicht sogleich.

„Wißt Ihr, weshalb der Storch klappert?“ fragte Alfred.

„Er ruft seine Frau,“ erklärte Jobst.

„Mag sein,“ erwiderte jener; „doch weiß ich noch eine andere Erklärung.“

„Erzähle!“ bat Adele und faßte seine Hand.

„Dort steht er. Er trägt den langen Hals so hoch, er will gesehen und bewundert werden. Der Hals ist aber weiß, wie die Kirschblüthen und man sieht ihn nicht. Nun schlägt das eitle Thier mit seinen schwarzen Flügeln und stellt sich gerade auf seine rothen Beine. Das hilft ihm alles nicht; denn auch der Schornstein ist schwarz und das Dach ist roth. So wird er nicht gesehen. Und darum schnattert er.“

„Es ist richtig. Hierdurch hat er sich uns bemerklich gemacht,“ äußerte Cordula.

Digitized by Google

„Nun stand ein Mann hier auf dem Deich, dem ging es mit dem Storch wie uns," fuhr Alfred fort, „und ein Altländer Bauer stand bei ihm. Du Schwätzer, so schalt der Mann den Storch, solltest stillschweigen. Du nutzest weniger, als die Blüthen auf den Bäumen und die Fische im Wasser und die sind doch stumm. Da sprach der Bauer: Lassen Sie mir den Vogel in Ruhe, der bringt dem Alten Lande Glück —"

„Und Kinder!" rief Onkel Georg aus der Gruppe der Erwachsenen. „Von den vielen Störchen kommen die vielen Menschen im Alten Lande."

Einige lachten.

„Wir haben im Kehding'schen nicht so viele Menschen," sagte Jobst, „aber mehr Hasen und Rebhühner. Die Störche sind Räuber, sie fressen die jungen."

Jetzt bestieg man die Wagen wieder zur Vollendung der Fahrt nach dem nahen Steinkirchen. Dort blieben wir zu unserem vollkommenen Vergnügen bis zum Abend. Es war ein schöner Tag, für Alfred und mich ein wohlgelungenes Abschiedsfest.

Wenige Tage darauf verließ ich mit ihm meine liebe kleine Vaterstadt.

3.

In Hannover war für Alfred und mich eine Wohnung in dem gut empfohlenen Hause eines Hoffattlers gemiethet. Derselbe empfing uns in Hemdsärmeln, mit dem Schurzfell bekleidet, das Werkmesser in der Hand, nicht eben mit ausgesuchter Höflichkeit. Seine dicke Frau mit weißer Schürze war manierlicher. Sie stieg mit uns die schmale steile Treppe hinauf, um uns in unsere Wohnung zu führen, welche drei Stuben enthielt und die Front des Hauses einnahm. Ueber dem Sopha hingen die Porträts des Königs Georg und der Königin Marie, Steindrucke nach L'Allemand. Die Zimmer waren so hoch, daß auch der große Wichard, selbst unter den Deckbalken, aufrecht stehen konnte. Im Ganzen bemerkte Alfred nicht mit Unrecht, daß wir in Stade besser gewohnt hatten. Indeß wir waren doch in der Residenz und die Einrichtung war genügend und sehr reinlich. Wir legten uns in die Fensterbank und blickten auf die enge Straße hinab, die uns ebenfalls an Stade erinnerte. Drei oder vier größere Gebäude abgerechnet, waren alle Häuser ungefähr so klein, wie das unseres Hoffattlers. Nur wenige Menschen gingen auf der Straße und gewöhnlich begrüßten sich die einander begegnenden, ein Zeichen, daß viel persönliche Bekanntschaft unter den Einwohnern bestand.

Digitized by Google

Als wir demnächst ausgehen wollten, fanden wir den Hoffattler in der Hausthür im Gespräch mit seinem Nachbar, dem Buchbinder. Alfred redete sie mit der geschickten Frage nach der Einwohnerzahl der Residenz an.

„Getellt sinn wi nu lange nich," antwortete unser Wirth. „In dem Unglücksjahre 1848 hatten wir 44,000. Jetzt sollen es 50,000 sein."

„Wir sind gewaltig im Zunehmen," bemerkte der Buchbinder.

Alfred machte hierauf ein Zeichen des Erstaunens. Dann sagte er: „Hannover ist eine schöne Stadt."

Der Buchbinder warf einen forschenden Blick auf ihn und entgegnete: „Diese Straße just nich."

Der Hoffattler aber sagte: „Sehen Sie den neuen Stadttheil! Der ist prächtig. Hannover ist eine der schönsten Städte der Welt."

Er meinte dies wirklich so, hatte aber, seit er vor vielen Jahren auf seiner Handwerkswanderung bis Straßburg gekommen war, nichts Anderes gesehen. Alfred und ich kannten Hamburg und mußten uns sagen, daß dort ein viel regeres Treiben und großartigere Anlagen seien. Hannover war ein stiller Ort, in welchem die Menschen gemächlich gingen, als hätten sie viel Zeit übrig, während in Hamburg Jeder eilt, als sei ein Vermögen in Gefahr. Dagegen machten die äußeren Straßen, besonders die Friedrichstraße mit den freundlichen Parkanlagen und dem hübschen Blick über die Wiesen nach dem Deisterberge und die Georgstraße mit dem neuen Hoftheater und den anstoßenden freien Plätzen einen gefälligen, vornehmen Eindruck, und die Equipagen mit den schönen Pferden und reichen Livreen, zahlreiche Militär-Wachen und -Posten, im Innern der Stadt auch einige elegante Kaufläden ließen wohl erkennen, daß man sich in einer Haupt- und Residenzstadt befand.

Unser Eintritt in die Armee fiel in die Zeit, als der Krieg zwischen Rußland und der mit den Westmächten verbündeten Türkei auch Deutschland in die Verwickelung ziehen konnte. Der Bundestag hatte die deutschen Staaten zu erhöhten Leistungen veranlaßt, eine regere militärische Thätigkeit war eingetreten. Unter den Eindrücken des Kampfes vor Sebastopol betrieben wir unsere Ausbildung um so eifriger.

Den ersten Recrutenunterricht hatten wir noch in unseren Civilkleidern. Unser Instructor, ein Sergeant, der sehr bestimmt, aber freundlich und wohl gesittet war, gab uns einige Dienstbücher mit nach Hause, in denen wir fleißig studirten. Da Königsgeburtstag und mit ihm die große Parade nahe war, bereiteten wir uns auf letztere, die wir selbst noch nicht mitmachen konnten, aber unter Aufsicht unseres Sergeanten

Digitized by Google

ansehen sollten, insofern vor, als wir die Anordnung und den Verlauf derselben in dem Reglement lasen.

„Hier steht: die Musik spielt God save the King. Das ist recht deutsch!“ rief Alfred. „Freilich steht Heil unserm König! Heil! davor. Was soll das!“

„Eigentlich heißt es God save the King,“ erwiderte ich. „Unsere Truppen haben es aus dem englischen Dienst.“

„Die Preußen nennen es Heil Dir im Siegerkranz,“ sprach Alfred mürrisch vor sich hin und las weiter.

Am 27. Mai, Königsgeburtstag, zogen wir in unserer Wohnung zum ersten Mal die Uniform an, die, wie wir uns gegenseitig versicherten und bei dem Blick in den Spiegel auch selbst fanden, uns gut stand. Wir schnallten das Seitengewehr um und setzten den vom König Ernst August eingeführten preußischen Helm auf. An ihm befand sich statt des Adlers das hannoversche weiße Pferd in Silber und darunter das Motto, welches die Namen der Kriegsschauplätze oder Schlachten enthielt, wo das Regiment mit Auszeichnung gefochten hatte. „Waterloo“ kam in den meisten, „Peninsula“ in vielen Mottos vor.

Nun stiegen wir, uns vorsichtig bückend, die Treppe hinunter und wurden unten von unserem Hauswirth, diesmal freundlich, begrüßt. „So maak eck Sei lieen!“ sagte er. „So mag ich Sie leiden, in des Königs Rock! Ich werde nicht ermangeln, bei der großen Parade zu erscheinen.“

Vor der Caserne erwartete uns unser Sergeant. Er musterte unseren Anzug, war mit demselben zufrieden und führte uns in die Nähe des Eingangs zum Waterlooplatz, nahe vor die dichten Reihen der Zuschauer. Hier hatten wir die Paradeaufstellung vor uns und sollten mit anderen bereits aufgestellten Posten das weitere Vordringen des Publikums verhindern.

Der Waterlooplatz in seiner festlichen Ausstattung imponirte mir sehr. Auf den Casernen und dem neuen Zeughause wehten Fahnen, die Fenster dieser Gebäude waren mit bunt gekleideten Damen besetzt. Den Leibnitz-Hügel hinan stand Kopf an Kopf, selbst die Gallerie oben an der Waterloosäule war voll Menschen.

Den rechten Flügel der Paradeaufstellung bildete die in goldenen Küraſſen glänzende Garde-du-corps. Ihr dicker Pauker sah auf seinem reich geschirrten Rappen noch über die großen silbernen Pauken gewaltig hervor. In einigem Abstande von ihm hielt ein noch dickerer General.

Digitized by Google

Er hatte ein weißes Taschentuch in der Hand, mit dem er sich den Schweiß von dem Gesicht wischte.

„Das ist der General-Inspecteur der Cavallerie," erklärte unser Sergeant, „Herr General Graf von der Decken. Er hat schon als junger Officier bei Kings german legion in Spanien sich einen Namen gemacht und nachher eine Prinzessin geheirathet. Der Herr General der jetzt auf ihn zu reitet, ist der Kriegsminister von Brandis, auch ein Legionär."

„Der hat kein deutsches Gesicht," meinte Alfred. Der Kriegsminister hatte dunkele, etwas finster blickende Augen, scharf geschnittene Züge und einen gelblichen Teint.

An die Cavallerie schloß sich die Infanterie. Rechts neben ihr auf einem schönen Pferde hielt ein General von kleiner Gestalt, aber sehr vornehmer, leichter Haltung. „Das ist der berühmte Halkett, der Herr General-Inspecteur der Infanterie," sagte der Sergeant. Wir betrachteten den General Halkett, der 1848 die Hannoveraner in Schleswig-Holstein commandirt und die Sympathie der Schleswig-Holsteiner im höchsten Grade gewonnen hatte, mit dem lebhaftesten Interesse. Seine außerordentliche Tapferkeit, sein ritterliches Wesen, seine herzliche, das Englische nicht verleugnende Sprache hatten ihn populär gemacht.

„Sie wissen wohl schon, daß er bei Waterloo den General Cambronne nahe vor der Front der französischen Garden gefangen genommen hat," fuhr der Sergeant fort. Wir bejahten dies durch Nicken mit dem Kopfe.

„In Schleswig hat er ein Wettrennen mit dem General Wrangel gewonnen," sprach eine Stimme aus dem dicht aufdrängenden Volk hinter uns. Es war unser Hofsattler, der festlich im Frack gekleidet war und jetzt den Sergeanten begrüßte, indem er seinen Cylinderhut an dem hinteren Rande erfaßte und etwas lüftete. Er nahm den Hut, wahrscheinlich um die Vorderseite zu schonen, immer so ab.

„Guten Tag, Herr Hofsattler!" erwiderte der Sergeant. „Nun ja, man kann dies wohl sagen. Die Sache verhält sich so," fuhr er uns belehrend fort. „Halkett ist zwar nicht Cavallerist, aber er reitet besser, als irgend sonst wer. In Schleswig hat ihn der preußische General von Wrangel, der ein tüchtiger Cavallerist ist und von Halkett's Reiten gehört hatte, gebeten, eine Recognoscirung mit ihm zu machen, und sich schon gerühmt, er würde Halkett müde reiten. Aber je länger sie ritten, je munterer wurde dieser. So waren sie in der schärfsten pace den ganzen Tag geritten und Abends spät an Wrangel's Quartier gekommen.

Digitized by Google

Da hatte Wrangel gesagt: „Lieber Sir Halkett, Sie müssen müde sein, bleiben Sie diese Nacht bei mich.“ Worauf Halkett antwortete: „O nein, ich danke. Ich habe in mein Hauptquartier zu thun. Es sind ja nur sechs Meilen dahin!“ Und so war er davon gejagt.

Vor der Waterloosäule stand im rechten Flügel gegen die vorhin beschriebene Truppenlinie die Artillerie mit ihren bespannten Geschützen. Jetzt schlug es von dem alten, über das Residenzschloß hervorragenden Marktthurm zwölf Uhr. In demselben Moment begannen alle Glocken der Stadt zu läuten und eine hinter der Waterloosäule aufgestellte Batterie Salut zu schießen. „Nun geben Sie Acht,“ sagte der Sergeant, „wie schnell die schießende Batterie, wenn die hundert und ein Schüsse heraus sind, in die Paradeaufstellung einrückt.“

„Ja, da steckt unserem alten Sir Julius seine Schule drin,“ sagte der Hofsattler.

„Sie meinen Seine Excellenz den Herrn General Hartmann,“ warf, wieder zu unserer Belehrung, der Sergeant ein. „Auch der gehört zu den berühmten Generalen der Armee und ist bei den Bürgern sehr beliebt. Vor fünf Jahren nahm er seinen Abschied; sein hohes Alter forderte dies.“

„Hei konne nich mehr rieen,“ sagte der Hofsattler. „Er ist einundachtzig Jahr alt. Aber sein Geist ist noch jung.“

„Hier kommt er!“ riefen andere Leute hinter uns. Wir sahen uns um. Das Publikum hatte Kehrt gemacht und grüßte einen alten General mit jugendfrischem Gesicht, kurzem schneeweißen Schnurrbart, einer Stumpfnase und zwei lebhaften Augen, der in einem offenen Wagen vorbei fuhr und freundlich dankte.

Jetzt commandirte der Parade-Commandeur: „Parade! Vor Euch!“ Die ganze Linie stand still. Das Publikum blickte seitwärts, wo von dem Residenz-Palais der königliche Zug heran ritt.

Der König hatte noch nicht den Waterloo-Platz erreicht, als unser Hofsattler mit erschrecklich starker Stimme rief: „Seine Majestät hoch!“ Das ganze Publikum stimmte ein und setzte das Hochrufen lange fort. Man hörte kaum das Commando des Parade-Commandeurs: „Achtung! Präsentirt's Gewehr!“ Nun fing die Musik an zu spielen.

„God save the King,“ raunte Alfred mir in's Ohr.

Der König auf einem weißen, langschweifigen Pferde kam heran, neben sich den Flügeladjutanten, welcher des Königs Pferd an einem Beizügel leitete; hinter ihm das Gefolge. Der König, der heute sechsunddreißig Jahre alt wurde, saß schön, nur etwas steif zu Pferde; den

Digitized by Google

Kopf trug er hoch, den Oberkörper gerade, ein wenig nach hinten, die rechte Hand auf das Oberbein gestützt. So galoppirte er die Front ab und darauf nach dem Aufstellungspunkte, wo die Truppen an ihm vorbeimarschiren sollten.

Da wir ihn immer im Auge behielten, so sahen wir, daß sich an diesem Punkte das Publikum jetzt theilte und, ehrfurchtsvoll die Kopfbedeckung abnehmend, seinem Liebling, dem General Sir Julius Hartmann Platz machte. Der König ritt diesem ein paar Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Dann stellte der General sich neben Seine Majestät.

Der Vorbeimarsch begann. Als Wichard an uns vorbei kam, nickten wir ihm zu; aber er sah uns in seinem Eifer nicht. Die Parade verlief vortrefflich, Allen, von Seiner Majestät bis zum letzten Zuschauer, zu großem Wohlgefallen.

Am folgenden Tage schworen wir in ernster Stimmung und feierlicher Form den Eid auf die Fahne.

Nach einigen Monaten erstiegen wir die erste Stufe, wir wurden Corporal. Kaum eine spätere Beförderung hat mich so sehr wie diese erfreut, und nie habe ich den Stolz wieder empfunden, mit dem ich die Ehrenbezeugungen, welche die Soldaten dem Corporal zu erweisen hatten, empfing.

Unsere Volontärzeit verstrich angenehm für uns. Wir waren in guten Händen. Die Officiere erwiesen sich uns freundlich, auf alle Weise förderlich und zogen uns bei passenden Gelegenheiten in ihre Gesellschaft.

Mit Wichard kamen wir so viel zusammen, als die Umstände, vornehmlich die Diensteintheilung der verschiedenen Regimenter gestatteten. Wir Drei waren gleich lernbegierig; aber eine Verschiedenheit der Neigungen stellte sich bald heraus. Wichard hatte für sämmtliche Dienstzweige, für die rein formellen sowohl, wie für diejenigen, welche eine Geistesthätigkeit verlangten, dieselbe Achtung und führte alle mit gleichem Eifer aus. Alfred, ohne auch nur das Geringste zu versäumen und ohne sich außerhalb unseres vertrauten Kreises eine unvorsichtige Aeußerung zu gestatten, sah auf das Formelle herab, über welches er, wenn wir unter uns waren, gern scherzte. Er interessirte sich dagegen lebhaft für den persönlichen Gebrauch der Waffen, wurde ein guter Schütze und ein guter Fechter. Ich fand an allem, was die Taktik, die zweckmäßige Verwendung der geregelten Truppe zum Gefecht, anbetrifft, das größte Gefallen.

Digitized by Google

Es blieb Alfred und mir nicht lange verborgen, daß die Garde sich als einen bevorzugten Truppentheil etwas höher schätzte, welche Ansicht Wichard, gewissermaßen pflichtmäßig, in sich aufgenommen hatte, ohne daß jedoch seine Anhänglichkeit an uns, sein natürliches, offenes Wesen dadurch geschmälert worden wäre. Er erzählte uns ohne Prahlerei, und wir hörten es ohne Neid, wenn er in den Familien des Hofkreises, in denen er durch Verwandtschaft oder Empfehlungen Zutritt erhalten hatte, vornehmen oder namhaften Personen begegnet war. Alfred war durch Collegen seines Vaters einigen Magistrats-Beamten empfohlen, und mir standen die meinen Eltern befreundeten Häuser offen.

Wenn aber diese Beziehungen unsere Muße nicht in verschiedener Weise in Anspruch nahmen, so vereinigten wir Drei uns immer zum einen oder anderen Zweck. Die Sonntage benutzten wir zu größeren Ausflügen, um uns mit der entfernten Umgegend Hannovers bekannt zu machen. Am meisten lockten uns die Berge im Südwesten, die man auf dem Waterlooplatz vor Augen hat. Wenn wir die alten, stillen Wälder des Deisters ohne Führer durchstrichen, brachte gewöhnlich Alfred uns aus der Verirrung heraus. Er hatte ein merkwürdiges Gedächtniß für einzelne Bäume, Fußpfade oder andere Merkmale, mittelst deren er sich orientirte. Hatten wir einige freie Stunden, so wanderten wir gern durch das an prächtigen Eichen und Buchen reiche Gehölz der Eilenriede, oder nach Herrenhausen, oder im Winter, wenn Eisbahn war, zum Schlittschuhlaufen nach den von Bäumen und Gebüsch schön umgebenen Gewässern des Georgengartens.

Als wir auf einem dieser Wege um die dritte Nachmittagsstunde im Januar — es war die Zeit nahe vor der erwarteten Beförderung Wichards zum Offizier — die Schlittschuhe in der Hand, die Herrenhäuser-Allee entlang gingen, begegneten wir dem König. Er ging rasch mit gerader Haltung, den Arm in den des Flügeladjutanten gelegt, der links neben ihm gleichen Schritt hielt. Der Schirm der Militärmütze bedeckte die todten Augen des Königs. Der Flügeladjutant, welcher ihn heute führte, war ein Verwandter von Wichards Mutter. Wir traten zur Seite, machten Front gegen Seine Majestät und legten die Hand an unsere Kopfbedeckung. Wichard stand den Herankommenden am nächsten. Wir bemerkten, daß der Flügeladjutant einige Worte leise sprach und hörten die klangvolle Stimme des Königs, der zu unserem Schrecken vor uns stehen blieb. Ein Wink des Flügeladjutanten bedeutete Wichard, daß dieser angeredet werden solle, und mit einem kaum sichtbaren Druck des Armes hatte Jener den

Digitized by Google

König beinahe in die hierfür passende Stellung gebracht; dennoch that Seine Majestät die Frage: „Sie sind ein Holsteiner?“ nicht genau nach dem richtigen Platze. Zum Glück faßte Wichard sich schnell und antwortete, indem er etwas zur Seite trat, sogleich: „Zu Befehl, Eure Majestät!“ Beim ersten Ton dieser Worte wandte der König seinen Blick — wenn man so sagen darf — auf den Sprechenden. „Ich sehe es gern, daß Holsteiner in Meiner Armee dienen. Sie sind in Meiner Cadettenanstalt gewesen?“

„Zu Befehl, Eure Majestät.“

Hierauf richtete der König den Kopf noch etwas höher, als wolle er hierdurch grüßen, und schritt davon, ohne Alfred und mich zu beachten. Wahrscheinlich wußte er gar nicht, daß Wichard nicht allein war. Diese Begegnung machte uns recht traurig. Zum ersten Male sahen wir den König so nahe, seine hehre Gestalt, sein edeles Gesicht. Er war ein stolzer König und blind!

Wir gingen schweigend neben einander, bis ich sagte: „Welch' feine Züge!“

„Aber kalte,“ meinte Alfred. „Es ist kein Herz darin.“

„Für alle Blinde hat er Sympathie,“ entgegnete Wichard.

„Für die mag er Mitgefühl haben,“ war Alfreds Antwort.

In der folgenden Woche wurde Wichard, und wenige Monate später Alfred und ich in unsern Regimentern zu Seconde-Lieutenants befördert.

Nun wurden wir von dem Officiercorps zu Gast in die Messe geladen, um als Mitglieder derselben eingeführt zu werden. Diese Tischgesellschaft eines jeden Regiments, an welcher regelmäßig alle unverheiratheten Offiziere theilnahmen, war den englischen Officiermessen nachgebildet und beruhte auf der Ansicht, daß, so streng auch der Rangunterschied im Dienst bewahrt werden müsse, außer Dienst jeder gentleman als solcher seinen Genossen gleich sei. Auch englische Sitte herrschte in den hannoverschen Messen. Man erschien im Gesellschaftsanzuge und dinirte spät. Für die Tischordnung sorgte ein Präsident und ein Vicepräsident. Der Präsident übte die gesellschaftliche Leitung selbst gegen Höhere im Range aus. Sie mußten nicht minder seinen Anordnungen Folge leisten. Durch solche Rechte und Pflichten bildete sich eine Vorsicht des Benehmens, der Takt im Verkehr der Jüngeren und Aelteren, gegenseitiges Vertrauen und eine Freiheit und Sicherheit des Umgangs, durch welche die hannoverschen Officiere sich auszeichneten.

Digitized by Google

Alfred und ich erhielten an diesem Tage unseren Platz zu beiden Seiten des am oberen Ende der langen Tafel sich niederlassenden Präsidenten, heute ein Premierlieutenant. Mein Nachbar rechts war ein Major mit der Waterloo-Medaille, ihm gegenüber saß links von Alfred ein Halfpay-Officier aus der Legion, Ehrenmitglied der Messe, in elegantem, für den bejahrten Mann mit dem gefärbten Schnurrbart und knochigem Gesicht zu jugendlichem Civilanzuge. Der Präsident und die alten Herren waren so freundlich gegen mich, daß ich die erste Blödigkeit bald überwunden hatte, mir nicht allein die Speisen, sondern auch den Wein gut schmecken ließ und von Gang zu Gang lustiger und gesprächiger wurde. Dabei amüsirte ich mich im Stillen über den Legionär mir gegenüber, dessen verwittertem Gesicht ich schon begegnet zu sein glaubte. Bald fiel mir ein, daß er einem Bilde des Don Quixote glich und ich beobachtete nun mit Ergötzen, wie ernsthaft er sich mit Alfred unterhielt. Dieser schwieg fast ganz still; aber ich sah an seinen gespannten Gesichtszügen, daß er sich innerlich belustigte.

Nun wurde der Kaffee gereicht.

„Mit Erlaubniß, Herr Präsident," sagte der Major neben mir und stand auf, als Jener eine genehmigende Verbeugung machte.

„Was ist's heute?" rief der Halfpay-Mann ihm nach.

„Er hat immer Jemandem etwas zu sagen, was er nicht vergessen will", flüsterte der Präsident mir zu. Ich sah den Major zu dem Vicepräsidenten, unserm ältesten Capitän, gehen und mit ihm sprechen. Dann kam er wieder und nahm seinen Platz ein, indem er sagte: „Ich hatte Recht. San Sebastian liegt in Guipuzcóa."

„Guipúzcóa heißt es", warf der Halfpay-Mann ein.

„Das bezweifele ich; doch werde ich mich zu Hause überzeugen. Guipúzcóa habe ich noch niemals gehört", entgegnete der Major.

„Ich aber an Ort und Stelle oft genug", erwiderte der andere und setzte, sich an uns wendend, hinzu: „Ich lese gern Spanisch. Der Don Quixote in der Ursprache ist ganz 'was anderes."

Ich lachte auf. Der Präsident sah mich ernst an, und ich rief, um meiner Unschicklichkeit einen Mantel umzuhängen: „Ein herrliches Buch! Man braucht nur daran zu denken, um immer wieder zu lachen."

„Ganz richtig", bestätigte der Spanier. So bezeichneten ihn, wie ich später erfuhr, die jüngeren Kameraden, wenn sie von ihm sprachen.

Jetzt wurde das weiße Tafelleinen von dem mit grünem Tuch belegten Tische abgenommen und damit das Ende des Diners bezeichnet, worauf

Digitized by Google

Jeder nach Gefallen fortgehen durfte. Heute blieben die Meisten. Man rückte zusammen; nur zwei Sekonde-Lieutenants behielten im eifrigen Gespräch ihren alten Platz abgesondert am Ende des leerer gewordenen Tisches.

„Kastor!“ rief der Präsident und der eine von jenen Beiden blickte auf. „Darf ich bitten, anzuschließen.“ Die Freunde erhoben sich, um die Plätze unmittelbar neben der übrigen Gesellschaft einzunehmen. „Der andere heißt Pollux“, erklärte der Präsident. „Die beiden sind unzertrennlich. Schon als Fähnrichs 1848 in Schleswig haben sie sich gegenseitig beigestanden. Ihr werdet auch Spitznamen bekommen, wenn Ihr beliebt bei uns seid.“

Dieses „Ihr“ hatte der Premier-Lieutenant, cordialerweise im Plural, für Alfred und mich gemeint. Ich verstand es aber im Singular, wie es in Hannover, wo man sich selten duzte, unter näher stehenden Kameraden üblich war. Deshalb fragte ich den Präsidenten: „Welchen Spitznamen habt Ihr denn?“

Der Spanier, auch Alfred sahen mich erstaunt an, und der Präsident antwortete: „Das werden Sie im Laufe der Zeit wohl hören.“

Nun erkannte ich meinen blunder. Zu dem Gebrauche des „Ihr“ berechtigte nur eine längere Bekanntschaft und dem Jüngeren kam es nicht zu, dasselbe gegen den Aelteren zuerst zu gebrauchen. Meine Verlegenheit mußte unverkennbar, mein mistake aber verzeihlich sein, denn der gutmüthige Major sagte sofort: „Seine Altersgenossen nennen ihn Zettel, weil er einmal bei einem Liebhabertheater den Zettel im Sommernachtstraum unvergleichlich gespielt hat.“

„Ja wohl, Herr Major“, ergänzte lachend der Präsident, und setzte, sich freundlich an mich wendend, hinzu: „Das heißt, ich blieb stecken.“

Eine silberne Amphora mit Champagner wurde aufgesetzt, das „Pass the bottle“ begann. Die Musik war entlassen, die Dienerschaft aus dem Saal gegangen und wartete im Nebenzimmer. Die Unterhaltung an der Tafelrunde wurde nun eine gemeinsame.

„Was macht das Kind von Frankreich?“ fragte der alte Capitän, der Vicepräsident gewesen war, einen ihm schräg gegenüber sitzenden Premier-Lieutenant, der wegen seines eifrigen Zeitungslesens der Politiker genannt wurde. Der Präsident machte, indem er sich seine Manilla anzündete, ein höchst behagliches Gesicht; er freute sich, daß das Gespräch in lustigen Gang zu kommen schien.

Digitized by Google

„Ich danke für gütige Nachfrage, Herr Capitän", antwortete der Gefragte. „Die letzten Nachrichten lauten den Umständen nach gut. Es ist", fuhr er fort, wahrscheinlich um den Widerspruch der alten Herren hervorzurufen, „unter dem Glücksstern seines Vaters zur Welt gekommen, der auch geboren wurde, als Frankreich einen großen Krieg siegreich beendigt hatte."

„Und ehe es den folgenden anfing, wollt Ihr sagen", unterbrach ihn der Präsident.

„Napoleon IV. wird dasselbe Glück wie seine Vorgänger haben", nahm jener wieder das Wort. „Napoleon III. ist der Mächtigste auf Erden geworden."

Meinem Nachbar, dem Major, schwollen die Adern an der Stirn. „Bis er vom Schicksal erreicht wird, wie der sogenannte Große bei Waterloo!" warf er ein. Aber der Spanier, der die Franzosen ebenfalls aus dem Grunde seines Herzens haßte, seufzte und meinte: „Wenig Aussicht, seitdem er sich mit England befreundet hat."

„Wir müssen uns selbst helfen", sagte der alte Capitän.

Der Spanier legte den rechten Arm auf den Tisch und sah sich ironisch nach diesem Sprecher um.

„Wir können uns selbst helfen", fuhr letzterer fort, „wenn wir Alle zu Preußen halten."

Alfred, welcher nach wie vor bei seiner Enthaltsamkeit wie im Trinken, so im Sprechen beharrte, machte ein unzufriedenes Gesicht. Der Spanier schlug, indem er sich gegen seine Stuhllehne zurückwarf, mit der Hand auf den Tisch und der Major rief: „Ihr wieder mit Eueren Preußen! A propos, ich habe im Siborne nachgesehen. Nachmittags 4½ Uhr hatten die Preußen erst 16,000 Mann auf dem Schlachtfelde."

„Mag sein", antwortete der Capitän. „Wellington hat zu Lord Hill gesagt: Blücher oder die Nacht."

Dieses Gespräches erinnere ich mich noch genau. Es veranlaßt mich jetzt, da ich es niederschreibe, zu einigen Bemerkungen. Es ist oft gesagt worden, man habe in Hannover die Preußen nicht geschätzt. Das ist ein Irrthum. Insbesondere dachte auch die Mehrzahl der jüngeren Officiere, wie der alte Capitän. Die meisten Legionärs und Waterloomänner hatten freilich vor Deutschland mit Ausnahme Hannovers, wenig Respect; sie lebten in ihren Erinnerungen. Der sonderbare Streit, ob „der eiserne Herzog" in der Schlacht von Waterloo, welche der englisch-deutschen Legion und den Hannoveranern reiche Lorbeeren gebracht hatte, ohne Blücher's

Digitized by Google

Hilfe unterlegen wäre oder nicht, war noch immer an der Tagesordnung und wurde von ihnen natürlich verneinend entschieden. Die neueren Kriege, die italienischen und ungarischen Feldzüge der Oesterreicher 1848 und 1849, so wie der soeben beendigte Krimkrieg, welche von den jüngeren Officieren mit Eifer studirt wurden, interessirten jene Herren natürlich auch, doch bei Weitem nicht so lebhaft.

„Der Pariser Friedensvertrag steht jetzt in der Kreuzzeitung", sagte der Politiker, um das Gespräch von Waterloo abzulenken.

„Na, die Preußen haben wenig dazu gethan", entgegnete der Major und setzte sein Zwiegespräch mit dem Capitän fort: „Vor dem Schlimmsten schützte uns der Wald von Soigne."

„Da wäre keine Ordnung mehr gewesen. Ihr wart durcheinander und erschöpft."

„Erschöpft? — Um 8 Uhr Abends machten wir ja noch den Angriff."

„Ja. Aber die Offensive war doch bei den Preußen und sie verfolgten."

„Habt Ihr Eueren Herren Onkel schon gesprochen?" fragte nun ein junger Officier einen andern über den Tisch hinüber. Dieser Onkel stand im Hofdienst und hatte den König nach Braunschweig zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Herzogs begleitet.

„Ja, heute Mittag."

„Wie ist's in Braunschweig gewesen?" warf der Spanier hin.

„Sehr hübsch, besonders die Illumination."

„Welche regierende Herren sind denn wirklich hingekommen?" fragte der Politiker.

„Außer unserer Majestät noch der Großherzog von Oldenburg und der alte Fürst von Bückeburg."

„Auch der Herzog von Coburg", ergänzte Einer.

„Ja, der auch und der von Augustenburg."

„Der wollte 1848 Ihr Herzog werden", sprach der Präsident zu Alfred. „Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn niemals gesehen", antwortete Alfred.

„Ich habe ihn 1848 gesehen", fuhr der Präsident fort. „Als wir zum ersten Male nordwärts zogen, kam er uns nach und erreichte uns in Gravenstein. Er machte den Eindruck eines englischen Lords."

„Mein Vater ist der Ansicht, daß er nach Recht Herzog von Schleswig-Holstein sein müßte", bemerkte Alfred.

Digitized by Google

In solcher Weise ging das Gespräch von einem Gegenstand zum anderen, aber ich erinnere mich des Weiteren nicht. Ich wurde immer lebhafter. Als ich endlich gar rief: „Gib mir ein Glas Sect!“ lehnte der Präsident sich in komischer Weise in seinen Stuhl zurück, machte eine Bewegung, als wäre er so dick wie Falstaff, und sprach mit breiter Stimme: „Nu, Heinz! Welche Zeit am Tage ist es, Junge?“

Alfred stand auf, kam zu mir und raunte mir fast befehlend in's Ohr: „Ernst, es ist hohe Zeit, daß wir gehen.“ Ich erhob mich, wir empfahlen uns und wurden freundlich entlassen. „Gieb mir Deinen Arm“, sagte er, als wir auf der Straße waren. So gelangten wir nach unserem Hause. Die Laterne vor demselben ließ uns trotz des strömenden Regens den Hoffattler erkennen, der in der Hausthür auf uns wartete: „Guten Abend, meine Herren. Ein schöner Abend.“ Er richtete seinen Blick auf uns, nur einen Moment auf Alfred, länger auf mich.

„Das Fleisch ist willig“, stammelte ich, „aber der Geist ist schwach.“

„Dat Fleisch ook. Sie haben heute zu bonvivant gelebt. Na, ich will Sie hinauf leuchten.“

Am anderen Morgen trat ich nach dem Exerciren an den Premier-Lieutenant, genannt Zettel, hinan und sagte: „Ich hatte gestern zu viel getrunken.“

„Schadet nicht“, antwortete er und reichte mir die Hand. „An hohen Festtagen mag das wohl einmal vorkommen. Besser ist's freilich, es kommt gar nicht vor.“

Dies habe ich mir zur Lehre gereichen lassen.

4.

Georg V. war nicht allein körperlich, sondern auch geistig blind, obgleich er einen hellen Verstand und gute Kenntnisse besaß. Das Geschlecht der Welfen erschien ihm über alle Fürstenhäuser erhaben, berechtigt und verpflichtet, das Königthum nach Außen vollkommen souverän, nach Innen uneingeschränkt mächtig zu gestalten. Er wollte als Selbstherrscher regieren bis in Kleinigkeiten hinab. Die führende Hand, die er bei dem Geringsten nicht entbehren konnte, sollte seines Willens Unterthan sein. Er brauchte gefügige Menschen; versagten sie als seine Werkzeuge ihren Dienst, so warf er sie fort und nahm andere.

1855 ernannte er schon sein drittes Ministerium, das Ministerium Borries, welches die Verfassung von 1848 abzuändern und die königlichen Einkünfte zu erhöhen bereit war. Zu dem ersteren Zwecke führte dasselbe

Digitized by Google

den vom deutschen Bundestage gutgeheißenen Verfassungs-Rückschritt aus, durch welchen die Ritterschaften ihre frühere Herrschaft in der Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung wieder erhielten. Alsdann wurde mit letzterer, nachdem man eine nachgiebige Majorität auch in der Zweiten Kammer zu Stande gebracht hatte, das sogenannte Finanzcapital vereinbart, welches einen großen Besitz aus den Domänen des Landes als königliches Haus-Eigenthum ausschied.

Indeß amüsirte die Residenz sich wie früher und ergötzte sich an den mehr oder weniger witzigen Bemerkungen über die Creaturen des neuen Regimes. Im Ganzen blieben die Hannoveraner königlich gesinnt. Die Einfachheit, welche in dem Familienleben des Kronprinzen und der Kronprinzessin gewaltet hatte, war verschwunden. Der König liebte die Pracht, obwohl er sie nicht sah, und aus der Machtfülle der Majestäten entwickelte sich ein Prunk, mit welchem die Mehrzahl der Unterthanen wohl zufrieden war. Am meisten die Residenzbewohner. Sie freuten sich, einen glänzenden Hof zu besitzen, dem sie die rasch entwickelte Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, erhöhte Kunstgenüsse, das Aufblühen der Gewerbe verdankten. Und die Politik trennte alte Freunde nicht sogleich, wie ich dies an unserem Königlichen Hofsattler und seinem Nachbar, dem Buchbinder, beobachtete. Als letzterem von den Regierungsbehörden die Arbeit entzogen war, weil er sich in der Opposition bemerklich gemacht hatte, da sagte der Hofsattler gutmüthig: „Wat sall eck datau seggen" und unterhielt sich nach wie vor mit dem Nachbar in der Hausthür.

Aber das Ministerium Borries forderte die Opposition förmlich heraus. Weniger die rücksichtslose Energie an sich, mit der es seine Zwecke durchsetzte, als die Mittel, deren es sich bediente, riefen große Erbitterung hervor. Persönliche Beeinflussungen, grobe Willkürlichkeiten, gegen welche sogar Behörden klagend auftraten, der Versuch, den Widerstand der Gerichte zu brechen, trugen böses Blut in die Bevölkerung. Der Abgeordnete Rudolph von Bennigsen gab in der Allgemeinen Ständeversammlung der im Lande herrschenden Unzufriedenheit beredten Ausdruck und gewann schnell zahlreiche Anhänger im Volke. Eine schärfere Trennung der Parteien trat ein. Der Hofsattler nannte seinen Nachbar jetzt den „Bennigser", grüßte ihn nicht mehr und stand Abends allein in seiner Hausthür.

Der Minister von Borries hatte mich einmal, als ich ihm vor dem Steinthor begegnete, angeredet. Er war früher Regierungsrath in Stade gewesen und erinnerte sich meiner. Ich erkannte ihn nicht gleich. In einem schlechten Rock, seine großen Füße mit groben Stiefeln bekleidet,

Digitized by Google

trat der kleine, plumpe und häßliche Mann auf mich zu, fragte nach meinem Vater und that so bekannt, daß ich in meinem nächsten Briefe nach Haus fragte, ob ich Seiner Excellenz meine Aufwartung machen solle. Vater verneinte dies.

Dagegen mahnte meine Mutter, ihre Verwandten zu besuchen. Ich folgte ihren Wünschen hierin, fühlte mich aber nicht heimisch in diesen Häusern.

Die Ritter, welche 1848 in nicht vornehmer Weise den Forderungen der Revolution nachgegeben und jetzt durch die Umtriebe das damals Verlorene wieder gewonnen hatten, waren trotzdem unzufrieden. Sie hatten politischen Einfluß auf den blinden König ausüben wollen, was ihnen mißlang, und der wenig aristokratische Minister von Borries sagte ihnen nicht zu. Sie zogen sich mehr und mehr vom Hofe zurück und überließen den König, wie die unerfahrene Königin, statt diese zu schützen, ungeeigneteren Leuten. Der Adel in der Residenz schloß sich in seinem Cirkel noch enger als früher ein.

Die adeligen Verwandten hatten mich mit vollendeter Höflichkeit empfangen; aber ihr Benehmen gegen mich war und wurde nie natürlich. Am lustigsten war eine Wittwe, die in der Familie Tante Balbina genannt wurde, eine noch blühende, kräftige Dame, deren zehnjährige Ehe kinderlos geblieben war und nicht glücklich gewesen sein soll. Sie hatte den Ruf großer Frömmigkeit, sprach zuweilen salbungsvoll und bemühte sich um mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, die unter dem Protektorat Ihrer Majestät standen. Sie lud mich öfter ein und fragte viel nach meiner Cousine Cordula, die sie zu sich nehmen wollte. Aber auch sie, wie die anderen adeligen Verwandten, ging, wenn ich vornehmen Besuch bei ihnen traf, über unser verwandtschaftliches Verhältniß gern hinweg.

Lieber besuchte ich Frau Elisabeth, eine Dame in den Fünfzigen, die Wittwe eines hohen Staatsbeamten, zu dem mein Vater in nahen Beziehungen gestanden hatte. Ihr Haus, welches bei Lebzeiten des Mannes von den gebildetsten und bedeutendsten Menschen, einheimischen wie fremden, gesucht worden war, stand noch jetzt den alten Freunden offen, und auch mich nahm Frau Elisabeth mit wohlthuender Freundlichkeit auf. Anmuth und Herzensgüte verschönten ihre Züge, aus denen ein klarer, lebhafter Geist leuchtete. Gern kam ich bald und oft wieder, immer gewann ich etwas für mich selbst.

In ihrem Hause lernte ich ein Ehepaar kennen, welches den angenehmsten Eindruck auf mich machte, den bedeutendsten der Mann, Aurelius.

Digitized by Google

Er blickte aus seinen dunklen Augen fest, selbstbewußt und dennoch bescheiden. Seine Redeweise, kurz und wohlklingend, war sicher, aber ohne Anmaßung. Man schenkte ihm gern das vollste Vertrauen; an dem, was er sagte, zweifelte man nicht. Er hatte bis zum Tode des Königs Ernst August im Ministerium gearbeitet und widmete sich jetzt, ohne öffentliches Amt, der Politik und gemeinnützigen Bestrebungen.

Alfred besuchte nicht so viele Gesellschaften wie ich, machte aber zahlreiche Bekanntschaften, weil er es liebte, mit Menschen jeden Standes und Berufs gelegentlich zu sprechen. So wußte er bald von den Verhältnissen in der Stadt mehr als ich. Mit einigen Familien war er in freundschaftlicher Verbindung. Am besten gefiel ihm das Haus des Senators Wellmeier, der eine schöne junge Tochter hatte, um die sich, wie die Welt glaubte, der Premier-Lieutenant, genannt Zettel, ernstlich bemühte. Alfred wünschte dieser Bewerbung einen günstigen Ausgang. Bei dem Senator lernte er Aurelius kennen, der ihm großes Interesse einflößte und den er, wo er konnte, aufsuchte.

Wichard wurde bald in der ersten Gesellschaft fast verzogen. Wir konnten dies im Theater beobachten, wenn er seine Bekannten in ihren Logen besuchte, wo uns dann auf unseren Parketplätzen die Art, wie er aufgenommen wurde, nicht verborgen blieb. Er war ein auffallend schöner Mensch und seine Unbefangenheit hatte etwas Ideales. Eine alte Ministerin machte ihm förmlich den Hof und die Gesandten, welche heranwachsende Töchter besaßen, empfingen ihn ohne jede diplomatische Förmlichkeit. Er aber fühlte sich am wohlsten in dem Hause seines Compagnie-Chefs, des Hauptmanns von Leinau, der sich erst kürzlich mit einer ebenso guten, wie schönen, reichen, aber bürgerlichen Dame vermählt hatte.

Die gesellschaftlichen Verbindungen brachten es mit sich, daß wir drei Freunde auch verschiedene Herrenclubs aufsuchten. Das Clubleben war damals in Hannover sehr ausgebildet. Der Adel hatte seinen Billardclub, dessen Mitglied Wichard auf den Wunsch seiner Vorgesetzten geworden war. Alfred und ich ließen uns in das sogenannte Museum, die zahlreichste Herrengesellschaft der oberen Stände, aufnehmen, welches sich durch einen sehr vollständig ausgestatteten Lesesaal auszeichnete. Alfred war außerdem in einen lustigen Club eingetreten, der sich „Lemförde“ nannte, am wenigsten exclusiv war, keine Lecture, wenig Kartenspiel, aber viele witzige Mitglieder aufzuweisen hatte und in dem Ruf größter politischer Freisinnigkeit stand.

Digitized by Google

Trotz dieser uns äußerlich trennenden Beziehungen blieben wir Freunde in inniger Verbindung. Alfred und ich konnten, da wir zusammen wohnten, unsere Erlebnisse stets austauschen. Und selten verging ein Tag, ohne daß Wichard bei uns oder wir bei ihm eintraten und er dann rückhaltlos erzählte, was ihm begegnet war.

Unter den vornehmen jungen Männern in seinem Regiment stand Timon dem Hofe sehr nahe. Er zog Wichard in auszeichnender Weise an sich. Wir erklärten uns dies aus dem Umstande, daß auch er kein geborener Hannoveraner und um so bereitwilliger war, den jungen Kameraden in die fremden Verhältnisse einzuführen. Durch Wichard lernten Alfred und ich ihn kennen. Er war eher häßlich als hübsch, aber gescheut, talentvoll, ein angenehmer Gesellschafter. Dennoch empfanden wir keine Zuneigung zu ihm. Wir konnten nicht sagen weshalb und hatten keinen Grund zu glauben, daß er das Herz nicht auf dem rechten Flecke habe; aber es lag etwas Ausweichendes in seinem Wesen, was unserer Offenherzigkeit nicht entsprach und uns in seiner Gegenwart vorsichtig machte.

Eines Tages theilte Wichard uns mit, daß die Frau seines Compagnie-Chefs nicht hoffähig, also vorläufig von der allerhöchsten Gesellschaft, zu welcher übrigens das ganze Regiment Zutritt hatte, ausgeschlossen sei und daß ihre Zulassung bei Hof, um welche ihr Mann gebeten hatte, auf Schwierigkeiten stoße. Hoffähig waren, außer der Ritterschaft, die Ritter des Guelphen-Ordens und sämmtliche Officiere, von Damen aber nur die adeliger Geburt, sowie einzelne, denen aus besonderer königlicher Gnade die Hoffähigkeit ausnahmsweise beigelegt war. Wichard erzählte dies mit Bezug auf Frau Felicia von Leinau in solcher Erregung, daß Alfred ihm sagte: „Nimm dich in Acht, daß Du Dich nicht in die schöne Frau verliebst.“ Da wurde Wichard ganz roth. Einige Zeit später erfuhren wir von ihm, daß allerlei Intriguen gegen Felicia gespielt zu haben schienen, schließlich aber der König auf die Bitte eines hohen Officiers die Ausfertigung des Hoffähigkeitsdiploms für die Dame seines Garde-Regiments befohlen hatte.

So lernte ich sie denn auf einem Hofballe im königlichen Residenzschlosse kennen. Sie war eine feine, reizende Erscheinung, herrlich gekleidet, die schönste in der Gesellschaft. Tante Balbina, gegen die ich meine Bewunderung äußerte, lachte mich aus. „Welcher Geschmack!“ sagte sie. „Wie kannst Du sie im Geringsten mit Ihrer Majestät vergleichen! Und Manche weniger schöne sind noch immer schöner, als diese junge Frau, welcher man ihre Extraction und das Kleinstädtische ansieht.“

Digitized by Google

Wichard stellte mich Felicia vor. Sie begrüßte mich mit unbefangener Freundlichkeit und gab mir sogar einen Tanz, was ihre Gegner, wie ich später hörte, als einen Beweis bezeichnet haben, daß sie das bürgerliche Blut nicht verleugnen könne. Ihre Natürlichkeit, die ihr mit Unrecht als Coquetterie zur Last gelegt wurde, kleidete sie allerliebst. Gewiß, sie konnte einen jungen Mann bezaubern. Aber Wichard's Herz schien mir ruhig zu bleiben, wie sein Verstand gegen alle Verlockungen der Eitelkeit kühl war.

Auf diesem Hofballe gehörte er zu den Beneideten, welche Ihre Majestät zu einem Tanz befehlen ließ. Die Königin Marie hatte eine hohe, schöne Gestalt und ihr Gesichtsausdruck war, sobald sie die ihr peinlichen Acte des Ceremoniells überstanden hatte, froh und lieblich. Sie tanzte gern und mit Anmuth. Selbst der ernste Alfred freute sich an dem Anblick, als sie mit unserem Freunde dem Paar, welches den Vortanz hatte, folgend, durch den Saal schwebte.

In dieser Nacht sagte ich, als wir uns zum Schlafengehen entkleideten: „Nun ich Wichard neben Felicia gesehen habe, fürchte ich für ihn nicht mehr."

„Ich noch," entgegnete Alfred.

„Er ist mit ihr zu unbefangen."

„Das ist vielleicht nur Schein."

„Was denkst Du!" rief ich aus. „Sie ist verheirathet, die Frau eines Kameraden."

„Ich fürchte nicht für seine Rechtschaffenheit, aber für seine Gemüthsruhe," erwiderte er. „Seit ich ihn warnte, hat er jedes Gespräch über sie mit uns möglichst vermieden. Sie ist das erste und einzige Geheimniß, was er vor uns hat."

Wenige Wochen später wurde jeder von uns durch Briefe von Haus in Trübsal und Sorge versetzt. Ich erhielt die Nachricht von dem Tode meiner Großmutter, die ohne Krankheit sanft entschlafen war. Alfred traf die ihn auf das Heftigste ergreifende Mittheilung von der schweren Erkrankung seiner Mutter. Er bat sogleich um Urlaub und reiste nach Stade. Und Wichard erfuhr, daß sein Bruder Friedrich ernsthaft erkrankt war. Sein Vater hatte einen Kieler Arzt zugezogen.

Meine Trauer führte mich wieder zu den Verwandten meiner Mutter. Tante Balbina tröstete mich damit, daß Großmama nun im Himmel sei. „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth," sprach sie, „der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder."

Digitized by Google

Hierauf fuhr sie fort: „Hoffentlich kommt Cordula nun bald. Ich muß Hilfe haben. Die Königin fragte gestern abermals, wann ich ihr das junge Mädchen vorstellen würde. Ihre Majestät weiß, wie überbürdet ich bin.“

Alfreds Mutter hatte noch die Freude, den heiß geliebten Sohn in die Arme zu schließen. An seinem Herzen war sie entschlafen. Die erste Nachricht von ihrem Tode erhielt ich von meiner Schwester, welche traurig klagte, wie sehr die gute Frau Räthin ihr fehlen werde. Nach einigen Wochen kehrte Alfred zurück. „Keine andere Liebe ist so uneigennützig, wie die der Mutter zu ihrem Kinde!“ Mehr sagte er kaum über seinen Verlust und erst allmählich schüttete er Wichard und mir sein Herz aus. Dann sprach er immer lieber von der Verstorbenen, deren früher Tod, wie er meinte, von dem schleswig-holsteinischen Kriege herbeigeführt sei, der ihr Gesundheit und Heimath gekostet hatte. Nur mit Mühe unterdrückte er die Bitterkeit seines Schmerzes. Er hatte um seine Versetzung nach Stade bitten wollen und klagte, daß sein vereinsamter Vater dies für ein Opfer halte und nicht wünsche. Abends, wenn er mit mir allein war, unterhielt er mich gern von der Zärtlichkeit, welche Clotilde der Räthin gezeigt, von der vortheilhaften Entwickelung meiner Schwester, welche seine Mutter am liebsten um sich gehabt habe. Mit immer neuen Einzelheiten suchte er dieses, leider nun gelöste Verhältniß darzustellen.

Wichard lebte wochenlang in Angst um seinen Bruder. Daß er nach Hause käme, wünschten seine Eltern nicht. Friedrichs Fieber waren stark und anhaltend. Die eigentliche Krankheit war endlich besiegt, aber eine große Schwäche geblieben, welche den Genesenden des Lebens noch nicht froh werden ließ.

Jeder von uns Freunden wünschte, den andern in seiner Trübsal zu zerstreuen. Dies führte wieder zu gemeinschaftlichen weiten Spaziergängen. Es war in der heißen Sommerzeit, als wir eines Sonntags bei Sonnenaufgang die Stadt verließen und nach dem Döhrener Thurme gingen, wo südlich der Stadt nicht weit von der Leine die Eilenriede beginnt, welche Hannover auf dem rechten Flußufer im weiten Bogen umspannt. Wir gingen durch den ganzen Wald bis an seinen anderen Endpunkt, den Lister Thurm. Die Sonne brannte schon heiß, Alfred wollte aber noch weiter. Er sagte: „Der Senator Wellmeier erzählte neulich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Wald hier ebenfalls bis an die Leine gereicht hat. Laßt uns in der Vorstellung, es wäre noch so, den Bogen ganz vollenden.“

Digitized by Google

Wir setzten den Marsch fort. Schwere Wolken stiegen auf, bald hörten wir den ersten Donner. Als wir um die neunte Morgenstunde die Herrenhäuser Allee erreicht hatten, in der es noch still war — nur ein Wagen fuhr der Stadt zu — ergoß sich das Gewitter mit seiner ganzen Macht über uns. Wir sahen, daß jener Wagen, eine Miethkutsche, hielt, ein Herr und eine Dame ausstiegen und in den von hohen Bäumen freiesten Theil des Georgengartens eilten. Dies auffallende Benehmen machte uns um so neugieriger, als Wichard sagte: „Das sind ja meine Hausgenossen."

Wir gingen den Leuten nach, die sich dem Regen aussetzten, nicht einmal ihre Schirme aufspannten und auf einem breiten Wege stehen blieben. Der Mann war von mittleren Jahren, hohlwangig und hohläugig, die Dame, mit unangenehmem, fast frechem Blick, mindestens ebenso alt. Sie waren elegant gekleidet, sahen aber dennoch verkommen aus, er wie ein verdorbenes Genie, sie schlimmer.

Sie wollten nicht erkannt sein; Wichard grüßte sie und redete sie an. Da sprach in zaghaftem Tone der Mann: „Haben Sie auch Furcht vor dem Gewitter? Ich habe Grund dazu." Als in diesem Augenblicke ein Blitz niederschlug, zitterte sein ganzer Körper.

„Glauben Sie, daß die Gefahr im Wagen größer ist?"

„Ohne jede Frage. Im Wagen und unter Bäumen."

Die Leute flößten uns Widerwillen ein, wir gingen weiter.

„Was sind das für nebelhafte Gestalten?" fragte Alfred.

„Ich weiß nicht," antwortete Wichard. „Sie zogen ärmlich gekleidet in mein Haus, worin sie ein paar elegante Zimmer gemiethet hatten. Nicht lange nachher gingen sie in guter Toilette. Mein Wirth weiß nicht, was sie treiben."

Alfred hatte dies nach einigen Tagen herausgebracht. Das geheimnißvolle Paar lebte vom Gelde des Königs, der noch immer hoffte, durch irgend ein Mittel die Sehkraft wieder zu erhalten. Der Mann hatte sich als Magnetiseur eingeführt und behandelte den König, dessen Heilung er für möglich erklärte.

Diese neue Hoffnung währte jedoch nicht lange. Einige Monate später hatten die Leute ihre Wohnung und die Stadt verlassen.

Im Herbst 1858 sollte das zehnte Bundes-Armeecorps in der Gegend von Nordstemmen, einige Meilen von Hannover, zu Uebungen versammelt werden. Diese großen Manöver, die ersten, welche wir mitmachten, nahmen im Voraus unsere Zeit und Gedanken in Anspruch und waren

Digitized by Google

für Alfred eine wohlthätige Zerstreuung. Ich freute mich auf sie und hoffte, davon zu lernen.

Unser Armeecorps bestand aus vielen Contingenten. Hannover stellte mit Braunschweig die erste Division; die Contingente der beiden Mecklenburgs, Oldenburgs und der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck bildeten die zweite. Das holstein-lauenburgische Contingent gehörte auch hierzu, kam diesmal jedoch nicht. Als im Jahre 1843 das Armeecorps, zum ersten Male seit der Errichtung des deutschen Bundes, zu gemeinschaftlichen Uebungen bei Lüneburg concentrirt worden war, hatte das holstein-lauenburgische Contingent Theil genommen; aber schon damals waren Streitigkeiten zwischen den in ihm dienenden Dänen und Deutschen nicht ganz ausgeblieben. Jetzt hatte man auf die Theilnahme dieser, von Dänemark vertragswidrig auf die dänischen Inseln verlegten Truppentheile verzichtet. „So fallen wir immer mehr aus einander," klagte Alfred.

Während der zweiten Concentrirung im Jahre 1858 wurde die Infanterie unweit von Nordstemmen in Zeltlagern untergebracht, die Cavallerie und Artillerie cantonnirte in den umliegenden Ortschaften. Die zahlreichen fremdherrlichen Officiere wohnten in Hannover, von wo auch der königliche Hof, der in dieser Zeit seine glänzende Gastlichkeit im reichsten Maße entfaltete, täglich nach dem Manöverterrain kam. Außerdem führte die Eisenbahn Scharen von Schaulustigen aus der Residenz und anderen Orten herbei, welche den Manövern zu Wagen oder zu Fuß, wie sie vermochten, folgen oder die Freunde im Lager und Cantonnement besuchen wollten. Und in der That lohnte es sich solcher Mühen. Das Wetter war schön. Die Sonne beschien ein liebliches Stück des breiten Leinethals, dessen wellenförmige reiche Fluren mit den einladenden Gütern und wohlhabenden Dörfern von den Höhen des Osterwaldes und Deisters im Westen, der Hildesheimer Berge im Osten eingerahmt sind. Die alten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg hatten nicht Unrecht, wenn sie sich priesen: „An Deister und Leine, das Land ist das meine".

Im Lager war nach gethaner Arbeit bis in die Nacht ein lebhaftes Treiben. Man suchte die fremden Kameraden auf und wünschte die Einrichtungen, welche ihrem Contingente eigenthümlich waren, kennen zu lernen. Während die Gediegenheit und vorzügliche Disciplin der hannoverschen Truppen, die Bildung ihrer Offiziere, die seltene Tüchtigkeit ihrer Unterofficiere bereitwillig anerkannt wurden, fanden auch wir bei den anderen manches Nachahmungswerthe. Dennoch hielt jeder an dem, was er besaß, fest; es zeigte sich wenig Bereitwilligkeit, zum Besten größerer Ueberein-

Digitized by Google

stimmung etwas zu opfern. Und doch bestanden in der Bewaffnung, Ausrüstung und sonst so große Verschiedenheiten, daß die Reibung den Gang der Maschine bei ernster Arbeit bedenklich erschwert haben würde. Uebrigens waren auch die kleinsten Contingente vom ernstesten Streben beseelt und so viel ich wahrnahm und von Kundigeren hörte, war jeder Truppentheil an sich recht brauchbar. Dagegen ließ die Führung zu wünschen übrig. Der commandirende General, der hannoversche General Jacobi, hatte die Manöver nach allgemeinem Urtheil vortrefflich angelegt; aber vielen Unterbefehlshabern mangelte die taktische Durchbildung, welche sie auch nicht erlangt haben konnten, weil dieselbe nur in größeren Verbänden bei oft wiederholter Uebung gewonnen werden kann.

Alle fürstlichen Contingentsherren waren zugegen, an ihrer Spitze unser König, der nie fehlen wollte, wo der Souverän sich zeigen soll. Er begleitete die Manöver mit größter Ausdauer, oft im schärfsten Ritt, wobei er zur höchsten Besorgniß des sein Pferd leitenden Flügeladjutanten gefährliches Terrain durchaus nicht vermieden wissen wollte. Seine Bereitwilligkeit, zu loben und dadurch kleine Eifersüchteleien auszugleichen, war unverkennbar. „Das haben die Hamburger gut gemacht," oder „Das Strelitz'sche Bataillon marschirt sehr schön" und dergleichen Aeußerungen, die er sich hatte einflüstern lassen oder die lediglich Form waren, wurden aus seinem Munde oft gehört. Aber den Mangel an Einigkeit, die Abneigung der Kleineren, sich den etwas Größeren unterzuordnen, fühlte man doch. In Wahrheit war das Armeekorps ein nur äußerlich lose zusammenhängender Körper. In vertrauten Kreisen wurde dies viel besprochen und dabei von Neuem erörtert, was schon lange klar zu Tage lag: daß die Kriegsverfassung des deutschen Bundes der Verbesserung höchst bedürftig und leider kaum fähig sei. Das Nothwendigste: ein einziger Willen, war nur zu erreichen auf Kosten der einzelnen Souveränitäten. „Einer muß in Deutschland commandiren und das kann nur Preußen," rief ich einmal aus. „Nur Preußen arbeitet beharrlich an der Verbesserung seiner militärischen Macht, nur Preußen bildet durch seine alljährlichen Truppen-Uebungen Führer."

„Was hilft's, wenn die Preußen es besser machen? Allein können sie es auch nicht, und Deutschland ist nun einmal Nichts," warf der starre Schleswig-Holsteiner Alfred ein.

„Es kommt immer darauf hinaus, daß Preußen sich Oesterreich unterordnet" meinten Andere.

Digitized by Google

Oesterreich hatte in dem hannoverschen Officiercorps zahlreiche Anhänger, viele Hannoveraner dienten in der kaiserlichen Armee. Indeß ergaben diese Gespräche mit den Kameraden, daß die Unbefangensten und die am besten Unterrichteten auf Seite unseres großen protestantischen Nachbarstaates waren. Und der Prinz von Preußen, der spätere König Wilhelm, welcher einige Tage den Manövern beiwohnte, machte durch die Ruhe seiner Haltung, durch das innerlich Soldatische seiner Person auf viele von uns einen Eindruck, welcher sich in dem Wunsche: „Der müßte Bundesfeldherr sein!“ aussprach.

Nachmittags und Abends war im Lager viel Besuch von Bekannten aus den nächsten Orten. Gleich am ersten Sonnabend kamen die Frau und Töchter unseres Obersten, die einige andere Familien aus Hannover, auch diejenige des Senators Wellmeier, mitbrachten. Wir zeigten ihnen die Lagereinrichtung, die Damen gaben ihr Urtheil über die Feldküche ab, nahmen unser Meßzelt in Augenschein und warfen sogar einen wißbegierigen Blick in ein Mannschaftszelt. Dann setzte man sich im Freien um einen großen Tisch, sah den Scherzen der Soldaten zu und hörte ihren Gesang. Die Lagerfeuer brannten, der Mond schien, die Regimentsmusik spielte heitere Weisen, und Jeder war fröhlich, freute sich des bunten Lebens und des Daseins in der schönen Natur. Wichard kam und nahm an der Gesellschaft Theil. Als Letztere aufbrach, ging ich mit ihm. Die anderen Kameraden führten unsere Gäste zu ihren Wagen.

Nachher sagte Alfred mir sehr vergnügt: „Zettel hat die Wand des Zauberns umgestoßen und seine Thisbe im Mondschein gewonnen.“ Er hatte richtig beobachtet, Zettel und Fräulein Wellmeier waren ein Brautpaar geworden.

Wichard theilte mir mit, daß er meine Tante Balbina gesprochen habe. Die Aebtissin eines Klosters, wohin der Weg vom Bahnhof an unserem Lager vorbei führte, war in Hannover gewesen, und Tante Balbina hatte diese Gelegenheit ergriffen, ihren Wunsch, das Kloster zu besuchen, sofort auszuführen. Sie hatte sich der Abtissin als ihr Gast angeschlossen. Sie waren durch das Lager gefahren, wo sie Wichard an ihren Wagen kommen ließen. Tante Balbina hatte sein Anerbieten, mich holen zu lassen, abgelehnt. „Stören Sie ihn nicht. Wir können doch nicht warten. Aber benachrichtigen Sie ihn, daß nahe bei dem Kloster sein Onkel Wilhelm einquartirt ist. Den besucht er vielleicht morgen. Frau Aebtissin wird sich gewiß freuen, ihn zu sehen. Vielleicht kommen Sie auch mit. Kommen Sie aber früh, schon zur Kirche. Nach dem

Digitized by Google

Gottesdienste sehen wir uns.“ Ihre Hochwürden, die Frau Aebtissin, eine alte, freundliche Dame, schwieg zu dieser etwas gewaltsamen Einladung mit einem liebenswürdigen Lächeln und nickte nur zur Bestätigung, daß wir ihr willkommen sein würden. Wichard erzählte den Hergang sehr komisch und schloß mit der Frage: „Hast Du Lust und kannst Du Urlaub bekommen?“

„Wenn Du, auf den es eigentlich abgesehen ist, hin willst, so begleite ich Dich.“

Meinen Onkel Wilhelm hatte ich schon gesprochen, ihm begegnete ich bei den Manövern wahrscheinlich noch öfter. Aber ein Kloster hatte ich noch nicht gesehen; dies lockte mich. Anderen Morgens fuhren wir frühzeitig, um an dem Gottesdienste in der Klosterkirche Theil zu nehmen.

Die kleine, in einfachen, reinen Formen erbaute Kirche war kürzlich restaurirt. Die Königin hatte ein gutes Altarbild geschenkt, die Fenster um den Altar waren mit buntem Glas ausgesetzt, durch welches das Sonnenlicht gedämpft herein fiel. Feierlich klang die Orgel. Die Stühle im Schiff waren mit Bauern und Bäuerinnen gefüllt, die uns Plätze neben sich einräumten. Der Kanzel gegenüber in dem Damenstuhl, zu dem man aus dem Inneren des Klosters unmittelbar gelangte, saßen die Frau Aebtissin mit den Chanoinessen und neben Ersterer Tante Balbina. Der Gottesdienst auf dem Lande hat etwas eigenthümlich Erhebendes, man sieht den einfachen Menschen die fromme Empfindung an. Wenn auch hier und da ein altes Mütterchen oder ein von der Wochenarbeit müder Bauer ein bischen schläft, die Meisten nehmen andächtig Theil. Der Pastor hielt eine schlichte, belehrende Predigt, nicht ohne Geist. Recht erbaut traten Wichard und ich aus der Kirche, wir ließen die ländliche Gemeinde an uns vorüber gehen und besahen darauf das Aeußere und die Umgebung des Klosters. Das an die Kirche stoßende große Gebäude, ohne Schmuck, aber wie Alles hier wohl gehalten, umfaßte die Wohnungen, diese sehr begehrten Klosterplätze, welche unverheiratheten und unversorgten protestantischen Damen ein würdiges Domicil geben. Hinter der Kirche der sorgsam gepflegte Friedhof, hinter dem Wohngebäude die Klostergärten waren vom Buchenwalde umschlossen. Nach der Thalseite sah man unter den Baumkronen hinweg auf das Klosterdorf und seine Fluren.

Wir waren in die Betrachtung dieses friedlichen Bildes vertieft, als Tante Balbina uns guten Morgen zurief. Sie kam anscheinend, um uns spazieren zu führen, hatte von der gewöhnlichen Etiquette Manches in der

Digitized by Google

Residenz gelassen, war auch jugendlicher gekleidet als dort und in der rosigsten Laune. Diese sollte bald gestört werden. Zunächst folgte Tante Balbina fast auf dem Fuße eine Chanoinesse, eine ältere Dame mit spitzem Gesicht, die vielleicht auch spazieren wollte, nun aber vorzog, stehen zu bleiben, um mit der Anrede: „Eine schöne Predigt von unserem lieben Pastor! Nicht wahr, Exzellenz?“ ein Gespräch anzuknüpfen. Jetzt konnte Tante Balbina nicht umhin, uns vorzustellen. „Die jungen Herren wollen wohl auch in den Wald?“

„Nein“, antwortete Tante Balbina, welcher der Spaziergang in der aufgedrungenen Begleitung nicht zusagen mochte, mit Entschiedenheit. „Die Herren müssen jetzt der Frau Aebtissin ihren Besuch machen“, und damit wandte sie sich, der alten Chanoinesse Adieu sagend, der Klosterthür zu und wir traten ein.

Mit der Aebtissin, einer gescheuten Dame, hatte eine angenehme Unterhaltung eben begonnen, als eine Jungfer hastig eintrat und fast athemlos den Herzog von Cambridge anmeldete. „Herr Gott!“ sagte erschrocken die Aebtissin. „Sehr gnädig. Führe Seine königliche Hoheit herein. — Nein, warte. Ich muß dem Herzog entgegen gehen.“ Als sie das Zimmer verlassen hatte und ich mich nach Tante Balbina umwandte, bemerkte ich, daß diese unzufrieden aussah. Sie stellte sich aber in passender Entfernung von der Eingangsthür auf, um ihren Knix an der richtigen Stelle zu machen.

Der Herzog, ein starker Herr, der an einem Stocke ging, trat mit der Aebtissin ein. Sie stellte Tante Balbina vor. „Ach!“ rief er. „O, wie freue ich mich, Sie zu sehen.“ Nun wurden auch wir dem Herzog von der Aebtissin genannt. Seine königliche Hoheit ließ sich in dem Sopha nieder, die Aebtissin mußte sich zu ihm setzen, Tante Balbina nahm in einem Sessel an seiner anderen Seite Platz, Wichard und ich zogen uns in eine Fensternische zurück. „Ich freue mich sehr, einmal wieder in diesem Lande zu sein und so viele alte Bekannte zu sehen. Meine Mutter läßt Sie grüßen“, sagte er der Aebtissin.

„Sehr gnädig. Wie befindet sich unsere verehrte Frau Herzogin?“

„O gut, gut — älter werden wir alle. Wissen Sie noch, wie wir zusammen tanzten?“ fragte er Tante Balbina. „Ah! In dem Spiegelsaal, wissen Sie? — Ja, die Zeiten vergehen.“

Jetzt begriff ich, weshalb Tante Balbina, die sonst in der Nähe höchster Herrschaften so glücklich war, an diesem Wiedersehen nicht die reine Freude empfand, die auf dem Gesichte der Aebtissin zu lesen war.

Digitized by Google

Des Herzogs Aeußerung führte zu bedenklichen Folgerungen in Betreff ihres Alters; denn sein Vater, der Vicekönig von Hannover, hatte mit seiner Familie schon 1837 Hannover verlassen. Der Herzog unterhielt sich, nach Vielen theilnehmend fragend, lebhaft und herzlich, wohl eine Viertelstunde lang. Dann stand er auf, gab den Damen zum Abschied die Hand und ging, nachdem er uns zugenickt hatte, von ihnen begleitet, hinaus. Wichard und ich sahen, indem wir ihm aus dem Fenster nachblickten, daß er meinen Onkel Wilhelm und einen Major von dessen Regiment anredete, die in das Kloster eintreten wollten, als der Herzog im Begriff war, seinen Wagen zu besteigen. Als Tante Balbina mit der Aebtissin wieder kam, sagte ich: „Onkel Wilhelm bringt seinen Major mit.“

„Ach!“ rief Tante Balbina unlustig aus. Auch diese Nachricht schien ihr keine Freude zu machen. Der Major, ein gut konservirter vornehmer Lebemann, hatte, wie das Gespräch bald ergab, vor Jahren gleichfalls zu ihren Tänzern gehört und war wohl ihretwegen gekommen; wenigstens bemühte er sich, ihr den Hof zu machen. Die Aebtissin bat ihn, zum Essen zu bleiben, wozu sie außerdem noch die älteste Chanoinesse, gewissermaßen als Ehrendame, eingeladen hatte. „Unseren lieben Pastor konnte ich heute leider nicht bei mir sehen“, sagte sie, als wir uns zu Tisch setzten. „Es ist der Sonntag, an welchem er den Nachmittagsgottesdienst in seinem anderen Kirchdorfe abhalten muß.“ So machte es sich nun, daß Onkel Wilhelm seine Aufmerksamkeit der Frau Aebtissin, der Major die seinige Tante Balbina zuwandte und diese sich mit Wichard nicht so beschäftigen konnte, wie ihre Absicht wohl gewesen war. Wahrscheinlich hatte sie die Chanoinesse mir allein zugedacht, nun mußte ich die Freude an deren Anwesenheit mit Wichard theilen. Das Tischgespräch weilte länger bei dem Herzog von Cambridge und den anderen Fürsten, welche zu den Manövern in diese Gegend gekommen waren, und führte dann auf unsere allerhöchsten Herrschaften. Onkel Wilhelm rühmte, daß auch die Königin sich bemühe, Interesse für die militärischen Uebungen kund zu geben. Sie komme täglich nach dem Manöverterrain und verlasse oft ihren Wagen, um von geeigneten Höhen die Bewegungen der Truppen zu überblicken und sich den letzteren zu zeigen.

„Seit sie Königin ist, überläßt sie sich dem Vergnügen“, sagte der Major.

„Ihre Majestät freut sich gewiß über unsere schöne Gegend“, sprach schnell die über des Majors Aeußerung erschrockene Aebtissin. „Die Freude an der Natur hat sie aus ihrer Heimath mitgebracht. Recht oft

Digitized by Google

mag sie an die glücklichen Zeiten denken, welche sie in größerer Freiheit und mit ihren Schwestern daheim verlebte".

Hierauf entgegnete der Major: „Der Uebergang aus dem einfachen Leben in Altenburg an unseren königlichen Hof mag ihr freilich schwer geworden sein; denn unser gestrenger hochseliger König hat sie noch dazu eingeschüchtert."

„Es wäre begreiflich", erwiderte verlegen die gute Aebtissin, „wenn Ihre Majestät den Zwang, welchem sie als Kronprinzessin unterworfen war, bei ihrem natürlichen Wesen und Frohsinn doppelt empfunden hätte. Ich hoffe, daß Ihre Majestät, da sie jetzt täglich in die Nähe unseres Klosters kommt, auch uns durch ihren Besuch beglückt."

Dies bezweifelte der Major, weil die Herrschaften unmittelbar nach dem Manöver nach der Residenz zurückkehren und ihre Gäste zum Diner empfangen müßten. Der Kaffee wurde im Garten der Aebtissin gereicht. In den durch niedrige Hecken geschiedenen Nebengärten gingen die Chanoinessen spazieren. Die Aebtissin hielt es für ihre Pflicht, die nächsten zu sich einzuladen. So erschienen noch mehr freundliche Damen. Aber Wichard und ich mußten Abschied nehmen. Mit der Entschuldigung, uns nach dem Dienst für den folgenden Tag erkundigen zu müssen, empfahlen wir uns, der Frau Aebtissin für ihre Güte ehrerbietigst dankend. Im Wagen ließen wir unserer Heiterkeit freien Lauf. Wichard hätte meine Behauptung, daß er derjenige sei, welchen Tante Balbina beglücken wolle, gern auf mich zurück bezogen, nahm sie aber, da dies unmöglich war, lachend und in größter Unschuld hin. „Der Major ist ja ledig, den kann sie heirathen", meinte er.

„Ja, wenn sie ihn in die Residenz bekommen könnte!" erwiderte ich und fuhr, zu dem Scherz zurückkehrend, fort: „Was soll daraus werden, wenn meine Cousine Cordula kommt? Die mochte Dich schon vor drei Jahren gern leiden, als sie noch ein halbes Kind war."

„Was sprichst Du!" rief er aus und lachte wieder. „Damals, nimm es mir nicht übel, war Deine Cousine gar nicht hübsch und kam mir auch ein bischen dumm vor."

Ich schwieg, weil ich nicht widersprechen konnte und nicht zustimmen wollte.

An einem der nächsten Tage gehörte ich beim Manöver der Reserve an, die bis zum entscheidenden Moment zurückgehalten wurde. Vor unserer Front war das Gefecht sehr lebhaft. Nun schien es, als bedrohe der Feind unerwartet unseren rechten Flügel. Die Adjutanten jagten, die Reserve

Digitized by Google

wurde nach rechts in Bewegung gesetzt. Ich hatte die Spitze. Vor mir lag, von vorn flach ansteigend, nach hinten steil abfallend, ein Hügel, der wichtig sein konnte. Ich eilte hinauf. Gleichzeitig mit mir kam von der anderen Seite eine Gesellschaft; zuerst mehrere Herren, einige waren Offiziere, andere in blauen Fracks mit rothen Kragen Kammerherren. Dahinter vier oder fünf Damen, zuletzt Lakaien. Einer der Kammerherren schritt auf mich zu und benachrichtigte mich, daß Ihre Majestät auf dem Hügel dem Manöver zuschauen wolle. Man schien den steilen Abhang zu fürchten, denn man geleitete die Königin weiter vor. Ich führte meine Truppe um die Gesellschaft herum nach der Seite des Gegners. Da, o Schrecken! brausten schon feindliche Schwadronen heran. Die Königin und ihr Hof konnten in ein Gedränge kommen, das wäre sehr unangenehm gewesen! Die Wagen zu erreichen, war nicht mehr möglich. Ich lief zu ihr und bat, indem ich auf die Kavallerie wies: „Gestatten Eure Majestät, daß Ihr Gefolge nahe an Sie heran tritt.“ Das geschah. Ich stellte meine Leute schützend um die Gruppe. Aber ihrer waren zu wenig; die Kavallerie vermochte im Staube nicht zu erkennen, wer hier stand, und konnte noch immer von Seite und Rücken zu weit vorbrechen. In der That folgte der ersten Linie und diese überflügelnd eine Oldenburger Schwadron. Ich stürzte dem feindlichen Kommandeur, der wohl fünfzig Schritte vor war, entgegen, immer mit meinem Degen winkend. Er jagte heran, es war Onkel Wilhelm. „Was willst Du?“ schrie er. „Du wirst übergeritten!“

„Die Königin!“ rief ich. Er verstand nicht gleich. „Die Königin steht dort!“ Da wendete er sein Pferd so heftig, daß es mich fast umgeworfen hätte, und commandirte Halt! Sein Regiment stand. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch die Oldenburger wurden durch unser Regiment, auf welches sie aufjagten, zum Stehen gebracht, wobei nahe vor uns ein Mann stürzte. Ich eilte wieder zu der Königin. „Eure Majestät können jetzt nach dem Wagen gehen. Ich rathe allerunterthänigst dazu. Dort kommt viel Infanterie. Es giebt ein Schlachtgetümmel und argen Staub.“

Nun erst bemerkte ich, wie schön die Königin heute aussah. Sie war ungemein geschmackvoll gekleidet und der Schrecken hatte ihre Wangen gebleicht. Onkel Wilhelm sprengte heran, seinen Säbel senkend.

„Es ist Jemand gestürzt“, sagte sie.

„Nur ein Oldenburger, Majestät“, antwortete er, salutirte abermals und ritt davon. Ich geleitete unaufgefordert die Königin an ihren

Digitized by Google

Wagen. Wie ich hierzu kam, weiß ich nicht; man schien es aber natürlich zu finden. Die Königin sagte, als ich neben ihr ging, ohne Förmlichkeit und sehr freundlich: „das hätte wohl schlimmer verlaufen können?“

„Eure Majestät waren nicht in Gefahr,“ antwortete ich. „Die Cavallerie darf beim Manöver nicht zu nahe heran kommen.“

„Aber der Mann ist durch meine Schuld gestürzt.“ Sie gab einem der Kammerherren, die ihr beim Einsteigen halfen, einen Auftrag, den ich nicht verstand. Ich verbeugte mich und lief auf meinen Posten zurück. Unsere Infanterie bedeckte schon den ganzen Hügel und feuerte lebhaft. Das Gefecht auf diesem Punkte war von anderen Stellen, wo man es im Einzelnen nicht beurtheilen konnte und die Anwesenheit der Königin nicht wahrgenommen hatte, als eine gut abgespielte taktische Episode beobachtet worden. Daß dies so sein könne, hoffte ich. Der Königin mochte ein Gespräch über die Lage, in welche sie gerathen war, unlieb sein. Ich schwieg, Onkel Wilhelm ebenfalls. Der Vorfall wurde nicht weiter bekannt.

Nur Alfred erfuhr ihn gleich nach jenem Manöver. Er hatte sich in der nächsten Abtheilung befunden, welche mir nach dem Hügel folgte. „Mir scheint, Du hättest Deine Abtheilung besser aufstellen können“, sagte er, „statt mitten auf das freie Feld. Weshalb gingst Du nicht bis an den Rand zurück? Gewährte dieser keinen Schutz für Deine Leute?“ Er hatte ganz recht, und ich erklärte nun dem verschwiegenen Freunde den Zusammenhang.

Am folgenden Tage aß Wichard in unserer Messe. Er war schweigsamer als sonst. Wir begleiteten ihn Abends auf seinem Heimwege. Da sagte Alfred zu meiner Ueberraschung: „Du hast uns in diesen Stunden nicht einmal erzählt, daß gestern Frau von Leinau im Lager war.“

„Ja, ja,“ antwortete er eilig und verlegen, „das habe ich Euch nicht erzählt. Es waren mehrere Damen unseres Regimentes hier. Sie blieben nicht lange. Ich habe ihnen für längere Zeit Adieu gesagt; denn ich fahre, wenn wir nach Hannover kommen, gleich nach Haus. Und wenn auch Euer Urlaub zu Ende geht, holt Ihr mich ab. Nicht wahr?“

Nach dem letzten Manöver machte unser Regiment neben der Garde und dem Husaren-Regiment, dessen Chef die Königin war, an dem schönen Berge, auf welchem der Bau der Marienburg begonnen hatte, einen Ruhehalt. Oben stand eine Gesellschaft, es war die Königin mit ihrem Gefolge. Alsbald kam ein Kammerherr zu uns und lud im Auftrage

Digitized by Google

Ihrer Majestät die Officiere ein, herauf zu kommen und den Platz, wo ihre Burg stehen werde, zu sehen. Wir gingen hinauf. Die Königin trug heute eine Kopfbedeckung und ein Kleid, welche der Uniform ihres Husaren-Regiments nachgeahmt waren und ihr ausgezeichnet gut standen. Die Stabsofficiere, dann auch jüngere Officiere wurden zu ihr befohlen. Mit Wichard unterhielt sie sich länger. Ich konnte dies von meinem Standpunkte, weiter rückwärts unter einer alten Eiche, sehr gut beobachten. Da, zu meiner großen Uberraschung, wurde auch ich zu der Königin befohlen. Sie stand in der Mitte des weiten Kreises allein, die Hofdame vom Dienst in einiger Entfernung hinter ihr. „Ich wollte Ihnen danken", sprach sie mit ihrer weichen Stimme und dem gemüthlichen altenburgischen Dialekt, nicht gar laut. „Sie haben mich neulich auf dem Hügel beschützt. Da oben ging Alles so schnell; erst als kein Grund zur Besorgniß mehr war, fühlte ich, wie sehr ich mich erschrocken hatte. Und als ich Ihnen danken wollte, waren Sie schon fort. Sie selbst waren in Gefahr."

„Eure Majestät sind zu gnädig," antwortete ich. „Mich hat dieser Zufall hoch beglückt."

Sie lächelte lieblich, sah mich huldvoll an und wiederholte noch einmal: „Ich danke Ihnen." Dann trat sie zurück und ich ging wieder zu meinen, über die mir zu Theil gewordene Auszeichnung erstaunten, Kameraden. Gleich darauf verließ die Königin, von ihren Damen und Herren gefolgt, den Platz.

Am anderen Morgen traten die Truppen den Rückmarsch in ihre Garnisonen an.

5.

In Brunshausen wurden Alfred und ich von den Unsrigen erwartet. Clotilde eilte uns bis auf die Dampfschiffbrücke entgegen. O, schöne Freude des Wiedersehens! Wie glücklich waren wir Alle damals! Selbst der Rath, dessen Züge und Haltung sehr gealtert waren, sah beglückt in das gute Gesicht seines geliebten Sohnes. Das Wetter war schön, wir machten den Weg nach Stade zu Fuß, ihn mit Fragen und Gegenfragen kürzend, durch Alfreds neckische Einfälle noch mehr erheitert. Mein sonst so ernster Freund war verwandelt und doch berührte sein Fuß nicht, wie der meinige, den Boden der Heimath. Aber seine Herzensheimath war hier. Schon auf der Reise hatte ich bemerkt, wie seine Fröhlichkeit zunahm und jetzt war sogar die Wehmuth, mit welcher er in der Erinnerung

Digitized by Google

an die fehlende Mutter seinen alten Vater umarmte, schnell überwunden. Nun schritt er auf dem schmalen Fußwege mit Clotilde voran, die oft stehen blieb, um sich nach mir umzusehen. Wie lieblich war meine dreizehnjährige Schwester damals! Sie war nicht klein, aber von zartem Wuchs; nicht laut frohlockend, aber die wärmste Empfindung leuchtete aus ihren Augen. Der sinnende Ausdruck des jugendlichen Antlitzes zeugte von Verstand. An der Grenze des Kindesalters war sie noch ganz unbefangen.

„Ich könnte Euch fast verwechseln", sagte sie ein Mal, als ich nahe bei ihr war, „so gleicht Ihr Euch in der Uniform. Und doch seid Ihr so sehr verschieden, im Gesicht, wie im Herzen."

„Wie meinst Du das? Kannst Du in unser Herz sehen?" sagte Alfred.

„Ich meine eigentlich nicht im Herzen, sondern im Wesen."

„Du hältst mich für ernster, Schwester, als den lustigen Alfred."

„Das nicht. Du bist nicht immer so lustig, Alfred. Nicht wahr?"

In Stade fand ich äußerlich Nichts, im Leben Vieles verändert. Zwar widmete mein Vater wie früher sich mit treuer Hingabe seinen Geschäften, seine freie Zeit den Büchern und Freunden; aber die Zahl der letzteren war kleiner geworden. Von Politik sprach er nicht, und Mutter rieth, Gespräche, welche darauf führen mußten, zu vermeiden. Die Lage des Landes betrübte ihn, und lediglich die Ansicht, daß er auf seinem Posten ausharren müsse, so lange er nutzen könne, verhinderte ihn, seinen Abschied zu nehmen. Die Eltern hatten sich aus der Gesellschaft, so viel es anging, zurückgezogen; Mutter lebte fast ausschließlich für Clotildens Erziehung. Auch mit den Verwandten im Kehdingschen war die Verbindung nicht mehr so innig, Tante Anna und Mutter harmonirten nicht, und jene regierte in ihrem Hause. Meine Eltern glaubten, daß Onkel Georg in der Erziehung seiner Kinder zu nachgiebig sei; Mutters Versuch, dies zu ändern, war von Tante Anna unfreundlich abgewiesen. Jedoch wurde für angemessen erachtet, daß wir einen Besuch auf dem Gute machten, der gegen das Ende meines Urlaubs ausgeführt werden sollte.

Alfred war, wenn er nicht bei seinem Vater sein konnte, meistens in unserer Gesellschaft, am liebsten mit uns allein. Die rührende, ihn ganz erfüllende Innigkeit, mit welcher er an Clotilde hing, trat immer deutlicher hervor. Die Eltern schienen dies nicht zu bemerken, ich freute mich daran. Clotilde hatte von solchen Gedanken keine Ahnung, ihr war Alfred ein anderer Bruder.

Digitized by Google

Eines Nachmittags waren die Eltern mit uns und einigen von meiner Schwester Gespielinnen nach der Elbe gefahren. Während sie im kleinen Garten des Gasthauses, von wo man den Strom übersah, sitzen blieben, trieben wir uns auf der grünen Fläche des Außendeichs umher. Die Mädchen pflückten die Herbstblumen, die hier noch wuchsen; dann gingen wir an das Wasser hinunter. Clotilde wand aus den Blumen, die Alfred ihr hielt, einen Kranz. Die anderen standen umher und belustigten sich damit, ihre Füße so nahe wie möglich an das hin und her spielende Wasser zu setzen, um sie einer kommenden Welle flink zu entziehen.

„Es fängt an zu fluthen", sagte ich und zeigte auf die ankernden Schiffe, die von der veränderten Strömung gewendet wurden.

„Der Krieg fängt wieder an!" rief Alfred.

„Welcher Krieg?" fragten die Mädchen.

„Das müßt Ihr doch wissen! Ihr könnt ihn ja alle Tage sehen. Zwischen Rübezahl und Muschelkönig."

„Muschelkönig kennen wir nicht."

„Beide kämpfen um die Prinzessin Profunda, die wunderschön ist. Sie wohnt mitten in der Erde in einem rothen Palast, zu dem eine verborgene Treppe führt. Seit Jahrtausenden läßt Rübezahl durch seine Knappen die Berge tiefer ausschachten, um zu ihr zu gelangen; denn er will sie zur Frau haben. Und alles Geschmeide, womit seine Juweliere die Schatzkammern füllen, ist nur für Profunda bestimmt. Aber Muschelkönig wirbt ebenso lange um sie, er hat schon Berge von Korallen und Perlen aufgehäuft, um sie zu beschenken, und seine Knechte, die Wellen, müssen das Land aushöhlen, um die Treppe zu finden. Nun dauert Muschelkönig, der sehr mürrischen Gemüths ist, die Zeit zu lange. Er ist natürlich eifersüchtig auf Rübezahl und glaubt obenein, der ließe das Land wieder zuwerfen, was die Meerknechte ausgehöhlt haben. Dieser Argwohn überfällt ihn zu gewissen Zeiten, dann wird er zornig und läßt alle Wellen bergan stürmen, um womöglich Rübezahl mit seinen Knappen zu ertränken. Aber die Wellen ermüden, ehe sie ihr Ziel erreichen, und weichen zurück. So geht es, wie gesagt, schon Tausende von Jahren, und wie lange Profunda noch warten muß, bis sie einen Mann bekommt, weiß ich nicht."

„Rübezahl soll sie haben", riefen Clotildens Freundinnen. Sie selbst trat an Alfred heran, erhob sich auf ihre Fußspitzen, nahm ihm die Mütze ab und setzte ihm den eben vollendeten Kranz auf. „Dem Dichter den

Digitized by Google

Dank!“ sprach sie, und die Mädchen klatschten in die Hände. Alfred wurde roth und sah höchst beglückt aus. Er behielt den Kranz auf dem Haupte und hat ihn immer bewahrt.

„Es wäre wohl Zeit, daß die jungen Herrschaften nach den Häusern gingen“, rief jetzt ein alter Schiffer vom Deich herunter. „Gleich wird es stürmen und regnen.“ Er wies mit der Hand nach der entfernten Stelle des Stromes, wo sein kundiges Auge die Bewegung sah, welche einen herankommenden Sturm anzeigt.

„Wie schade!“ riefen die Mädchen. Wir gingen zurück. Kaum noch zur rechten Zeit erreichten wir das schützende Dach.

In solchen harmlosen Unterhaltungen vergingen die Wochen. Die letzten Tage unseres Urlaubs wollten wir bei Wichards Eltern verleben. Ein Mal sagte Alfred mir: „Fahre allein hin, ich bleibe lieber hier.“ Als ich aber entgegnete: „Es ist ja abgemacht, daß wir beide kommen“, antwortete er: „Nun ja, ich begleite Dich.“

In der letzten Woche fuhren die Eltern mit Clotilde und mir zu Onkel Georg. Wir wurden, wenn auch nicht überaus herzlich, doch immerhin freundlich willkommen geheißen. Meine Erzählungen aus Hannover, von dem Leben des Hofes, aus den verwandten Familien, von Tante Balbina, wurden gern gehört. Der Letzteren Wunsch nach meiner Cousine Gesellschaft sollte jetzt erfüllt werden, Tante Anna wollte Cordula hinbringen. Ich fand diese, obgleich sie in dem schönsten Alter der voll erwachsenen Jungfrau war, nicht reizend; der Ausdruck von Gutmüthigkeit vermochte nicht Geist und Anmuth zu ersetzen, die ihr fehlten. Auch hinsichtlich meiner Vettern hatte Mutter Recht. Jobst und der etwas jüngere Günther waren gemeinschaftlich von einem Hauslehrer mangelhaft unterrichtet, und die Absicht ihres Vaters, sie in ein Pädagogium zu schicken, von der zärtlichen Mutter von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden. Sie waren eifrige Reiter und Jäger, wußten in Stall und Feld gut, in den Büchern aber sehr wenig Bescheid. Marie, das jüngste Kind des Hauses, war gleichfalls weder hübsch, noch geistig begabt, und nur in ihrer Gutherzigkeit und dem Alter meiner Schwester gleich. Alle vier Geschwister waren mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden und Bilder kräftigsten Wohlseins.

An einem der letzten Abende in Stade, als Alfred bei mir war, wurde an meine Thür geklopft. Draußen stand Clotilde und sagte geheimnißvoll: „Bitte, kommt mit mir.“ Sie führte uns zum ersten Male in ihre Stube. Dort ging sie an ein kleines Bücherbrett. „Sieh', Alfred, die Stunden der Andacht gehörten Deiner Mutter; Dein Vater hat sie

Digitized by Google

mir geschenkt, weil ich Sonntags Deiner Mutter, wenn sie nicht zur Kirche ging, daraus vorgelesen habe. Sie schlug immer die Predigt auf, welche sie hören wollte, und sagte gewöhnlich: die hat Alfred mir auch vorgelesen. Aber was ich Euch zeigen wollte, ist noch etwas anderes."

Sie nahm ein in Papier sorgfältig eingewickeltes Buch, welches sie Alfred gab. „Das kennst Du noch nicht."

Er nahm es aus der Umhüllung. Der Umschlag war in Seide gestickt, auf der einen Seite Petrus, auf der anderen Paulus. „Das hat Deine Mutter selbst gemacht", sagte Clotilde. Er schlug das Buch, welches größtentheils weiße Blätter enthielt, auf. Da stand vorn, von seiner Mutter Hand geschrieben: Meiner lieben Clotilde zu ihrer Confirmation. Er sah meine Schwester fragend an.

„Denke Dir, das hat Deine Mutter so frühzeitig angefangen. Ich sollte es erst zu meiner Confirmation haben. Und hätte sie das nicht hineingeschrieben, so würde Dein Vater gar nicht gewußt haben, daß es für mich bestimmt war. Aber sieh' nur weiter."

Viele Seiten des Buches waren schon von der Räthin ausgefüllt; sie hatte darauf ihre Lieblingsgedichte von Platen, Spitta und Anderen abgeschrieben und anscheinend die Absicht gehabt, dies bis Clotildens Confirmation fortzusetzen.

Alfred wurde sehr weich gestimmt, Clotilde traten die Thränen in die Augen. Sie nahm das Buch. „Nun wollte ich Euch bitten, schreibt mir einen Vers hinein. Nur die liebsten Menschen will ich hierum bitten. Seht! Dein Vater, Alfred, dann meine Eltern, haben es schon gethan. Nur Ihr fehlt noch. Ich habe mit Bleistift über die erste leere Seite ein A, über die folgende ein E gemacht, darunter schreibt mir etwas. Nehmt das Buch mit, aber gebt es mir morgen wieder. — Nun müssen wir zu den Eltern gehen. Dein Vater ist schon da, Alfred."

Der Abschied von Stade wurde meinem Freunde schwer. Als die Unsrigen unsern Blicken entschwanden, setzte er sich allein und überließ sich seinen Gedanken. Erst als weiterhin auf der Elbe Schiffe in größerer Zahl uns begegneten, erwachte sein Interesse an diesem Verkehr, und er wurde gesprächig.

Wichard und seine Brüder empfingen uns an der Bahnstation. Christian und Friedrich waren schöne, große Jünglinge geworden. Jener sah kräftig, dieser noch von seiner Krankheit angegriffen aus. Christian erzählte mit seiner ihn gut kleidenden Lebendigkeit, daß die beiden Brüder in einigen Wochen nach Kiel auf das Gymnasium kämen. Friedrich nahm

Digitized by Google

an der Unterhaltung kaum Theil. Später hörte ich von dem Capitän und dem Pastor, daß er seit dem Krankenlager verändert sei und dies für den Baron die hauptsächlichste Veranlassung wurde, die Brüder in eine Schule zu schicken, wo der Umgang mit vielen Altersgenossen hoffentlich Friedrichs jetziger Liebe für die Einsamkeit, seiner Neigung zu Träumereien entgegenwirken werde.

Von Wichard's Eltern wurden wir mit der früheren Herzlichkeit empfangen. Bald kam auch Adele mit Demoiselle Charlotte. Adele war größer als meine Schwester und in meinen Augen noch schöner. Sie schien mir kaum noch ein Kind. Feierlich kam sie uns entgegen, warf schüchtern einen Blick auf Alfred und mich, machte eine halbe Verneigung und sagte, indem sie uns ihre kleine Hand reichte: „Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen." Ohne diese schnelle Anrede würden wir sie wahrscheinlich wie sonst Du genannt haben.

Eine große Veränderung zeigte der erste Blick aus unseren Fenstern: Da stand jenseits des Sees das neue Haus; mit seinem Eckthürmchen, seinem hohen Schieferdache und seiner Terrasse ein gar hübsches Bild.

„Ja, unter Dach ist es," sprach Wichard. „Vater hat sich lange besonnen, verschiedene Risse verworfen. Und die innere Einrichtung will er noch nicht machen lassen. Er zögert sonderbar damit. Freilich sagt er, daß er erst einen Miether haben müsse. Den Garten will der Capitän in diesem Herbst anlegen lassen."

Ich lobte die Aussicht, welche durch diesen, die Waldlücke füllenden, geschmackvollen Bau wirklich sehr gewonnen hatte. Alfred sagte nichts dazu.

Am anderen Morgen, als wir die Umgegend durchstreifen wollten, begegnete uns der Cantor Zephirius. Er grüßte und warf mir noch besonders einen Wink mit der Hand zu. Da sagte Wichard: „Er und unsere Orgel sind Berühmtheiten geworden. Fremde kommen, sein Spiel zu hören; Kenner rühmen die Orgel, deren Werth früher Niemand geschätzt hat. Zephirius hat Anerbietungen erhalten, in Kiel und anderen Orten zu spielen. Der sonderbare alte Mann lehnt Alles ab."

Wichard erzählte uns dann, wie er sein elterliches Haus gefunden habe. „Der Capitän ist allen von großem Nutzen. Er hat durch fortgesetzte Studien über Ackerbau und Viehzucht, deren Ergebnisse er kurz und überzeugend vorträgt, Vaters Theilnahme an der eigenen Wirthschaft von Neuem geweckt. Die besten landwirthschaftlichen Maschinen hat er besorgt, die neueste Feldernutzung empfohlen. Und alles schlägt zum Guten aus. Die Bibliothek vervollständigt er sachgemäß, und seinen Vorlesungen

Digitized by Google

über Physik, die er durch passende Experimente erläutert, hören die Eltern, Pastors und Demoiselle Charlotte gern zu.

„Diese widmet sich Adelens Erziehung, die, wie Mutter sagt, nicht ganz leicht ist, mit treuester Sorgfalt. Es will mir scheinen, als komme die geistige Anregung, welche von dem Capitän ausgeht, ihr hierbei zu Statten. Freilich reicht ihr Wissen nicht vollständig aus, und Mutter beabsichtigt deshalb, die letzten Winter vor Adelens Confirmationsjahr in einer Stadt, die gute Unterrichtsmittel darbietet, zuzubringen. An Schwerin, welches die mecklenburgischen Verwandten empfehlen, denkt Mutter nicht; die Stadt ist zu klein, der Hof dort Alles. Berlin erscheint ihr zu groß, zu sehr zerstreuend. Ich hoffe, sie wählt Hannover."

Als wir auf unserer Wanderung um die Mittagsstunde aus dem Walde traten, befanden wir uns nahe vor dem Neubau am See, der unseren Blick fesselte. Wir besahen das Haus, welches einer nicht zahlreichen Familie einen höchst angenehmen Wohnsitz bieten konnte. Als wir dann auf die Terrasse traten, sahen wir Wichard's Brüder an der Landungsstelle, wo sie ein Boot festmachten und Demoiselle Charlotte und Adele beim Aussteigen halfen. Wir gingen ihnen entgegen. „Adele sah Euch aus dem Walde kommen," rief Christian uns zu. Als wir im Schatten des Hauses waren, nahm Adele ihren breiten, weißen, mit blauen Bändern verzierten Hut ab, strich sich die blonden Haare, die hinten in langen Flechten niederfielen, aus der weißen Stirn und richtete ihren Blick auf die Landschaft vor uns. Ihre schöngeformten Augen waren fast zu groß, dunkel in ihrem Glanz und von vollen Brauen zart überspannt.

„Wie gefällt Ihnen das Haus?" fragte Demoiselle Charlotte. Ich lobte es und sagte: „Wer es wohl bewohnen wird?" Da sah Adele mich lange an, dann kehrte sie sich nach Alfred um und fragte: „Machen Sie noch Verse?"

„O, dann und wann."

„Machen Sie jetzt einen Vers auf dies Haus."

Alle blickten auf Alfred, der sich nicht lange besann, sondern sprach:

„Dieses Baues Werth zu kennen,
Reicht das Mauerwerk nicht aus.
Mußt mir die Bewohner nennen,
Sie vollenden erst das Haus."

„Die kann ich Dir — Ihnen nicht nennen," antwortete Adele schnell. „Papa spricht nicht davon. — Ist das nicht ein schöner Anblick?" fragte sie nun mich und sah wieder nach dem See.

Digitized by Google

„Reizend, und ebenso hübsch der Blick vom Schloß hierher. Am schönsten nimmt es sich wahrscheinlich vom See aus, da hat man Beides."

„Ja wohl," sprach Adele. „Fahren Sie mit uns zurück. Christian hat daran gedacht und das große Boot genommen."

Auf dem Wasser sprach sie, während Christian und Friedrich ruderten, und wir Anderen diese und jene scherzende Bemerkung machten, längere Zeit nicht; sie schien über etwas nachzudenken. Dann sagte sie Demoiselle Charlotte etwas in's Ohr. „O, oui," antwortete diese, „c'est joli." Nun sprach Adele:

„Wenn wir beide Häuser seh'n,
Wünschen wir, es möcht' geschehn,
Daß darinnen Groß, wie Klein
Immer beste Freunde sein."

„Sehr gut!" rief Alfred und klatschte in die Hände, was auch von uns recht munter geschah. „Sehr gut, Fräulein Adele."

„Fräulein ist meine Adele noch nicht," sagte Demoiselle Charlotte. Adele schien etwas verlegen zu werden und sah vor sich nieder.

„Darf ich Adele sagen?" entgegnete Alfred, der jetzt in bester Laune war. Hierauf erhielt er zwar nicht sofort Antwort; aber bald darauf fragte Adele: „Wichard, wohin bist Du mit Ernst und Alfred gewesen?"

Hiermit war die Titulatur zwischen uns geregelt.

Die herbstliche Nachmittagssonne, die heute recht warm schien, versammelte die Familie auf dem großen Platze nahe am Schlosse. Man wandelte noch ein wenig in den Park. Der Baron ging mit Alfred voran, und die Baronin schloß mit mir den Zug. Sie ging langsamer, und als wir etwas zurückgeblieben waren, sagte sie plötzlich: „Wichard ist ernster geworden." Dabei sah sie mich fragend an. Ich antwortete: „Wohl nur älter."

„Er sagt, daß er gern in seinem Regiment sei," fuhr sie fort.

„Das ist er," bestätigte ich, „und sehr beliebt."

„Das freut mich. Kennen Sie seinen Hauptmann?"

„Gewiß! Ein vortrefflicher Herr, in dessen Hause Wichard immer willkommen ist."

„Kennen Sie Frau von Leinau?" Bei dieser Frage sah sie mich wieder prüfend an.

„Ja wohl, Frau Baronin," erwiderte ich jetzt sehr bestimmt. „Man begreift, daß der Hauptmann von Leinau durch den Besitz dieser vortrefflichen, klugen und schönen Frau sehr beglückt ist. In Hofkreisen beneidet

Digitized by Google

man sie, die Bürgerliche, um ihre Schönheit und gönnt ihr die Stellung nicht. Da mag denn auch Manches gesagt werden, was unrichtig ist. Sie ist eine sehr gebildete Dame und wird vermöge ihrer Sicherheit und ihres Tacts immer im Recht bleiben."

„Sie werden ja ganz eifrig," sagte hierauf lächelnd und offenbar beruhigt die Baronin. „Mein Mann und ich möchten Wichard gern auf Reisen schicken. Er meint, dies gehe jetzt noch nicht."

„Wir sind zu kurze Zeit Officier. Bevor wir nicht die Militär-Akademie besucht haben, können wir an langen Urlaub nicht denken."

Adele war stehen geblieben und ging an meiner Seite weiter.

„Wichard erzählt mir eben, daß in dem Walde bei Hannover eine Eiche ist, viel schöner, als wir eine haben. Kennen Sie die auch, Ernst?"

„Ja wohl. Er meint die Königseiche in der Eilenriede. Ihr Stamm ist ganz astfrei und gerade wie bei einer Fichte, sehr dick und sehr hoch, und trägt oben eine prächtige Krone, die sich rundum gleich weit ausdehnt."

„Die Eiche möchte ich sehen. Ich glaubte, schönere als unsere beim Vorhof und am Dalweg gäbe es nicht."

„Die sind auch sehr schön."

„Die Eichen sind mir die liebsten Bäume," fuhr Adele fort, „sie sind so trotzig. Die Buche ist glatt und die Linde weich."

„Hat aber duftende Blüthen," warf ich ein.

„Das ist immer schnell vorbei," sagte sie.

„Im Frühling freuen Sie sich doch auch über die Linde, Adele."

„Weil sie am frühesten grün wird. Mag sein, einige Wochen. Die Eiche besinnt sich lange, hält ihre Blätter aber auch viel länger fest."

Diese Aeußerungen des gesprächigen Kindes fielen mir auf. Lag etwas Eitelkeit und Eigensinn darin? Sie klangen ebenso natürlich, wie bestimmt, nicht kindlich froh, sogar fast schwermüthig. Ich verglich Adele mit meiner herzenswarmen Schwester, dachte an Alfred's rührende Zuneigung zu dieser, dann wieder an Adele, die jetzt wie ein schönes Räthsel mich anzog.

Am andern Morgen betrachtete ich zum ersten Male mit Interesse die Ahnenbilder im großen Saal. Adele glich ihren Eltern nur im Allgemeinen, dagegen sehr ihrer Großmuttter von der väterlichen Seite, die als junge Frau in der Tracht aus dem Anfange des Jahrhunderts gemalt und gewiß von ausgezeichneter Schönheit gewesen war. Während ich vor diesem Bilde lange stehen blieb, hatte Alfred sein Skizzenbuch aus der Tasche genommen und zeichnete das Porträt eines der Ahnherren mit

Digitized by Google

charakteristischem Gesicht ab, eines Greises mit weißen Locken und weißem Bart, starken Augenbrauen und großer Nase.

Als Alfred fertig war, gingen wir in den Park, wo wir den Capitän trafen. Wir setzten uns zu ihm auf eine Bank am See. Alfred erzählte, wie unzufrieden Wichard's Vater sich gegen ihn über die Verhältnisse in Schleswig geäußert habe, wo die Kopenhagener Regierung mit Gewalt Alles dänisch machen wolle.

„Ja, das ist leider so," sagte der Capitän. „Die Kopenhagener Demokraten gehen darauf aus, Schleswig noch mehr in ihre Macht zu bekommen. Alles Deutsche wird verdrängt."

„Meine unglückliche Heimath!" rief Alfred.

„Friedrich VII. ist ganz in ihrer Hand", fuhr der Capitän fort. „Er paßt zu ihnen. Er hat den hausbackenen Verstand, welchen die Menge begreift. An seinen Sitten und niedrigen Günstlingen nehmen jene Leute keinen Anstoß. Han er en snuten Hun, sagen die Matrosen. Die dänischen Bauern lieben ihn, weil er sich ihnen gern gleich stellt. Gutmüthig ist er, aber jeder geistigen Anstrengung abhold. Deshalb regiert er selbst gar nicht. Wenn man seine Ruhe nicht stört, läßt er regieren, wie es den Dänen gefällt. Holstein haben sie vorläufig aufgegeben, weil es zum Deutschen Bunde gehört. Wir sind hier verhältnißmäßig gut daran. Aber Schleswig wollen sie ganz und gar haben. Indeß theile ich die Ansicht des Barons, daß die Sache nicht von Bestand ist."

„Er sagte mir, daß er den nächsten Winter in Berlin und Wien zuzubringen beabsichtige und versuchen wolle, dort für Schleswig zu wirken," bemerkte Alfred.

„Hat der Baron Ihnen das gesagt? Wir haben oft überlegt, ob es für ihn nicht an der Zeit sei, persönliche Verbindungen in jenen Hauptstädten anzuknüpfen oder zu erneuern. Ein Herr wie er ist wohl in der Lage, die Aufmerksamkeit der großen deutschen Regierungen wieder auf das Unrecht zu lenken, welches den Herzogthümern zugefügt wurde. Seit der Prinz von Preußen Regent ist, denkt der Baron daran, auch nach Berlin zu gehen. Er hofft, daß dort eine entschiedenere Politik eintritt. Bis dahin sprach er immer nur von Wien, wohin sein Bruder ihn wiederholt eingeladen hat."

In diesem Augenblick sahen wir Demoiselle Charlotte mit Adele auf dem Wege, der aus dem Gebüsch nach unserer Bank führte, zu uns kommen.

„Wichard ist noch immer bei Vater," sagte Adele.

Digitized by Google

„Welch köstlicher Morgen!“ sprach Demoiselle Charlotte.

„Heute ist es schön auf dem See,“ meinte Erstere. „Schade, daß Christian und Friedrich noch Unterricht haben. Können Sie rudern?“

„Wir sind am Wasser groß geworden,“ antwortete Alfred. „Sollen wir Sie fahren?“

Adele sah Demoiselle Charlotte an, die auf den Capitän blickte, den sie nicht allein lassen dürften.

„Ich steige gern mit ein,“ erklärte dieser.

Alfred machte das Boot zurecht, ich half dem Capitän, dann Demoiselle Charlotte beim Einsteigen. Sie setzten sich zusammen auf die Mittelbank. „Ich werde steuern,“ sagte Adele und nahm hinten im Boote Platz. „Sie brauchen nur gleichmäßig zu rudern, ich leite den Kahn.“ So fuhren wir davon. Die Unterhaltung wurde zuerst nur von dem Capitän und Demoiselle Charlotte geführt. Das Kind saß schweigend da, immer auf uns oder an uns vorbei blickend, um das Fahrzeug in seiner Richtung zu erhalten. Zuweilen ruhten die Augen auf Alfred, als suchten sie etwas in dessen Gesicht; zuweilen begegneten sie den meinigen, die sich an der aufblühenden Schönheit des jungen Mädchens erfreuten.

„Dies ist der schönste Punkt,“ rief Adele jetzt. „Hier lassen Sie uns etwas bleiben.“

Sie hatte Recht, denn nun erschien nicht allein das neue Haus und das Schloß in der anmuthigsten Einrahmung, sondern man hatte auch seitwärts des letzteren ein hübsches Bild: hinter dem im Sonnenlicht glänzenden Gewächshäusern ragte die Spitze des hohen Kirchthurms über die Baumwipfel in die blaue Luft.

„Zeichnen Sie das, Alfred“ sagte Adele.

„Der Wetterhahn sieht uns an,“ entgegnete er, indem er sein Skizzenbuch zur Hand nahm und zu zeichnen begann.

„Das thut er nicht freiwillig,“ warf Adele hin.

„Freiwillig oder gezwungen, er freut sich über uns.“

„Wie kann man sich gezwungen freuen!“

„Es ist immer eine Ursache, die uns zur Freude zwingt,“ antwortete ich.

„Das ist wohl so, Ernst,“ sagte Adele und drehte ungeduldig an dem Steuer. Alfred zeichnete weiter.

„Adele möchte immer Alles freiwillig thun,“ erklärte jetzt Demoiselle Charlotte.

Digitized by Google

„Bei mir zu Hause war ein Wetterhahn, der hieß Krikkrak", hob jetzt Alfred an. „Der sah am liebsten nach einer Seite, wo unten im Hofe das hübsche Hühnlein Kluklu spazierte. So oft er nur konnte, blickte er nach Kluklu hinunter, und da er hievon etwas schief geworden war, so wandte er sich zuletzt auch gegen den Wind immer nach Kluklu's Seite, bis er sich gar nicht mehr von ihr losreißen konnte, weil er fest gerostet war. Als nun ein Sturm kam, da wurde Krikkrak gebrochen, denn er hatte das Nachgeben verlernt; und todt stürzte er Kluklu zu Füßen, die erst erschrak, dann aber lustig weiter spazierte."

Demoiselle Charlotte lachte und auch den Capitän hatte die Geschichte belustigt. Sie bemerkten nicht, daß Adele blaß und roth wurde. Heftiges Kind, dachte ich. Da schlug sie die Augen wieder auf und fragte: „Wollen Sie weiter rudern?"

„Ich bin noch nicht fertig", antwortete Alfred.

Wir geduldigten uns, bis er das Blatt aus dem Buche riß und Adele reichte. Es war ein hübsches Bild geworden, Adele freute sich darüber; doch als sie sah, daß der Wetterhahn schief gezeichnet war, wurde sie ärgerlich und steuerte den kürzesten Weg nach Haus.

Die Eigenthümlichkeiten des lebhaften Mädchens hielten meine Gedanken fest und als ich am nächsten Morgen mit den Freunden von dieser, durch neue Reize mir noch lieber gewordenen Stätte schied, nahm ich die Theilnahme an einem Kinde mit, welche vielleicht ebenso warm, wie Alfred's Liebe zu meiner Schwester werden konnte. Was er nach der Abreise von Stade empfunden hatte, fühlte ich ihm jetzt nach. Wir Beide überließen uns den Erinnerungen, während Wichard die Trennung von Haus schnell überwand und um so gesprächiger wurde, je näher wir unserer Garnison kamen.

Die Thätigkeit, in welche wir nun wieder eintraten, that Alfred und mir wohl. Mit unserem Freunde ging aber im Laufe der nächsten Monate eine Aenderung vor, die uns nicht ohne Sorge ließ. Er suchte uns seltener auf, war stiller und, wenn er mit mir bei Tante Balbina war, die uns jetzt zu Cordula oft einlud, kein so heiterer Gesellschafter, wie früher. Mit seinem Regimentskameraden Timon wurde er in die kleinen Abendgesellschaften der Königin befohlen, wo er gewöhnlich auch Tante Balbina und Cordula fand. Er erzählte uns davon, ohne bemerkbare Freude über diese Auszeichnung.

Am Neujahrsabend geschah das jetzt Seltene, daß er den Wunsch äußerte, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Mit der gewöhnlichen Offenherzig-

Digitized by Google

keit redeten wir über Alles, was wir dachten und erlebt hatten; nur von Felicia sprach Wichard so wenig wie möglich, trotzdem Alfred mehrere Male das Gespräch auf sie lenkte. Unsere Dienstverhältnisse, unsere militärischen Aussichten beschäftigten ihn nicht so lebhaft als sonst.

„Dein Eifer scheint nachzulassen, wie leider der meinige", sagte Alfred.

„Wie kannst Du das sagen!" rief ich aus. „Es ist das erste Mal, daß Du Dich so äußerst."

„Ich hatte keine Veranlassung", erwiderte Alfred ruhig. „Ich freue mich von ganzem Herzen, daß Du Deinen Beruf um so lieber gewinnst, je mehr Du ihn kennen lernst, und wünsche, daß dies so bleiben möge. Du bist zum Soldaten geboren. Auch Wichard ist es. Ihn ziehen jetzt nur andere Gedanken ab."

„Alfred!" sagte Wichard erschrocken und verlegen.

„Ja, Wichard! Dich ziehen die Gedanken an Felicia ab. Sie war schon lange der einzige Gegenstand, über welchen Du mit uns zu sprechen vermeidest, und Deine Neigung zu ihr hat, seit Du nach unserem Urlaub wieder in ihrer Nähe bist, beunruhigend zugenommen."

„Nun denn!" sprach Wichard, indem er in großer Erregung aufstand. „Die Heiligkeit der Freundschaft bürgt mir, daß Ihr das Wort vergrabt. Ich liebe die herrliche Frau, ich denke nur an sie."

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!" unterbrach Alfred ihn mit feierlichem Tone.

Wichard erblaßte. „Nein, nein! O Gott, das ist es ja auch nicht. Sie ist so gut. Sie ist wie eine Schwester gegen mich, und ihr Mann wie ein väterlicher Freund. O nein, das wäre ja schändlich!"

„Geh' selten zu ihr."

„Wie kann ich das! Sie laden mich ein, sie sind ahnungslos."

„Bezwinge Dein Herz", antwortete hierauf Alfred. „Gott wird Dir helfen. Gegen uns kannst Du Dich nun offen aussprechen."

Wichard war an's Fenster getreten und sah nach dem Sternhimmel. Wir schwiegen, bis Alfred das richtige Wort fand: „Es ist eine schöne Winternacht. Laßt uns noch etwas wandern."

Wir gingen schnell vorwärts, fast ohne zu sprechen, nach der Herrenhäuser Allee. Sie war leer; die Laternen brannten aber noch, obgleich Mitternacht nahe war.

Da hörten wir Stimmen und rasche Schritte kamen uns entgegen. Wir sahen zwei Gestalten, eine sehr große, eine etwas kleinere. Sie

Digitized by Google

schwiegen, als sie uns kommen hörten, und als sie an uns vorbei gingen, blieben wir unwillkürlich einen Augenblick stehen.

„Der König!“ flüsterte Alfred.

Wiederum hörten wir Schritte, aber leise. In passendem Abstande folgten mehrere Männer. Als auch diese vorbei waren, fragte ich: „Wer führte den König?“

„Der Graf Platen,“ antwortete Wichard. „Vielleicht ist im Auswärtigen etwas Besonderes vorgekommen. Wenigstens scheint der Minister noch zum Vortrag gewesen zu sein, und da mag der König, der es liebt umherzugehen, wenn seine Gedanken beschäftigt sind, seinen Arm genommen haben.“

Auf Umwegen kehrten wir zurück. Vor Wichard's Hause drückten wir dem Freunde die Hand. „Laßt uns morgen Abend wieder beisammen sein. Kommt zu mir,“ bat er.

Als wir zwei in unserer Wohnung waren, beklagte ich mich gegen Alfred über seinen Mangel an Offenheit. „Plötzlich, mir ganz neu, sagst Du, Dein Eifer als Soldat lasse nach.“

„Einmal konnte ich es doch nur zum ersten Male sagen,“ entgegnete er lächelnd.

„Aber ich habe niemals eine Klage von Dir gehört.“

„Was hätte das genutzt? Auch heute sprach ich es nur aus, weil ich keinen anderen Angriffspunkt auf Wichard fand.“

„Das merkte ich wohl; aber Du meinst es doch auch so?“

„In gewissem Grade ja, Ernst. Wenn ich mir denke, wir bleiben unser Leben lang Friedenssoldaten, hören die Stände über die Militärlast klagen, und drillen die Bauernjungen für das Königreich Hannover, damit sie bereit stehen, aufzumarschiren, wenn der Polizeidirector Wermuth einen kleinen Tumult rechtzeitig angeordnet hat, so verliere ich die Freudigkeit. Aber es kann ja anders kommen. Heute schlafe ich vergnügt ein, denn wir haben an dem Freunde ein gutes Werk gethan.“

6.

Die Krieg bedeutenden Worte, welche Napoleon III. am 1. Januar 1859 bei dem Neujahrsempfang des diplomatischen Corps an den österreichischen Gesandten gerichtet hatte, riefen plötzlich eine allgemeine Aufregung und in den zunächst gefährdeten Staaten schwere Besorgnisse hervor. Der Krieg des zweiten französischen Kaiserreichs mit der Präsidial-

Digitized by Google

macht des deutschen Bundes bedrohte ganz Deutschland, wenn auch nur die österreichischen Besitzungen in Italien seine Veranlassung waren.

Um dieses große Ereigniß drehte sich am 2. Januar das Gespräch in unserer Messe ausschließlich. Die jungen Kameraden jubelten über die Aussichten, welche ein Krieg mit Frankreich eröffnete, und auch den alten Officieren glänzten die Augen. Waren sie doch mehr als wir berechtigt, unseren Erbfeind zu hassen. Sie hatten schon gegen ihn gekämpft oder doch die Vernichtung des Wohlstandes, die Verarmung der Familien, das ganze Elend, welches die Franzosen vor einem halben Jahrhundert über unser Land brachten, in persönlicher Erinnerung.

Nach Tisch ging ich in meinen Club, um Zeitungen zu lesen, und trat demnächst aus dem Lesesaal in die Spiel- und Conversations-Zimmer, von denen eines das Wachsfiguren-Cabinet genannt wurde, weil hier täglich alte Stammgäste saßen, die meistens kein Wort sprachen. Jeder von ihnen nahm zur gewohnten Zeit auf dem längs der Wände angebrachten Divan seinen Platz, ein Clubdiener brachte ihm die lange Pfeife und zündete sie mit einem Fidibus an; dann saß das geehrte Mitglied seine Zeit, sich des Daseins und der Genossen freuend, schweigend da. Heute hörte ich zu meiner Ueberraschung eine lebhafte Conversation. Die Worte: „Idées Napoléoniennes“ schlugen an mein Ohr. Ich blieb, um die Unterhaltung der alten Herren anzuhören, an einem Schachtisch stehen, wo zwei eifrige Spieler an jedem Abend miteinander kämpften. Auch sie pflegten sich kaum zu rühren, nur daß sie dann und wann einen Schachzug thaten. Heute waren sie unruhig und spielten schlecht, sei es, weil das ungewohnte Gespräch sie störte, sei es, weil dessen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Am Ende des Divans, wo man den Blick in die folgenden Zimmer hatte, saß an jedem Abend von sechs bis acht Uhr ein langer, magerer Oberst. Er hatte als Capitän den Dienst verlassen, trug immer Uniform jetzt noch den Militärrock mit dem auffallend hohen Kragen, wie der König Ernst August ihn getragen hatte, und war, wohl für diese Beharrlichkeit, nach und nach mit höheren Titeln beglückt worden. Er war übrigens eine ehrliche Seele und sprach, wenigstens auf seinem Divanplatze im Museum, unter keinen Umständen ein Wort. Dagegen ließ er zuweilen ein Husten und Räuspern ertönen, welches jedesmal einen neuen Besucher, den er von Weitem sah, ankündigte, und unwillkürlich hatte er sich dieselbe Art des Räusperns und Hustens für dieselbe Person angewöhnt, so daß

Digitized by Google

auch seine Divangenossen, die Kenner seiner Töne, im Voraus erfuhren, wer kam.

Sein Nachbar im Divan war ein Kriegsrath außer Dienst, der für den größten Kenner des Hof- und Staatshandbuchs galt. Von jedem Officier wußte er Truppentheil und Anciennetät.

Dann kam ein Kammerrath außer Dienst, ein hoher Sechziger, der 1809 mit dem Herzoge von Braunschweig-Oels nach England gegangen war und jetzt zwei Söhne in der hannoverschen und einen in der österreichischen Armee hatte.

Heute saßen ausnahmsweise auch einige gesprächige Clubmitglieder auf dem Divan: ein Consistorialrath, der früher Schloßprediger und bei den Damen beliebter Kanzelredner gewesen war und von dem man sagte, daß er bei Hofe Einfluß habe. Ich begegnete ihm zuweilen bei Tante Balbina. Ein Oberbaurath, der weiter gereist war, als irgend wer in der Gesellschaft, und hiervon gern sprach; und ein ehemaliger Major, ein gelehrter Herr, der seine Ansichten rücksichtslos aussprach und gewöhnlich Recht behielt.

„L'empire c'est l'épée," sagte der Kriegsrath.

„Ja, eine Lüge ist das empire. Nur mit Gewalt kann es sein illegitimes Dasein behaupten," sprach der Consistorialrath.

„Gegen Rußland hat er Glück gehabt," äußerte der alte Kammerrath mit Bezug auf Napoleon III., „da hatte er aber auch die Engländer auf seiner Seite. Mit den Oesterreichern wird er nicht so leicht fertig."

„Das frägt sich noch," warf der gelehrte Major ein.

„Sie haben wohl lange keine österreichischen Offiziere gesprochen," erwiderte jener.

„O ja!"

„Na, mein Sohn sagt, die Schule des alten Radetzky habe Wunder bewirkt."

„Welche Schule?"

„Des alten Radetzky."

„Hat gar keine Schule gemacht."

„Es werden gerade fünfzig Jahre seit Ihrem Heldenzuge," sprach der Consistorialrath, um dies Zwiegespräch zu beruhigen. „Gott sei Dank, jetzt können wir Oesterreich besser helfen."

„Wie so helfen?" fragte der gelehrte Major.

„Das versteht sich doch von selbst," antwortete der Kriegsrath. „Wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es uns den Krieg."

Digitized by Google

„Gar nicht," sagte der Major. „Geht uns gar nichts an."

„Kreuzigt ihn!" rief der Oberbaurath.

„Hm, hm," machte mißbilligend der Consistorialrath.

In diesem Augenblick hustete der schweigsame Oberst in mehr als gleichgültiger Weise.

„Wer kommt denn?" fragte der Consistorialrath.

Der Staatsminister außer Dienst Windthorst trat in das Zimmer.

„Sieh' da, Excellenz!" sagte der Consistorialrath. „Ein seltener Gast."

Manche hatten den eben Angekommenen wegen seines anscheinend gutmüthigen Wesens und seiner Lust, Witze zu machen, ganz gern; die Mehrzahl empfand Abneigung gegen ihn. Daß er, der Katholik, in unserm protestantischen Lande zu einem so hohen politischen Posten gelangte — er hatte dem ersten Ministerium angehört, welches Georg V. einsetzte — konnte ihm an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Aber zum großen Theil seinem Einflusse schrieb man die wachsende Zahl und Bedeutung der Katholiken in Hannover zu, und Einige vermutheten, daß er vor allen anderen Zielen ultramontane Zwecke verfolge. Im Ganzen war man nicht klar über ihn.

„Euer Excellenz können entscheiden," nahm der Oberbaurath das Wort. „Der Herr Kriegsrath glaubt, wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es zugleich uns den Krieg. Der Herr Major ist der Ansicht, daß dies uns gar nichts angehe."

Der Kriegsrath machte seinen Rücken gerader, als rühme er sich seiner politischen Einsicht. Der Major schlug den Kopf zurück und lehnte ihn auf das Rückenpolster des Divans. Der kleine Staatsminister warf sich in die Brust, steckte den rechten Daumen zwischen Chemisette und Weste, so daß die zierliche Hand recht sichtbar war, blickte nachdenklich durch seine Brille und antwortete: „Sehr interessant! In dieser Divergenz liegt ja schon die Antwort. Der Bund hat zu entscheiden. In Frankfurt wird Oesterreich wie der Herr Kriegsrath, Preußen wie der Herr Major sprechen."

„Und die Mittelstaaten?" fragte Einer.

„Werden auch so denken, wie die beiden Herren. Sind denn neue Nachrichten da? Ich weiß wenig. Da dieses Pariser Evenement meine kleine Leiche aus der Jurisprudenz ausgegraben hat, so will ich sie an das Licht der Zeitungen tragen." Mit diesen Worten schritt er, die Lippen über den großen Mund wie klagend zusammen schließend, in den Lesesaal.

„Ich habe die Abendzeitungen auch noch nicht gelesen," sagte der Consistorialrath und folgte ihm.

Digitized by Google

Der gelehrte Major erhob sich, lachte kurz auf und ging nach Hause. Der Oberbaurath setzte das Gespräch fort: „Die kleine Excellenz weiß noch nicht, was aus der Geschichte werden kann.“

„Jedenfalls werden die in Aussicht stehenden Abschiede schneller kommen,“ sprach hierauf der Kriegsrath. Seit der Concentrirung bei Nordstemmen war die Rede davon, daß mehrere höhere Officiere den Abschied erhalten würden.

„Wissen Sie etwas Näheres?“ fragte der Kammerrath im Interesse seiner auf Avancement wartenden Söhne.

In diesem Augenblick ließ der schweigsame Oberst ein so beängstigendes Räuspern ertönen, daß auch ich mich umsah. Ich erblickte die runde, linkische Gestalt des Polizeidirectors Wermuth, dem wie gewöhnlich die gelbe Perrücke schief über dem schwammigen Gesichte saß. Sobald er sichtbar wurde, trat die Stille ein, von der es hieß: „Es fliegt ein Polizeidiener durch das Zimmer.“ Der Polizeidirector stellte sich vor die Anwesenden, zog sein bunt carrirtes Schnupftuch aus der Tasche, schwenkte es auseinander und schnaubte sich. Hierauf fragte er: „Quid novi?“

Erst erfolgte keine Antwort. Dann aber sprach der Oberbaurath: „Aurelius ist recht krank.“

Diese Worte überraschten mich. Weder Alfred noch ich hatte den Genannten in der letzten Zeit gesehen.

„Das hörte ich,“ antwortete der Polizeidirector. „In unserem Klima wird er zu Grunde gehen. Wenn er leben will, muß er nach dem Süden.“

Ich erschrak. Hat er einen Blutsturz gehabt? Die Frage hätte ich gern gethan; doch mochte ich sie nicht an die alten, mir fast fremden Herren richten.

„Was sagt vox populi zu der gestrigen Rede Napoleon's?“ fragte der Kriegsrath.

„Wir stehen zu Oesterreich!“ erwiderte der Polizeidirector. „Die größte Uebereinstimmung! Und insofern ist dieser Zwischenfall ein Glück. Er wird die Hannoveraner auf andere Gedanken bringen. Die Aufwiegelung wurde immer gefährlicher.“

„Davon habe ich nichts gemerkt,“ sagte der ehrliche Kammerrath.

„Ich erfahre leider zu viel,“ entgegnete mit sorgenvollem Ausdruck der Polizeidirector. „Die Feinde der Regierung verderben das Volk, wollen ihm Geschmack an der Revolte beibringen. Ich muß immer wachsamer werden.“

Digitized by Google

Dies war eine von den Redensarten des Polizeidirectors Wermuth, von welchen nur Einzelne glaubten, sie entsprächen seiner Ueberzeugung. Die Meisten erblickten darin ein trügerisches System. Niedrige Menschen konnten den König an seiner schwächsten Stelle: dem Welfenhochmuth fassen. Er glaubte ihnen, wenn sie versicherten, daß seine Dynastie, die älteste aller herrschenden, über jede andere erhabene, unantastbare, nur von den Aufwieglern und der rohen Masse des Volkes Gefahren, freilich großen, ausgesetzt sei.

Solche Gefahren existirten aber am wenigsten. Die loyalen, ruhigen Hannoveraner dachten nicht an Revolten.

Anderen Tages besuchte ich Frau Elisabeth, um mich nach Aurelius zu erkundigen. „Er hat eine Lungenentzündung, die gottlob gut verläuft", sagte sie.

Ich erzählte ihr, was der Polizeidirector gesagt hatte, und bemerkte, daß sie dies ungern hörte. In ihrer vorsichtigen Art, die Alles vermied, was bestehende Feindschaften vergrößern konnte, äußerte sie sich nicht weiter. Es war allgemein bekannt, daß Aurelius als einer der einflußreichsten Oppositionsmänner unserer Ständeversammlung vom Hofe gehaßt und gefürchtet wurde.

Die gefährliche Periode seiner Krankheit ging schnell vorüber, seine Genesung schritt fort.

Die Ansichten, welche in der oben erzählten Clubunterhaltung zu Tage traten, wurden im Laufe der folgenden Monate von den Ereignissen großentheils bestätigt. Der deutsche Bund beschloß die Kriegsbereitschaft der Contingente. Wir Officiere waren glücklich, Alfred wurde viel lebhafter. „Es ist schnell anders geworden", sagte er fröhlich. „Nun können wir vielleicht etwas leisten."

Der Baron schrieb an Wichard aus Berlin, dann aus Wien. In Berlin war er nur einige Wochen geblieben. Dort trat das Interesse an Schleswig-Holstein augenblicklich gegen den in Aussicht stehenden italienischen Krieg zurück. Aber auch in diesen wollte Preußen, so lange Oesterreich sich allein behaupten könnte, nicht eingreifen. Aus Wien schrieb der Baron: „Hier sieht man der nächsten Zukunft nicht mit dem festen Vertrauen entgegen, welches ich erwartet hatte. In Berlin war Alles klarer. Ich glaube, Preußen erneuert sich und Oesterreich bleibt immer das alte."

Indessen erhielten jetzt mehrere Officiere der hannoverschen Armee einen „blauen Brief", das heißt den Abschied. Man wollte die Schäden, welche die vorjährigen Manöver hatten erkennen lassen und die haupt-

Digitized by Google

sächlich in der Organisation des Armeecorps lagen, durch Personenwechsel verbessern. So ist in diesen Jahren mancher tüchtige Officier beseitigt und schmerzlich gekränkt worden, ohne daß damit viel gewonnen wurde. Und dies verletzte um so mehr, als unbrauchbare Männer sich behaupteten, wenn sie hohe Gönner hatten.

Auch in Wichard's Regiment waren Beförderungen zu erwarten. Sein Compagnie-Chef mußte Major werden, die Stelle war im Regiment frei. Da kam Wichard eines Mittags in großer Aufregung zu uns. „Mein Capitän ist Major in der Provinz geworden! Das kann nur geschehen sein, um Frau von Leinau von hier zu entfernen", rief er empört aus. Wir waren überrascht und mußten seine Erklärung dieser ungewöhnlichen Versetzung für richtig halten; denn ein sachlicher Grund war auf keine Weise zu erkennen, vielmehr hatte Jeder es für selbstverständlich gehalten, daß der sehr tüchtige, in der Garnison beliebte Hauptmann von Leinau beim Garde-Regiment bleiben werde. Indeß freuten wir uns, daß Wichard von Felicia getrennt wurde. Seit dem Neujahrsabend hatte er sich uns wieder eng angeschlossen, mit uns gern und offen über die Gefühle seines Herzens gesprochen, und daher wußten wir, daß er den rechten Weg nicht verlassen wolle. Auch die Ueberzeugung hatten wir mehr und mehr gewonnen, daß Felicia nicht unwahr gegen ihren Mann sein könne. Ihre Entfernung mußte aber Wichard den täglichen inneren Kampf leichter machen.

Wir ergingen uns in Vermuthungen.

„Man will, daß in der Garde nicht allein die Officiere, sondern auch die Damen von adeligem Blut sind", schalt Wichard.

„Das wär zu albern!" meinte Alfred.

„Freilich. Aber was kann es sonst sein? Persönliche Feinde hat Frau von Leinau nicht."

„Darin irrst Du vielleicht", entgegnete Alfred, ohne dies begründen zu können; denn er, wie ich, war mit den Vorgängen in der Hofgesellschaft, die Wichard zu kennen glaubte, nicht vertraut. Freilich war kaum anzunehmen, daß Felicia persönliche Feinde habe; denn wo wir in den letzten Monaten bei den großen Hoffesten mit ihr zusammengetroffen waren, hatten wir den Eindruck, daß sie ihren Platz voll und ganz erobert habe. Ihre Klugheit war ebenso groß, wie ihre Schönheit, sie zeigte an der rechten Stelle Selbstgefühl oder Bescheidenheit, sie verstand mit Zartheit und guter Laune übertriebene Huldigungen zurückzuweisen oder einen Mangel an der ihr schuldigen Achtung zu bestrafen, und so bewegte sie

Digitized by Google

sich mit vollständiger Sicherheit und Befriedigung in dem Kreise, der sie anfangs nicht aufnehmen wollte und jetzt als einen Schmuck zu betrachten schien.

Ein Argwohn erwachte in mir: daß Tante Balbina Wichard ausschließlicher für sich oder Cordula haben wolle. Dieser Gedanke veranlaßte mich sogleich, nachdem Wichard uns verlassen hatte, zu ihr zu gehen. Ich fand sie allein.

„Du verfehlst Cordula. Sie ist in der Sitzung des Frauenvereins. Wie geht es Deinem Freunde?"

„Er ist betrübt, daß sein Compagnie-Chef als Major versetzt ist."

„O! Er bleibt aber hier?"

„Nein, er geht in die Provinz."

Ich sah, daß diese Nachricht Tante Balbina erfreute, aber auch, daß sie von derselben überrascht wurde. Sie war unschuldig an der Sache.

Nun waren Alfred und ich bestrebt, Wichard die Tage bis zu Felicia's Abreise zu erleichtern, und nicht wenig trug diese selbst hierzu bei. Ihr Mann ließ als guter Soldat die Versetzung ohne Murren über sich ergehen, und sie sprach kein Wort der Klage aus. Wichard gab sie bis zuletzt Zeichen einer liebenswürdigen Freundschaft, aber keines einer größeren Neigung. Und wenn sie, wie ich glaube, die Wärme seiner Gesinnung ahnte, so vermied sie, daß diese sich äußerte. Ihr Mann schlug vor, daß sie noch in Hannover bleiben möge, weil die Kriegsaussichten darauf hinwiesen, daß er selbst seine neue Garnison bald wieder verlasse. Sie wünschte dies nicht und reiste mit ihm ab.

So hatte denn Wichard diese Probe seines Charakters glücklich bestanden. Alfred war darüber fast noch zufriedener als ich. Als Schleswig-Holsteiner fühlte er sich ebenso für das tadellose Benehmen des Landsmannes, wie für das des Freundes verantwortlich. Die erhöhte militärische Thätigkeit, welche die Zeitumstände von allen Officieren verlangten, half auch Wichard's Schwermuth zu zerstreuen.

Die ersten Kämpfe der Oesterreicher mit dem französisch-sardinischen Heere waren unglücklich verlaufen; das letztere, von dem französischen Kaiser geführt, drang in die Lombardei ein.

Die Mobilmachung unseres Bundes-Contingents war vollendet. Die hannoverschen Truppen standen gut ausgebildet und durchaus kriegsbrauchbar bereit, das Officierscorps von dem ritterlichsten Geiste beseelt, die Mannschaften von dem tüchtigsten Gehalt. Die einzelnen Kriegsinstrumente, welche Hannover hergab, waren vorzüglich. Es kam nur darauf an, daß

Digitized by Google

sie richtig gebraucht wurden. Der König hatte, gemäß der hierüber getroffenen Vereinbarungen, das Commando über das zehnte Bundes-Armee-Corps dem Herzog von Braunschweig übertragen, dieser Fürst zählte unter seinen Vorfahren ruhmgekrönte Namen. Er selbst hatte keine Gelegenheit gehabt, seine militärische Begabung darzuthun. Da ihm aber der im Armeecorps bekannte und geschätzte General Jacobi als Chef des Generalstabes zugetheilt wurde, so fehlte das Vertrauen zu der oberen Leitung nicht.

Der Aufmarsch der Bundes-Contingente an den Rhein sollte erfolgen; täglich erwarteten wir den Marschbefehl, Napoleon III. stand vor einem Kriege mit Deutschland. Da kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Solferino und gleich darauf die fast unglaubliche von dem Friedensschluß in Villafranca. Napoleon III. hatte in einer persönlichen Zusammenkunft den Kaiser Franz Joseph, der, noch unerfahren und in dem Vertrauen auf seine Heerführer getäuscht, die österreichische Niederlage für größer hielt, als sie war, zu dem übereilten Frieden beredet.

Von Deutschland war der Schrecken eines, diesmals kaum vermeidlich scheinenden Krieges gewichen. Wir Officiere waren um eine Hoffnung ärmer. Die jetzt eintretende Abspannung bewirkte bei Wichard eine verstärkte Sehnsucht nach Felicia, bei Alfred eine große Verstimmung, die mir von Herzen leid that. Alfred hatte mir einmal gesagt: „Du bist zum Soldaten geboren.“ Er war es wohl mehr als ich. Er besaß bei großer Ruhe einen raschen Entschluß, viel praktischen Sinn, seltene körperliche Ausdauer und Gewandtheit, dazu eine unbedingte Autorität über seine Untergebenen, deren Vertrauen er schnell gewann. Die Unterofficiere bauten auf ihn; freilich sorgte auch kaum ein Anderer so wie er für sie. Schon mehreren, die ausgedient hatten, war durch seine klug benutzten Verbindungen und Beharrlichkeit eine gute Versorgung zu Theil geworden. Er war nicht ehrgeizig im geringen Sinne des Wortes; aber er wünschte ein weiteres Feld für seine Fähigkeiten.

„Nun bist Du des Soldatenstandes überdrüssig“, sagte ich.

„Laß uns hiervon nicht sprechen. Ich will Dir nicht die Freude an Deinem Berufe nehmen.“

Der Trübsinn der Freunde quälte mich. Ich bestand darauf, daß wir uns eine Zerstreuung bereiteten. Ein vierzehntägiger Urlaub wurde uns zu einer Wanderung durch den Harz bewilligt. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit genossen wir die Freuden einer schönen Bergreise. Wir

Digitized by Google

warfen unsere Sorgen von uns und kehrten ermuntert zu unserer Friedensarbeit zurück.

Der italienische Krieg hatte in Deutschland das Vertrauen zu Oesterreich erschüttert, während die Gewalt und die Absichten Napoleon's gefährlicher wurden. So fühlte man in verschärftem Maße die politische und militärische Schwäche des deutschen Bundes, die nicht gebessert werden konnte, so lange in Frankfurt zwei deutsche Großmächte einander eifersüchtig bekämpften. Die Ansicht, daß nur Preußen, der kräftige, protestantische Staat, Deutschland aus seiner Ohnmacht erwecken könne, gewann mehr Anhänger, auch in dem hannoverschen Lande, trotzdem man hier das specifisch preußische Wesen nicht liebte.

Daß der König Georg das Balancir-System des deutschen Bundes als eine Stütze seiner Souveränetät zu erhalten wünschte, verstand sich von selbst. Die Bestrebungen der österreichischen Diplomatie, ihrem Hofe die alte Stellung in Deutschland zu bewahren, konnten deshalb bei der hannoverschen Regierung auf Unterstützung rechnen und an dem Hofe Georg's V. war Alles willkommen, was die drohende Uebermacht Preußens zu beschränken vermochte.

„Die Katholiken setzen sich, wie es scheint, hier immer mehr fest," sagte eines Tages Wichard. „Heute traf ich bei Timon einen Herrn von etwa dreißig Jahren. Timon stellte ihn als den neuen Secretär seines Vaters vor. Er nennt sich Melet und kommt aus Oesterreich. Er hat das gespannte Gesicht der Katholiken und die Politur der Jesuiten."

„Nimm Dich mit Timon in Acht," sprach Alfred.

„So warntest Du mich schon ein paar Mal," erwiderte Wichard ungeduldig. „Du thust ihm Unrecht, er ist ehrlich."

„Das Gegentheil kann ich nicht behaupten," sagte ich jetzt; „aber klar bin ich über Timon auch nicht, und da er dem Hofe so nahe steht, ist Behutsamkeit wohl am Platze."

„Die Königin schätzt ihn; also ist er ein rechtlicher Mensch," entgegnete Wichard.

„In Deiner Heftigkeit urtheilst Du falsch," sprach nun Alfred. „Menschenkenntniß besitzt die Königin nicht. Und weshalb bevorzugt er Dich so sehr?"

„Ich weiß es nicht und lohne es ihm nicht; denn ich gehe ihm keinen Schritt entgegen. Die kleinen Einladungen der Königin halten uns zusammen."

Digitized by Google

„Wir kennen diese Cirkel nicht und können nicht ein Mal vermuthen, welche Pläne man mit Dir haben mag," warf ich scherzend hin. „Du sollst Flügeladjutant oder Kammerherr werden, oder eine Hofdame heirathen."

Jetzt lachte er. „Ich danke für Deine gütigen Absichten. Nein, in den Hofdienst trete ich nicht. Und heirathen — Ihr wißt ja" —

„Ein jeder verliebt sich ein Mal, und kaum Einer heirathet seine erste Liebe," sagte Alfred.

„Ja, aber keiner von uns heirathet ohne Liebe," entgegnete Wichard.

Mehrere Wochen später wurde die Hochzeit Zettel's, der inzwischen Hauptmann geworden war, festgesetzt. Zu dieser Feier erhielt nicht allein Alfred, sondern auch ich eine Einladung, zu meiner Freude, denn ich schätzte den Bräutigam sehr. Alfred ließ sich herbei, einen lustigen Polterabendscherz zu dichten, der dann auch recht munter vorgeführt wurde, und am folgenden Tage fand die Trauung in der Marktkirche durch den Senior Bödeker statt.

Dieser, fast jedem Einwohner bekannte oberste Geistliche der größten Stadtgemeinde Hannovers war weniger ein Seelsorger, als ein Helfer in aller Noth. Der eigenthümliche Mann war den Orthodoxen ein Dorn im Auge und hatte, weil er ohne Ansehen der Person tadelte und mit Spott geißelte, viele Feinde; aber seine guten Werke hatten ihm die Volksgunst gewonnen und gaben ihm einen großen Halt. Er wich in seinem Benehmen nicht selten von der würdevollen Haltung des Geistlichen ab, und seine Reden, sogar von der Kanzel, streiften mitunter die Grenzen des Schicklichen. Indeß die Herzensgüte und Wahrheit klang aus ihnen und seine Predigten hatten immer zahlreiche andächtige Zuhörer. Unter den Anekdoten, welche man sich von ihm erzählte, betrafen viele die Art, wie er das Geld sammelte, womit er Bedrängten half und die segensreichen Einrichtungen schuf, welche die Stadt ihm verdankt.

Unter den Hochzeitsgästen befand sich zu unserer großen Freude auch Aurelius. Eine Sommercur hatte die letzten Spuren seiner Krankheit verwischt, er sah frisch und kräftig aus.

An der Hochzeitstafel erhob sich der Senior Bödecker, um die Gesundheit des jungen Ehepaars auszubringen. Er sprach etwa Folgendes:

„Ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, wobei ich etwas aus der Schule schwatzen werde. Als wir in diesem Frühjahr unsere tapfere Armee rüsteten, da hatte ich mir eines Tages in diesem Hause zwei Thaler zu einem Bette für einen armen Kranken geholt und wollte weiter gehen, als eine Thüre sich aufthat und meine junge Freundin, die heute den

Digitized by Google

Myrtenkranz trägt, mich leise in ihr Zimmer einlud. „Ach, Herr Senior," bat Sie dann, „können Sie es nicht einrichten, daß ich mit meinem Verlobten unmittelbar vor dem Ausmarsch seines Regiments getraut werde? Dann könnte ich ihn doch pflegen, wenn er verwundet wird." — Ich sagte, ich wolle mir das überlegen, sie gab mir einen Thaler für eine arme Braut, und ich ging sofort zu dem Bräutigam, um dessen Meinung zu hören — „Mein höchster Wunsch ist die Heirath; aber vor dem Kriege heirathe ich nicht, damit meine Braut nicht etwa gleich einen Krüppel zum Mann hat!" — Diesen Bescheid gab er mir; aber keinen Thaler. Um den mußte ich erst mahnen, dann gab er ihn her. Wohlthun nützt auf Erden und bereitet im Himmel eine gute Stätte. Ich träumte kürzlich, es gehe meiner Frau und mir, wie dem verehrten Ehepaar Aurelius. Ich war krank, und da kamen viele Herren und Damen zu meiner Frau, die sich unsere Freunde nannten und ihr riethen, einen anderen Arzt zu nehmen, der mich nach dem Süden schicke."

Hier lachte ein großer Theil der Gesellschaft, und mir viel das Clubgespräch ein.

„Leider folgte meine Frau den Rathschlägen, und ich verließ meine Gemeinde. Da starb ich. Als ich nun an die Himmelspforte kam, stand Petrus da im Gespräch mit Wermuth, der ihm einen Paß zeigte und sich stolz in die Brust warf." —

Jetzt wurden mehrere Gesichter in der Gesellschaft sehr bedenklich.

„Petrus erblickte mich sofort, winkte und sprach: „Lieber Bödecker, Du kannst gleich ganz durchgehen hinten in den Freudensaal, da findest Du die Deinigen. Aber erst sage mir, weshalb hast Du zuletzt noch den dummen Streich gemacht, Deine Gemeinde zu verlassen? Du hättest es wie Aurelius machen sollen, der bleibt noch lange auf der Erde." —

Abermals lachten viele.

„Ich trat in die Pforte ein und sah nun, daß der Himmel so eingerichtet ist, wie unsere neue Restauration am Theaterplatz, zuerst rechts und links Einzelcabinette und zuletzt der große Festsaal. Als ich vorwärts ging, hörte ich noch, daß Petrus zu Wermuth sagte: „In den Freudensaal? Auf keinen Fall! Sie müssen von unten anfangen. Ich muß nur noch überlegen, in welches Cabinet Sie gehören." — In einem dieser Cabinette sah ich ein paar von unseren Consistorialräthen, in einem anderen Windthorst und Melet. Ich weiß nicht, ob Sie Letzteren schon kennen."

Die Nennung dieses Namens fiel mir sehr auf.

Digitized by Google

„Da kam ich in den herrlichen Freudensaal. Ach, und da fand ich viele liebe alte Bekannte. Als sie mich sahen, dachten sie natürlich, ich komme, um Geld von ihnen zu erhalten. Sie vergaßen ganz, daß sie im Himmel waren, und griffen gleich nach ihren Geldbeuteln, die es dort oben bekanntlich nicht giebt. Darum, Ihr lieben jungen Eheleute, lebt schlicht und recht, damit Ihr, wenn es hier einmal vorbei ist, auch gleich in den Freudensaal kommt."

Und nun brachte er das Lebehoch aus, in welches mit Jubel eingestimmt wurde.

Gegen das Ende des Diners redete der Senior noch ein Mal, viel kürzer, sehr gemüthvoll und in passender Weise eindringlich. Es galt dem Bruder der jungen Frau Zettel, Otto Wellmeier, der nächstens das elterliche Haus verlassen sollte, um als Avantageur in ein preußisches Regiment einzutreten.

Nach aufgehobener Tafel trat ich an Aurelius heran, um ihn zu seiner Genesung zu beglückwünschen. Er war sehr freundlich gegen mich, so daß ich mir die Bitte erlaubte, er möge mir den Scherz in des Seniors Tischrede erklären, der sich auf ihn bezog.

„Gern," antwortete er. „Ich bin der Regierung unbequem, sie schaffte mich gern fort. Als ich die Lungenentzündung hatte, war mein Arzt ganz sicher, und die Krankheit verlief normal. Da stellten sich Leute bei meiner Frau ein, die früher uns eine solche Theilnahme nicht gezeigt hatten, machten sie sehr angst, sagten, ich hätte die Schwindsucht und versicherten, meine einzige Rettung sei südliches Klima für längere Zeit. Damals hat meine Frau dies nur meinem Arzt mitgetheilt. Erst nach meiner Genesung erzählte sie es mir, und nun haben wir nach und nach herausgebracht, daß jene guten Freunde nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern von Anderen geschickt sind, und die Spuren der letzteren führten alle zu dem Polizeidirector Wermuth."

Ich machte eine unwillige Bewegung. Er sah mich mit seinen klaren Augen an. „Aber wer ist der Melet?" fragte ich.

„Von dem weiß ich nichts Bestimmtes, der Senior scheint schon besser unterrichtet zu sein. Er gibt sich für den Secretär eines vornehmen Herrn aus, er ist aber ohne Frage mehr."

Nicht gar lange nach diesem Fest, im September, las ich Aurelius' Namen unter den Männern, die auf Rudolph von Bennigsen's Aufforderung sich in Frankfurt a. M. versammelten und dort den Nationalverein gründeten, welcher ein kräftiges Deutschland ohne Oesterreich unter Preußens

Digitized by Google

Führung erstreben wollte. Die hannoversche Regierung war über diese Anmaßung im höchsten Grade empört und suchte die Theilnahme an dem Nationalverein zu einem Hochverrath am Vaterlande zu stempeln. Indem sie gegen ihn die heftigsten Maßregeln ergriff, hatte sie nur den Erfolg, daß sie seine Bedeutung in den Augen vieler Hannoveraner hob, ihm mehr Mitglieder zuführte, Haß und gegenseitige Anklagen hervorrief. Wer als ein Anhänger des Königs gelten wollte, mußte sich von dem Nationalverein fern halten.

Eines Abends unterhielt ich mich mit dem Hoffattler, als sein Nachbar, der Buchbinder, an uns vorüber seinem Hause zuschritt. Er grüßte mich und ich ihn. Der Hoffattler und er nahmen von einander keine Notiz. Als er vorbei war, sagte Jener: „Smitt seck en Aal up!"

„Was heißt das?" fragte ich.

„Nu, he smitt seck up. Wird alle Tage wichtiger. Eben kommt er aus der nationalvereinlichen Versammlung." —

Dann brummte er „Verräther" vor sich hin.

Wichard, Alfred und ich waren jetzt an der Reihe, die Militär-Akademie zu besuchen. Dies war eine Lehranstalt in der Stadt Hannover, welche in jedem Winter-Semester Seconde-Lieutenants der Armee in den Fächern ihrer Waffe theoretisch weiter bildete. Der Unterricht fand in einem der beiden kleinen Gebäude am Calenbergerthore statt, worin schon zur Zeit, als Scharnhorst hier Militärlehrer war, die „Ecole" sich befand, eine Bezeichnung, die gesprächsweise auch jetzt noch vorkam. Die Vorträge wurden in einer Form gehalten, welche dem Eifer des Zuhörers viel überließ, und gerade hierdurch wurde im Allgemeinen Gutes erreicht. Wir drei Freunde fühlten uns in der Militär-Akademie unter den Kameraden, die aus dem ganzen Lande zusammen kamen, sehr wohl. Mich fesselten die militär-wissenschaftlichen Lehren in hohem Grade, und ich widmete ihnen meinen häuslichen Fleiß mit Eifer. Alfred hatte mit seinem schnellen Erfassen die Sache immer bald abgethan, ging auch wohl nicht so tief in sie ein. Er erfüllte vollständig seine Pflicht, aber, wie ich mehr und mehr erkannte, ohne die Passion für unseren Stand, die mich antrieb. Während ich hinter militärischen Büchern saß, beschäftigte er sich mit seinem Lieblingsstudium, der Geographie. Nicht selten fand ich ihn noch bei solchen Arbeiten, wenn ich spät Nachts heimkehrte. Er ging nicht oft in Gesellschaften, besuchte dagegen die Clubs, seine Freunde und gern das Theater. Für letzteres hatte er lebhaftes Interesse, weniger für die Personen der Schauspieler, als für die gesammte Darstellung.

Digitized by Google

Er ließ sich sogar unter der Führung eines früher von ihm unterstützten Beamten alle baulichen und maschinellen Einrichtungen des Schauspielhauses zeigen und unterhielt mich Abends oft von der Scenerie, die er gesehen hatte und meistens schön fand, aber doch stets anders zu haben wünschte.

Auch Wichard war fleißig. Was ihm für die Militär-Akademie zu thun oblag, besprachen und bearbeiteten wir mit einander, so daß er noch mehr als früher mit uns lebte. Der Plan seiner Eltern, diesen Winter in einer Stadt zu verleben, ging nicht in Erfüllung. Die Baronin wollte in der Nähe von Friedrich bleiben, der ihr Sorge machte. Körperlich war er anscheinend gesund, aber seine Stimmung noch immer gedrückt. Für das folgende Jahr war ein Aufenthalt der Baronin mit Adele in Hannover in bestimmte Aussicht genommen, und eine Woche vor Weihnachten kam Wichard's Vater, um Erkundigungen einzuziehen. Er fand, daß unsere Residenz alle Mittel für die Vollendung von Adelens Erziehung in geeignetster Weise bot. Er selbst wollte nicht in Hannover leben, weil er unseren politischen Zuständen um so mehr fern zu bleiben wünschte, als der Minister des Auswärtigen ihm früher befreundet gewesen und jetzt sein politischer Widersacher war. Der Graf Platen, dessen Familienbesitz in Holstein lag, gehörte zu denen, welche in den Gegnern des Londoner Vertrags Aufwiegler sahen.

Deshalb wollte der Baron, während seine Gemahlin mit Adele in Hannover wäre, mit Wichard Italien und Frankreich bereisen. Dieser, unseren Freund auf das höchste erfreuende Plan wurde näher besprochen und für Wichard's Beurlaubung eine vorläufige Zusage gewonnen.

Bei Beginn unserer Weihnachtsferien verließ der Baron mit uns Hannover. Wichard fuhr mit ihm nach Haus, Alfred und ich nach Stade. Dort fanden wir in den uns nächsten Beziehungen keine Veränderung, Alfred war in der fröhlichsten Stimmung, meine Schwester liebenswürdig und gut wie immer. Im Weihnachtsfeste feierten wir ihren fünfzehnten Geburtstag auf die heiterste Weise. Auch Wichard hatte zu Hause Alles erwünscht gefunden, nur mit seinem Bruder Friedrich war er nicht zufrieden. „Er hat denselben scharfen Verstand wie Adele," sagte er, „und hält auf dem Gymnasium mit dem älteren Bruder gleichen Schritt. In anderthalb Jahren werden wohl Beide das Maturitäts-Examen machen und Friedrich besteht es vielleicht gar besser. Aber er ist ein ungeselliger Mensch geworden, finster, trotz seiner Gutmüthigkeit."

Digitized by Google

Als ich Tante Balbina die mir übertragenen Grüße bringen wollte, sagte der Bediente: „Excellenz haben Sitzung.“

„Was für eine Sitzung?“

„Ich weiß nicht.“

Sie schickte mir Cordula.

„Guten Tag, Ernst. Sei willkommen. Du weißt wohl noch nicht, daß die Königin Tante zu einer der Vorstandsdamen für das Henriettenstift gemacht hat?“

„Nein, ich weiß auch nichts vom Henriettenstift.“

„Das wird ja jetzt von der Königin gegründet, ein Krankenhaus, worin lutherische Diaconissinnen ausgebildet werden.“

„Wer ist denn bei Tante?“

„Die Melanie, der Oberhofmarschall von Malortie und ein Herr Müller.“

„Es gibt viele Müller.“

„Seinen Titel habe ich überhört. Er hat einen Schnurrbart und ist eben so dick, wie Excellenz Malortie dünn ist.“

„Ich soll Dir Grüße aus Stade bringen.“

„Danke! Tante will mich, glaube ich, auch zur Diaconissin machen. Dazu habe ich aber keine Lust, ich passe nicht dazu. Tante schilt jetzt schon, daß ich ihr nichts recht mache. Heute noch —“

„Was hattest Du verkehrt gemacht?“

„Ach, ich war in ihrem Kinderhospital. Es ist doch ein Mädchenhospital, und deshalb schickte ich Leute weg, die mit einem Knaben kamen, den sie verbinden lassen wollten.“

„Was fehlte dem Knaben?“

„Er hatte ein Loch im Kopf. — Eben flüsterte sie mir in's Ohr, Du möchtest heute Abend kommen und Deinen Freund mitbringen, natürlich.“

„Wie so natürlich?“

„Das weißt Du ja. Wir Beiden kommen nicht so sehr in Betracht.“

„Ich glaubte, Du möchtest Wichard gern.“

„Früher mochte ich ihn gern, obgleich er zu jung für mich ist. Er kann noch nicht an Heirathen denken. Mich zu heirathen, fällt ihm auch nicht ein. Er ist zu verzogen.“

„Von wem?“

„Ach, Ernst, thu' doch nicht so. Von Tante Balbina.“

„Will die ihn heirathen?“

„Ha, ha, das ist zu komisch! Und von der Melanie.“

Digitized by Google

„Die verzieht ihn auch?“

„Das erfährst Du nicht, weil Du nicht in die kleinen Cirkel kommst. Und wenn es nur nicht noch wer wäre!“

„Noch wer? Wer?“

„Das sage ich nicht. Dein Freund muß stolz sein.“

„Cordula, was sprichst Du! Wichard ist der bescheidenste Mensch. Ihr Damen denkt euch da Etwas zusammen, was gar nicht ist.“

„Nein, Ernst. Die Königin hat ihn gern. Um Gotteswillen! Sage es nicht weiter, ich bitte Dich. Versprich es mir.“

„Was Du mir gesagt hast, will ich Wichard nicht wieder erzählen.“

„Ach Gott, ich habe mich so erschrocken! Wie kam ich nur dazu, dies auszusprechen! Und die Königin ist so gnädig gegen mich.“

„Die Königin ist immer sehr gütig. So wird sie es auch gegen Wichard sein. Das Andere bildest Du Dir ein, Cordula. Sei künftig vorsichtiger.“

„Ich will meinen Mund zuschließen. Gegen Dich plauderte ich nur so hin, weil ich Vertrauen zu Dir habe.“

Am Abend fand ich mich mit Wichard ein. Tante Balbina war nicht bester Laune, die Melanie war auch da. Ich vermuthe, daß in ihrer Gegenwart Cordula nach der Sitzung berichtet hatte, wir würden kommen. Ich betrachtete nun die Melanie genauer. Bei den großen Hoffesten hatte ich sie wohl gesehen, aber nicht weiter beachtet. Es schien kaum glaublich daß sie den Fünfzigen sich näherte, so jugendlich war ihr ganzes Wesen. Sie hatte eine schöne Gestalt, fast genau wie die Königin, hielt sich auch so, wie Ihre Majestät. Vielleicht war dies Nachahmung. Ihr Gesicht war dagegen viel lebhafter. Man sah es gleich, sie war keine Deutsche. Ihre Augen glühten und hingen an dem schönen Wichard. Er war unbefangen wie sonst.

Als der Melanie Wagen gemeldet war und sie sich zum Weggehen anschickte, kam es mir vor, als warte sie, daß Wichard ihr seine Begleitung anbiete. Dies that er aber nicht, folgte vielmehr einem Winke Tante Balbina's und blieb noch mit mir.

Nun schlug Letztere vor, wir möchten wöchentlich mindestens einen Abend bei ihr zubringen und mit ihr und Cordula etwas lesen. Wir nahmen dies dankend an. Bald und oft erfolgte dann auch eine Einladung. Zum Lesen kamen wir aber nie. Bücher lagen zwar in Menge auf Tante Balbina's Tisch, sie hatte jedoch immer zu viel zu sprechen. Auch fuhr, wenn wir da waren, die Melanie vor und ließ sich anmelden.

Digitized by Google

Als dies ein paar Mal geschehen war, sagte Tante Balbina mit gezwungenem Lachen zu Wichard: „Sie geben sich wohl mit der Melanie bei mir Rendezvous?“ Wichard versicherte mit seiner heiteren Aufrichtigkeit, daß ihm dies Zusammentreffen auch aufgefallen, daß er daran aber vollkommen unschuldig sei. „Es ist ein lustiger Zufall,“ sagte er.

„Lustig!“ rief Tante Balbina aus und wollte lachen. „Lustiger Zufall!“

Aber derselbe Zufall wiederholte sich zu oft.

Deshalb war es Tante Balbina ein willkommener Umstand, daß der Dragonermajor, den wir vor anderthalb Jahren in dem Kloster kennen lernten, jetzt seinen Wohnsitz in Hannover genommen hatte. Bald nach jenen Manövern hatte er seinen Abschied erbeten und erhalten, und darauf größere Reisen gemacht. Tante Balbina lud ihn zu den sogenannten Leseabenden ein und behandelte ihn mit großer Liebenswürdigkeit. Vielleicht sah sie ihn nunmehr als eine gute Reserve an; vielleicht wollte sie Wichard eifersüchtig machen oder den Major als Blitzableiter gegen die Melanie benutzen. Sie fand ihn charmant, seine Erzählungen aus Frankreich und Algier hochinteressant und that, wenn er später als die Anderen erschien, das Möglichste, ihn zu rühmen.

Aber über diese ihre eigenen Gedanken bemerkte sie nicht, daß Cordula sich ebenfalls über die Besuche des Dragonermajors freute, und daß dieser, als er Tante Balbina genauer kennen gelernt hatte, weniger ihret- als meiner Cousine wegen kam.

Alfred hätte ich gerne bei Tante Balbina, wo unser Freund in einer Zwickmühle saß, eingeführt. Er wies mein Anerbieten, wie früher, auch jetzt ab, hörte jedoch aufmerksam an, was ich von den eifersüchtigen Damen zu berichten hatte.

7.

Die Saison näherte sich ihrem Ende. Die Hoffeste sollten mit einem großen Costümball im Schauspielhause geschlossen werden, zu welchem die Einladungen weit über die Grenzen des Hofcirkels hinaus in andere Gesellschaftskreise ergingen. Verschiedene Quadrillen wurden berathen und beschlossen. Wichard war zu der Quadrille der Königin befohlen. Die Dame wurde ihm zugetheilt, es war die Melanie. Tante Balbina war zu dieser Quadrille nicht aufgefordert. Dies war eine unerwartete und verstimmende Einleitung des Festes für sie. „Sie will sich krank melden,“ sagte Cordula mir, „und ich glaube, sie ist wirklich krank; denn ich habe

Digitized by Google

sie noch niemals so heftig gesehen." Gegen mich äußerte Tante Balbina sich über diesen Zwischenfall nicht. Auch hatte sie sich später eines Anderen besonnen. Sie hoffte noch, daß die Eine oder Andere der glücklicheren Damen krank werde und dann an sie die Reihe komme, den fehlenden Platz in der Quadrille der Königin auszufüllen. Für den Fall, daß dies nicht geschehe, ließ sie sich ein reiches griechisches Costüm bereiten. Der Dragonermajor versprach, in dem Originalanzuge eines vornehmen Beduinen zu erscheinen, und wollte Cordula führen. Dies hintertrieb Tante Balbina. Cordula wurde einer Tyroler Quadrille zugewiesen und hierdurch auch ihr die Vorfreude an dem Feste verdorben.

Zu meiner Ueberraschung sagte Alfred mir, diesen Costümball wolle er besuchen, so Etwas habe er noch nicht gesehen. Er wolle aber unerkannt bleiben und fordere von mir, daß ich ihn auf keinen Fall verrathe. Er müsse seine Verkleidung in unserer Wohnung anlegen; sonst würde er auch mir nicht gesagt haben, daß und wie er zu dem Feste gehe. Nun trug er spät Abends Packete, welche Theile seiner Garderobe enthielten, selbst nach Hause und machte alle Vorbereitungen mit eben so viel Sorgfalt wie Vorsicht.

Als der Abend des Balles kam, begann er schon frühzeitig, nachdem er unsern Diener weggeschickt und die Thüren verschlossen hatte, seine Toilette. Er fing damit an, sein Gesicht zu malen, Nase und Augenbrauen durch aufgeklebte Stoffe zu formen und einen weißen Bart anzulegen. Er kleidete sich in schwarze seidene Strümpfe, kurze dunkle Beinkleider, Schuhe mit seidenen Schleifen und goldenen Schnallen, ein braunes, seidenes Unterkleid, über welches das reiche Gehenk des zierlichen Degens kam; setzte eine weiße Perrücke und einen breitkrämpigen, mit einer Diamantagraffe geschmückten Hut auf den Kopf, zog einen weiten pelzverbrämten Rock über und ergriff die Spitzenhandschuhe und einen Rohrstock mit goldener Krücke. Dann nahm er eine gebückte Haltung an und so präsentirte er sich mir als ein gebeugter, magerer Alter mit faltigem, eingefallenem, doch nicht unschönem Gesicht, welches ich schon irgendwo gesehen zu haben glaubte. Er war das wohlgelungene Abbild eines von Rembrandt gemalten alten niederländischen Handelsherrn.

„Vortrefflich!" rief ich aus. „Schade, daß Du nicht Schauspieler geworden bist."

„Da magst Du Recht haben. Du verräthst mich auf keinen Fall!"

„Nein!"

Digitized by Google

Als auch meine Toilette beendigt war, ging ich die Treppe hinunter, um den Weg zu recognosciren. Niemand war da; der Meister, die Meisterin wie das Gesinde waren nach dem Platze vor dem Theater gegangen, um die Anfahrt der costümirten Herrschaften zu sehen. Alfred hüllte sich in einen langen Mantel, bedeckte den Kopf mit einem dunkten Tuch und setzte einen Civilhut auf. So stiegen wir in den bereit stehenden Wagen. Schon an der Ecke des Theaterplatzes ließ er halten; er wollte die letzte Wegstrecke allein zu Fuß zurücklegen.

Das Theater war herrlich umgewandelt, Zuschauerraum und Bühne zu einem weiten, reich verzierten Saal gemacht, worin jetzt ein Gedränge von Menschen in den verschiedensten Trachten sich durcheinander schob. Erst allmälig fand man Bekannte. Tante Balbina ging als Griechin am Arm des Beduinen. Ihrer vollen, noch frischen Gestalt stand die Tracht sehr gut und der Major mit gebräuntem Gesicht und dunkelem Haar sah in dem weißen Burnus vortrefflich aus. Die beiden bildeten wirklich eines der schönsten Paare.

Eine Fanfare, der ein Marsch folgte, verkündete die Ankunft des königlichen Zuges. Die Festordner voran machten Platz, der Zug bewegte sich durch den Saal, dann begann der Tanz der Quadrillen. Zuerst kam die der Königin, eine zwar nicht geistreiche, aber höchst prächtige Karten-Quadrille. Die Königin tanzte sie mit Timon, ihr gegenüber die Melanie mit Wichard. Auffallend war, wie sehr die Gestalten der Königin und Melanie sich glichen, so sehr, daß, wer die Verschiedenheit der Farben vergaß, die kleine Diamantenkrone und den anderen reichen Juwelenschmuck der Königin im großen Lichterglanze nicht beachtete und die Gesichter nicht sah, die eine von der anderen kaum unterschied.

Auch die anderen Quadrillen wurden sehr bewundert, die der Tyroler erwarb sich vielen Beifall. Ich hatte Cordula noch nie so hübsch gesehen, ich erkannte sie sogar nicht gleich. Ihrer vollen Figur stand das Mieder, ihrem runden Gesicht das Tyroler Hütchen allerliebst. Als ihre Quadrille vorgeführt war, kam Cordula zu mir, aufgeregt, ängstlich. Sie hatte immer Tante Balbina mit ihrem schönen Beduinen im Auge. Ich wollte das Gespräch auf diese lenken, als ich Hauptmann Zettel und Frau begrüßen mußte, die als Rococo-Paar sehr gut aussahen. Dann erschien in einiger Entfernung der gebückte, zuweilen leise hustende, niederländische Kaufherr, der nach und nach die Aufmerksamkeit auf sich zog und bald mit den verschiedensten Personen im Gespräch war. Nach einer folgenden Quadrille war er in meiner Nähe. Er sah mich im Vorbeigehen lange an und schien

Digitized by Google

mich nicht zu kennen. Neben einem Kalenberger Schäfer, den ich nicht kannte, blieb er stehen. Des ersteren kleidsame Tracht: die Sammethose, die rothe geblümte Weste, der lange weiße Leinenrock mit großen Knöpfen und der dreispitzige schwarze Filzhut, paßte mit ihrer Bescheidenheit nicht zu dem hochmüthigen Gesicht mit dem schwarzen Haar, den stechenden Augen und den festgeschlossenen Lippen. Wie er so dastand, recht unschuldig an den langen Schäferstab gelehnt, war er ein Heuchler. Er mißfiel mir sehr. Mit ihm unterhielt der Greis sich lange.

Nach den Quadrillen begann der allgemeine Tanz. Die Paare in dem weiten Saale flogen dahin. Ich hatte mich noch nicht engagirt, ich wollte erst das bunte, lebendige Bild ungestört betrachten. Da legte sich eine Hand auf meinen Arm und ich hörte Cordula's Stimme. „Geh' mit mir," bat sie. Sie legte ihren Arm in meinen und zeigte auf den Weg aus dem Saal in den Logengang. Sonst war sie in größerer Gesellschaft gegen den bürgerlichen Vetter noch nie so zuthunlich gewesen; jetzt war etwas von rücksichtsloser Hast in ihr. Wir kamen an die zum oberen Foyer führende Treppe. Dem hier stehenden Lakai gab sie ein Zeichen. Wir schritten hinauf. Der schöne, heute mit Blumen noch mehr geschmückte Foyer war halbdunkel und leer.

„Wohin willst Du?" fragte ich.

Sie antwortete nicht, sie führte mich nach dem Concertsaal, in welchem später soupirt werden sollte. Die Saalthür war nicht verschlossen, wir traten ein. Auch dieser große Saal war, um ihn kühler zu erhalten, noch dunkel gelassen; nur einzelne Lichter zeigten die Reihen von Orangebäumen, um deren Stämme die mit feinen Tüchern belegten, mit edlem Geschirr besetzten Tische für das Souper bereitet waren.

Vor uns ging ein anderes Paar. Bald erkannte ich den Beduinen, an seiner Seite ging die Griechin Balbina. Cordula's Arm zitterte in dem meinigen. Und in noch größerer Entfernung war ein Paar, welches jetzt umzukehren schien. Gleich darauf erklang ein Ach! von Damenstimmen, und als ich mit Cordula heran kam, nochmals ein Ach! Das dritte Paar war die Melanie mit Wichard. Mein Erstaunen war groß. Die Melanie und Tante Balbina versuchten zu scherzen, es gelang ihnen schlecht. Sie behaupteten, es sei überall im Hause heiß, nur hier kühl. Nun wollten sie in die Gesellschaft zurückkehren. Wir traten aus dem Saal und kamen in den Foyer. Da saß auf einem Stuhl an der Wand der niederländische Greis. Als wir nahe bei ihm waren, erhob er sich müde an seinem Stock und lehnte sich seitwärts des Stuhles an die Wand.

Digitized by Google

„Ich bedarf der Erholung," redete er uns an, als wolle er seine Anwesenheit in diesen Räumen entschuldigen.

„Bald wird Dir, werther Alter, dort Erquickung gereicht," erwiderte ich.

„Mir ist's Erquickung, die Jugend zu sehen," sagte er hierauf, „Erquickung und Trübsal."

„Trübsal, weshalb?" fragte jetzt Tante Balbina. „Weil Dir die Jugend fehlt?"

„Du irrst wieder," entgegnete er. „Nicht weil die Jugend mir fehlt. Nein, weil die Jugend fehlt."

„Ich irrte wieder, sagst Du?" fuhr die Griechin fort. „Irrte ich sonst?"

„Du irrtest, als Du den Moslem in jene Halle der Freude führtest."

Sie schwieg bestürzt.

„Und Du, schöne Trefffkönigin", wandte er sich jetzt an die Melanie, „wie stolz schreitest Du neben dem ritterlichen Kartenkönig. Hältst Du das Spiel schon für gewonnen? Du irrst."

Auch die Melanie erschrak und sah verlegen um sich. Der Greis erhob wie warnend seinen Stab, indem er sich mit der anderen Hand an der Wand stützte und sprach feierlich:

„Die Schönheit irrt, die Jugend fehlt.
Ihr habt das Rechte nicht erwählt".

Und als er diese Worte gesprochen hatte, öffnete und schloß sich hinter ihm die Wand, er war verschwunden.

„Wo ist er?" rief die Melanie erschrocken.

„Wer ist er?" fragte Tante Balbina.

„Ein toller Kerl," sagte der Beduine.

Wichard schien am meisten bestürzt zu sein. „War das mein Vater?" fragte er mich zuletzt.

„Wie kannst Du das glauben? Wie sollte der hierher kommen?" sagte ich lachend.

„Lassen Sie uns gehen," flüsterte die Melanie. Sie war unter der Schminke blaß geworden. Auch Tante Balbina sah geängstigt aus.

Wichard führte seine Dame voran, wir folgten und traten in die große Mittelloge, von der eine mit Palmen und blühenden Gewächsen eingefaßte Treppe in den von der fröhlichen Gesellschaft gefüllten Tanzsaal hinunter führte. Von dem eigenthümlich hübschen Anblick überrascht und gefesselt, blieben wir eine Weile stehen. Da kam ein Kammerherr und entbot die Melanie und Tante Balbina zu Ihrer Majestät. Ich sah, wie

Digitized by Google

Cordula über dieſen Befehl, welcher die Griechin von dem Beduinen trennte, ſich freute. Gleich darauf eilte einer der Feſtordner die Stufen hinauf und fragte: „Haben ſie den niederländiſchen Greis geſehen? Die Königin will ihn ſprechen.“

„Vor Kurzem,“ antwortete ich. „Wo er jetzt iſt, wiſſen wir nicht.“

„Ich glaube ihn dort zu ſehen,“ ſagte Wichard und wies auf das Getümmel in dem Bühnenraum.

„Ja wohl, da iſt er,“ ſagte der Feſtordner und eilte die Stufen wieder hinab.

Zu meiner Freude kam jetzt ein ſchmucker Tyroler, Cordula zum Tanz zu holen, und ich eilte nun dahin, wo die Königin war und wo bald auch der niederländiſche Greis an ſeinem Krückſtock erſchien. Er hatte den Hut von dem weißen Haupt genommen und näherte ſich mit Zeichen der Ehrfurcht Ihrer Majeſtät, die, ihren Hofſtaat hinter ſich, in einem weiten Kreiſe allein ſtand. In der vorderen Reihe dieſes Kreiſes befand ſich der Kalenberger Schäfer; es fiel mir auf, daß er die Königin und den Greis ſcharf beobachtete. Letzterer beugte ſeinen alten Rücken tief und auf das Anmuthigſte vor Ihrer Majeſtät und hatte nun eine längere Unterredung mit ihr, von der man kein Wort hörte. Aber ich beobachtete, daß die Königin erſt lächelte, darauf geſpannt ausſah, dann ängſtlich wurde, bis ſie eine verlegene Bewegung als Entlaſſungszeichen machte und ziemlich ſchnell zurück trat. Ich wurde beſorgt, und wie es ſchien nicht ohne Grund, denn nun glaubte ich unter den Herren und Damen der Königin eine etwas lebhaftere Bewegung wahrzunehmen. Unwillkürlich blickte ich mich nach dem Schäfer um und ſah ihn noch eben, wie er ſich durch die Umſtehenden drängte, um weiter zu gehen. Jetzt war der Greis an meiner Seite. „Nimm Dich vor dem Schäfer in Acht,“ ſprach ich leiſe, zu ihm gewandt. Wenige Augenblicke ſpäter fragte einer der Feſtordner: „Wer iſt der Greis? Wo iſt er?“ Der Geſuchte war nicht mehr da, er mußte das Haus verlaſſen haben.

Indeß die Wenigen, welche dieſen kleinen Vorfall beachteten, vergaßen ihn in dem perſönlichen Intereſſe der ſchönen Stunden; das Feſt ging weiter und erſt früh Morgens kehrte ich in unſere Wohnung zurück.

Alfred lag im Bett und ſchlief den Schlaf der Gerechten. Als ich Licht anzündete, erwachte er und fragte: „Haſt Du Dich gut amüſirt?“

„Vortrefflich.“

„Haſt Du mich auch nicht verrathen?“

Digitized by Google

„Nein. Du kannst ganz unbesorgt sein. Niemand außer uns kennt den Greis."

„Bei Euch konnte ich das Reimen nicht lassen, an dem dummen Vers hätte man mich erkennen können."

„Höchstens konnte er Wichard auf die Spur bringen, aber er hielt Dich einen Augenblick für seinen Vater."

Alfred lachte, richtete sich auf und wurde ganz munter. „Ich hatte mein Gesicht nach dem Porträt seines Ahnen gemacht, vielleicht auch unseren Dialekt nicht genug geändert."

„Was hast Du der Königin gesagt?" fragte ich. „Du scheinst sie aufgeregt zu haben. Gleich darauf wurdest Du gesucht."

„Später," war seine Antwort. „Lege Dich jetzt schlafen."

„Sage mir wenigstens noch, ob Du den Kalenberger Schäfer kennst."

„Das ist ein Hallunke Namens Melet. Schlafe wohl!"

Er legte sich nieder und war gleich wieder eingeschlafen. — O, du liebe, ehrliche Seele!

Am anderem Morgen trank Alfred schon seinen Kaffee, als ich aufstand. Ich mußte eilen, um nicht zu spät zum Dienst zu kommen. Deshalb sprachen wir nur, was uns zunächst lag. Alfred war lustiger als sonst und lachte hell auf, als ich fragte: „Hat der Schäfer Dich gestern Abend verfolgt?"

„Ja wohl. Und ich bin ihm ebenso entkommen wie Euch. Er ging mir in den Foyer nach. Vor meiner Thür blieb ich stehen, die Hand am Drücker, und als er auf mich zu schritt, hob ich warnend den anderen Arm und sprach feierlich: Hüte Dich, Du bist erkannt! Er schrak zurück und ich verschwand. Vermuthlich hält er, wie Deine Begleitung, es für angemessen, von diesem Ausgang nicht zu reden. Aber einerlei, forschte man nach, so würde man nichts finden, als die Schlüssel an dem vorgeschriebenen Platze." Und lachend nahm er Degen und Mütze, um nach der Caserne zu gehen.

In der Messe wurde viel von dem gestrigen Feste, nur nebenbei von dem niederländischen Alten gesprochen. Kastor meinte, dieser sei ein bekannter braunschweig'scher Officier, der schon bei mehreren Maskeraden und Costümbällen Greise mit großem Talent dargestellt hatte. Ein Anderer hielt es für wahrscheinlicher, daß hinter der Maske ein Schauspieler steckte, der mitunter zu den kleinen Cirkeln der Königin befohlen wurde. Mehrere behaupteten, der Greis sei wirklich ein Greis gewesen. Der politische Lieutenant hatte gehört, der Unbekannte habe der Königin wichtige Mit-

Digitized by Google

theilungen gemacht und sei wohl gar ein politischer Agent. Diese Aeußerung rief bei den Einen Gelächter, bei den Anderen Kopfschütteln hervor. War es doch bekannt, daß die gute Königin, die ihr eigenes Urtheil bescheiden zurückhielt, keinen politischen Einfluß hatte und haben wollte. Es hieß sogar, Seine Majestät mißtraue in politischen Dingen ihr nicht weniger, als seinen Ministern.

Nach Tisch führte ein glücklicher Zufall mich in dem Augenblick in das Museum, als der Polizeidirector Wermuth in die Conversationszimmer ging. Ich folgte ihm. Auch hier war die Rede von dem königlichen Feste. Jemand sagte: „Es ist doch merkwürdig, daß man nicht herausbringen kann, wer den Greis dargestellt hat."

Der Polizeidirector bemühte sich, mit seinem immer wichtigen Ausdruck zu lachen. „Wir wissen bereits, wer es ist," sprach er. Alle wurden neugierig; nur der gelehrte Major nicht, der wieder in etwas mißachtender Weise seinen Kopf auf das Rückenpolster des Divans zurückschlug.

„Wie haben Sie das herausgebracht?" fragte der Oberbaurath.

„Sehr einfach," erklärte mit einem Tone, der jedes eigene Verdienst ablehnen wollte, der Polizeidirector, „durch die beim Eingange abgenommenen und auf den Namen lautenden Einladungskarten. Alle Erschienenen bis auf Einen waren bekannt. Dieser mußte es also sein."

„Wer ist es denn?" fragte der Oberbaurath weiter.

Nun hob der Polizeidirector schweigend das Haupt und ging in das Lesezimmer.

Ich fürchtete für Alfred und erzählte ihm, als wir endlich am Abend allein waren, was ich gehört hatte. Da lachte er noch herzlicher als am Morgen. „Ich habe meine Einladungskarte gar nicht abgegeben. Hier ist sie noch."

Aber der fröhliche Ausdruck wich von ihm, als er weiter sprach: „Die Verhältnisse hier im Lande werden immer trüber und treiben uns in Preußens Arme. Auch Aurelius, der eifrige Kämpfer für Deutschlands Einigung, fürchtet, daß Hannover seine Selbständigkeit einmal ganz verlieren wird, weil es nicht einen Theil davon zum Besten des Ganzen opfern will. Heute nannte er bei Wellmeiers die Art, wie unser König gegen seinen großen Nachbar verfährt, travailler pour le roi de Prusse. Gegen die letzten Vorschläge, wodurch Preußen der deutschen Kriegsverfassung einen besseren Halt geben wollte, hat Hannover protestirt. Ebenso gegen die preußischen Vorschläge zur Schaffung einer deutschen Kriegsmarine. Billige Wünsche der preußischen Regierung hinsichtlich der nothwendigen

Digitized by Google

Verbindungen zwischen ihren Landestheilen sind von uns schnöde abgewiesen worden, als wären wir mit einer uneinnehmbaren Mauer umgeben, als könne der große, uns umschließende Nachbarstaat sich diese kleinlichen Hemmnisse seiner Lebensbedingungen auf die Dauer gefallen lassen. Der Umstand, daß der Prinz-Regent die preußische Wehrkraft jetzt in großem Maße auszubilden trachtet, soll unseren König gegen diesen nahen Verwandten und natürlichen Bundesgenossen noch argwöhnischer gemacht haben. Und nun kommen von allen Seiten Menschen, welche ihn in seinen Wahn mehr und mehr verstricken, politische Agenten aus dem Auslande und Creaturen aus dem eigenen Lande, die sich in Gunst bringen, indem sie seinen Vorstellungen schmeicheln. Nicht selten erscheinen ohne Wissen der Minister königliche Verfügungen, die Alle überraschen, vielleicht mit Ausnahme derjenigen untergeordneten Personen, welche Zutritt bei Georg V. haben und denen es gelang, seine Gedanken zu leiten."

„Ist Melet ein österreichischer Agent?" fragte ich.

„Ohne Zweifel. Er soll die Königin in das österreichische Fahrwasser bannen. Zwar denkt sie nicht daran, sich in die Politik zu mischen. Sie amüsirt sich und glaubt, das gehe so fort. Es könnten aber doch Zeiten kommen, wo sie um ihrer Kinder willen eingreifen, mit der Angst der Mutter auf die Vorstellungen anders Denkender, namentlich ihrer Verwandten, hören möchte. Auch sie soll mit Abneigung gegen Preußen, mit Zuneigung zu dem katholischen Oesterreich erfüllt werden. Da sie zu religiöser Hingebung neigt, hofft man wohl gar, sie katholisch zu machen. Wenn das nun auch nicht gelingt, die Katholiken gewinnen immer festeren Boden im Lande. Denn hierbei hilft der kluge Windthorst, und beiden Majestäten wird die Vorstellung beigebracht, daß die Katholiken die besten Unterthanen seien."

„Wodurch hast Du Melet gestern in solche Aufregung versetzt?"

„Meine erste Unterredung mit ihm hatte ihn in Zweifel darüber gelassen, ob ich wie er ein Jesuit wäre, dem jedes Mittel recht ist, oder ob ich ihn hinterginge. Und da er über die Königin Macht gewinnen möchte, es koste was es wolle, so legte er meiner etwas geheimnißvollen Unterredung mit Ihrer Majestät Werth bei."

„Was sagtest Du der Königin?"

„Ich stellte mich als niederländischen Kaufherrn vor und erzählte, daß ich in jüngeren Jahren die Schätze Indiens, die schönen Frauen des Kaukasus kennen gelernt hätte. Hier, wo Ihre Majestät herrsche, finde ich beides, Reichthum und Schönheit. Ich habe die persischen Großen beim

Digitized by Google

Schach, französische Könige beim Kartenspiel, aber nie eine so merkwürdige Partie wie heute gesehen, wo um Ihre Majestät die niederen Karten sich unterwürfig gruppirten. Wäre hier auch die Weisheit Arabiens, so sei dieser Ort der vollkommenste. — „Haben wir nicht gut gespielt?“ fragte die Königin. — „Erhabene Herrin!“ antwortete ich, „wie im Schach die Königin durch die Schuld ihrer Unterthanen in Gefahr kommen kann, wie ein Spiel um so schwieriger, je mehr Karten Bedeutung haben, so ist es auch im Leben. Darum, wer einen hohen Einsatz zu verlieren hat, blicke um sich, ob nicht falsche Spieler da sind, und wer Viele zu hüten hat, sorge, daß er treue Schäfer habe.“ — „Um dies zu erfahren, brauchtet Ihr nicht weit zu reisen,“ sprach sie. Da fuhr ich fort: „Wer weit gereist und alt ist, wie ich, weiß besser diesen Rath zu würdigen. Auch mich haben betrogen, die ich für Freunde hielt, auch mich wollte ein falscher Schäfer auf blumige Gefilde führen, um mich zu verderben. O, Majestät! Es giebt viel falsche Schäfer.“ — Nach diesen Worten wurde ich, wie Du gesehen hast, entlassen.“

Nachdenklich schwiegen wir Beide. Da klopfte es, und gleichzeitig riefen wir: „Das ist Wichard!“ Unsere trüben Gedanken wichen, als der heitere Freund eintrat und seine fröhliche Stimme erklang.

„Gut bekommen?“ fragte er mich. „Schade, daß Du nicht da warst, Alfred. Du hättest Dich besser amüsirt, als bei Deinen Geographie-Büchern.“

„Dein Amüsement fing auf bedenkliche Weise an,“ sagte ich scherzend.

Etwas verlegen rief er aus: „Hast Du es Alfred erzählt?“

„Wie? Sollte ich es nicht?“

„Nun ja, ihm; aber keinem Anderen?“

„Nein.“

„Laß uns nicht davon sprechen. Es war doch etwas sonderbar von den Damen. Nicht?“

„Du hast angefangen.“

„Freilich. Oder richtiger die Melanie. Sie verlangte meine Begleitung in den Concertsaal, sie wollte die Anordnung in demselben ungestört besehen. Ich habe ihr aber kein unpassendes Wort gesagt.“

„Das glauben wir Dir gern,“ sprach Alfred lachend.

„Hast Du Deinen verkleideten Vater gefunden?“ fragte ich.

„Wahrhaftig, ich glaubte, er wäre es. Es soll ein etwas excentrisches und oppositionelles Mitglied der bremischen Ritterschaft sein. Er ist eigentlich nie hier, sondern immer, wenn nicht auf seinem Gute, auf Reisen.

Digitized by Google

Er soll noch allerlei Späße, auch mit der Königin gemacht haben. Aber war es nicht ein famoses Fest?"

So scherzten wir weiter. Als Wichard gegangen war, sagte Alfred: „Diesen guten Menschen brauchen wir nicht zu warnen. Sein sonnenklares Gemüth hält ihn auf dem richtigen Wege."

Tante Balbina und Cordula hatte ich einigemale vergeblich aufgesucht. Der Leseabend hatte mit Schluß der Saison von selbst aufgehört. Von dem alten Kammerdiener erfuhr ich, daß die Damen sehr beschäftigt wären. Erst in der Osterwoche traf ich sie. Beide waren sehr verstimmt, Cordula schien geweint zu haben. Bald nach meiner Ankunft wurde der Wagen gemeldet, Tante Balbina fuhr aus und überließ Cordula mir. Als wir Beiden allein waren, brach das arme Mädchen in Thränen aus. „Ich halte es nicht mehr aus. Seit Tante bei der Königin in Ungnade ist —"

„In Ungnade?"

„Weißt Du das nicht? Mit der Quadrille, zu der sie nicht befohlen wurde, hat es angefangen und seitdem ist es schlimmer geworden. Nur das Henriettenstift hält Tante noch einigermaßen aufrecht."

„Was geht aber diese Ungnade, wenn sie wirklich vorhanden ist, Dich an?"

„Auf mich schüttet Tante ihre übele Laune aus. Und nicht allein deshalb."

„Weshalb denn sonst noch?"

„Das kann ich nicht sagen. — Tante beklagt sich mit Recht, daß die Melanie Alles an sich reißt. Und sie ist doch als Fremde zu uns gekommen. Seit Dein Freund die Quadrille mit ihr getanzt hat, ist die Feindschaft ausgebrochen. Nun ist Tante zuweilen verwirrt. Neulich stieß sie die Worte aus: — Jetzt weiß ich es, die Melanie hat Leinau's versetzt. Ha, ha — und sie lachte wie eine Unsinnige — wäre die nur wieder hier! — Verstehst Du das? Und nun —"

Cordula fing wieder an zu weinen.

„Fasse Dich doch, Cordula. Es ist ja kein Unglück geschehen."

„Du solltest nur ein paar Tage bei uns wohnen und sehen, wie sie ist. Sie lauert förmlich auf, ob der Dragonermajor kommt. Ich glaube, er kommt gar nicht ihretwegen."

„Er kommt wohl Deinetwegen?"

„Ach, Ernst — Dann ist sie jedesmal zu Hause, dann hat sie immer Zeit, dann verläßt sie das Zimmer keinen Augenblick und ist gegen ihn

Digitized by Google

die Liebenswürdigkeit selbst. — Aber in ihrer üblen Laune kann sie noch Unglück anrichten."

„Wie so?"

„Sie kann auch gegen Fremde unpassend grob werden."

„Gegen wen ist sie das geworden?"

„Gestern noch gegen den neuen Oesterreicher, den Herrn Melet. Er mußte wissen, daß sie zu Hause war; denn er kam unmittelbar nachdem sie im Wagen zurückgekehrt war. Dennoch ließ sie sagen, sie sei nicht zu Hause. Und sie weiß doch, daß die Königin ihn schätzt. Als ich sie hierauf aufmerksam machte, rief sie im vollen Zorne: — Den kann die katholische Melanie behalten! Ich bin Lutheranerin und das will ich bleiben. — Ist das nicht ganz verwirrt? Und er ist ein angenehmer Mann."

„Hast Du ihn kennen gelernt?"

„Tante wollte, daß ich ihn annehme. Da hat er lange bei mir gesessen. — Nach dem Feste verreist Tante, sie will fremde Diaconissinnen-Anstalten besehen. Das ist vernünftig; dadurch kommt sie bei Ihrer Majestät vielleicht wieder in Gnade. Daß sie mich mitnehmen will, halte ich dagegen für überflüssig."

„Also Du reisest mit?"

„Ich wollte während der Zeit gern nach Hause. Tante will es nicht, ich könnte auf der Reise viel lernen; aber das ist es nicht. Sie will nur nicht —"

Cordula stockte und hätte fast wieder geweint.

„Wir haben noch gar nicht von dem letzten Hoffeste gesprochen," sagte ich ablenkend.

„Tante will nicht, daß ich davon spreche."

„Aber ich darf davon sprechen. Der Dragonermajor sah in seinem Costüm wirklich sehr gut aus."

„Nicht wahr?"

„Du warst nicht minder hübsch, Cordula."

„So, fandest Du das? Er hat mir darüber auch ein Compliment gemacht." — —

Die Militär-Akademie war geschlossen und unser Examen gut verlaufen. In Folge dessen wurden wir an Königs Geburtstage zu Premier-Lieutenants befördert. Alfred und ich waren sogar, wie unsere Vorgesetzten im Regiment sagten, belobt worden und letztere riethen, wir möchten uns für den Herbst zum Generalstabe melden. Ich hatte große Neigung hierzu.

Digitized by Google

Die Schüler des Generalstabes genossen im Winter theoretischen Unterricht in der Generalstabs-Akademie und wurden im Sommer zu der topographischen Landesvermessung und im Herbst, wenn Manöver waren, zur Dienstleistung bei den Befehlshabern der übenden Truppen commandirt.

Es war jedoch nicht wahrscheinlich, daß von demselben Regiment gleichzeitig zwei Officieren diese Begünstigung zu Theil wurde und deshalb quälte mich der Gedanke, daß ich Alfred im Wege sein könnte, ebenso sehr wie der, daß ich hinter ihm zurückstehen müsse. Indeß schwieg ich hiervon. Da sagte er eines Tages: „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde mich nicht zum Generalstabe melden. Glaube nicht, daß dies Edelmuth gegen Dich ist. Melde Du Dich!"

„Du auch!"

„Nein. Einerlei, ob Du es thust oder nicht, ich werde es nicht thun. Ich will die Zeit zu meinen Lieblingsstudien benutzen. Für den Frontdienst weiß ich genug."

Bei Wichard lag die Frage nicht vor, weil er im folgenden Winter mit seinem Vater reisen sollte. Unerwartet kam er schon jetzt dazu, einen langen Urlaub anzutreten. Eines Tages nämlich waren seine Eltern, ihn überraschend, in Hannover angekommen. Alfred und ich machten ihnen bald unsere Aufwartung und erfuhren, daß die Baronin ihre Einrichtung für den Winter selbst vorbereitete und Wichard schon jetzt um Urlaub für ein Jahr bitten sollte, um sich in der Schweiz die französische Sprache vollständiger anzueignen und Studien für die Reise nach Frankreich und Italien zu machen. Dies war gewiß ein sehr verständiger Plan. Nachdem jedoch die Baronin mich vor anderthalb Jahren über Felicia in's Verhör genommen und dabei gezeigt hatte, daß sie in Hannover Correspondenten besaß, welche ihr Nachrichten über Wichard zukommen ließen, konnte ich annehmen, daß ähnliche Ursachen die neuen Entschlüsse bewirkten. Nach acht Tagen verließen Wichards Eltern, von allen Eindrücken befriedigt, Hannover, und eine Woche später folgte er ihnen, um vor Antritt seiner Reise noch einige Zeit in der Heimath zu sein. So leid Alfred und mir die Trennung von ihm that, sahen wir doch gern, daß er den Beziehungen zu der Hofgesellschaft, die ihn mehr ergriffen, als er sie suchte, entrückt war.

Tante Balbina und Cordula waren fort. Die Zugvögel der Gesellschaft, welche den Winter in, den Sommer außerhalb der Stadt verleben, begaben sich auf neue Wanderungen. Die Sommerstille begann in die Residenz einzukehren.

Digitized by Google

8.

Die Spaltung im Lande zwischen Anhängern und Gegnern der Regierung wurde größer. Der Minister von Borries hatte die unbedachte Aeußerung gethan, daß die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Abwehr ihrer, vom Nationalverein geforderten Mediatisirung nöthigenfalls bei auswärtigen Mächten Hilfe suchen würden. Dies erinnerte an den Napoleonischen Rheinbund und rief bei Allen, welchen die Würde Deutschlands etwas galt, Entrüstung hervor. Die Ansicht, daß eine zuverlässigere Macht, als der Frankfurter Bundestag, die deutschen Einzelstaaten beherrschen müsse, breitete sich weiter aus und die Achtung vor jener Centralbehörde nahm besonders in Hannover ab, wo ihre bedauernswerthen Entscheidungen in der frischesten Erinnerung standen. Weil nun über den Minister von Borries in der Allgemeinen Ständeversammlung und im Volke heftiger noch als früher geklagt wurde, glaubte der König ihm eine Genugthuung geben zu müssen. Aus eigenem Entschluß erhob er gerade jetzt den formlosen Herrn von Borries in den Grafenstand. Dies machte einen höchst peinlichen Eindruck, wurde von dem Adel sehr übel vermerkt und im Publicum bespöttelt. Unser Nachbar, der Buchbinder, nannte den Polizeidirector Wermuth Graf Bitter, welcher Witz dauernde Anwendung fand.

Die Reise des Königs im Juni 1860 nach Baden-Baden zur Begrüßung des Kaisers der Franzosen wurde im Lande mit Argwohn betrachtet. Zwar hatte Louis Napoleon nur den Prinz-Regenten von Preußen zu einer Zusammenkunft aufgefordert und letzterer die regierenden Fürsten der deutschen Mittelstaaten veranlaßt, an der Zusammenkunft theilzunehmen. Die Gemeinschaft mit dem Prinz-Regenten schloß undeutsche Zugeständnisse aus; und daß unser König in Baden-Baden nicht nur glänzend aufgetreten war, sondern auch durch seine stolze Erscheinung dem Kaiser Napoleon imponirt hatte, hörten die Hannoveraner gern. Der Hofstattler erzählte es mir sehr vergnügt mit den Worten: „dat is en König, hat hei seggt.“ — Aber dies Alles vermochte das Mißtrauen nicht zu beseitigen, daß Napoleon hinter dem Rücken des Prinz-Regenten mit den kleinen Souveränen verhandelt und neue Zwietracht in Deutschland gesäet habe.

Die Verstimmung in Hannover bemerkte man bei den Gelegenheiten, wo Georg V. sich öffentlich zeigte, nicht. Der schöne, blinde Fürst besaß noch immer viel Anhänglichkeit im Volke. Es war Herkommen, daß der Hof, der während des Sommers in dem lieblichen Herrenhausen so lange blieb, bis der König in das Seebad Norderney reiste, bei einigen der

Digitized by Google

größeren Sommerbelustigungen, welche die Hannoveraner sich alljährlich bereiteten, erschien. Der Glanzpunkt des Jahres für die hannoverschen Bürger war das städtische Freischießen. Dies Fest wollte Keiner missen. Da war ein Leben des Morgens in den Straßen, wenn die Bürger auszogen, geschmückt mit dem hannoverschen Kleeblatt, in wohl geordneten Abtheilungen mit ihren Musikcorps und Fahnen. Nachmittags dagegen war die Stadt leer; denn Alt und Jung, Groß und Klein war hinausgewandert vor das Neue Thor, wo alle die Tanz- und Spiel- und Erfrischungs-Zelte standen. Auf dem großen Platze vor dem Schützenhause waren die Kletterstangen und andere Einrichtungen für die Wettspiele; doch blieb noch Raum genug auf der grünen Fläche, daß auch hier, unter freiem Himmel, getanzt werden konnte. Und es tanzte der Edelmann und der Handwerker, die Uniform und der bürgerliche Rock, und Jeder warb bei den schönen Mädchen um einen Tanz, ob er sie kannte oder nicht.

An einem dieser, für den hannoverschen Bürger unvergleichlichen, Tage pflegte der Königliche Hof das Fest durch seinen Besuch zu verherrlichen. Da war dann des lauten Jubels kein Ende. Und wenn der König und die Königin mit dem jungen Kronprinzen und den kleinen Prinzessinnen nach dem feierlichen Empfange seitens der Häupter der Stadt den Rundgang machten und Viele huldvoll anredeten, waren sie von Tausenden anhänglicher Unterthanen umgeben, die in diesem Augenblicke alles Andere vergaßen über das Glück, ihrem Landesherrn so nahe zu sein.

Eine Gelegenheit, sich in weiteren Kreisen zu zeigen, boten der Königlichen Familie auch die großen Militär-Concerte, welche von allen Musikcorps der Garnison unter der Leitung des Armee-Musikdirectors Gerold in dem Odeon, einem öffentlichen Garten vor dem Steinthor, ausgeführt wurden. Hannover war immer eine musikliebende und musikverständige Stadt gewesen, und die Militärkapellen besaßen eine hohe musikalische Ausbildung. Viele Musiker derselben waren zugleich Mitglieder des königlichen Orchesters, welches unter Marschner's und nach ihm unter Joachim's Direction das Vollendetste leistete, und die Musikliebe des Königs Georg trug dazu bei, daß die Militärkapellen nicht vernachlässigt wurden.

Die Hofgesellschaft, die Familien der Staatsbeamten und Officiere und junge Herren aus diesen Kreisen bildeten den größten Theil des Publicums bei den großen Militär-Concerten, die jedoch auch von anderen Personen besucht wurden, welche die Musik zu hören oder die königliche Familie zu sehen wünschten. Man setzte sich zu den Bekannten oder promenirte in dem Garten. Auf dem Hauptwege um die Musiktribüne

Digitized by Google

war ein Menschenstrom in beständiger Bewegung. Sobald der König den Garten betrat, spielte die Musik das „Heil! Unser'm König Heil!", unter dessen Klängen der Hof sich nach dem Pavillon begab, der zu seiner Aufnahme geschmückt und vor dem ein, mit Teppichen belegter, Raum frei erhalten war, damit Ihre Majestät hier Diesen oder Jenen zu einer Unterredung empfangen könne, während Seine Majestät den Pavillon bald zu verlassen pflegte, um durch den Garten zu wandern und Diejenigen anzureden, deren Anwesenheit der führende Flügeladjutant leise aussprach und denen der König seine Ansprache zuwenden wollte.

Es giebt überall viel Menschen, die auf einige aus hohem Munde ihnen geschenkte Worte großen Werth legen, wenn auch der Sprechende die Personen, welche durch sie beglückt wurden, unmittelbar darauf vergessen hat. Da man bei dem blinden Könige nicht allein dessen Wohlgewogenheit, sondern auch die Gunst des Adjutanten, an dessen Arm er ging, besitzen mußte, um dieser Auszeichnung theilhaftig zu werden, so waren die Flügeladjutanten, welche Gutes und Böses an das Ohr des Königs bringen konnten, höchst wichtige Herren, denen oft in komischer, recht oft auch in widerlicher Weise der Hof gemacht wurde.

An einem solchen Nachmittage hatte ich mich an den Tisch einiger bekannten Familien gesetzt und nach einer heiteren Unterhaltung dem Solo gelauscht, welches der Ober-Stabstrompeter Sachsse von der Garde du corps auf seiner silbernen Trompete blies, als während des hierauf folgenden Applauses eine Hand sich auf meine Schulter legte. Es war Timon, der, die Gesellschaft dieses Tisches höflich grüßend, mich fragte, ob ich Nachrichten von Wichard habe. Ich bejahte es, indem ich aufstand. „Erzählen Sie!" bat er, legte seinen Arm in den meinigen und führte mich davon. Ich theilte ihm mit, daß Wichard in Genf angekommen sei, von da entzückt über die Schweiz geschrieben habe und eine Pension suchte, in welcher er längere Zeit nützlich und angenehm leben könne.

Wir waren auf einen Seitenweg gekommen. Nicht weit vor uns ging Seine Majestät. Wir sahen, daß fünf um einen Tisch sitzende Männer aufsprangen, unter denen ich meinen Hofsattler erkannte, welcher seinen Hut hinten ergriff und hastig vom Kopfe riß. Der König blieb nicht weit davon stehen, der Flügeladjutant winkte dem Hofsattler und dieser kam, sich wunderlich verbeugend, mehr springend als gehend heran. Sein Gesicht strahlte und der ganze Mann dienerte unausgesetzt, während der König mit ihm sprach. Diese Unterhaltung schien mir sogar unverhältnißmäßig lange zu dauern.

Digitized by Google

Timon wandte sich um, wir kamen in den großen Strom und Arm in Arm durch das Gedränge nur langsam vorwärts. Dies Zusammengehen mit Timon war mir fast unangenehm, denn ich bemerkte, daß mehrere Bekannte über mein cordiales Verhältniß zu ihm erstaunten. So befanden wir uns, ohne daß ich darauf geachtet hatte, an dem Platze vor dem Pavillon und ich sah die Königin nur wenige Schritte vor mir. Sie unterhielt sich mit der jungen Gemahlin eines österreichischen Gesandtschafts-Attachés. Die Melanie war in der Nähe. Ich wollte umkehren, aber Timon stand fest und ließ mich nicht los. Nach einiger Zeit trat die Königin zurück, nahm ihre Lorgnette vor die Augen und blickte sich um. Als sie Timon sah, winkte sie ihm. Nun mußte er meinen Arm loslassen, ich verbeugte mich mit ihm und wollte mich dann fortschleichen, als er schon wiederkam, um mir zu sagen, daß die Königin mich sprechen wolle. Ueberrascht nahte ich mich der hohen Frau.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," redete sie mich an. Ich antwortete mit abermaliger Verbeugung.

„Werden wir bald wieder so große Manöver wie vor zwei Jahren haben?" fragte sie lächelnd.

„Hoffentlich, Euere Majestät. Doch bin ich darüber nicht unterrichtet. In diesem Herbst finden an verschiedenen Orten kleinere Manöver statt."

Nun fragte die Königin nach Cordula, die, wie sie gehört habe, meine Cousine sei, was ich bestätigte, indem ich die Art der Verwandtschaft angab. Dann schwieg sie, als besänne sie sich, was sie sagen sollte. Darauf fragte sie, ob Cordula auch mit Wichard verwandt sei? Dies mußte ich verneinen.

„Haben Sie Nachricht von ihr?"

„Durch meine Mutter weiß ich, daß sie sich wohl befindet."

„Das freut mich," erwiderte Ihre Majestät. Dann neigte sie mit einem gütigen Ausdruck in ihrem Gesicht, welches, wie mir schien, voller, aber auch ernster geworden war, ihr Haupt, und ich war entlassen.

Ihre Fragen nach Cordula und Wichard kamen mir etwas ungewöhnlich vor. Daß letzterer mein Freund war, wußte sie wahrscheinlich von Timon. Vielleicht hatte die Königin in dem Augenblick nichts Anderes zu sagen gewußt, vielleicht sollte ihr Interesse an meiner Verwandten und die Erwähnung meines Freundes nur eine Freundlichkeit gegen mich sein.

Nun erfuhr ich, daß wer die Gunst der Mächtigen besitzt, auch von Andern mehr beachtet wird; denn als ich mich zurückziehen wollte, nickten mir nicht nur mehrere Damen und Herren des Hofstaates zu, sondern die Melanie kam sogar zu mir, um auch ihrerseits einige Worte mit mir zu reden.

Digitized by Google

„Seit unseren Leseabenden haben wir uns nicht wiedergesehen", begann sie. Dies war nicht richtig. Unsere spätere Begegnung im Concertsaal und die Scene im Theater-Foyer sollten wohl vergessen sein.

„Ist Ihr Freund hier?" fuhr sie fort. Auch diese Frage enthielt eine Unwahrheit; denn sie wußte recht gut, daß Wichard abgereist war. Ich theilte ihr über letzteren dasselbe mit, was ich Timon erzählt hatte.

„Correspondiren Sie mit ihm? dann grüßen Sie ihn." Hierbei sah sie mich, ich glaube forschend, an, lächelte mir gütig zu und näherte sich wieder der Königin.

Als ich Abends nach Hause kam, stand der Hoffattler und der Buchbinder ein jeder vor seiner Thür. Der Hoffattler schien größer geworden zu sein, so hoch aufgerichtet stand er da. Aber auch ich mußte ihm bedeutender erscheinen, denn er grüßte mich mit ganz besonderer Höflichkeit. „Das war ein ausgezeichnetes Concert", sagte er, indem er seine Hauskappe vor mir abnahm.

„Sehr schön," stimmte ich ein.

„So 'was hat man anderswo nicht," fuhr er fort. „Ich möchte keine preußischen Musikchöre hören. Die österreichischen sollen auch gut sein. Aber diese Grazie bei uns! Und wie hat der Sachsse geblasen! Er hat ein gewaltiges Schmettern und bläst süß, wie bei einer Nachtigall. Und der lange Ton, der gar nicht aufhört, als hätte er keinen Athem! Das macht ihm kein Preuße nach."

„Ich sah Sie, als der König mit Ihnen sprach."

„Haben Sie das gesehen!" rief er aus. Während er einen Augenblick schwieg, nahm sein beglücktes Gesicht einen etwas geheimnißvollen Ausdruck an. Dann sprach er feierlich: „Ja. Seine Majestät hatten die Gnade, mich kommen zu lassen und sich allerunterthänigst mit mir zu unterreden." Er schwieg wieder, kniff die Lippen aufeinander und warf einen zornigen Blick seitwärts nach dem Buchbinder. Darauf redete er weiter: „Sie haben ein ähnliches Glück genossen, Herr Lieutenant."

„Wie so?"

„Mit Ihnen haben Ihre Majestät sich unterredet."

„Haben Sie das gesehen?"

„Als Seine Majestät die Gnade gehabt hatten, sich von mir zu entfernen, ging ich mit meinen Freunden, Ihre Majestät zu besehen. Wir standen Ihnen vis-à-vis. Ihre Majestät sah sehr schön aus. Das fein ledergelbe Sommerkleid kleidet sie gut, und ihre Augen haben eine königliche Lieblichkeit."

Digitized by Google

Nachdem er wieder seitwärts geblickt hatte, wobei sich seine Stirn verfinsterte, sagte er: „Ihr Freund sollte nicht so leichtsinnig sein.“

Ich folgte seinen Augen und sah, daß Alfred, welcher von der anderen Seite in die Straße gekommen war, mit dem Buchbinder ein lustiges Gespräch führte.

„Leichtsinnig?“ fragte ich.

„Mit einem Nationalvereinler so unter freiem Himmel schön zu thun und seine schlechten Witze anzuhören, ist gefährlich. Es kann doch auch in diese Straße wer kommen, der es sieht.“

Er mochte wohl mein Erstaunen über diese Worte bemerken, denn er setzte beruhigend hinzu: „Bei mir hat das nichts zu sagen. Ich stelle mich dumm. Das kann ich sehr gut.“ Dabei rückte er zum Gruß an seiner Kappe und ging in seine Wohnung.

Ob mit diesem Tage die Veränderung, welche in der Lebensweise des Hofsattlers und in ihm selbst vorging, zusammenhängt, weiß ich nicht. Er war nicht mehr so häuslich und gesprächig, wurde grämlich und sah auch nicht so gesund aus, wie früher.

In den nächsten Tagen kündigten Briefe von Haus uns an, daß unsere Väter bald durch Hannover fahren würden, um sich nach Bädern zu begeben, Alfreds Vater nach Eilsen, der meinige nach Marienbad. Meine Mutter sollte Clotildens wegen in ein Seebad und wollte nach Norderney, wo sie Bekannte und die meisten Bequemlichkeiten fände. Diese Nachrichten beunruhigten Alfred. Mit Bezug auf seinen Vater sagte er: „Das Alter kommt!“ Und als ich ihm meiner Mutter Absichten mitgetheilt hatte, rief er aus: „Ein Seebad für Clotilde!“

„Warum nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, ich verstehe es nicht“, antwortete er zögernd. „Ich hörte einmal, daß unser alter Medicinalrath Tiedemann meinem Vater sagte —“

„Nun, was?“

„Schon damals sollte mein Vater nach Eilsen“, fuhr er fort und brach, indem er sich an seinen Schreibtisch setzte, das Gespräch ab.

Als unsere Väter in demselben Eisenbahnzuge in Hannover ankamen, schien mir der Rath recht angegriffen zu sein. Er fuhr in Alfreds Begleitung gleich nach Bückeburg weiter. Mein Vater blieb nur einen Tag in Hannover; nicht länger, wie ich glaube, um der Besuche bei den Ministern überhoben zu sein. Aber er war begierig, die Verschönerungen der Residenz zu sehen. Ich führte ihn umher. Die zahlreichen Bauten, das neue Museum für Kunst und Wissenschaft, die hübschen Villen in dem vom

Digitized by Google

Baurath Hase geschaffenen hannoversch-gothischen Stil, das Alles machte seinem patriotischen Herzen Freude. Er warf einmal die Worte hin: „Ich denke, daß wir hier zusammen leben, in dieser schönen Stadt, wenn ich abgegangen bin."

Tante Balbina und Cordula waren noch immer nicht zurückgekehrt. Ich hatte geglaubt, daß erstere vor der Abreise der Königin wieder in Hannover sein würde, um Ihrer Majestät Vortrag über die fremden Diaconissenhäuser zu halten. Aber die Königin hatte sich auf Sommerreisen, der König nach seinem geliebten Norderney begeben. Da ließ Cordula mir eines Tages sagen, daß sie wieder da wären. Anderen Mittags ging ich zu ihnen. Die Damen empfingen mich beim Frühstück. Gleich nach meiner Ankunft wurde der Consistorialrath gemeldet, welcher Tante Balbina oft besuchte, und letztere ging fort. Nun sprach Cordula von ihrer Reise, mit der sie im Ganzen zufrieden war. „Die Besuche in den Anstalten dauerten nirgends lange," erzählte sie. „Dann besahen wir die Sehenswürdigkeiten und in den Städten waren wir Abends immer im Theater. Tante hat viel correspondirt; ich weiß nicht, mit wem. Nun will sie nach Norderney und ich soll so lange nach Haus. Mutter holt mich ab. Doch erst will Tante ihren Bericht fertig haben. Wie der lang wird! Ich glaube, die Königin liest ihn nicht ganz. Mir liest Tante immer vor, was sie geschrieben hat. Aber Alles, was darin steht, haben wir gar nicht gesehen."

Im Anfang des Septembers erhielt ich die Nachricht, daß ich bei Beginn des Winter-Semesters zum Generalstabe commandirt werde. Ich war also für den Winter an Hannover gebunden, konnte aber vorher Urlaub bekommen. Nun war von Preußen in der deutschen Politik so viel die Rede, daß seine Hauptstadt mich anzog. Ich sprach deshalb gegen Alfred den Gedanken aus, erst nach Berlin und von da für kurze Zeit nach Stade zu reisen. Trotz seiner Abneigung gegen Preußen sagte er nach kurzem Ueberlegen: „Ich begleite Dich. Berlin muß man gesehen haben. Ich bitte aber um längeren Urlaub und bleibe dann bei meinem Vater." In der zweiten Hälfte Septembers, gleich nach Beendigung unserer Manöver, reisten wir ab.

Der Eindruck, welchen Berlin auf uns machte, überraschte uns selbst. Außer Hamburg hatten wir keine Großstadt gesehen und wie viel lebhafter und mannigfaltiger war hier das Getriebe. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof, wie ordentlich entwickelte sich das Gedränge; und in den von Menschen und Fuhrwerken gefüllten Straßen, wie ungehindert kamen Alle trotz ihrer Eile vorwärts. Alfred meinte: „Hier organisirt man gut."

Digitized by Google

Am anderen Morgen, als wir an den langen, breiten Straßen und weiten Plätzen die große Zahl öffentlicher und hervorragender Gebäude und die Denkmäler großer Männer sahen, da fand meine Aeußerung: „Man sieht, hier wird ein stolzer, mächtiger Staat regiert," seine Zustimmung.

Im Museum hielt er mich unverhältnißmäßig lange in der ethnologischen Sammlung fest. Er betrachtete die an sich unschönen Gegenstände, besonders die Geräthe afrikanischer Stämme, mit gespannter Aufmerksamkeit. „Du überträgst auf sie Dein geographisches Interesse," sagte ich. „Das ist es," erwiderte er.

Nachmittags an der table d'hôte kam ein Officier von der Garde, von hohem Wuchs und vornehmer Haltung an unsern Tisch, grüßte uns und die Gegenübersitzenden durch eine kurze Verbeugung und setzte sich schweigend neben mich. Die aufwartenden Kellner nannten ihn Herr Graf. Nach einiger Zeit wandte er sich an mich: „Ich höre an Ihrer Sprache, daß Sie Hannoveraner sind. Ich habe Verwandte in Hannover. Mein Name ist Eberhard." Alfred und ich nannten unsere Namen.

„Ich glaube, daß wir Kameraden sind," sagte er darauf und fuhr, als wir erklärt hatten, daß wir hannoversche Officiere wären, fort: „Man erkennt Officiere gleich im Civil. — Die Herren sind zu ungünstiger Zeit gekommen. Die Truppen sind zu den Herbstübungen ausgerückt, der Prinz-Regent, alle Königlichen Prinzen sind abwesend, es ist noch leer hier."

„Wir kannten Berlin nicht und wollen uns nur ein paar Tage flüchtig umsehen," entgegnete ich.

„Ich würde Ihnen gern meine Begleitung anbieten, muß aber morgen früh meinen General in das Manöverterrain begleiten."

Als ich mich hierauf mit den Worten: „Sie sind sehr freundlich," dankend nach ihm umwandte und dabei einen Blick auf seine Epauletten warf, sah ich, daß er schon Hauptmann war. „Sie sind Adjutant, Herr Hauptmann?" fragte ich.

„Bei einer Division des Garde-Corps. Sind Ihre Uebungen schon beendigt?"

„Seit einigen Tagen."

„Vor zwei Jahren habe ich die Manöver des zehnten Bundes-Armeecorps bei Nordstemmen gesehen. Ich war nicht dahin commandirt, sondern nur beurlaubt und wohnte bei meinen Verwandten. Nachdem ich mich aber gemeldet hatte, machte man gütiger Weise keinen Unterschied zwischen den commandirten fremdherrlichen Officieren und mir, so daß ich Alles mitmachen konnte."

Digitized by Google

Nun hätte ich gern sein Urtheil über unser Armeecorps gehört. An der table d'hôte und bei der Kürze unserer Bekanntschaft mochte ich aber nicht danach fragen. Da Alfred ebenfalls schwieg, ließ auch er diesen Gegenstand fallen und fragte: „Was haben Sie schon von Berlin gesehen?"

Wir erzählten, wie wir den Vormittag benutzt hatten und daß wir zuletzt im Museum gewesen waren.

„Solche Genüsse sind uns fast versagt," bemerkte er hierauf.

„Wie so?"

„In der Woche haben wir Dienst, und Sonntags ist es dort zu voll."

„Alle Tagesstunden Dienst?" fragte Alfred.

„Den Officieren in der Front geht ungefähr der ganze Tag im Dienst dahin. Keine Stunde darf für die Ausbildung verloren gehen, um das Vorgeschriebene zu erreichen. Ich bin in meiner jetzigen Stellung weniger gebunden und oft früher fertig; aber dann reite ich lieber oder mache Besuche. — Da Sie nur kurze Zeit hier bleiben wollen, so beabsichtigen Sie vielleicht nicht, sich zu melden?"

„Nein, darauf haben wir uns gar nicht eingerichtet," rief Alfred aus.

„Wünschen Sie dennoch eine unserer Casernen zu besehen? So geräumig wie in Ihren Casernen wohnen unsere Soldaten nicht, wir haben zu viele unterzubringen. Die vom zweiten Garde-Regiment ist nicht weit von hier." Er nahm eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schrieb eine Adresse darauf. „Es ist zwar nicht der ganz richtige Weg, aber es wird genügen."

Ich nahm die Karte und bedankte mich.

„Was haben die Herren für heute Abend beschlossen? Wollen Sie in ein Theater?"

„Bis jetzt haben wir nichts beschlossen."

„Wie wäre es, wenn wir uns um neun Uhr bei Kroll träfen?"

„Sehr gern, Herr Graf."

Bald nach ihm verließen auch wir den Speisesaal und gingen nach dem Thiergarten. Eine Weile schritten wir neben einander, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing ich an: „Wir Hannoveraner haben ein Vorurtheil gegen preußische Officiere. An dem Grafen Eberhard wüßte ich nichts auszusetzen. Er erwies uns die größte Zuvorkommenheit und besitzt die beste Tournüre von der Welt."

„Er ist auch kein eigentlicher Preuße," sagte Alfred etwas mürrisch.

„Kein eigentlicher Preuße? Er ist es doch von Geburt und Erziehung."

„Er ist ein altmärkischer Adeliger aus einer nach Hannover und Mecklenburg verbreiteten Familie. In ihm ist kein Tropfen Polenblut."

Digitized by Google

„Dann wären auch die Westphalen und Rheinländer keine Preußen."

„Das sind in jenem Sinne Diejenigen von ihnen auch nicht, die in einer guten Familie aufwuchsen und nicht nach der Schablone erzogen wurden. Du hast doch gehört, wie Graf Eberhard in dem Dienstleben aufgeht. Ihn führt aber seine Erziehung und gesellschaftliche Stellung immer wieder zu seiner Individualität zurück. Dies ist bei den Meisten nicht der Fall; sie schieben, ein Jeder auf seiner Bahn, den täglichen Karren in vorgeschriebener Richtung und laufen sich hierbei den Rang ab. Daher kommt das uniforme, stramme, strebende Wesen. Was die Organisation leistet, rechnen die Personen sich an; sie werden selbstzufrieden und einseitig."

Alfreds Doctrin ärgerte mich und ich sprach deshalb lebhafter als sonst: „Preußen muß alle Kräfte für seinen Beruf ausnützen. Aesthetische Rücksichten kann es dabei nicht nehmen. Es thut dies auch für uns. Es wäre Unrecht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen".

„Ich mache ihm keinen Vorwurf," entgegnete Alfred mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Es ist mir nur nicht sympathisch."

Am Abend bei Kroll kam Graf Eberhard in sehr gemüthlicher Stimmung zu uns. Der fröhliche Ausdruck nahm seinem schönen Gesichte das Steife, was mir vorher daran aufgefallen war. „Nach einem vollen Tageswerke sind die Abendstunden in angenehmer Gesellschaft ein wahrer Genuß," sagte er. „Es ist behaglich hier, auch Welt genug zur Augenweide. Das sind fast nur Fremde. Am Sonntage wird wohl der Berliner der nächsten Stadttheile hier herrschen. Ich komme selten in solche Locale."

„Sie gehen wohl gewöhnlich in einen Club?" warf ich hin.

„Wir haben ein Gesellschaftscasino; aber auch dahin gehe ich selten, seitdem so viel politisirt wird. Im Sommer fahre ich Abends oft zu befreundeten Familien in der Nachbarschaft, und im Winter gibt es mehr Gesellschaften, als man braucht. Da amüsire ich mich."

„Wird jetzt mehr politisirt als sonst?" fragte Alfred.

„Ich meinte das ewige Reden über unsere Armee-Reform. Nöthig war sie und fertig ist sie, wenigstens der Hauptsache nach. Der Prinz-Regent hat die neue Armee-Organisation gemacht, und er versteht es. Was soll da noch das viele Reden? Der Landtag will das Geld nicht bewilligen; aber es ist ja unumgänglich nothwendig!"

„Zu welchem Endzweck?" fragte mein unnachgiebiger Freund weiter.

„Damit Preußen sich erhält," antwortete Graf Eberhard mit fester Betonung. „Die schwankende Politik unseres edlen, unglücklichen Königs,"

Digitized by Google

fuhr er leiser fort, „ist vielleicht unsere Retterin geworden. Die Mobilmachungen seit 1848 haben unsere Schäden klargelegt, die wir nun heilen wollen. Auswärts sähe man es lieber, wenn wir so schwach blieben, wie bisher. Ich weiß wohl, in den deutschen Mittelstaaten fürchtet man uns. Das sollte man nicht, wenn man uns auch nicht danken will für das, was wir für sie mit thun. Andere vertrauen uns die Ausbildung ihrer kleinen Truppenmacht an und stehen sich gut dabei."

Ich stimmte ihm im Herzen bei, mochte dies aber nicht aussprechen, sondern sagte: „Die preußischen Einrichtungen in den kleineren Contingenten erschweren Hannover zu einer Uebereinstimmung in unserem Armeecorps zu gelangen."

„Hannover braucht ja unsere Einrichtungen nur selbst anzunehmen," meinte er, indem er mich freundlich lächelnd ansah. „Sie Hannoveraner haben eine große Vorliebe für Ihre Traditionen. Das ist zwar berechtigt; aber ohne ideelle und auch materielle Opfer geht es nicht. Das vorige Jahr hat gezeigt, wie wenig Verlaß auf Oesterreich ist. Uns kann das recht sein, denn Oesterreich ist katholisch und wir sind der Hort des Protestantismus. Aber eben deshalb muß Preußen mächtig sein."

„Wissen Sie, was mir bei Nordstemmen am meisten auffiel?" begann er nach einer Unterbrechung das Gespräch wieder. „Die Verschiedenheit, wie Ihr und unser Publicum die Manöver auffaßt. Ihre Zuschauer waren neugierig und freuten sich des hübschen Schauspiels. Unsere nehmen sachlich Theil, sie tadeln und loben und glauben im Vergleich zu der Zeit, als sie selbst dienten, Rück- oder Fortschritte wahrzunehmen. Daran konnte man sehen, daß Sie keine allgemeine Wehrpflicht haben. Gerade die gebildeten Stände, die bei Ihnen sich einen Stellvertreter kaufen und mit dem Militärwesen unbekannt bleiben, interessiren sich bei uns am meisten für die Sache."

„Jeder dient doch nicht bei Ihnen," warf Alfred ein, „selbst von den Brauchbaren nur ein Theil."

„Aber der größte. Uebrigens haben Sie leider Recht. Und aus den Gebildeten, welche nicht gedient haben, gehen zum Schaden der Armee zumeist die Abgeordneten hervor. In unserem Landtage ist noch immer keine genügende Kenntniß von der Armee."

Er kam nun wieder auf die Armee-Reform und erläuterte die große Vermehrung der Wehrkraft, welche durch sie erreicht werde. Er schilderte, wie ungenügend die bisherige Landwehr-Formation war, kam auf das abermals laut werdende Verlangen nach kürzerer Dienstzeit und setzte auseinander, daß dasselbe nicht erfüllt werden könne. „Es wäre thöricht,"

Digitized by Google

sagte er, „theuere Präcisionswaffen anzuschaffen, um sie unkundigen Leuten in die Hand zu geben, wie wir andererseits der gesteigerten Feuerwirkung, die wir vom Feinde zu erwarten haben, unsere Truppen nur aussetzen dürfen, wenn sie die innere Festigkeit besitzen, die bei kürzerer Dienstzeit unerreichbar ist."

Er ließ eine Begeisterung für Preußens Heer und seinen Dienst erkennen, welche auf der ruhmvollen Geschichte und großen Aufgabe dieser Armee beruhte. Wir kamen natürlich auch auf das Avancement zu sprechen und drückten unser Erstaunen aus, daß er schon Hauptmann sei. „Kürzlich bin ich es geworden," sagte er. „Bis jetzt bin ich schnell vorwärts gekommen, trotzdem ich erst mit neunzehn Jahren Officier wurde. Vorher hatte ich ein Jahr studirt. Ich bin zweimal mit Vortheil versetzt worden. Nun," fügte er offenherzig hinzu, „persönliche Bekanntschaften halfen wohl auch ein bischen. Ohne Beförderungen außer der Tour kann eine Armee nicht bestehen. Wer im Frontdienst grau wird, ist für höhere Stellungen gewöhnlich nicht mehr geeignet. Der Dienst in den unteren Chargen consumirt zu viele Kräfte."

Der Vergleich preußischer Beförderungen mit unseren geringen Aussichten machte mich mißmuthig. Bei Alfred schien dies nicht der Fall zu sein, denn er sprach lachend: „Bonaparte hat gesagt: Wer nicht mit dreißig Jahren General ist, hat seine Carrière verfehlt."

„In der Revolutionszeit hatten die Franzosen so junge Generale," entgegnete der Graf. „Für unsere Cultur würde das nicht passen."

Es war spät geworden, als wir uns trennten. Graf Eberhard versprach uns in Hannover zu besuchen.

Als wir in unserem Hotel allein waren, sagte Alfred: „Wer weiß, was die Zeit bringt! Wenn die preußische Armee-Reform Bestand erhält, wenn das Land die ungeheuere Vergrößerung der Militärlast bewilligt, so bekommt Preußen eine Macht, mit der es ein großes Ziel verfolgen muß. Ein Conflict mit Oesterreich kann dann nicht ausbleiben."

Er durchschritt schweigend die Stube, blieb stehen und sprach weiter: „Dem wäre so, wenn es so wäre. Aber was nützt das beste Messer in der Hand eines unsicheren Chirurgen? Seit wir Geschichte erleben, hat Preußen immer den bekannten tapferen Schritt rückwärts gethan. Ist die Armee auch noch so gut, wo ist der kühne Minister, wo ist der siegreiche Feldherr?"

9.

Mit der Empfindung des Gegensatzes zwischen den in der preußischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücken und dem Leben in der kleinen Vater-

Digitized by Google

stadt, wo Alles unverändert seinen stillen Gang ging, schrieb ich das in Berlin Erlebte in meinem elterlichen Hause ausführlich nieder. Ich ahnte, daß wir vor einer großen Geschichtsperiode ständen. Indem ich nun auch die Notizen meiner früheren Erlebnisse vervollständigte, überfiel mich ein Bedauern, daß ich nicht in den preußischen Militärdienst getreten war. Ich dachte an unseren alten Freund, den einbeinigen Capitän, der dazu gerathen hatte. Dann mußte ich mir auch wieder sagen, daß ich die preußische Armee gar nicht kenne, und ich nahm mir vor, sie zu studiren und womöglich durch eigene Anschauungen kennen zu lernen.

Da ich nun viel schrieb, was ich bei meinen früheren Besuchen zu Hause nicht gethan hatte, nachdenklich war und für die Stader Begebenheiten weniger Theilnahme zeigte, so glaubte meine Mutter, ich sei verliebt, und stellte hierüber ein Inquisitorium mit mir an, wodurch sie dann freilich ihren Irrthum erkannte.

Meinem Vater lagen die militärischen Dinge zu fern und der Zustand im eigenen Lande betrübte ihn so tief, daß ich gegen ihn meine Gedanken nur vorsichtig äußerte, um sein hannoversches Herz nicht noch mehr zu kränken.

Durch sein ruhiges, klares und festes Auftreten, womit er die Fehler der Regierung innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises möglichst gut zu machen suchte, hatte er die Achtung seiner Mitbürger in immer steigendem Maße gewonnen. Uebrigens hielt er nach seiner alten Gewohnheit die kleinen Zerrereien, welche die Tagesgeschichte mit sich brachte, von seinem Geiste dadurch fern, daß er seine Mußestunden den alten Classikern widmete. Auf dem kleinen Tische neben seinem Lehnstuhl lagen nicht Zeitungen, sondern griechische und römische Schriftsteller.

Alfred, der seinen Vater von der Eilser Cur sehr befriedigt gefunden hatte, schien an Berlin kaum noch zu denken. Er war fast ausgelassen fröhlich. Wie vor Jahren zeichnete er Bilder und machte Verse für Clotilde, die zu einer blühenden Jungfrau heranwuchs. Sie behandelte ihn mit der unbefangensten Freundlichkeit, nannte ihn wie früher „Du“ und machte keinen Unterschied zwischen ihm und mir. Sie hatte im Clavierspiel große Fortschritte gemacht und spielte Beethoven'sche Sonaten und Mendelssohn's Lieder ohne Worte mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß in ihrer Seele ein tieferes Verständniß erwacht war. Alfred, welchem die musikalische Ader fehlte, schien ihr doch gern zuzuhören. Während sie spielte, pflegte er zu zeichnen, legte dann aber den Bleistift oft nieder und blickte nach dem Clavier hinüber.

Digitized by Google

Wenn ich mit meiner Mutter allein war, erzählte sie von ihrem Aufenthalt in Norderney, und da ich hierbei ein aufmerksamer Zuhörer war, so erfuhr ich sehr vollständig, was alles sich dort zugetragen hatte. Meine Mutter hatte zwar nicht in der großen Gesellschaft gelebt, aber dennoch Manches gehört und gesehen, was mich interessirte. Tante Balbina war gekommen und hatte sich zur Führerin des Kreises gemacht, welcher Se. Majestät umgab. Sie hatte auch das Wohlwollen des Königs gewonnen, den sie zu amüsiren verstand. Der Dragonermajor war schon vor ihr in Norderney gewesen, ebenso Major von Leinau und Frau. Diese war von Tante Balbina förmlich verzogen worden, man sah sie immer zusammen; meine Mutter hatte jedoch den Eindruck gehabt, daß Felicia die schmeichelhafte Freundschaft mehr dulde als suche. Gleich nachdem Se. Majestät die Insel verlassen hatte, war Tante Balbina von dort abgereist. Sie hatte den Umweg nach Stade gemacht, um Cordula abzuholen, mit der sie vor Kurzem nach Hannover zurückgekehrt war.

Nun ging ich eines Vormittags auf der Agathenburger Chaussee spazieren, als mich aus einer daher kommenden Extrapost der Dragonermajor anrief. Er ließ halten. „Sind Sie hier?“ rief er. „Das freut mich. Bitte, fahren Sie mit mir zurück.“

Ueberrascht stieg ich zu ihm in den Wagen. Als wir weiter fuhren, schien es ihm schwer zu werden, mit der Sprache heraus zu kommen. „Ich fahre ins Kehdingsche. — Nach dem Gute Ihres Onkels. — Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mitführen.“

Diesen Wunsch konnte ich leicht erfüllen; ich mußte die Verwandten ja doch einmal besuchen und sprach deshalb meine Bereitwilligkeit mit dem Hinzufügen aus: „Heute bleiben Sie aber in Stade, Herr Major?“

„Das kann ich nicht, ich muß gleich weiter.“

„Dann darf ich Sie wenigstens bitten, meine Eltern zu besuchen, während ich meine kleinen Reisevorbereitungen treffe.“

Daß Letztere nothwendig seien, sah er ein. Wir hielten also vor unserem Hause. Vater war nicht da, aber Mutter nahm den Besuch an und blieb mit ihm beim Frühstück allein. Als ich reisefertig wieder zu ihnen kam, sah ich auf meiner Mutter Gesicht ein Lächeln, und als sie dem Major die Hand zum Abschied reichte, wünschte sie ihm glücklichen Erfolg. Dann fuhren wir weiter.

Der Major sprach anfangs kein Wort und so lange schwieg ich auch still. Endlich begann er: „Ihre Majestät will Cordula zur Hofdame machen“.

Digitized by Google

„Was?“ rief ich. „Cordula Hofdame?“ Mir ging auf einmal eine Menge von Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf. Cordula, die wenig geſcheute, wenig graziöſe, in die nächſte Umgebung der Königin? Sollte Melet die Schwätzerin für dieſen Platz empfohlen haben? —

„Verlaſſen Sie ſich darauf,“ ſagte der Major.

„Beſuchen Sie Cordula's Eltern deshalb?“ fragte ich, da mir jetzt ein Licht aufging.

Er nickte erſt, fuhr dann aber entſchloſſen fort: „Ich will die Eltern um Cordula's Hand bitten.“ Bei dieſer Mittheilung ſtreckte er mir ſeine Hand entgegen, die ich lebhaft ergriff. „Das freut mich,“ antwortete ich mit Herzlichkeit. „Weiß Cordula davon?“

Er nickte wieder und ſah dabei ſehr vergnügt aus. „Wenn ſie erſt Hofdame wäre, könnte ſie doch nicht gleich wieder fort,“ antwortete er ausweichend. „Was glauben Sie?“ fragte er nun und ſah wieder zaghaft aus. „Werden Cordula's Eltern mit meinem Antrage zufrieden ſein?“

„Wiſſen ſie ſchon, daß Cordula Hofdame werden ſoll?“ fragte ich hiergegen.

„Sie können ſoeben den Brief erhalten haben, welcher ſie auf Allerhöchſten Befehl von der gnädigen Abſicht der Königin in Kenntniß ſetzen ſoll. Deshalb bin ich ſo eilig.“ Er ſah mich fragend an.

„Onkel und Tante können Ihnen ja der Tochter Hand nicht verweigern,“ erwiderte ich, obgleich ich meiner Sache nicht ganz ſicher war. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ſetzte ich hinzu: „Was ſagt aber Tante Balbina?“

„Um Gotteswillen!“ rief er und ſchrak förmlich zuſammen. „Die hat es ja ſelbſt auf mich abgeſehen. Sie darf meine Verlobung erſt erfahren, wenn dieſe ein fait accompli iſt.“

Ganz unerwartet ſchien der Dragonermajor auf dem Gute nicht zu kommen; wenigſtens zeigte Onkel Georg, der uns, als wir angemeldet waren, entgegen kam und freundlich begrüßte, keine Ueberraſchung. Tante Anna war nicht ſichtbar. Onkel führte den Major in ſeine Zimmer und ich drang unaufgefordert in Tante's Gemächer. Sie war ſehr übel gelaunt. Onkel und Tante hatten wahrſcheinlich von Cordula ſelbſt genug gehört um über deren Neigung im Klaren zu ſein und den Antrag des Majors zu erwarten. Dieſer Freier war freilich ein wenig alt, doch nicht gar zu alt, ein angeſehener, wohl ſituirter Mann von beſter Familie; und Alles in Allem war für Cordula ein beſſeres Sort kaum zu erwarten. Deshalb hätten ihre Eltern ſeinen Antrag wahrſcheinlich mit Freude gebilligt, wenn

Digitized by Google

nicht die gnädige Absicht der Königin dazwischen getreten wäre. Diese Ehre war so groß und eröffnete in Tante Anna's Augen so viel glänzendere Aussichten für ihre Tochter, daß sie deren Verlobung mit dem Major wohl kaum noch wünschte und nun durch die Nachricht, daß Letzterer angekommen sei, in eine unbehagliche Stimmung versetzt worden war.

Ihre üble Laune, welche sie gegen mich nicht verbarg, würde mich früher verlegen gemacht haben. Ich war aber älter und dreister geworden und dazu augenblicklich in der besten Laune von der Welt. Je verdrießlicher Tante Anna, um so zärtlicher war ich. „Ich konnte es mir nicht versagen, in so angenehmer Gesellschaft hieher zu kommen," sagte ich nach den ersten Complimenten. „Der Major ist ein vortrefflicher Herr, brav und charakterfest. Was er will, setzt er durch."

„So," äußerte Tante mit einem moquanten Gesicht.

„Ja, gewiß! Er ist bei Hofe gut angeschrieben. Wenn er eine Frau von Geburt hätte —"

„Er hat gar keine Frau," unterbrach sie mich.

„Ich meine, wenn er eine Frau hätte, so könnte seine Frau, wenn sie von passender Geburt wäre, einmal Staatsdame bei Ihrer Majestät werden, wenn sie sich dazu paßte."

Tante's Ausdruck heiterte sich auf. Ich war auf dem besten Wege. Da wurden wir leider gestört, weil meine Vettern und Cousine, ziemlich polternd, herein kamen. Die Vettern, denen schon der Flaumbart wuchs, waren noch immer nicht von Haus gewesen und die Cousine war jetzt, ihrer Figur nach, ein vollständig erwachsenes Mädchen. Nachdem wir uns begrüßt hatten, rief Jobst: „Weißt Du schon? Cordula soll Hofdame werden."

„Es ist noch nicht abgemacht," berichtigte seine Mutter.

„Ich will auch in Hofdienst," sprach Jobst.

„Ich auch!" ließ Günther eilig vernehmen.

„Das hängt nicht von Euch ab," belehrte Tante Anna sie.

„Wenn ich confirmirt bin, komme ich zu Tante Balbina. Nicht wahr, Mama?" sprach Marie.

„Will Cordula Hofdame werden?" fragte ich.

„Natürlich will sie," antwortete Günther.

„Das thut mir leid!" rief ich nun aus.

„Weshalb?" fragten Alle.

„Weil eine Hofdame erschrecklich viel zu thun hat, vom Morgen bis in die Nacht."

Digitized by Google

Dies Argument schien meinen arbeitsscheuen Vettern gewichtig zu sein. „Wir sollen jetzt auch von Haus," klagte Jobst.

„Ihr Vater will es nicht länger verschieben," setzte Tante hinzu, indem sie mich mit einem Blicke ansah, der mein Mitleiden erwecken sollte. In diesem wichtigen Punkte schien ihr verständigerer Mann also endlich durchgedrungen zu sein Deshalb konnte ich hoffen, daß er auch hinsichtlich Cordula's Verlobung seinen mir günstig erscheinenden Willen durchsetzen werde. Er und der Major ließen sich bei Tante anmelden. Ich zog mich mit den Vettern und der Cousine zurück.

Als wir zum Essen wieder zusammen kamen, sah ich dem glücklichen Gesichte des Majors an, daß Alles gut gehe. Er machte bei Tisch die angenehmste Conversation, indem er von Gegenständen sprach, welche die Gutsbewohner auf das Höchste interessirten. Er erzählte von Norderney und ließ bescheiden einfließen, wie gnädig Se. Majestät gegen ihn gewesen war. Dann sprach er von der letzten Saison, erzählte von dem Costümball, wie hübsch Cordula gewesen sei und welches Costüm er selbst getragen habe. Dies brachte ihn auf seine Reise nach Algier und er lud meine Vettern ein, ihn auf seinem Gute zu besuchen, wo er ihnen allerlei Merkwürdigkeiten, die er aus Afrika mitgebracht, zeigen wolle.

Nach Tisch, als Tante Anna sich mit dem Major in ein anderes Zimmer begeben hatte, zog Onkel Georg mich in seine Stube. „Lieber Neffe," begann er, „ich habe Dir die erfreuliche Anzeige zu machen, daß der Major und meine Cordula Verlobte sind."

„Ich gratulire von ganzem Herzen," sagte ich mit dem fröhlichsten Ausdruck.

„Wir wollen es noch nicht publiciren. Ich muß erst nach Hannover, um mich bei Ihrer Majestät für ihre gnädige Absicht persönlich zu bedanken, Allerhöchsten Orts Cordula's Verlobung anzuzeigen und mein Bedauern auszusprechen, daß meine Tochter nunmehr verhindert ist, in den Dienst der Königin zu treten. Hätte der Major sich nur früher ausgesprochen!" setzte er hinzu.

Ich wollte jetzt zu Tante Anna gehen, um ihr und dem Major meinen Glückwunsch auszusprechen. „Nein, bleibe noch," fuhr Onkel fort. „Hätte er sich nur früher ausgesprochen!"

„Nach meinen Wahrnehmungen," äußerte ich hierauf, „ist sowohl er, wie Cordula schon länger von dem Wunsche dieser Verbindung erfüllt gewesen. Dennoch finde ich es verständig, daß er sich bei einem so wichtigen Schritt nicht übereilt hat. Weshalb sollte er sich früher aussprechen?"

Digitized by Google

„Weil wir Cordula erst eben wieder zu Tante Balbina gegeben haben. Was wird die sagen?“

Fürchtest auch Du Dich vor ihr? dachte ich und suchte ihn mit der Bemerkung zu beruhigen, daß Tante Balbina Cordula ebenfalls hätte hergeben müssen, wenn diese Hofdame geworden wäre.

„Das ist richtig,“ antwortete er; „aber offenherzig gestanden, ich scheue mich einigermaßen vor einem Auftritte. — Wann kommst Du wieder nach Hannover?“

„In fünf Tagen ist mein Urlaub zu Ende.“

„Das ist zu lange. Ich muß übermorgen fort.“

„Geh' doch mit dem Herrn Major zusammen nach Tante Balbina,“ rieth ich.

„Das ist ein guter Gedanke!“

Als ich nach Hannover kam, war das Gewitter vorbei. Onkel Georg, den ich zuerst aufsuchte, erzählte mir, es sei schrecklich, aber nur kurz gewesen. Tante Balbina habe zuerst, statt einen Glückwunsch zu sagen, stumm da gesessen und dann gar nicht von der Verlobung, sondern von der Wahl Cordula's zur Hofdame gesprochen und dabei — er wolle es lieber nicht wieder sagen — auf andere Damen gar arg gescholten. Doch hatte sie sich wohl vor sich selbst erschrocken, denn nun hatte sie gemeint, sie habe das meiste dazu gethan, daß die Augen der Königin auf Cordula gerichtet worden, und endlich hatte sie zu der Verlobung gratulirt und dem Major versichert, daß sie diese Verbindung von Anfang an gewünscht habe.

Als ich zu Tante Balbina kam, sagte sie mir Aehnliches. Cordula strahlte von Glückseligkeit; das Glück verschönt, sie sah viel besser aus. Tante Balbina lud mich zu einem Verlobungs- und Abschieds-Diner für Cordula ein, die nun mit ihrem Vater nach Hause zurückkehren sollte. Auch bei diesem Diner, welches sehr glänzend angeordnet war und zu dem viele Gäste, Herr Müller, der Consistorialrath mit noch einem lutherischen Geistlichen, sogar die Melanie erschienen, betonte Tante Balbina, welche gegen die Letztere zu meiner Ueberraschung äußerst zärtlich war, bei mehreren Gelegenheiten, daß sie die Verbindung Cordula's mit dem Major von Anfang an gewünscht habe.

Gegen die Leidenschaften Tante Balbina's stach die hohe und milde Denkungsweise der Frau Elisabeth wohlthuend ab. Sie fand ich in tiefer Betrübniß. Eine Hofdame, Gräfin Bernstorff, welche ihr nahe gestanden hatte, war gestorben.

„Ein schwerer Verlust!“ sagte sie. „Der Bernstorff reine Frömmigkeit

Digitized by Google

gab ihr Kraft und Festigkeit weit über ihre jungen Jahre hinaus. Durch ihre edle, ernste Richtung hatte sie den glücklichsten Einfluß auf die Königin."

„Den man schon seit ihrer Krankheit vermißte," ergänzte Aurelius, welcher hinzu gekommen war. „Der Gedanke der Henriettenstiftung ist von ihr ausgegangen und manches Sonderbare würde nicht vorgekommen sein, wäre sie nicht krank geworden."

Frau Elisabeth, welche auch zum Vorstand jener Stiftung gehörte, schwieg hierzu.

Inzwischen war für mich auf's Neue die Lebensweise eines eifrigen Schülers eingetreten. der Unterricht an der Generalstabs-Akademie hatte begonnen. Die Vorträge waren anregend, weniger erschöpfend, als das eigene Studium leitend; das Verhältniß der Zuhörer zu einander und zu den Lehrern so angenehm wie möglich. Ich fühlte mich in den hannoverschen Verhältnissen wieder befriedigt.

Bei dieser neuen Beschäftigung hatte ich einige Wochen häuslich und, weil Alfred noch in Stade war, einsam gelebt, als Wichards Eltern mit Adele nach Hannover kamen. Letztere begrüßte mich in ihrer Art mehr feierlich, als freundlich. Sie war kaum noch ein Kind zu nennen und sehr schön, trotzdem sie nicht jugendlich heiter aussah. Der nachdenkende Ausdruck ihres Gesichtes, die stolze Haltung und die niemals schnellen, immer anmuthigen Bewegungen ihres schlanken Körpers gaben ihr nur einen höheren Reiz. Sie zog mich ungemein an.

Demoiselle Charlotte und einige Dienerschaft war mitgekommen. Jene fragte gleich nach Alfred. Für ihn, wie für mich hatte sie Grüße von dem Capitän, von Pastors und für mich auch von Zephirius zu überbringen.

Der Baron reiste bald wieder ab. Der Baronin konnte ich bei ihrer Einrichtung mit einigen kleinen Besorgungen behilflich sein und war fast täglich in ihrem Hause.

Die auf brieflichem Wege bereits ermittelten Lehrer für Literatur, für Kunstgeschichte, für Italienisch, für Zeichnen und Aquarelliren stellten sich ein. Adele hatte allen Unterricht allein, die Baronin und Demoiselle Charlotte waren aber stets zugegen und regten durch ihre Theilnahme die Lernbegierde der begabten Schülerin noch mehr an.

Die Baronin regelte die Eintheilung des Tages auf das Genaueste. Der Erziehung der Tochter ordnete sie alles Andere unter. Die Lehrstunden füllten den Morgen aus, Spaziergänge und Besuche hatten ebenfalls ihre bestimmte Zeit. Für einigen Umgang mit Mädchen in Adelens Alter war gesorgt. Am Abend waren Freunde willkommen.

Digitized by Google

Es fehlte nur noch der Clavierlehrer. Hierzu war Herr Lange empfohlen. Er hatte seinen Besuch zugesagt, ließ aber, trotzdem er mehrfach erinnert wurde, vergeblich auf sich warten. Inzwischen mußte sich Adele auf dem schönen, für den Winter gemietheten Flügel üben, um Herrn Lange Einiges vorspielen zu können, falls er es wünsche. Beim vierhändigen Spiel wirkte Demoiselle Charlotte mit.

Otto Heinrich Lange, der beliebte Lieder-Componist und verdienstvolle Schöpfer und Leiter des herrlichen Kirchenchors in der Schloßkirche zu Hannover, galt für einen unvergleichlichen Lehrer. Zwar war er der unordentlichste Mensch von der Welt und versäumte die Lehrstunden mehr als er sie innehielt. Dennoch verlangte Jeder nach ihm. Man schalt, wenn er ausblieb; konnte ihm aber nicht zürnen, sondern freute sich, wenn er kam, über seine geniale Persönlichkeit ebenso sehr, wie über seine rasch fördernde Lehrart.

Eines Abends war der Thee bereits getrunken, als Herr Lange bei der Baronin angemeldet wurde. „Man hat Ihnen vielleicht gesagt, daß auf mich kein Verlaß ist. Das ist leider richtig." So führte er sich ein. Die Baronin wiederholte ihren Wunsch, daß er ihrer Tochter Clavierspiel vervollkommene.

„Wollen Sie mir etwas vorspielen?" wandte er sich jetzt an Adele. Demoiselle Charlotte machte den Flügel auf und fragte: „Vierhändig?"

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie spielten den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, Adele ohne Blödigkeit und Ziererei, jedoch auch ohne rechte Freude.

„Vielleicht spielt das Fräulein noch etwas allein," bat er, worauf Adele einen Chopin'schen Walzer geläufig ohne Anstoß vortrug. Ihr Spiel klang ganz anders, als das liebliche, anschmiegende meiner Schwester, an die ich denken mußte. Adelens Töne folgten sich tadellos im vorgeschriebenen Rhythmus, waren aber scharf, als habe nur der Verstand sie geschaffen. Und trotzdem, oder vielleicht eben deshalb regten sie mich mehr auf, als Clotildens Spiel jemals gethan.

Als sie geendet hatte, nahm Otto Heinrich Lange den Platz am Flügel ein. Er spielte denselben Chopin'schen Walzer auf eine wunderbar packende Art, ließ am Ende die Motive des Hochzeitsmarsches dazwischen hören und arbeitete dann beide Compositionen barock durcheinander. Nun erklang daneben Elfengeflüster, der Lärm verhallte, die Ouvertüre zum Sommernachtstraum kam ganz zum Gehör; doch drang die Walpurgisnacht fast gewaltsam in sie hinein. So spielte er ohne Aufhören weiter.

Digitized by Google

Es war spät geworden; die Baronin winkte, Demoiselle Charlotte zog sich mit Adele leise zurück. Otto Heinrich Lange spielte weiter. Er schien uns ganz vergessen zu haben. Endlich stand er auf, sah sich verwundert um und griff nach seinem Hut.

„Wann soll meiner Tochter Unterricht beginnen?" fragte die Baronin.

„Gnädigste Frau!" antwortete er. „Es kann nichts nützen, daß ich der jungen Dame Unterricht gebe. Ich kann sie nicht weiter bringen, als sie ist. Besuchen Sie gute Concerte mit ihr. Wenn ich ihr Stunden gäbe, so würde nur ich spielen, ihr immer vorspielen. Das ist aber kein Unterricht." Ohne der überraschten Baronin Zeit zu weiteren Verhandlungen zu lassen, machte er einen Diener und ging davon.

„Wir wollen Adele nicht entmuthigen," sagte sie, als er fort war. „Ich werde einen anderen Lehrer engagiren; aber es thut mir leid, ich hörte den Herrn Lange gern öfter."

Daß Adele von ihrem anderen Unterrichte Vortheil zog, ließ sich, obgleich sie im Ganzen wenig mittheilend war, bei unseren Abendunterhaltungen erkennen. Zwei Fächer schienen sie vorzugsweise zu interessiren: die Literatur und die damit verbundene Verslehre, und das Zeichnen. Sie sagte zuweilen künstlich gebaute Verse, die am Morgen beim Unterricht vorgekommen waren und welche ihre Mutter und Demoiselle Charlotte nicht wiederzugeben vermochten, ohne Fehler aus dem Gedächtniß, und wenn sie nach dem Thee ihre Handarbeit zur Seite legte und, während ich vorlas, das Zeichnenbuch zur Hand nahm, so entstanden die niedlichsten Figuren- und Landschaftsbilder.

Hieraus wurde sogar ein Wettstreit, als Alfred wiedergekommen war. Er ließ mehrere Tage vergehen, ehe er die Baronin besuchte; er ging mehr aus Dankbarkeit, als aus Neigung zu ihr. Da sie ihn aber einlud, des Abends mit mir zu kommen, so durfte er dies nicht ganz versäumen. Wenn er nicht kam, war Adele fast stumm; dagegen gesprächig, wenn er anwesend war. Dann belustigten uns die Beiden mitunter, indem sie gegen einander Stegreifverse machten, wobei Alfred ihr meistens den Sieg ließ, sie aber je nach Laune auch in die Enge brachte, so daß sie schwieg und unzufrieden vor sich nieder sah. Ebenso war es beim Zeichnen. Sie hatte für Alfred ein besonderes Heft bereit gelegt. Er berichtigte ihre Zeichnungen, sie vervollständigte gern die seinigen und war froh, wenn er damit zufrieden war, und verdrießlich, wenn er ihre Zeichnung, wie sie glaubte launenhaft, verändert hatte.

Digitized by Google

Mit Tante Balbina war inzwischen eine Veränderung vorgegangen. Ich dachte zuerst, der Consistorialrath habe sie friedlicher gestimmt; ihre größere Gemüthsruhe wird aber andere Ursachen gehabt haben. Sie war bei dem König sehr in Gnade, was sie vielleicht über manchen Kummer hinweg gebracht hat. Selbst ihr Ausscheiden aus dem Comité des Henriettenstiftes faßte sie gleichmüthig auf. Man sagte, die Hofdame Gräfin Bernstorff habe in hinterlassenen Briefen an die Königin mehrere Aenderungen empfohlen.

Herr Müller hielt seine Verbindung mit Tante Balbina fest, und dieselbe behandelte ihn immer liebenswürdiger. Ich mochte den flachen Lebemann, der sich an den Adel hing, nicht leiden. Er war ein wohlhabender Junggeselle, wollte als Menschen- und Kunstfreund gelten und war Mitglied mehrerer gemeinnütziger Gesellschaften, ohne etwas zu nützen. Am meisten sprach er von seinen vornehmen Freunden und seinen Diners und war am wohlsten, wenn er bei Tische saß und, die Serviette unter dem Kinn befestigt, einen guten Braten kunstgerecht tranchirte.

Wahrscheinlich würde ich meine Besuche bei Tante Balbina immer mehr eingeschränkt haben, wenn nicht ein neuer Umstand mich öfter zu ihr geführt hätte. Der Major von Leinau wurde wieder nach Hannover in sein früheres Regiment versetzt. Die Kameraden freuten sich darüber. Was zu dieser unerwarteten Veränderung geführt hatte, wußte man nicht bestimmt. Meine Vermuthung, daß Tante Balbina dabei mitgewirkt habe, sprach ich nicht aus. Sie zog Frau von Leinau sehr an sich und um diese gute und schöne Frau im Auge zu behalten, machte ich Tante Balbina häufiger einen Besuch und erreichte auch den Zweck, Felicia in ihrem Hause zu begegnen.

Letztere hätte sich der Freundschaft Tante Balbina's lieber entzogen und ließ dieselbe nur aus Rücksicht auf ihren Mann, dem sie in der einflußreichen Frau keine Feindin erwecken wollte, über sich ergehen. Auffallend wurde es bald, daß an den Abenden, wo sie kam, die Melanie sich ungebeten einfand. Daß diese Felicia aufsuchte, war zweifellos; denn sie und Tante Balbina haßten sich, so viele Liebenswürdigkeiten sie sich auch sagten. Ich nahm zuerst an, daß die Melanie, die immer spät kam, durch Timon erführe, wann Frau von Leinau zu Tante Balbina ging. Nachdem ich aber gehört hatte, daß Leinau's mit Timon nicht auf einem nahen Fuße standen und dieser fast nie in ihr Haus kam, muß ich glauben, daß die Melanie jene Nachricht auf polizeilichem Wege erhielt. Dem sei, wie ihm wolle, sie war äußerst zuvorkommend gegen Felicia. „Ich hoffe, Sie

Digitized by Google

bei mir zu sehen," sagte sie ihr das erste Mal beim Weggehen. „Ich hoffte immer, Sie bei mir zu sehen," das zweite Mal, so daß Felicia nicht umhin konnte, ihren Mann zu einem Besuche bei der Melanie zu bewegen. Diese wollte vermuthlich den Schlag, welchen ihrer Meinung nach die Rückkehr Felicia's in Wichard's Nähe ihr zufügte und den sie gewiß Tante Balbina zuschrieb, dadurch ablenken, daß sie sich der schönen Frau bemächtigte. Das würde, so dachte sie wahrscheinlich, Wichard öfter und ohne daß es einen bösen Schein auf sie selbst würfe, zu ihr führen.

Während diese Intrigue mich empörte, freute ich mich über die sichere und stolze Art, wie Felicia ihren Weg ging. Ich gewann eine große Hochachtung für diese Frau, deren Liebreiz wohl dem Herzen, aber niemals der Rechtschaffenheit meines Freundes gefährlich werden konnte. Und da ich ein ganz unbetheiligter Zuschauer war, so belustigte mich das Spiel der beiden vornehmeu Damen, die nicht allein hinsichtlich Wichard's, sondern auch in Bezug auf die Gnade der Majestäten Nebenbuhlerinnen waren. Die Melanie gehörte der Partei der Königin, Tante Balbina jetzt der des Königs an. Wo sie konnten, sagten sie sich mit den schönsten Worten Bosheiten, von denen ich nur ein Beispiel erzählen will.

Seit einiger Zeit war in Hannover ein aus preußischem Dienst gekommener Assessor Meding angestellt, um ein Preßbüreau zu organisiren. Im Publicum behauptete man, daß von den Personen untergeordneten Ranges, welche unmittelbaren Zutritt bei Seiner Majestät hatten, Meding und ein Hofouvrier den meisten Einfluß besäßen; während Letzterer aber nur kleine Dienste leiste, das heißt gegen Geld und gute Worte Individuen wie Gesellschaften Concessionen verschaffe, die auf öffentlichem Wege nicht zu erreichen, von der Regierung wohl gar schon abgelehnt waren, leite Meding hinter dem Rücken der Minister die große Politik.

Nun redete eines Abends die Melanie Tante Balbina mit den Worten an: „Heute früh sahen Sie mich nicht, als ich Sie grüßte."

„Wo wäre das gewesen?"

„Als Sie von Herrenhausen kamen und ich hinfuhr. Sie hatten Ihren Wagen halten lassen und sprachen mit einem Herrn. Wer war der Herr? Ich erkannte ihn nicht."

Tante Balbina, der dies Gespräch ersichtlich unangenehm war, die aber wußte, daß die Melanie den Herrn recht wohl kannte, glaubte die Wahrheit nicht verschweigen zu können und antwortete: „Herr von Meding."

Von der hannoverschen Familie von Meding wohnten mehrere Mitglieder in Hannover.

Digitized by Google

„Herr von Meding?“ entgegnete Jene. „Nein. Der Kammerherr und der Hauptmann sind groß. Es war ein kleiner Herr.“

„Der bei Seiner Majestät.“

„Aber Liebe! Sie adeln ja Jeden, den Müller, den Meding. Sie kränken die Familien von Müller, von Meding.“

Im Frühjahr erzählte Aurelius, daß man dem Nationalverein mit einem Verein entgegentreten wolle, der sich der großdeutsche nennen werde, zur Bezeichnung seiner Absicht, in treuer Anhänglichkeit an Oesterreich gegen eine preußische Hegemonie zu wirken.

„Es ist ein thörichtes Unternehmen,“ sagte er. „Es kommt mir vor, als wenn man einen jungen, gesunden Wald dadurch ausrotten will, daß man einen Schirm davor stellt, der das Sonnenlicht für sich nehmen soll. Was der deutsche Bund nicht vermag, wird der großdeutsche Verein auch nicht fertig bringen. Es kommt immer zweifelloser auf eine Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich hinaus.“

Daß der Nationalverein kräftig aufwuchs, zeigte eine zahlreiche Versammlung seiner Mitglieder, welche im Mai in Hannover stattfand. In derselben wurde eine Petition um Entlassung des Ministeriums Borries beschlossen und eine Resolution gegen Wermuth's Polizei-Regiment beantragt. Die Versammlung wurde polizeilich aufgelöst.

Das Examen, womit der Winter-Cursus der Generalstabs-Akademie schloß, verhinderte mich, der Einladung zu folgen, welche ich zu Cordula's Hochzeit erhielt. Ich blieb auch lieber in Hannover, um Adele vor ihrer Abreise noch möglichst oft zu sehen. Wichard wurde aus Paris erwartet. Sein Vater wollte von dort ohne Aufenthalt nach Kiel fahren, um seine Söhne Christian und Friedrich, welche ihre Abiturientenprüfung gut bestanden hatten, abzuholen. Die Baronin wollte noch einige Tage mit Wichard in Hannover sein und dann nach dem Gute zurückkehren. Diese sorgsame und verständige Mutter hatte ihren Zweck im Laufe des Winters auf das Beste erreicht. Adelens Anschauungen war eine schöne Richtung gegeben, ihre großen Anlagen konnten sich nun selbständig weiter entfalten.

Sie beschäftigte meine Gedanken auf das Lebhafteste. In meinem Herzen entstand ein Gefühl für sie, welches mich beunruhigte; denn bei den Ansprüchen, welche sie und ihre Eltern machen konnten, durfte ich nicht erwarten, jemals ihre Hand zu gewinnen. Auch ihr Wesen lag noch nicht klar vor mir. Alfred und ich sahen sie nie anders als in Gegenwart ihrer Mutter, ihr Benehmen gegen uns war immer gemessen freundlich und wenn auch Alfred mehr als ich sie zu interessiren schien, so zeigte

Digitized by Google

sie doch auch mir eine unbefangene Zuneigung. Unserer Gespräche auf dem Gute erinnerte sie sich genau. Als es Frühling geworden war und die Baronin die Spazierfahrten weiter ausdehnte, bat Adele, daß ich sie begleite, um sie zur Königseiche zu führen, welche sie dann zeichnete. Ob in ihrem Herzen schon wärmere Empfindungen erwachten, wußte ich nicht. Die Baronin behandelte uns Freunde fast wie ihre Söhne. Unsere Besuche, die ja auch etwas Bildendes für Adele hatten, waren ihr immer willkommen.

Wichard kam zurück. Seine hohe Gestalt war kräftiger, der Bart über dem feinen Munde voller geworden. Sein Herz war dasselbe geblieben, sein Geist entwickelter. Er war noch schöner, noch anziehender, Jeder mußte sich über ihn freuen.

Als nun die Baronin abreisen wollte, empfand ich die bevorstehende Trennung von Adele sehr schmerzlich. Auch sie schien Hannover nicht gern zu verlassen, und der Baronin wurde es schwer, sich von Wichard zu trennen. Diese Stimmung waltete vor, als wir uns zum Abschied auf dem Bahnhofe einfanden. Nur Demoiselle Charlotte, der das Leben in der Stadt von Anfang an nicht gefallen hatte, war vergnügt. „Ich soll doch wohl den Capitän grüßen?“ fragte sie Alfred und mich.

„Vielmals!“ sagte Alfred, „auch Pastors.“

„Und den Kantor“, fügte ich hinzu.

Die Baronin ging auf dem Perron mit Wichard auf und ab, sie schienen noch etwas Ernstes zu besprechen. Adele wandelte zwischen Alfred und mir. „Wie schön wäre es, wenn Sie in unserem neuen Hause am See wohnten!“ sagte sie. „Es wird mir doch sehr still vorkommen auf dem Lande.“

Als der Zug davon fuhr, ließ das Leid, die Leere, welche ich fühlte mir nur zu deutlich erkennen, wie sehr ich an Adele hing. Ich mußte mich zusammennehmen, um den Freunden nicht aufzufallen; wenigstens Wichard nicht, denn ein Blick von Alfred sagte mir, daß ihm mein Zustand nicht verborgen geblieben war.

Wichard trat zwischen uns und legte, indem wir fortgingen, seine Arme in die unsrigen. „Melanie, Balbina, Felicia!“ sagte er fröhlich. „Mutter ängstigt sich um mich unnöthiger Weise.“

10.

Nach ärztlicher Anordnung mußten meine Eltern und Alfreds Vater in diesem Sommer dieselben Badereisen, wie im vorigen Jahre machen.

Digitized by Google

In Norderney wollte auch der Baron sich von den Anstrengungen der langen Reise erholen. Da erzählte Wichard uns eines Tags, daß sein Verwandter, der Flügeladjutant, ihm den auffallenden Rath ertheilt habe, während der Anwesenheit des Königs in Norderney auch dorthin zu kommen.

„Die Gelegenheit, daß der König Dich kennen lernt, ist dort günstiger. Du sollst Flügeladjutant werden," meinte Alfred.

„Obgleich ich dazu keine Neigung habe, beabsichtige ich doch, für vierzehn Tage hinzugehen," entgegnete Wichard.

Alfred stand unruhig auf. Fürchtest Du um Clotilde? dachte ich. Er wandte sich an Wichard: „Wird Frau von Leinau dort sein?"

„Sie will nicht wieder nach Norderney. Ich fahre nur meines guten Vaters wegen hin. Er hat sich von Christian und Friedrich, die im Herbst eine Universität besuchen sollen, schon wieder getrennt und sie in meine Schweizer Pension geschickt. — Laßt uns zusammen reisen."

Alfred verzögerte im Kampfe mit sich die Antwort. Dann sprach er: „Ich muß in der Nähe meines Vaters bleiben."

„Ich fahre mit. Vierzehn Tage Urlaub kann ich bekommen," antwortete ich.

In Norderney wohnte Wichard bei seinem Vater am Strande. Meine Mutter und Clotilde hatten ihre vorjährige, etwas abgelegene Wohnung wieder bezogen, über welcher sich eine Stube für mich fand. Wichard besuchte uns gleich und erneuerte die Bekanntschaft, die er mit Clotilde, als diese noch ein Kind war, gemacht hatte. Beide sahen sich verwundert in die Augen, überrascht von ihrer Schönheit, die sie zum ersten Male begriffen, und doch so vertraut, als hätten sie in den sechs Jahren immer mit einander fort gespielt. Als ich nach Wichards erstem Besuche mit ihm aus dem Hause ging, legte er, wie er zu thun pflegte, wenn er sich recht vertraulich mittheilen wollte, seinen Arm in den meinigen und sagte: „Ernst, wie ist Deine Schwester schön und lieblich geworden!"

Am Tage nach unserer Ankunft sahen wir den König, der, wie es hieß, in Norderney, seinem Lieblingsaufenthalte, immer in der heitersten Stimmung war, auf der Promenade. Die Civilkleidung, welche seine Blindheit leichter vergessen ließ, während sie die königliche Gestalt fast noch mehr hervorhob, stand ihm viel besser, als die Militäruniform, die er sonst immer trug. Er sprach mit mehreren Curgästen und längere Zeit sehr freundlich mit Wichard's Vater. Darauf wanderte er mit Tante Balbina auf und ab, deren Begleiter, Herr Müller, in einiger Entfernung wartete, ob ihm auch das Glück der allerhöchsten Anrede beschieden werde.

Digitized by Google

Während des Gespräch mit Tante Balbina lachte der König mit seinem klangvollen Organ mehrere Male hell auf. Die Art, wie er mit ihr umging, ließ erkennen, daß er sich ihre Huldigungen gefallen ließ und an ihrer Unterhaltung sich belustigte, ohne das sein Gefühl dabei irgendwie anders berührt war. Daß er ihr kleine Aufmerksamkeiten erwies, konnte nicht auffallen; denn um die Getreuen an sich zu fesseln, erfüllte er ihre Wünsche gern, vorausgesetzt, das größere übrig blieben, deren Gewährung durch fortgesetzte treue Ergebenheit verdient werden sollte.

Als der König sich von Tante Balbina getrennt hatte, winkte der Flügeladjutant uns heran. Mit Wichard sprach Seine Majestät längere Zeit. Nach dem Ausspruch der Befriedigung, daß dessen Vater nach Norderney gekommen war, fragte er ihn nach seiner Reise durch Italien und Frankreich, hörte den Antworten aufmerksam zu und deutete einige Male durch sein Schweigen an, daß Wichard noch weiter sprechen möge. Dabei befühlte ihn der König, indem seine Finger, die so fein sich bewegten, als könnten sie sehen, von dem Haupthaar hinab über das Gesicht meines Freundes glitten. Auf diese Art suchte er sich in einzelnen Fällen von den ihm fremden Personen eine deutlichere Vorstellung zu verschaffen. Man konnte dies wohl für ein Zeichen besonderen Interesses halten. Bei mir glitt die Hand des Königs, als ich ihm jetzt genannt wurde und gegenüber stand, an meiner Schulter und Brust flüchtig hinab; auch bestand das Gespräch mit mir nur in der Bemerkung, daß meine Mutter, wie er hörte, schon im vorigen Jahre in Norderney gewesen und jetzt wieder hier sei.

An demselben Tage noch wurde der Baron mit Wichard zu der königlichen Tafel gezogen. Mir wurde diese Ehre am folgenden Tage zu Theil. Es mochten sechzehn oder achtzehn Couverts sein. Mein Platz wurde mir an einem unteren Ende der Tafel angewiesen, wo ich mit meinen Nachbaren nur wenige leise Worte wechselte. Der eine war der militärische Begleiter des Kronprinzen, der Premier-Lieutenant Graf von Bernstorff, ein Bruder der verstorbenen Hofdame; der andere der Herr Meding, von dem jetzt immer mehr gesprochen wurde. Nachdem er unter dem Vorwande, die Presse nach den Intentionen Seiner Majestät zu leiten, in die nächste Umgebung des Königs gekommen war, sollte er das allerhöchste Vertrauen ganz gewonnen haben. Er war von kleiner Gestalt, geschmeidig in seinen Bewegungen, aus seinem röthlichen Kopfe sahen die scharfen Augen etwas scheu hervor, sein Gespräch klang treuherzig, war

Digitized by Google

aber doch sehr vorsichtig, und Alles zusammen machte ihn zu einem Gesellschafter, gegen den man, ich möchte sagen instinktmäßig, zurückhaltend war.

Der König redete die vornehmsten Personen, deren Plätze ihm vorher bezeichnet oder auch ohne dies bekannt sein mochten, mit ganz richtiger Wendung seines Kopfes an. Da man wußte, daß ihm eine bescheidene Einmischung in das Gespräch nicht unlieb war, so hörte er alsbald andere Stimmen, und es dauerte nicht lange, bis er über den Platz aller Anwesenden orientirt war. Er war in bester Laune. Trotzdem lag in den schönen Linien seines etwas bleichen Gesichts, welches ich genau betrachten konnte, neben dem Ausdruck des höchsten Selbstgefühls und des unbeugsamen Willens der schmerzliche Zug des unheilbar Erblindeten. Und dies betrübte mich um so mehr, als ich jetzt Gelegenheit hatte, die geistige Begabung, das ihn nie im Stich lassende Gedächtniß und die vielseitigen Kenntnisse, welche er besaß, zu bewundern und seine genaue, wohlklingende Redeweise zu hören.

Der Kronprinz Ernst August, welchen der König mit nach Norderney genommen hatte und mit dem ich nach der Tafel in eine längere Unterredung kam, hatte weder die schöne Gestalt, noch die einnehmenden Gesichtszüge seiner Eltern. Er war kleiner und breiter, als seine sechzehn Jahre erwarten ließen, und die Nase, die bei seinem Großvater, dem König Ernst August, charakteristisch hervortrat, bei seinem Vater fein, aber voll ausgebildet war, bei ihm auffallend eingedrückt. Er zeigte einen geraden, Schmeicheleien erkennenden und abweisenden Verstand, ein offenes, wahrhaftes Gemüth, leider nur nicht die Fröhlichkeit, welche seinem Alter wohl gestanden hätte.

Meine Mutter vermied die große Gesellschaft von Norderney. Einige nähere Bekannte bildeten ihren Kreis, in welchen nun Wichard erschien und der in diesem Jahre fast zahlreicher und lebhafter wurde, als meiner Mutter lieb war. Am wenigsten angenehm waren ihr die Fahrten auf dem Meere, die von Wichard auf das Bequemste eingerichtet wurden. Clotilde liebte sie am meisten, würde sie aber aus Rücksicht gegen die Mutter gern aufgegeben haben; doch diese wiederum wollte dem Kinde das Vergnügen nicht entziehen.

Eines Morgens war Wichard bei mir. Unter uns spielte Clotilde auf dem Clavier, welches für sie gemiethet worden war. Wir setzten uns an das offene Fenster, und auch der nicht musikalische Wichard lauschte den Tönen, die von unten herauf klangen. Da hörte ich auf der Straße einen freudigen Ausruf. Die Stimme kam mir bekannt vor, ich stand

Digitized by Google

auf, sah aus dem Fenster und trat gleich zurück. „Der König!“ flüsterte ich. Nun blickten wir vorsichtig hin. Der König schritt am Arm des Flügeladjutanten langsam vor dem Hause auf und ab, um das Spiel meiner Schwester zu genießen. Clotilde, welche keine Ahnung von diesen Lauschern hatte, spielte immer weiter. Erst als sie geendet, ging der König fort. Anderen Tags redete er auf der Promenade meine Mutter an und sagte Clotilde schmeichelhafte Worte über ihr ausdrucksvolles Spiel. Beide freuten sich über diese Auszeichnung und dankten auf passende Art; sie legten aber dem angenehmen Vorfall keine übertriebene Bedeutung bei. Meine Mutter sagte vielmehr, damit Clotilde nicht eitel werde: „Kind, der König ist zu nachsichtig. Er hört ja ganz andere Clavierspieler.“

Um so wichtiger erschien Tante Balbina die Begebenheit. Ihr ganzes Bestreben in Norderney ging dahin, sich dem Könige unentbehrlich zu machen und wie es schien, auch für Herrn Müller die Gunst Seiner Majestät zu erlangen. Einige behaupteten, sie wolle ihn heirathen und, weil sie unmöglich Frau Müller heißen könne, ihm den Adel verschaffen. Daß Letzteres ihr gelinge, bezweifelten die Meisten, weil der König aus Rücksicht auf den Adel des Landes in diesem Punkte vorsichtig sei. Andere meinten, der Zeitpunkt sei günstig; denn Herr Müller gehöre dem großen Comité für die Errichtung des Ernst-August-Denkmals an, und da Letzteres in der nächsten Zeit feierlich enthüllt werden sollte, so würde unter anderen, an dem Tage zu erwartenden Gnadenbeweisen vielleicht das „von“ für Herrn Müller sich befinden. So dachte, glaube ich, Tante Balbina auch; wenigstens fesselte sie meinen Freund nicht mit der früheren Beflissenheit an sich. Erst nachdem der König sich über Clotildens Clavierspiel freundlich geäußert hatte, kam sie öfter zu uns. Nun versuchte sie, meine Schwester in ihre Nähe zu ziehen, was meine Mutter jedoch immer in höflicher Weise verhinderte.

Wichards Vater verlor plötzlich die Huld des Königs. Eines Tages hatte man Seine Majestät an dem Arm des Barons längere Zeit umhergehen sehen, ein Beweis, daß der Gegenstand des Gesprächs vertraulicher Natur war. In solchen Fällen mußte der Flügeladjutant zurücktreten, immer bereit, auf den ersten Wink des Königs dessen Arm wieder zu nehmen. Seitdem hatte Georg V. mit dem Baron, so viel man wußte, nicht wieder gesprochen und Letzterer auch keine Einladung zur königlichen Tafel erhalten. Als ich Wichard hiernach fragte, erzählte er mir Folgendes: Der König hatte das Gespräch auf die schleswig-holsteinische Sache gebracht und der Baron die Gelegenheit benutzt, um seine Ansichten darzulegen.

Digitized by Google

Der König hatte schweigend zugehört, war dann plötzlich stehen geblieben und, nachdem er den Arm des Flügeladjutanten erfaßt hatte, mit kaltem Gruß davon gegangen. Er mußte die Aeußerungen, welche die dänische Regierung tadelten, als gegen die dänische Majestät gerichtet, als revolutionär angesehen haben. Daß thatsächlich das Regiment in Kopenhagen ganz demokratisch war, ließ er vollständig unberücksichtigt.

„Deine Aussichten auf den Flügeladjutanten sind geringer geworden," sagte ich scherzend.

„Ich will gar nicht Flügeladjutant werden," antwortete Wichard mit Entschiedenheit. „Meinetwegen ist dieser Vorfall mir ganz gleichgültig. Er betrübt mich um des Königs willen und weil er meinen Vater gekränkt hat."

Der Baron selbst that, als wäre nichts vorgefallen.

Einige Tage später war der Kronprinz beim Baden von einer Welle stärker als gewöhnlich erfaßt worden. Dienstbeflissene Badewärter waren herbei geeilt und hatten ihn aus dem Wasser geleitet. Er selbst glaubte nicht, daß er in Gefahr gewesen sei. Der König aber, dessen Umgebung die Sache anders aufgefaßt oder dargestellt hatte, pries die Errettung des Sohnes als eine himmlische Gnade, als das wunderbare Walten der schützenden Vorsehung. Der einzige Erbe des von Gott auserlesenen Hauses der Welfen war dem sicheren Tode wunderbar entrissen worden. Diese Nachricht verbreitete sich von der Insel rasch über das hannoversche Land und hatte eine Menge von Gott dankenden und dem Könige huldigenden Deputationen, Adressen und anderen Kundgebungen zur Folge, die an vielen Orten von den Behörden angeregt waren. Die unbefangenen Personen dagegen, welche das Ereigniß auf Norderney erlebt hatten, wollten von einer Gefahr des Prinzen nichts wissen. Dem Grafen Bernstorff, einem geraden, einsichtigen und pflichttreuen Manne, der bald nach jenem Bade an des Kronprinzen Unterricht, welcher in dieser Stunde stattfinden sollte, erinnert hatte, war das Allerhöchste Erstaunen über die Zumuthung kund gegeben, unmittelbar nach einer so großen Begebenheit und göttlichen Fügung die gewöhnliche Tageseintheilung innehalten zu wollen. Er wurde seines Postens ungnädig enthoben.

Auch Wichards Vater hatte unbefangen geäußert, die Sache sei ja nicht so schlimm gewesen. Da dies zu den Ohren des Königs gekommen war, so hatte dessen freundlich begonnenes Verhältniß zu dem Baron nun ein für allemal ein Ende.

Der nächste Brief, den ich von Alfred bekam, enthielt Folgendes:

„Unseren Hofstattler hat das Ereigniß aus seiner Melancholie etwas

Digitized by Google

aufgerüttelt. Du wolltest an meine Erklärung seiner auffallenden Verstimmung nicht glauben; mir wurde dieselbe neulich unerwartet bestätigt. Seine Thür war offen, er stand im Laden allein und hörte nicht, daß ich eintrat. Er sprach laut vor sich hin: „In den Verein — (offenbar den neuen, sogenannten großdeutschen) — bin ich eingetreten. Das war rechtschaffen; aber dat Annere dau ick nich." Mit dem letzten Ausruf konnte er nur meinen, was ich behauptete, daß er unter seinen Genossen politisch spioniren soll. Er ist eine ehrliche Seele. Die Lebensrettung des Kronprinzen hat sein loyales Herz ergriffen und ist zu einer Erheiterung für ihn geworden, weil sie ihm Gelegenheit gab, seine treue Anhänglichkeit an das Königshaus durch eine, wie er glaubt, bestens gelungene Illuminaton öffentlich zu zeigen. Er kam Morgens früh in unsere Stube. „Herr Lieutenant, ich wollte für einen Tag den König und die Königin haben." (Nämlich die Bilder über dem Sopha.)

„Wozu?" fragte ich.

„Ich will illuminiren. Den König stelle ich oben hin, die Königin nehme ich aus dem Rahmen und in den setze ich ein Transparent."

„Was für ein Transparent?"

„Am liebsten einen schönen Vers auf den Kronprinzen." Er hob die Bilder von der Wand, drehte das der Königin um, nahm einen Bleistift aus der Tasche und schrieb auf den Deckel: der Kronprinz. Dann zeigte er es mir. „So groß können die Buchstaben werden." Ich ergänzte die beiden Worte in gleich großer Schrift:

„Weil der Kronprinz nicht ertrank,
Jubeln unf're Herzen.
Gott zur Ehre und zum Dank
Brennen meine Kerzen."

„Ach Herr Je!" rief er, „Da ist schon der Vers. Ja, das geht hinein. Schön! Aber der Kronprinz kriegt zu wenig."

„Wie so?"

„Er müßte mehr geehrt werden."

„Dann nehmen Sie Gott etwas weg und legen es dem Kronprinzen zu. Zum Beispiel: Ihm zur Ehre, Gott zum Dank."

„So ist's Recht! So will ich es machen."

„Nun baute er seine besten Sättel und Peitschen im Ladenfenster auf, stellte des Königs Bild oben und der Königin Rahmen mit dem Verse darunter in die Mitte, die Lichter dahinter und daneben und freute sich, als am Abend viele Menschen vorbeigingen und seine Illumination betrachteten."

Digitized by Google

Was Alfred hier erzählte, fand einige Wochen später eine komische Fortsetzung, der ein trauriger Schluß folgte.

An dem Geburtstage des Kronprinzen, dem 21. September, wurde das Ernst-August-Denkmal vor dem Bahnhofe mit großem Pomp und feierlichen Ansprachen, die in der üblich gewordenen Weise übertriebene, an das Lächerliche streifende Huldigungen für das Welfenhaus enthielten, eingeweiht. Unter den Gnadenbezeugungen, welche der König an diesem Tage verkündigen ließ, befand sich für Herrn Müller der Guelphenorden unterster Klasse, aber nicht das erwartete „von", was Tante Balbina sehr verstimmte.

Für den Abend des Einweihungstages war eine allgemeine Illumination der Residenzstadt in Aussicht genommen. Am Morgen hatte der Hofsattler aus unserem Zimmer abermals die Bilder des Königs und der Königin geholt, um sie heute auf dieselbe Weise wie bei jener Illumination zu benutzen.

„Haben Sie schon einen Vers?" fragte Alfred. Er nickte schmunzelnd und ging davon.

Am Abend zeigte sein Ladenfenster dieselbe Ausschmückung, welche Alfred in seinem Briefe beschrieben hatte; nur der Vers, welchen der Hofsattler nach dem Muster des damaligen selbst gemacht zu haben schien, lautete anders, nämlich:

Ernst August von Erz und Stein
Freuest uns're Herzen.
Heller soll die Treue sein,
Als das Licht der Kerzen.

Das wäre nun recht schön gewesen, wenngleich der erzene König Ernst August nicht von Stein war, sondern auf Stein stand. Aber der Buchbinder hatte sein Ladenfenster ganz ähnlich geschmückt. Statt der Sättel und Peitschen hatte er Einbände aus der Zeit, als er noch für die königlichen Behörden arbeitete, statt des Bildes vom König Georg eins vom König Ernst August genommen und sein Vers lautete:

Ernst August von Erz und Stein,
Wie wirst Du's hier finden?
Sieh auch gnädig hier herein,
Schaff' mir mehr zu binden.

Unsere sonst so stille Straße wogte an diesem Abend von Menschen, die nur von dieser Illumination angezogen, über die sonderbare Harmonie der feindlichen Nachbarn und noch mehr über die Anspielungen des Buch-

Digitized by Google

binders jubelten. Der Lärm wurde groß. Der Hoffattler ſtand in ſeiner Hausthür und ſchrie in höchſter Aufregung: „De Baukbinner hat mi mienen Anfang ut de Werkſtatt ſtehlen laaten.“ Der Tumult wuchs. Es dauerte lange, bis Polizeidiener, welche man hier für unnöthig gehalten haben mochte, von den großen Straßen und Plätzen herbeikamen. Dann mußte der Buchbinder ſeinen Vers wegnehmen.

Unſer Hoffattler aber erkrankte und nach drei Wochen wurde er im Sarge aus dem Hauſe getragen. Die Stadt Hannover hatte einen Reſt ihres alten Kleinbürgerthums weniger.

Als wir einige Zeit hierauf bei dem Senator Wellmeier mit Aurelius zuſammentrafen, führte das Geſpräch von dem Denkmalfeſte weiter. Aurelius beklagte den einreißenden Byzantinismus. Er fürchtete, daß dieſe Schmeicheleien bei jeder Gelegenheit, die ſo erfinderiſch gewordene Liebedienerei, die Heranzwingung der Behörden, damit jedes Dorf die gewünſchten Kundgebungen auf das Vollſtändigſte in Scene ſetze, das Volk verderben und den blinden Welfenſtolz des Monarchen zur Manie ſteigern würden.

„Und nun gar das Welfenmuſeum!“ rief der Senator aus. „Haben Sie den Anfang deſſelben, die Kronprinzen-Errettungs-Adreſſen, ſchon geſehen?“

„Ich war da,“ antwortete Aurelius. „Der alte Diener, der ſie mir zeigte, ſchüttelte den Kopf und ſagte ehrlich: Darüber muß erſt Zeit vergehen.“

„Daß man für das Muſeum ein altes Beinkleid als eine hiſtoriſch merkwürdige Welfenhoſe entdeckt hat, bleibt immer lächerlich,“ ſagte der Senator und ſetzte nach einer Weile hinzu: „Auch bei den neueſten allerhöchſten Gnadenbeweiſen ſind wieder arge Mißgriffe vorgekommen.“

Hierauf ſprach Aurelius: „Montesquieu ſagt: Das monarchiſche Princip vernichtet ſich, wenn es ſeine Ehrenzeichen der wahren Ehre zuwider verleiht und Unwürdigkeiten mit Würden bekleidet. Der König ſieht die Menſchen nicht, und die Königin kennt ſie nicht; ſonſt würden ſie einem Menſchen wie dem von Hedem nimmer ihr Vertrauen ſchenken.“

Er meinte einen vornehmen Herrn aus dem Hofſtaat des Königs, welcher verſchiedene Kaſſen zu verwalten hatte. Auf dem Geſichte dieſes Mannes ſtand allerdings neben einem grenzenloſen Hochmuth etwas vom Verbrecher geſchrieben.

„Er ſpielt ja wohl hoch?“ fragte der Senator.

„Hoch, unglücklich und doch immer mit baarem Gelde. Keiner weiß, woher er es nimmt. Man vermuthet, aus den Kaſſen ſeiner Verwaltung.“

Digitized by Google

„Mein Gott!“ rief ich aus. „Wie ist so etwas unter dem Oberhofmarschall von Malortie möglich? Der ist doch ein rechtlicher Mann.“

„Ein rechtschaffener und kluger Mann,“ entgegnete Aurelius, „der aber Mühe hat, die Dinge, für welche er die persönliche Verantwortung trägt, in Ordnung zu halten. Er muß sich wohl hüten, die Zahl seiner Feinde höchsten Orts, da er für einen Preußenfreund gilt, zu vermehren. Der König würde es kaum für möglich halten, daß ein Herr seines Hofes, von dem er nur die allertreuesten Worte hört, ein Spitzbube sein kann. Und vielleicht fehlen noch die Beweise.“

Diese scharfen Aeußerungen des sonst so ruhigen Aurelius erschienen mir, obgleich sie im vertrauten Kreise blieben, zu weitgehend. Wir schwiegen, bis der Senator das Wort nahm: „Ich glaube auch, ein sehender Monarch würde sich mit der Häßlichkeit des Grafen Borries abfinden, das Saloppe seines Exterieurs sich verbitten und übrigens den Mann nach Gefallen gebrauchen, ein Gesicht wie des von Hedem aber nicht um sich dulden. — Mich betrübt am meisten,“ fuhr er nach einer Pause fort, „daß der Kronprinz in solcher Luft aufwächst, in der seine Seele nicht gedeihen kann. Nicht einmal der Unterricht des jungen Prinzen wird ernst genommen.“

„Gewiß ist es zu beklagen,“ ergänzte Aurelius, „daß die guten Anlagen des Kronprinzen nicht richtig geleitet werden und seine Kenntnisse so äußerst lückenhaft bleiben. Dies kann dem Könige bei seinem eigenen Verstande nicht unbekannt sein und dennoch.“ —

Im November — Alfred saß an seinem Schreibtische, ich an dem meinigen — erhielt ich ein Telegramm, welches mich erschreckte und betrübte. Es war von meinem Vater und lautete: „Alfreds Vater vor einer Stunde am Herzschlag schmerzlos gestorben.“

Ich faßte mich einen Augenblick. Dann trat ich an den Ahnungslosen hinan, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Armer Freund!“

„Was ist?“

„Dein Vater —“

Er entriß mir das Telegramm und legte, als er es gelesen, den Kopf in seine Hände.

„Ein schöner Tod,“ flüsterte ich. Er neigte das Haupt. Einige Minuten war es ganz still um uns. „Ich reise sogleich,“ sagte er aufstehend.

„Ich begleite Dich.“

Dankend drückte er mir die Hand. Wir erbaten Urlaub. Wichard, den ich benachrichtigen ließ, kam in herzlicher Theilnahme und blieb bei

Digitized by Google

uns, bis wir abreisten. Alfred sprach kaum ein Wort, seine Züge redeten von der Heftigkeit seiner Gefühle. Ich dachte über ihn nach. Was wird er nun beginnen? Ich ahnte schon länger, daß der Plan, einen anderen Beruf zu ergreifen, ihn beschäftigte. Er sprach hiervon wie von Allem, was ihn allein anging, nie; in seiner Selbstlosigkeit wollte er auch die nächsten Freunde nicht belasten. Um so mehr hatte mich die Ueberzeugung, daß er sich nicht befriedigt fühlte, beunruhigt. Er erfüllte seine Dienst- und Standespflichten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, er genoß die größte Achtung der Kameraden und Freunde; aber sein reger Geist verlangte nach Thaten. Vielleicht hatte ihn nur die Liebe zum Vater, dem er keine Sorgen bereiten wollte, bis jetzt bei uns gehalten. Die Erbschaft, welche ihm zufiel, setzte ihn in den Stand, einige Jahre unabhängig zu leben. Würde er dies benutzen, um den Rock des Königs auszuziehen, seiner Sehnsucht in die Ferne nachzugeben und ein anderes Ziel zu verfolgen? Oder hielt ihn die Neigung zu meiner Schwester? Würde er in der Ehe mit ihr befriedigt sein und bleiben? Meine Eltern konnten die Tochter keinem treueren Manne anvertrauen. Aber würde Clotilde ihm ihre Liebe schenken? In der nächsten Osterzeit sollte sie confirmirt werden. Noch wenige Jahre und beide konnten ein glückliches Paar sein. —

In Stade erwarteten die Eltern mit Clotilde uns. Diese und Mutter waren schwarz gekleidet. Clotilde reichte mit Thränen in den Augen Alfred die Hand und sagte dabei nichts anderes, als: „Lieber Alfred."

Wir begleiteten den Verstorbenen zu der ihm vorangegangenen Gattin nach dem Kirchhof an der Höhe, wo Beide unter Bäumen ruhen. Dann mußte ich nach Hannover zurück. Alfred hatte bis Neujahr Urlaub und ich fuhr zum Weihnachtsfeste wieder nach Stade.

Alfred war in der Zwischenzeit mit der Regelung des Nachlasses seiner Eltern vollauf beschäftigt gewesen. Er hatte sich dieser traurigen Pflicht mit seiner ganzen Tüchtigkeit, aber auch mit seiner ganzen weichen Empfindung hingegeben. Von den Gegenständen, welche die Eltern längere Zeit benutzt hatten, wollte er nichts in fremden Besitz kommen lassen. Gegen den Rath meiner Mutter behielt er fast einen Haushalt beisammen. Alles wurde wohl verpackt und einer sorgsamen Aufbewahrung übergeben. In die Nächte hinein las er die Schriftstücke, die er vorgefunden hatte. Manches verbrannte er, das Meiste ordnete er zur Aufbewahrung. Sein Vater hatte viel über die schleswig-holsteinische Frage und die Kriegsjahre 1848 bis 1850 geschrieben, wovon auch die Briefe aus diesen Jahren

Digitized by Google

hauptsächlich handelten. Außerdem fand sich eine Menge von Druckschriften über denselben Gegenstand in dem Nachlasse.

Alfred äußerte sich hierüber gegen mich: „Das Lesen hat mich traurig gemacht; aber es ist mir, als müsse ich meine mißhandelte Heimath um so mehr lieben. Vater, welcher der Augustenburg'schen Herzogsfamilie niemals persönlich nahe gestanden hat, vertheidigt ihre Rechtsansprüche mit großer Wärme und Entschiedenheit. Es scheint, daß der Herzog Christian auf seinen ehemaligen Besitzungen nicht beliebt gewesen ist und mit aus diesem Grunde der dänische Einfluß in jener Gegend so rasch sich ausbreiten konnte. Mit Unrecht dagegen werfen Viele dem Herzog vor, daß er die Entschädigung von Dänemark angenommen hat. Hierzu war er durch die Noth gezwungen, denn er besaß nichts und seine mit ihm vertriebenen Beamten wandten sich an ihn um Brot für ihre Familien. Auch hat er das Geld nur für seine Privatgüter bekommen; mit seinen politischen Ansprüchen hat dies nichts zu thun. — Doch, was wichtiger ist, das Deutschthum ist in Schleswig schändlich verletzt."

Zum Weihnachtsfeste schenkte Alfred uns Andenken, die er mit zartem Sinn aus dem Nachlaß seiner Eltern ausgesucht hatte; meiner Schwester gab er ein goldenes Kreuz, welches seine Mutter viel getragen hatte. Als er uns die Geschenke reichte, schien er besorgt zu sein, wie meine Eltern, wie besonders Clotilde sie aufnehmen würden. Die Freude, welche uns diese Andenken machten, die Rührung und der warme Dank Clotildens erleichterten sein Herz. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Alfred und meiner Schwester nicht mehr so unbefangen wie früher. Zwar hatte das vertrauliche „Du" zwischen ihnen noch nicht aufgehört, und Clotilde sprach es so natürlich wie sonst aus, während es aus seinem Munde etwas verlegen klang. Aber das Benehmen Beider war zurückhaltender, der Austausch ihrer Gedanken nicht mehr so kindlich. Clotilde war fast ein erwachsenes Mädchen, und in Alfreds Herz begann der Kampf der Liebe mit der Furcht vor getäuschter Hoffnung.

Wir kehrten zusammen nach der Residenz zurück, wo wir nun ein sehr häusliches Leben führten. Ich arbeitete fleißig für die Generalstabs-Akademie und Alfred vertiefte sich in seine geographischen Studien, nahm auch Unterricht in der italienischen und spanischen Sprache, die er, wie er sagte, in den fernen Ländern zu gebrauchen hoffte. Er machte Pläne für eine lange Reise.

Wichard gab sich nicht so leichten Sinnes wie ehedem den Vergnügungen der vornehmen Welt hin. Er beschäftigte sich regelmäßiger mit guten Büchern und nahm an den Gesellschaften, denen er sich nicht ent-

Digitized by Google

ziehen konnte, mit mehr Gelassenheit Theil. Dann und wann waren wir bei Tante Balbina, welche sich die Gunst des Königs zu erhalten wußte, Herrn Müller noch immer festhielt und mit ihrem Consistorialrath in regem Verkehr zu stehen schien. Trafen wir Felicia und die Melanie, so machte Tante Balbina, wohl um diese Beiden zu reizen, Wichard förmlich den Hof, während sie sonst nicht mehr die frühere Beflissenheit ihm zuwandte; sie hatte ihn für sich aufgegeben. Das Verhältniß zwischen Wichard und Felicia war ganz freundschaftlich geworden. Eine Herzensneigung für meinen schönen Freund quälte wohl nur noch die Melanie.

Im April fuhr ich nach Stade zu Clotildens Confirmation, Wichard nach seinem väterlichen Gute, da auch seine Schwester confirmirt wurde. Und in Hannover fand am Geburtstage der Königin, am 14. April, die Confirmation des Kronprinzen statt. Der König wollte der Feier eine besondere Weihe geben und verhieß an diesem Tage die Einführung eines neuen Landeskatechismus, welcher die Veranlassung der merkwürdigen Vorfälle wurde, von denen ich später Einiges werde sagen müssen.

Mit Clotildens körperlichem Befinden waren die Eltern nicht zufrieden. Sie sah blühend aus, aber eine Erkältung hatte seit dem Winter nicht von ihr gelassen. Unser Hausarzt rieth für sie jetzt ein ruhiges Leben auf dem Lande an. Da nun der Baron und die Baronin schon mehrere Male den Wunsch geäußert hatten, zu Adelens Gesellschaft meine Schwester bei sich aufzunehmen, so brachten meine Eltern Clotilde nach dem holsteinischen Gute.

11.

Der Frühling war in voller Pracht. Ich rüstete mich zur Abreise, um mich zum ersten Male als Topograph zu versuchen. Alfred und ich saßen in unserem Zimmer bei offenen Fenstern. Die erste Mondsichel stritt mit der Venus um den helleren Glanz; die Luft war warm wie in einer Sommernacht. Wir beabsichtigten noch auszugehen, um den schönen Abend im Freien zu genießen. Da stürzte Wichard herein. Er war sehr aufgeregt. „Gut, daß ich Euch treffe! Bitte, macht die Fenster zu."

In spannender Erwartung, was wir hören würden, schloß ich die Fenster.

„Ich mag kaum sagen, was ich erlebt habe, aber ich muß," fing er an.

„Ein Unglück ist Dir nicht begegnet, das sehe ich Dir an; also setze Dich ruhig hin und erzähle ordentlich," sprach Alfred.

Wichard warf sich in die Sophaecke und schwieg.

„Hast Du einen schlimmen Streit gehabt?" fragte ich.

Digitized by Google

„Noch nicht," antwortete er.

„So erzähle doch!"

„Ich muß von Anfang anfangen. Ich erzähle, was ich erlebt habe, weil es Jemand wissen muß. Künftig verlasse ich mich auf Niemand außer Euch!"

„Die Einleitung ist lang," warf ich hin.

„Vor acht Tagen — dieses habe ich Euch nicht erzählt, weil es nicht nöthig war — hatte die Melanie mich durch ein Billet eingeladen, gegen Abend zu ihr zu kommen, um eine Aufführung zu besprechen, mit welcher des Königs Geburtstag gefeiert werden sollte. Ich fand sie allein."

„Ha, ha," unterbrach Alfred.

„Ja, Du hast Recht. Im Halbdunkel. Da empfing sie mich zärtlich flüsternd — das Weitere könnt Ihr Euch denken. Ich bin sogleich weggegangen und habe das Weib nicht wieder angesehen. Heute nun bat Timon mich, mit ihm nach Herrenhausen zu gehen, um mit mehreren Herren vom Hofe über eine Parade churhannoverscher Soldaten zu sprechen, welche die Herren zu Königs Geburtstag vorbereiten möchten. Wir blieben in unserer Messe zusammen, bis es Zeit war; dann gingen wir nach Herrenhausen. Timon führte mich in den großen Garten. Wir sollten, wie er sagte, im Heckentheater, welches für die Vorstellung in Aussicht genommen sei, die anderen Herren treffen. Ihr kennt die hohen, dichten Hecken, welche die Quarrés umschließen, in die man durch eine kleine Pforte gelangen kann. Man ist in ihnen sicher, nicht gesehen zu werden, und in vergangenen Tagen mögen sie manchem Stelldichein gedient haben. Ich bin heute zum ersten Male in ein solches Blumenparadies gekommen.

„Hier begegnete uns der fatale Herr von Hedem. Er kam auf Timon zu. „Bitte," sagte er, „gehen Sie erst mit mir, ich habe Ihnen etwas zu sagen." Dann wandte er sich an mich: „Treten Sie so lange hier hinein, da können Sie es sich bequem machen." Er schloß die in der Hecke versteckte Pforte auf, ließ mich ein, und ging mit Timon davon.

„Erst glaubte ich allein zu sein; die Abenddämmerung machte den Raum innerhalb der hohen Laubwände fast dunkel. Blumenduft umgab mich. Ich ging vorwärts. Da bewegte sich in der Ecke, der Pforte gegenüber, Etwas. Eine Frauengestalt erhob sich und machte ein paar Schritte mir entgegen, dann blieb sie stehen. Ich näherte mich ihr. Die Königin! — Es war ihre Gestalt, ihre Tracht, das Gesicht verschleiert. Ich eilte hinzu, die Hand zu küssen, welche sie mir entgegen reichte, aber — denkt Euch dieselbe Scene wie bei der Melanie, nur daß die Dame

Digitized by Google

kein Wort sprach. Ihr den Schleier abzureißen, hinderte mich die Scheu. Ich entwand mich, stürzte nach der Pforte; ich weiß kaum, wie ich hinausgekommen bin. Ich eilte weiter, kein Mensch begegnete mir. Da stand ich vor dem rothen Seil, welches den für die königliche Familie reservirten Garten absperrt. Ich muß mir in diesem Augenblick eingebildet haben, daß ich mich innerhalb des verbotenen Raumes befinde und so schnell wie möglich hinaus müsse. Ich sprang über das Seil und eilte vorwärts. Da — wie erschrak ich und wie erleichtert fühlte ich mich zugleich! — trat hinter einem Gebüsch die Königin, unsere wirkliche Königin, unverschleiert und ganz allein hervor. Sie erstaunte, als sie mich sah. Ich blieb wie gebannt stehen. Sie erröthete. Meine Augen haben gewiß aus Freude geglänzt. Sie blickte mich einige Augenblicke gnädig an, sie war sehr hübsch in ihrem Erstaunen und Erröthen. Endlich neigte ich mich tief vor ihr und brachte die Worte heraus: „Verzeihung, Euere Majestät!“ — „Was führt Sie hierher?“ fragte sie freundlich. „Ich habe mich verirrt,“ antwortete ich nun mit mehr Fassung. „Man hat mich zu einer Besprechung des Festes für Seiner Majestät Geburtstag bestellt, im großen Garten hat Herr von Hedem meinen Begleiter Timon weggeführt; so bin ich hierher gekommen.“ — „Dann gehen Sie dort, da kommen Sie durch das Schloß auf den Schloßhof.“

Indem sie dies sagte, reichte sie mir die Hand auf eine Weise, welche andeutete, daß ich nicht länger verweilen solle. Da bin ich durch das Schloß an den, mich verwundert anblickenden, Lakaien vorbeigegangen und hierher geeilt. Nach dem Heckentheater wollte ich nicht mehr; denn ich habe das Gefühl, daß man ein schändliches Spiel mit mir trieb. Ich werde Timon und Hedem zur Rede stellen.“

„Worüber?“ fragte Alfred schnell. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Laßt uns in's Freie gehen, da überlegen wir angenehmer.“

Diesen Vorschlag nahmen wir gern an. Auf der Straße konnten wir über Wichards Abenteuer nicht reden. Dadurch wurden wir ruhiger. Alfred führte uns vor das Thor, dorthin, wo auf dem Wege nach Herrenhausen das Haus der Melanie stand. Nicht weit davon, auf einem Platze, wo man jeden Wagen, der von Herrenhausen kommt, rollen hört, setzten wir uns auf eine Bank. Hier lauschte Niemand.

„Ich glaube auch,“ fing jetzt Alfred an, „daß man mit Dir ein schändliches Spiel treiben wollte. Die schlauen Menschen sind oft dumm; in diesem Falle, weil sie Dich und die Königin so falsch beurtheilten.“

Digitized by Google

„Die Königin?“ fragte Wichard.

„Worüber wolltest Du diese Intriganten zur Rede stellen? Sie würden wiederholen, was sie Dir vor ein paar Stunden sagten, und wolltest Du weiter in den Gegenstand eingehen, so würdest Du die verschleierte Melanie — wir drei sind überzeugt, daß sie Dich auch in dem Blumenparadies umarmt hat —“

„Ja!“ unterbrach ihn Wichard. „Und sie verdient, compromittirt zu werden.“

„Sie wird sich nicht compromittiren lassen. Sie würde einfach leugnen, und es würde Dir ergehen, wie es Joseph durch Potiphar's Weib erging.“

„Ein solches Weib in der Gesellschaft der Königin!“ warf ich ein.

„Wir müssen diese Blutsauger und Verführer mächtigeren Richtern überlassen,“ sprach Alfred weiter. „Vorläufig sind *sie* noch mächtig, und dem Mächtigen wird Niemand gern Feind. Deshalb würdest Du, würde Wichard genügenden Beistand in dem Kampfe gegen dies Weib nicht finden.“

Ich mußte dies als richtig anerkennen und sagte nur: „Die arme, schutzlose Königin!“

„Ihre Tugend schützt sie,“ entgegnete Alfred.

Schon waren mehrere von Herrenhausen kommende Wagen vorbeigefahren. Jetzt nahte sich einer dem Hause der Melanie. „Wartet hier, bis ich wieder komme,“ sagte Alfred und ging davon.

Wir saßen schweigend nebeneinander, bis Wichard begann: „Ihr habt Timon nie getraut. Ich möchte ihn niederschießen; aber Alfred hat Recht.“

„Warte ruhig ab, was Timon Dir sagt, und bleibe kalt bis an's Herz hinan.“

„Versuchen will ich es. Die Gesellschaft, in die ich gerathen bin, widert mich jetzt an. Wie komme ich da hinaus?“

Alfred kehrte zurück. „Aus dem Wagen stiegen die Melanie, Timon und Melet,“ erzählte er. „Das ist mir Beweis genug. Sie lachten, als sie sich trennten: es klang aber nicht vergnügt. Der fehlgeschlagene Angriff auf die Königin ist ihnen unbequem.“

„Was meinst Du eigentlich?“ fragte Wichard. „Du sprachst schon ein Mal undeutlich von der Königin.“

„O, Du mein einfältiger Freund!“ antwortete er. „Hast Du es noch nicht begriffen? Wärst Du dem Bilde der Königin erlegen, so hätten sie gegen diese selbst mehr gewagt.“

„Mein Gott!“ rief Wichard; „Aber zu welchem Zwecke?“

„Zu mehreren Zwecken. Die Verschworenen hofften, die Königin in

Digitized by Google

die Hand zu bekommen. Timon hätte dies für sich, Melet für die Jesuiten ausgenutzt. Hedem dachte vielleicht, daß die Königin für seine Verschwiegenheit das Deficit in seinen Cassen auf sich nehmen solle."

„Alfred!" fiel ich ihm vorwurfsvoll in's Wort, weil mir diese Annahme zu dreist erschien.

„Derartiges läßt sich gewöhnlich nicht beweisen; aber ich glaube, daß es sich so verhält."

Am folgenden Abend kam Wichard wieder zu uns. „Nun, was hat Timon gesagt?"

„Er drückte sein Erstaunen aus, daß ich nicht nach dem verabredeten Platze gekommen sei. Er habe mich vergeblich gesucht. Am Abend habe die Königin erzählt, wie ich plötzlich vor ihr erschienen sei."

„Was sagtest Du?"

„Ihre Majestät hat mir mein Versehen verziehen." — „Das hat sie gewiß," erwiderte er mit einem ganz widerwärtigen Lächeln und ging weg. „Ich mag in der Gesellschaft nicht mehr sein. Ich will in eine andere Garnison. Ich bitte um die Versetzung zur Cavallerie unter dem Vorwand, daß ich auch diese Waffe kennen zu lernen wünsche."

„Nicht gleich," rieth Alfred. „Gib den Leuten keine Gelegenheit zu schwatzen. Und die Sache selbst bedarf einer ruhigen Ueberlegung. Aendere vorläufig in Deinem Leben Nichts."

In der folgenden Woche bekam Wichard einen Brief von seinem Vater, worin dieser ihn aufforderte, nach Berlin zu fahren. Der Baron wollte sich in einer Angelegenheit seiner Söhne Christian und Friedrich, die in Berlin studirten, dorthin begeben. Unser Freund versprach, den Grafen Eberhard aufzusuchen und reiste ab zu unserer Freude, weil er hierdurch für die nächste Zeit von dem hannoverschen Hofe entfernt wurde.

Die Vermuthungen über Diebstähle an Königlichen Privatkassen erwiesen sich bald nachher als begründet. Den Namen Hedem brauche ich in meiner Geschichte nicht weiter zu nennen. Der Mann ist im Zuchthause gestorben.

Mein Bedienter hieß Heinrich Lang, er war Soldat in meinem Regiment, ein hübscher Mensch und fromm erzogen. Sein Vater lebte als Stellmacher in Diepholz schlicht und recht und hatte dem einzigen Sohn das Handwerk gelehrt. Heinrich Lang's Schulbildung war in unserer Compagnieschule noch etwas gefördert worden; seit er bei mir war, gab ich ihm nützliche Bücher und allerlei zu schreiben und, als meine Verwendung bei der Landesvermessung in Aussicht stand, auch die einfachsten Vorschriften für das Plan-

Digitized by Google

zeichnen. So hatte er gelernt, Wälder, Hecken, Wiesen und dergleichen verständlich darzustellen, was mir nachher zu statten kam, indem er leichte Croquis anfertigte, die für meine Orientierung brauchbar waren.

In seiner Begleitung, mit Meßtisch und Kippregel ausgerüstet, reiste ich nun ab. In dem Terrain, welches ich aufnehmen sollte, lag weder eine Stadt, noch ein größeres Gut oder Amtssitz, aber ein Kirchdorf in der Mitte, welches ich zum Wohnort wählte. Der Krug war kein passender Aufenthalt, ich zog zu einem wohlhabenden Bauern, Namens Kort. Er vermiethete mir zwei große, saubere und mit guten Möbeln ausgestattete Stuben, seine Frau kochte für mich kräftige Suppen und wohlschmeckende Gemüse und seine hübsche, achtzehnjährige Tochter Minna trug auf blankem Geschirr die Speisen auf meinen Tisch.

Der Bauer Kort, seine Frau und drei Kinder waren von hoher Gestalt. Heinrich Lang, der auch nicht klein und immerhin größer war als Minna Kort und ebenso groß wie der jüngste, sechzehnjährige Hausssohn Friedrich Kort, erschien klein neben dem Bauern und seinem ältesten Sohn Wilhelm. Als ich mit dem Vater näher bekannt war, sagte ich ihm ein Mal scherzend, er müßte eigentlich Lang und mein Bedienter Kort heißen. Er verstand den Scherz, nahm ihn aber etwas übel und sagte stolz: „Mien Name steit mi beter an.“

Wilhelm Kort war Garde-Cürassier und, wie es die Organisation der hannoverschen Cavallerie mit sich brachte, mit seinem königlichen Dienstpferde auf großem Urlaub. Diese Leute, die fortwährend Gehalt bezogen und jeder Zeit zum Dienst einberufen werden konnten, auch von Officieren des nächsten Cavallerie-Regiments inspicirt wurden, mußten ihr Dienstpferd auf Kosten des Hofes in guter Verpflegung halten, und da dies nur bei wohlhabenden Bauern geschehen konnte, so dienten meistens deren Söhne in der Cavallerie. Auf solchen Bauernhöfen befand sich denn auch eine eigene Stube, die „Rüterkamer“, für den Cavalleristen, sowie ein besonderer Stall für sein Pferd. Mein Pferd erhielt ebenfalls einen Stall für sich, und Wilhelm Kort machte sich ein Vergnügen daraus, für dasselbe bestens zu sorgen.

Außer diesen Menschen waren noch Knechte und Mägde auf dem Hofe, die ihre Wohnungen und ihren Tisch abgesondert hatten.

Dem Pastor, er hieß Friedemann, machte ich meinen Besuch. Er war wegen seiner Frömmigkeit, die nicht unduldsam war, und seiner werkthätigen Liebe im Dorfe sehr geachtet, ein gebildeter Mann und guter Clavierspieler. Seine Predigten hörte ich allsonntäglich, hielt auch Heinrich Lang zum

Digitized by Google

regelmäßigen Kirchenbesuch an; und da ich den Pastor zuweilen um die Abendstunde, wenn er mit seiner langen Pfeife in dem kleinen Obstgarten oder in seiner Studirstube auszuruhen pflegte, Gesellschaft leistete, so befreundete er sich mit mir und erfreute mich gern durch sein Clavierspiel. Er gehörte der alten Schule an, welche unsere Classiker der neuen Musik vorzieht. Am liebsten spielte er und hörte ich Beethoven.

Eines Abends fragte er mich nach dem Welfenmuseum, wovon er in der Zeitung gelesen hatte, und zeigte mir ein altes Familienpapier, — seine Väter waren durch viele Generationen Pastoren gewesen — welches, wie er meinte, für die Familiensammlung unseres Königshauses mehr Werth als für ihn habe. Es war ein Schutzbrief, welchen der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs einem Philipp Christoph Friedemann, dessen Gastfreundschaft er genossen zu haben scheint, ausgestellt hatte. Der Pastor war geneigt, das Blatt dem Welfenmuseum zu schenken, und wollte sich nach dem Wege, der hierbei einzuschlagen sein möchte, erkundigen.

Von den Freunden schrieb Wichard mir zuerst. Die Veranlassung, welche seinen Vater diesmal nach Berlin geführt hatte, war nicht erfreulich. Es war die zunehmende Unzufriedenheit seines Sohnes Friedrich, der zu dem lebensfrohen Christian nicht paßte, Berlin nicht leiden mochte, den Verkehr des älteren Bruders mit Commilitonen guter preußischer Familien mied und träumerisch seine eigenen Wege ging. Der Baron hatte nun gestattet, daß Friedrich im Herbst nach München gehe, während Christian in Berlin weiter studiren würde. Die preußische Hauptstadt hatte Wichard gefallen. Er hatte die große Frühjahrsparade gesehen, wobei die Masse der Truppen und ihre Ausbildung ihn in Erstaunen setzte, und den Grafen Eberhard kennen gelernt, der Alfred und mir Grüße schickte. Dem Wunsche Wichard's, zur Cavallerie überzutreten, hatte der Baron nachgegeben. Die Schritte, ihn zu verwirklichen, waren geschehen. Der meinem Freunde verwandte Flügeladjutant hatte seine Hilfe zugesagt, die Versetzung war in nächster Zeit zu erwarten.

Schon der zweite Brief Wichard's enthielt die Nachricht, daß sie erfolgt sei. Er war zu den Garde-Cürassiren, deren Stabs-Quartier Northeim war, versetzt worden und schrieb sehr zufrieden. Das Officiercorps wäre charmant, die Umgegend angenehm. Nur die Trennung von seinem alten Regiment, von Alfred und mir beklagte er. Der Schluß dieses Briefes enthielt die mich überraschende Notiz: „Hier sind die Menschen sehr erregt

Digitized by Google

durch die Abschaffung des alten Landes-Katechismus und die Einführung des eben erschienenen neuen."

Letzteres wußte im Dorfe noch Niemand, selbst der Pastor nicht, zu dem ich am Abend ging. „Das ein neuer Katechismus kommen sollte, erwarteten wir ja," sagte der würdige Herr. „Ich hoffte, das man davon Abstand nehmen würde und habe meiner Gemeinde noch nichts darüber gesagt. Die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, hängt am Hergebrachten und sieht den Katechismus, welchen sie immer gehabt hat, als ein Stück ihres Leibes an. Die Sache wird uns Sorge und Noth bereiten."

Der neue Katechismus war das Werk der Orthodoxen in der Residenz. Zu seinen Urhebern wurde vor Allen der Consistorialrath gezählt, der bei Tante Balbina aus- und einging. Anhänger dieser Richtung beiderlei Geschlechts hatten dem König vorgespiegelt, daß der alte Katechismus dem Bedürfniß der Zeit nicht mehr genüge und die orthodoxe Geistlichkeit hatte nach erlangter Königlicher Zustimmung einen Katechismus verfertigt, welcher ganz geeignet war, das Gefühl der Protestanten zu verletzen. Besonders erregte das darin aufgenommene „Amt der Schlüssel" Anstoß. Der neue Katechismus rief bald, nachdem er bekannt geworden war, im ganzen Lande heftigen Widerspruch hervor; schon bei der Nachricht, daß der alte abgeschafft sein sollte, gab sich eine Bewegung, besonders in den unteren Volksklassen kund, deren man die ruhigen Hannoveraner kaum für fähig gehalten hätte.

An einem der folgenden Tage, zu einer Zeit, als erst wenige Bauern des Dorfs den neuen Katechismus kannten, stand ich an meinem Meßtisch auf dem Felde. In der Nähe wurde Getreide gemäht. Als die Knechte und Mägde mich sahen, ließen sie von ihrer Arbeit und kamen zu mir. „Herr Lieutenant, is denn dat richtig? Sö wi usen Katechismus nich behollen?" Ich antwortete, daß ich ihnen keinen genauen Bescheid geben könne; ich hätte aber dasselbe gehört. „Dat laat wi us nich gefallen!"

Abends hatte ich mich im Gespräch über diesen Gegenstand länger als gewöhnlich bei dem Pastor aufgehalten. Als ich nach Hause kam, saß die Familie Kort auf der Diele am Abendtische. „Setten Sei sick!" lud der Bauer mich ein.

„Wat segt der Herr Pastor to de Sake?" fragte Frau Kort.

„Er hofft, daß sie zur Zufriedenheit geordnet wird. Er glaubt, unser König habe die Liebe des Volks zum alten Katechismus nicht gekannt."

„Dat hat hei ok nich," nahm der Bauer das Wort. „Der blinne

Digitized by Google

Mann hat schlechte Rathgebers. Hei solle usen Amtmann und usen Pastor taur Regierung nähmen, dat wöre kläuker."

„Meiner Seele Seligkeit!" rief nun Frau Kort. „Dat olle Bauk laat wi nich. Wat use König will, dau wi jo gern; aber dütt könn wi nich. Dann möt wie utwannern." Und sie fing an zu weinen.

„So schlimm ist es ja noch nicht," tröstete ich sie. „Wenn der König erst erfahren hat, daß das Volk den alten Katechismus behalten will, wird es wohl dabei bleiben."

„Dat mott et ok," sprach der Bauer. „Wenn de Schaulmester mit den nieen Katechismus unnerrichten will — wat wi daun möt, möt wi daun; aber dat annere fallt weg." Er meinte die Geschenke, welche dem Haushalt des Schulmeisters aus Feld und Stall der Bauern zuzugehen pflegten. „Morgen hebben wi 'ne Versammlung. — Un nu möt wi upstahn."

Er erhob sich, die Seinigen mit ihm; ich that dasselbe. Er faltete die Hände und betete: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Un ok von düssen nieen Bauk. Amen!" Und „Amen!" sprachen Frau Kort und ihre Kinder mit vernehmlicher Stimme.

In meiner Stube meldete mir mein Bedienter, daß meine beiden Arbeiter, welche die Meßgeräthe trugen und andere nothwendige Handleistungen bei meiner Arbeit verrichteten, morgen nicht kämen. Die Leute ließen die Ernte, ließen ihren Verdienst, um zu der Versammlung zu gehen. Ich mußte also am folgenden Tage meine Arbeit aussetzen und ging auch zu der Versammlung vor der Kirche. Die Gegenwart des Pastors hielt die Leidenschaft der Leute nieder. Die Berathung dauerte lange, obwohl Alle einig waren, daß sie um keinen Preis den alten Katechismus missen wollten. Männer und Weiber sprachen durcheinander; aber im Ganzen herrschte Besonnenheit. Man kam zu dem Entschluß, eine Deputation an das königliche Amt zu entsenden, und der Pastor erbot sich, dieselbe zu begleiten. Nach diesem Ergebniß trennte die Menge sich noch nicht; ich aber ging nach Haus, den nächsten Weg durch Kort's Garten.

Hier in der Jasmin-Laube stand Heinrich Lang mit Minna Kort in sehr traulichem Gespräch. Die Mutter, welche sonst ihre Tochter streng im Auge hatte, war bei der Versammlung. Als Minna Kort mich sah, schrie sie auf, legte beide Hände vor ihr glühendes Gesicht und lief an mir vorüber in's Haus.

„Komm mit!" befahl ich meinem Bedienten und ging in meinen Pferdestall, wo Keiner uns hören konnte. „Hast Du ein Auge auf das

Digitized by Google

Mädchen geworfen?" Er schwieg. „Mache sie nicht unglücklich, der stolze Bauer gibt sie Dir nicht." Der arme Kerl wurde ganz blaß. „Wenn ich Dich noch einmal so mit ihr treffe, schicke ich Dich zum Regiment."

Nach der heutigen Versammlung trat in der Dorfbevölkerung einige Ruhe ein. Der Schulmeister ließ es vorläufig beim alten Katechismus. Man wartete ab, was auf den Bericht, welchen das königliche Amt erstattet hatte, erfolgen würde.

In dieser Zeit erhielt ich von meiner Schwester einen langen Brief, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Ich muß Dir ein Ereigniß mittheilen, welches Dich interessiren wird. Seit Adele confirmirt ist, hat Demoiselle Charlotte mehrere Male davon gesprochen, daß sie überflüssig sei. Die Baronin, welche die alte Dame nicht in unsichere Verhältnisse entlassen wollte, antwortete freundlich, wir alle könnten von Demoiselle noch viel lernen. Adele vertraute mir aber an, daß Letztere und der einbeinige Capitän heimliche Zusammenkünfte im Park hätten. Und jetzt ist es kein Geheimniß mehr, die Zwei wollen sich heirathen! Der Baron und die Baronin finden dies sehr passend. Ich glaubte, das junge Paar würde in das neue Haus am See ziehen. Da wurde Adele fast heftig. Wie kannst Du das glauben? sagte sie. Sie hat Recht, das Haus wäre zu groß, auch zu entlegen für die Geschäfte des Capitäns. Der Baron will ihnen eine Wohnung in dem Flügel, wo jener immer gewohnt hat, einrichten lassen.

„Noch über ein anderes Paar wird bei uns gescherzt, welches sich aber wohl nicht heirathen wird: über den alten kleinen Zephirius und — rathe — Deine Schwester! Er liebt mich und ich liebe ihn. Zu jeder Stunde ist er bereit, mit mir zu spielen, und er lehrt mich auch das Orgelspiel. Ihm verdankten wir kürzlich einen großen Genuß. Allen unerwartet kam der Componist Lange aus Hannover. Die Baronin sagt, Du kenntest ihn und nenntest ihn Otto Heinrich. Er war in Kiel gewesen und hatte dort von unserem merkwürdigen Cantor gehört. Da hatte er sich der Baronin und Adelen's erinnert und war her gefahren. Ein sonderbarer Mann, so ungenirt, aber liebenswürdig. Zephirius war ganz glücklich. Ich mußte Herrn Lange vorspielen, und da spielte er mit mir und wollte gar nicht aufhören. Erst wollte er an demselben Abend wieder fort, er ist aber drei Tage geblieben.

„Adele war nicht eifersüchtig, Herrn Lange's wegen nicht. Sie läßt mir die Musik, ich ihr das Dichten und Zeichnen. Sonst ist sie nicht ohne Eifersucht, ich meine ihrem Wesen nach. Sie ist einsamer aufgewachsen,

Digitized by Google

als ich bin und hat eigentlich nie Gespielinnen gehabt. Darum hört sie gern meinen kleinen Erzählungen aus Stade zu, und dann kann sie auch sehr lebhaft von Deiner und Alfred's Anwesenheit hier, von ihrem Winter in Hannover sprechen. Sonst spricht sie nicht viel. Sie ist verschlossener, aber viel klüger als ich und gut und treu von Herzen. Wir haben uns sehr lieb gewonnen und sind wie Schwestern miteinander.

„Auch Bertha von Eichborn habe ich gern. Kennst Du sie?

„Adelens Bruder Wichard ist nun Cürassier geworden. Er muß ritterlich aussehen."

Dieser Brief brachte mir das holstein'sche Gut und Adele lebhaft vor Augen. Ich sehnte mich dahin. Adele sprach gern von mir und von Alfred, — auch von Alfred.

Indessen mußte ich in meinem Dorfe noch länger bleiben. Ich erlebte dort das Ende des Katechismus-Streits. In der ersten Hälfte des Augusts erhielt ich einen Brief aus Hannover von Alfred, der am 10. Folgendes geschrieben hatte:

„Wir haben hier Revolution gehabt, Truppen mußten ausrücken, von unserem Regiment die Dioskuren-Capitäns" (die vormaligen, Kastor und Pollux genannten, Lieutenants waren avancirt), „sie brauchten sich diesmal aber nicht beizustehen, denn es ist ohne Kampf verlaufen. Nur vielen Laternen und Fensterscheiben hat es das Dasein gekostet; aber trotzdem sind auch die Glaser nicht für den neuen Katechismus.

„Die Aufregung fing an, als letzterer bekannt geworden war. Die alte Scheferling" (das war eine Obstverkäuferin an unserer Ecke, mit der Alfred gern einige Worte wechselte) „rief: „Wermuth kann alle miene Aeppel halen, aber miene Seele kriegt hei nich un den ollen Katechismus laat wi nich." Und unsere Hauswittwe sagte mit Thränen in den Augen: „Wenn das mein Seliger erlebt hätte! Er war so königlich gesinnt; aber den neuen Katechismus hätte er doch nicht angenommen und das thue ich auch nicht. Lieber will ich nicht mehr königlicher Hofsattler sein." —

„Die Leute bildeten sich ein, man wolle sie katholisch machen: „Wir Lutheraner protestiren gegen die Priesterherrschaft," sagten ehrsame, gebildete Männer, und unbefangene Katholiken meinten, mit dem Buche würden wir in einigen Jahren katholischer als sie.

„Ehegestern war der Tumult am ärgsten. Der Consistorialrath aus dem Gönnerbunde Deiner Tante Balbina ist vom Volke verfolgt worden. Er hat in das Palais an der Leinstraße flüchten müssen und ist von da durch den unterirdischen Gang entkommen.

Digitized by Google

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die heutigen Niedersachsen so wild werden könnten. Freilich sind die Nerven seit Jahren durch die politischen Vorgänge im Lande gereizt.

„Für diejenigen dunkelen Ehrenmänner, welche diesen Brief in der schwarzen Kammer öffnen, bemerke ich ausdrücklich, daß letztere Bemerkung nichts Hochverrätherisches enthalten soll.

„Wenn Deine Tante Balbina den neuen Katechismus protegirt hat, — man behauptet dies — so hat sie sich abermals verrechnet. Doch brauchst Du nicht zu erschrecken, wenn sie stürzt, Sie fällt wie ein Katze immer auf die Pfoten."

Der König war genöthigt, der Volksstimme nachzugeben. Eine königliche Proclamation zog den neuen Katechismus zurück.

Als dies im Dorfe bekannt wurde, kehrte die Freude wieder. Die Arbeit ging noch einmal so rasch, am heißen Tag bei schwerer Ernte jubelten Burschen und Mädchen. Der Bauer Kort ging mit Minna in den Garten und pflückte die schönsten Birnen, mit denen er sonst sparsam war, in einen Korb. „Bring se dem Schaulmester. Eck lat'm gräuten. Se mößten noch en Dager acht liggen."

Und als sich die Nachricht verbreitete, daß der König den Grafen Borries verabschiedet habe, sagte Kort: „Nu ward et bäter warden. Dat was en schlimmen Minschen."

Die Annahme, daß dieser Minister die Einführung des neuen Katechismus seinerseits befördert habe, war falsch. Letztere war ganz ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen geschehen. Als nun die Unruhen ausgebrochen waren und der König den Grafen Borries zu einer Berathung zu sich befohlen hatte, ließ dieser sich entschuldigen und wurde darauf plötzlich entlassen. Man erzählte sich, der königliche Befehl sei wiederholt worden, der trotzige Minister trotzdem aber nicht gekommen.

So fiel dieser gefürchtete und gehaßte Mann. Während seines Ministeriums wurde der Wille des Landesherrn mit Mitteln der Gewalt durchgesetzt. Jetzt war zum ersten Mal ein Allerhöchst ausgesprochener Entschluß gescheitert und riß den hieran unschuldigen Minister mit. Wenige bedauerten seinen Sturz.

Am Sonntag war Vor- und Nachmittags die Kirche von andächtigen, dankbaren Menschen übervoll. Und Abends spielten die Dorfmusikanten auf dem Grasplatze am Dorfteich und das junge Volk tanzte, die Alten aber sahen fröhlich zu. Der Bauer Kort litt heute sogar, daß seine

Digitized by Google

Tochter mit Heinrich Lang tanzte, wovon die Beiden viel und, wie mir vorkam, mit zu großem Vergnügen Gebrauch machten.

Der letzte Tag meiner Arbeit war gekommen. Ich hatte meinen Meßtisch außerhalb eines großen Kamps mit dicht bewachsenen Wällen aufgestellt und Heinrich Lang abgeschickt, um nachzusehen, ob dahinter noch Terraingegenstände wären, die aufgenommen werden müßten. Er kam nicht wieder, deshalb ging ich selbst. Ich kroch unter dem Schlagbaum, welcher die Einfahrt verschloß, hinweg. Da stand an einem Baum der Gesuchte und hielt Minna Kort in seinen Armen. „Ich bleibe Dir treu, Minna," sagte er. Als ich dies hörte, kehrte ich leise um und wartete, bis er wieder kam. Arme Minna!

12.

Alfred hatte für ein Jahr Urlaub. Er wollte den Süden kennen lernen und nach Italien abreisen, war zum Todestage seines Vaters nach Stade gefahren und wollte von dort meine Eltern nach dem holsteinischen Gute begleiten, wo die Hochzeit des Capitäns und Demoiselle Charlotte's, zu der wir alle eingeladen waren, bevorstand. Wichard holte mich in Hannover ab.

Als wir auf dieser Fahrt allein im Coupé waren und an dem Kloster Lüne vorbei fuhren, sagte ich: „Die Damen müssen adelig sein."

„Das wird wohl auf der Stiftungsurkunde beruhen und ist nicht zu tadeln. Es sind ja auch Klöster hier im Lande, für welche diese Bedingung nicht besteht. Daß der Adel seine Rechte conservirt, ist ihm nicht zu verdenken, auch gut für den Staat, so lange sie nicht widersinnig geworden sind."

„Die Aebtissinnen der adeligen Klöster haben Generalmajors-Rang und die der bürgerlichen Obersten-Rang, das ist doch lächerlich," bemerkte ich.

„Es klingt lächerlich. Jede Etiquette kann so aufgefaßt werden, fördert aber die Ordnung und ist insofern zweckmäßig. Meine Schwester hat einen Klosterplatz in Preetz, meine dänische Cousine in Vallö, dessen Damen Kammerherren-Rang haben. Deshalb würde Adele der Cousine den Vorrang ganz selbstverständlich lassen, wenn sie bei einem Ceremoniell zusammenträfen, was freilich in Folge der politischen Trennung nicht geschehen wird. Lächerlich dagegen ist es, wenn die Lebenden sich auf die Vorzüge, welche sie vergangenen Geschlechtern verdanken, etwas einbilden, was man bei dem hannoverschen Adel so häufig wahrnimmt. Darin ist der holsteinische Adel gebildeter. Auch er hält übrigens streng auf seine

Digitized by Google

Satzungen, vielleicht zu streng. So können manche Familienstatute, obgleich sie einer guten Absicht entsprungen sind, große Härten zur Folge haben. Unser Familienstatut verlangt zum Beispiel, daß der Erbe meines väterlichen Gutes erstens Protestant ist, wovon unter keinen Umständen abgewichen werden kann, was ich ganz in der Ordnung finde; aber zweitens, daß derselbe nur eine ebenbürtige Dame heirathet. Eine andere Ehe kostet ihm den Besitz, wenn einer der Agnaten es verlangt. Dies mag in einzelnen Fällen unwürdigen Verbindungen vorbeugen und dem Adel durch den fortgesetzten Zusammenhang der Standesgenossen Stärke verleihen; aber Felicia's glückliche Ehe wäre schwerlich zu Stande gekommen, wenn ihr Mann einen großen Grundbesitz zu erwarten gehabt und durch die Verbindung mit dem bürgerlichen Mädchen verloren hätte."

In Hamburg trafen wir mit meinen Eltern und Alfred und auch mit Wichard's Bruder Christian zusammen. Mein Vater war fröhlicher, der Abgang des Ministeriums Borries hatte ihm einen Stein vom Herzen genommen. Christian war ein schöner junger Mann geworden; er sah aus, wie Wichard vor einigen Jahren. Sein Bruder Friedrich hatte auf die persönliche Theilnahme an dem Hochzeitsfeste wegen der weiten Reise von München verzichtet. In der heitersten Stimmung fuhren wir weiter und gelangten, an der Eisenbahnstation vom Baron erwartet, nach dem Gute.

O Glück der Freundschaft! Wie eine Sonne schmückst und erwärmst du unser Leben, dein Licht macht die guten Stunden reizender und läßt in den bösen unser Herz nicht erkalten. Die Freundschaft führte die glücklichen Menschen zusammen, welche das gastliche Schloß jetzt beherbergte.

Es war eine Freude, den Capitän und Demoiselle Charlotte zu betrachten. Hell und befriedigt glänzten seine Augen. Dankbar für die ihm bewiesene Freundschaft und ruhig, weil er sie verdient, sprach er sich aus. Man sah dem kräftigen Manne nicht an, daß er die Mitte der Fünfziger erreichte. Auch die zweiundvierzigjährige Braut schien von der Freude verjüngt. Anspruchslos und herzlich sprach sie von ihrem Glück, ohne Ziererei und mit Würde ging sie auf kleine Neckereien ein.

Der Baron und mein Vater, die Baronin und meine Mutter waren gleich wieder in dem alten, vertraulichen Verhältniß. Die vierzigjährige Freundschaft hatte die beiden Männer zu Brüdern gemacht und die beiden Frauen fühlten sich aufs Neue von einander angezogen.

Wärmer noch, doch nicht so ruhig schlugen die Herzen der Kinder bei dieser schönen Zusammenkunft. Clotilde und Adele, mit gleicher Schönheit geschmückt, waren und gaben sich sehr verschieden. Das zarte Antlitz meiner

Digitized by Google

Schwester spiegelte die Weichheit ihres Gemüths ab, die anmuthige Scheu in ihrem Benehmen gegen die Freunde entsprang der Besorgniß, unwahr zu sein. Adele war ein Bild edler weiblicher Kraft, die nur vor der eigenen Leidenschaft Furcht hat. Stolz und geistvoll und doch in einzelnen Augenblicken träumerisch, sich selbst vergessend, schien sie nach dem Höchsten zu streben. Ohne Gefallsucht, bereit Alle zu erfreuen, erfüllte sie mein Herz mit Hoffnung und reizte es zur Eifersucht.

Als wir in dem Zimmer, wo die Baronin die Abendstunden am liebsten verbrachte, vor dem großen Kamin, in welchem ein helles Feuer prasselte, uns versammelten, rückte Christian einen Fauteuil für Demoiselle Charlotte mit den Worten zurecht: „Mademoiselle, mademoiselle, je suis triste!“

„Pourpuoi?“

„J'ai dit Mademoiselle pendant trois lustres et cela cessera après-demain.“

„Ah dröle!“

„Ich habe in voriger Woche in Hamburg zwei neue Pferde gekauft; einen großen Rappen, der für dich passen wird, Wichard,“ sagte der Baron. „Der kritische Herr Capitän hat diesmal den Handel gebilligt.“

„Ja, ja,“ lachte dieser, „die Pferde! Den Preis habe ich nicht erfahren. Ein tüchtig Pferd, der Rappe, für jedes Gewicht.“

„Du bist gut. Vater. Darf ich den Rappen reiten?“

„Und ich das andere?“ fragte Christian.

„Das andere ist für dich zu leicht. Es sind ja Pferde genug im Stall. Ich dachte, ein Pferd für Adele daraus zu machen; aber meine Tochter hat keine Lust zu reiten.“

„Besondere Neigung habe ich nicht, ich kenne es ja aber noch nicht und lerne es gern, wenn Du es wünschest,“ entgegnete Adele.

„In Berlin reiten viele Damen,“ erzählte Christian. „A propos, Ernst, Alfred! der Graf Eberhard ist brillant beritten.“

„Sitzt aber nicht gut,“ meinte Wichard. „Schade, er ist ein so schöner Mann. Zu Fuß sieht er viel besser aus. Unsere hannoversche Schule fehlt da.“

„Na, na,“ antwortete Christian. „Ihr schont zu sehr. Die Campagne-Reiterei ist doch famos in Preußen.“

„Wohin reisen Sie zuerst, Alfred?“ fragte Adele.

Man kam nun auf Italien zu sprechen. Wichard holte die Mappen mit den Bildern herbei, welche sein Vater in Italien gesammelt hatte, und erklärte die letzteren in gefälliger Weise. Clotilde, die sehr aufmerksam zuhörte, unterbrach ihn einmal, da sie wahrnahm, daß Alfreds Augen auf

Digitized by Google

ihr ruhten. „Das Alles werden Sie sehen, Alfred!“ rief sie freundlich aus. Bei mehreren Bildern ergriff auch der Baron das Wort, um Einzelnes hervorzuheben und es Alfreds Aufmerksamkeit zu empfehlen. Als das Gespräch allgemeiner wurde, zeigte es sich, wie genau dieser über das Land, welches er besuchen wollte, bereits unterrichtet war, so daß die Baronin sagte: „Sie haben die Reise schon in Ihrer Stube mit Nutzen gemacht.“

„Ein Jahr ist kurz, da muß man sich um so sorgfältiger vorbereiten.“

„Gewiß,“ äußerte der Baron; „doch auch dann ist es schwierig, mit der Zeit auszukommen. Ueberall wird man festgehalten.“

„Alfred wird es anders als uns ergehen,“ meinte jetzt Wichard. „Uns wurde die Trennung von jedem Orte schwer, ihn wird immer der Reisedrang vorwärts treiben.“

„Er wird mich verlassen, wenn ich an einem Orte glücklich bin. Daß ich ohne Aufenthalt nach Rom fahre und meine zweite Station in Neapel nehme, wirst Du billigen. Dort mag mein Plan sich weiter entwickeln.“

„Weiter, über das Meer,“ sagte Wichard.

„Ueber das Meer?“ rief Adele fast erschrocken. „Ja, ich führe auch über das Meer,“ setzte sie gelassen hinzu; „aber von Italien über das Meer? Da ist ja nichts mehr, als Afrika!“

Wir lachten und Wichard rief: „Das ist noch recht viel.“

„Viel Land, viel Sand,“ entgegnete sie.

„Ich denke mir,“ sagte jetzt meine Mutter, „daß der Fremde in Rom mit allen Sinnen, in Neapel hauptsächlich mit den Augen genießt und hoffe deshalb, daß Alfred uns aus Rom Gedichte, aus Neapel Zeichnungen schickt.“

Am anderen Morgen begannen die Vorbereitungen für den Hochzeitstag. Guirlanden und Lampions wurden auf dem Schloßhofe angebracht und der große Hausflur des Schlosses mit Bäumen und Blumen aus den Gewächshäusern geschmückt. Die Dienerschaft hatte Hülfe bekommen, Tafeldecker und Küchenpersonal waren in voller Thätigkeit.

Der Capitän zeigte uns die Wohnung, welche der Baron in der freigebigsten Weise für ihn eingerichtet hatte. „Ihrer Freundschaft zunächst verdanke ich mein glückliches Loos,“ sagte er meinem Vater. „Sie brachten mich unter das Dach Ihres Freundes, hier habe ich einen neuen Wirkungskreis und eine liebe Gefährtin gefunden. Nichts würde mir fehlen, wenn Sie hier lebten.“

Als wir wieder in den Schloßhof traten, bemerkten wir den Cantor Zephirius, der auf uns gewartet hatte. Wir gingen zu ihm und Vater

Digitized by Google

bedankte sich bei ihm für die Freundlichkeit, welche er Clotilde, die meine Eltern nun mit nach Stade zurücknehmen wollten, erwiesen hatte. Zephirius, statt zu antworten, drückte meine Hand und sah uns verlegen an, als wisse er nicht, wie er sich ausdrücken sollte. Endlich fragte er meinen Vater: „Wollen Sie Ihr Fräulein Tochter wirklich abholen? Fräulein Adele und ihre Eltern trennen sich nicht gern von Fräulein Clotilde."

Wichard und Christian drückten ihre Zustimmung zu dieser Betheuerung aus.

„Ich aber auch nicht," sprach lachend mein Vater.

„Sie und die Mutter auch nicht," antwortete Zephirius, indem er mit einem forschenden Blick zu meines Vaters Gesicht hinauf sah. Dann fuhr er bedenklich fort: „Aber für das Kind ist das Leben hier gesunder."

Da jetzt der Baron aus dem Schlosse trat, der mit Vater einen Spaziergang nach dem neuen Hause am See machen wollte, sagte letzterer: „Ja, das Leben hier ist gesund," nickte dem Cantor zu und entfernte sich. Nun wandte Zephirius sich kopfschüttelnd ab und sah so traurig aus, daß ich ihm nachlief, um ihm noch einmal die Hand zu geben.

Dann faßte Wichard mich mit den Worten unter den Arm: „Wir wollen unsere Schwestern in den Park holen. Komm' Alfred! Komm' Christian!"

„Du wolltest ja den Rappen reiten."

„Ach, thu' Du es für mich. Komm' Alfred!"

„Ich komme nach," rief dieser und folgte dem Cantor; ich glaubte, um in seiner Art mit dem eigenthümlichen Manne noch ein Gespräch zu führen.

„Wo ist Alfred?" fragte Adele, als wir vor dem Schlosse im Park zusammentrafen.

„Er kommt nach, er war im Gespräch mit dem Cantor."

„Er ist ja ebenso wenig musikalisch wie ich," meinte Adele und ging mit mir voran. Wichard und Clotilde folgten uns.

„Solche Freundschaft wie zwischen Ihnen Dreien ist schön," setzte Adele die Unterhaltung mit mir fort. „Das begreife ich, seit ich in Clotilde eine Freundin gewonnen habe."

„Da wird Clotilde Ihnen wohl fehlen?"

„Wie sehr! Ach, wenn wir zusammenblieben! — Die Eltern wollen mit mir im Winter nach Schwerin, da soll ich zum erstenmal in die große Gesellschaft. Das wird mir kein Vergnügen machen. Viel lieber bliebe ich hier, Ernst."

Ich legte diese Aeußerung mir günstig aus und wurde sehr fröhlich.

Digitized by Google

Da sah Adele mich plötzlich an und fragte in ihrer bestimmten Weise: „Weshalb reist Alfred fort?“

„Nun — aus Wissensdrang.“

„Sie sind ein verschwiegener Freund.“

„Gewiß bin ich dies, aber von Alfred ist gar nichts zu verschweigen.“

Fragend blickte sie mich an. Sie führte uns immer auf die nächsten Wege am Schloß; ich merkte wohl, damit Alfred uns gleich fände.

Nun kam Christian in der Reitallee auf dem Rappen.

„Da ist das neue Pferd Deines Bruders,“ rief hinter uns Clotilde. Wir blieben stehen.

„Drücke Dich doch nicht so unbestimmt aus,“ sagte Adele. Clotilde erröthete.

„Es paßt für Dich, Wichard,“ fuhr sie fort. Setze Du Dich einmal darauf.“

Die Brüder tauschten und Wichard ritt das Pferd in zierlichen Wendungen den Damen vor. Er sah vortrefflich dabei aus.

Dann sprang er ab. „Da hat Vater ein herrliches Thier für mich gekauft. Jetzt muß auch der Dritte seine Kunst zeigen.“ Ich that dies gern, stieg auf und producirte nach meinem Gefühl mich sehr gut. Dabei dachte ich mit einem kleinen Triumph, daß dieses Alfred nicht so gut gelungen sein würde; denn er war wohl ein sicherer, aber kein eleganter Reiter. Nun übernahm Christian das Pferd wieder und ritt lustig weg. Wir setzten unseren Spaziergang fort.

„Es ist ein Vergnügen, stattliche Männer zu Pferde zu sehen,“ fing Adele an. „Damen gehören nach meinem Geschmack nicht dahin. Wie denken Sie darüber?“

„Es kommt darauf an, wie sie es machen. Es kann graziös und schicklich sein und auch das Gegentheil davon.“

„Ich will es lernen. — Wichard paßt gut zum Officier und Sie sind mit Ihrem Beruf zufrieden. Das habe ich in Hannover gemerkt. Alfred ist es nicht. Reist er deshalb?“

„Er hat Thatendrang. Der kleine Friedensdienst füllt ihn nicht aus.“

„Weshalb ist er denn Soldat geworden?“

„Weshalb bin ich es geworden? Es hat sich so gemacht. Die Väter wünschten es.“

In diesem Augenblicke kam Alfred auf dem Seitenwege um das Schloß. Adele erblickte ihn ebenso früh wie ich, schien ihn aber nicht zu bemerken und kehrte um.

Digitized by Google

„Er ist übrigens ein ausgezeichneter Officier," fuhr ich fort, „und wird sich hoffentlich dereinst ganz befriedigt fühlen."

„Ihre Studien müssen auch sehr interessant sein. Wenn Sie davon erzählten, wurden Sie zuweilen ganz eifrig. Die deutschen Befreiungskriege vor fünfzig Jahren, die uns der Capitän vorgelesen und erklärt hat, haben mich enthusiasmirt. Doch, Gott sei Dank! die Kriege sind aus der Welt."

„Sieh' Alfred!" sprach jetzt Clotilde hinter uns. Ich sah ihm an, daß er sich zur Heiterkeit zwang.

„Hat Zephirius geplaudert?" fragte Adele.

Die Frage überraschte Alfred. „Geplaudert?" fragte er freundlich zurück und sah meine Schwester an.

„Ich glaubte, er hätte von unserem kleinen Hochzeitsscherz gesprochen," antwortete Adele, „zu dem er die Musik componirt hat."

„Nein. Davon weiß ich nichts. Bitte, erzählen Sie."

„Ach, Sie werden es ja sehen und hören," entgegnete Adele.

„Adele hat einen niedlichen Gedanken gehabt und ihn in sehr hübsche Verse gebracht," sprach jetzt Clotilde.

„Das hättest Du nicht verrathen sollen," fiel Adele ein. „Alfred ist ein sachverständiger Kritiker."

Im munteren Gespräch gingen wir weiter. Alfred versuchte zu scherzen. Ihn quälte etwas. Doch die Anderen bemerkten es nicht.

Um die Mittagsstunde begannen die Gäste einzutreffen, welche der Baron zu der Hochzeit eingeladen hatte, die Freunde Eichborn's und andere Familien von Gutsbesitzern und Beamten, mit denen Wichard's Eltern in Verkehr standen und der Capitän befreundet war. Junge Herren waren nicht dabei, aber außer Bertha von Eichborn noch drei junge Damen. Ihnen mußten wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, womit wohl nur Christian zufrieden war. Erst beim Schlafengehen war ich mit Alfred allein.

„Was ist Dir mit Zephirius begegnet? Die Unterredung mit ihm scheint Dich verstimmt zu haben."

Er besann sich eine Weile, bis er anfing: „Ich hatte Grund zu der Annahme, daß seine Besorgniß für Deine Schwester nicht allein aus der bevorstehenden Trennung von ihr und ihrer Musik entspringe. Ich brachte das Gespräch auf Clotildens Gesundheit." —

Ich sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „In seinem kleinen Garten ging er eine Zeit lang schweigend neben mir. Dann blieb er vor einem Baume stehen, der merkwürdiger Weise noch belaubt ist. „Sein Nachbar" — er wies auf den Baum daneben und sprach, obgleich wir allein waren,

Digitized by Google

leiſe — „iſt jünger, von derſelben Art und hat doch kein Blatt mehr. Wenn der Herbſtwind das Laub von den Bäumen ſchüttelt, ſo trauern wir wohl um die verlorene Luſt; wir konnten es aber nicht anders erwarten und wundern uns gar, daß dieſer Baum noch ſo friſch ausſieht. Zu ſolchen Ausnahmen kann ich mich zählen bei meinem hohen Alter. Aber wenn im Frühling ein kalter Wind die Blüthen vernichtet, haben wir da nicht Grund zur Klage? Und meine Schweſter, der Name Clotilde ſchon erinnert mich an ſie, ſie hieß Mathilde, die Blume meiner jungen Jahre, iſt ſo geknickt. O, wie ſchön ſpielte ſie! Und dabei freute ich mich über ihre rothen Wangen, ihre durchſichtigen Finger und hatte nicht arg, daß der Wurm in ihr nagte, bis er ſie auf's kurze Sterbelager warf. An ſie, die vor bald fünfzig Jahren mir genommen wurde, erinnert mich immer Fräulein Clotilde. Sie hat dieſelbe Geſtalt, daſſelbe Weſen. Und darum bin ich ſo angſt, ſo angſt." —

Hier ſchwieg Alfred.

„Aber, theurer Freund," rief ich aus, „des Cantors trauriges Erlebniß iſt doch keine Veranlaſſung, für meine blühende Schweſter zu fürchten!"

„Es wäre es nicht, wenn nicht ein anderes hinzukäme. Nicht Euer Hausarzt, aber der alte Tiedemann hat einmal meinem Vater geſagt, Clotilde müſſe ſorgfältig beachtet werden, ihre Bruſt ſei ſchwach." —

„Sie iſt ja auch ſorgfältig beachtet worden. Den alten Tiedemann in Ehren, aber Deine Furcht halte ich für unbegründet. Clotilde iſt zart, im Vergleich zu Adele ſcheint ſie es noch mehr. Auch wäre es wohl gut, daß ſie der regen Geſelligkeit im kleinen Stade noch entzogen bliebe. Hier im Schloſſe ſind die Pläne für den Winter indeß gemacht. Was räthſt Du?"

„Wir können nichts Anderes thun, als Deine Eltern in vorſichtiger Weiſe aufmerkſam machen. Das wollen wir aber nicht verſäumen."

Wir haben dies auf der Rückreiſe gethan. Meine Eltern hatten ſchon beabſichtigt, Clotilde im kommenden Winter noch von den Geſellſchaften fern zu halten, wenngleich den Forderungen ihres Umgangskreiſes ſchwer zu widerſtehen ſein würde. Dieſer Schwierigkeit wurden ſie, wie ich bald zu erzählen haben werde, in unerwarteter Weiſe enthoben.

Jene Nacht verlief faſt ſchlaflos für mich. Die Gedanken an meine Schweſter beunruhigten mich mehr, als ich zugegeben hatte. Dazu kamen die Eindrücke des Tages, meine heftiger werdende Neigung zu Adele und in Bezug auf den guten, ſorgenden Alfred der Kampf der Freundſchaft mit der Eiferſucht. Ich konnte ihm nicht mehr wie früher Alles ſagen und ſo war es auch mit Wichard. Was uns Freunde am innigſten erfüllte,

Digitized by Google

verschwiegen wir uns nun. Adele liebte Alfred, ich konnte es nicht länger bezweifeln. Und dann wieder Clotilde. Sie liebte nicht den treuen Alfred, sie liebte Wichard, der sich um sie mehr, als er sollte, bemühte. Der arme Alfred, die arme Clotilde! Und ich. Und Adele! Nach welchem Glück verlangten wir alle und was stand uns bevor?

Am anderen Morgen suchte ich vor der ersten Zusammenkunft der Schloßbewohner Zephirius auf. Er dauerte mich und ich wollte, so viel ich könnte, vor diesem Freudentage die Sorge um Clotilde von ihm nehmen. Er war schon in der Schule, nicht um Unterricht zu ertheilen, denn dieser war für heute ausgesetzt, sondern um für die von ihm eingeübten Aufführungen noch eine Generalprobe zu halten. Deshalb ließ er mich in das Schulzimmer nicht eintreten und empfing mich auf der Diele. Ich sagte ihm alles Freundliche. „Ja, ja," sprach er, „es wird so gut sein. Ich sollte hier zufrieden sein, die Menschen sind gut und unter den jungen finde ich immer einige Singvögel; aber — habe ich nicht Recht gehabt, als ich Ihnen vor Jahren sagte, aus Ihnen könnte etwas werden? Nun, Sie haben wohl nicht Zeit gehabt, Ihre Anlagen zu entwickeln. Sie und Ihre Schwester sind von derselben Art. Aus Ihrer Schwester ist etwas geworden. Wenn sie die Orgel spielt und ich höre auf dem schönsten Platze der Kirche zu, dann ist es, als ob die Engel im Himmel musiciren. Nun ja, es wird so gut sein. Wenn Sie können, lassen Sie Fräulein Clotilde wieder kommen."

In der Kirche war kein Platz unbenutzt, auch draußen standen noch Viele, als wir zum feierlichen Zuge uns ordneten und unter den Klängen der Orgel dem Brautpaar nach dem blumengeschmückten Altar folgten. Zephirius' Kirchenchor sang, dann sang die Gemeinde und darauf hielt der Pastor die Traurede, welche den Umständen würdig angepaßt und nicht zu lang war. Ein anderer Chorgesang beendete die kirchliche Feier und Orgelspiel begleitete das getraute Paar beim Austritt aus der Kirche.

Das Hochzeitsmahl im Schlosse verlief auf die freundlichste Weise. Während desselben ertönte ein Männergesang, welchen die Bauersöhne unter des Cantors Leitung zur Huldigung des neuen Paares draußen anstimmten. Nach aufgehobener Tafel wurden der Capitän und Frau Charlotte von dem Baron und der Baronin in die Halle zu einem vorbereiteten Platze geführt. Und nun stellte sich der Kirchspielvogt an die Spitze einer aus den Ortschaften der Umgegend entsandten Deputation, welche eine Vase überreichte, auf deren Vorderseite das Bild der Düppeler Höhen mit Angabe des Tages, an welchem der Capitän dort seine schwere Verwundung

Digitized by Google

erlitt, auf der Rückseite die Widmung mit dem heutigen Datum sich befand. Hierauf kam der Oberinspector mit den Beamten des Barons, die eine gleiche Vase mit dem Bilde des Schlosses und dem Tage, an dem vor vierzehn Jahren der Gefeierte hier eingetroffen war, darbrachten.

Als auch hierfür der herzlichste Dank ausgesprochen war, begann Zephirius auf dem Flügel einen feierlich heiteren Marsch, unter dessen Klängen junge Bäuerinnen in die Halle schritten und sich vor dem Capitän und Frau Charlotte aufstellten. Sie begleiteten ihre Gabe mit Declamationen und Gesang.

Die Erste sprach:

Wir spannen und webten für's eigene Haus,
Dem Liebsten zur freundlichen Gabe.
Noch ist er nicht kommen, noch blieb er mir aus,
Der böse, der herzige Knabe.

Der Chor sang:

Doch unsere Freundin, sie freiet den Freund.
Vom Linnen, vom Drell, was am weißesten scheint,
Das wollen dem Paare wir reichen.

Die Zweite sprach:

Ach! Was in der Lade das Beste auch sei,
Es würde für sie kaum sich schicken.
Drum spinnen wir feiner und weben auf's neu,
Dem Paare die Tafel zu schmücken.

Der Chor sang:

Mit fleißigen Händen, mit dankbarem Sinn
Vollbrachten das Werk wir. Nun nehmet es hin,
Von unserer Liebe ein Zeichen.

Die beiden hübschen Sprecherinnen und nicht minder der Chor hatten ihre Sache gut gemacht, die Musik des letzteren war sehr melodisch und klang wie ein frischer Dorfgesang anmuthend. Die Aufführenden empfingen Dank und Lob, und Zephirius, dessen Mühe und Kunst das Fest auf das Angenehmste verschönt hatten, von allen Seiten Anerkennung.

Nun begann in der Halle ein lustiges Leben. An guter Bewirthung fehlte es nicht, und nicht an Musik zum Tanze.

Adele kam zu Alfred und mir. Ich lobte ihr Gedicht, sie blickte mich freundlich, dann Alfred fragend an. Dieser sagte: „Es ist gut gelungen. Sie haben die Verse den ausführenden Kräften richtig angepaßt, sie leicht und kurz gestaltet. Und der Wechsel von Sprache und Gesang schickt sich zu dem Inhalt."

Digitized by Google

Nun strahlte ihr Gesicht von Genugthuung.

Da tanzte Wichard schon mit der ersten Sprecherin dahin, Christian mit der zweiten folgte.

„Tanzen Sie auch mit den Bauernmädchen," bat Adele. „Nachher tanzen wir zusammen."

So verlief die Hochzeit auf dem Gute. Noch einen Tag blieben wir dort. Wir hätten uns ganz dem Frohsinn hingeben sollen; aber den beiden Freundinnen und uns drei Freunden wurde das Herz immer schwerer.

13.

Die Ernennung eines neuen Ministeriums ließ lange auf sich warten und erfolgte erst im December dieses Jahres 1862. Unter den neuen Ministern waren drei allgemein geachtete Männer: von Hammerstein für das Innere, Erxleben für die Finanzen und Lichtenberg für den Cultus. Daß Windthorst als Justizminister wieder zu officiellem Einfluß gelangte, rief Besorgnisse hervor; denn die Katholiken hatten viel neuen Boden im Lande gewonnen. Und daß der Minister des Auswärtigen, Graf Platen, in dem neuen Ministerium verblieb, schien Denjenigen, welche die deutsche Frage nicht mit der Gleichgültigkeit der großen Menge betrachteten, bedenklich. Letztere wünschte indeß vor Allem Besserung der inneren Verhältnisse und in dieser Beziehung versprachen die drei ersten Namen Gutes.

Der Kriegsminister war dem Publikum am gleichgültigsten. Hannover hielt seine Armee für Bundeszwecke; der Bund mochte dafür sorgen, daß sie gut sei. Daß sie jemals für Hannover allein gebraucht werden könnte, war undenkbar. Waren die Ausgaben für das Militär so gering wie möglich, so waren die hannoverschen Politiker in diesem Punkte befriedigt.

Der Kriegsminister von Brandis hatte sich in allen Ministerien des Königs Georg zu conserviren gewußt. Er hatte schon in der Legion gedient und das Greisenalter erreicht, sein Körper war jedoch rüstig. Er hatte sich stets als eifriger Royalist dargestellt und hierdurch die Gunst des Königs gewonnen. Er spielte gern Karten und nahm an den eigentlichen Lebensinteressen der Armee nicht Theil. Das Commando und die Verwaltung waren getrennt und von jenem hielt der Kriegsminister sich zurück. Eine den Ansichten des Königs nicht genehme Meinung hat er schwerlich jemals ausgesprochen. Auch hat der König seinen Rath wohl selten ernsthaft gefordert.

Die Commando-Angelegenheiten der Armee lagen fast ausschließlich in der Hand des General-Adjutanten von Tschirschnitz, eines fleißigen Militär-

Digitized by Google

Bureaukraten ohne hervorragende soldatische Begabung. Er hatte den unmittelbaren Vortrag bei Seiner Majestät und hierdurch das Wohl und Wehe der Officiere zum großen Theil in seiner Gewalt, was ihm Schmeichler, aber auch Feinde schuf. Da der König das Commando allerhöchstselbst führen und bis in die Kleinigkeiten hinab sich informiren und entscheiden wollte, so war der Dienst des General-Adjutanten schwer und zeitraubend; letzteres besonders deshalb, weil bei dem Bestreben des Königs, die anderen Regierungssachen mit derselben Ausführlichkeit zu betreiben, das Warten im Vorzimmer viel Zeit kostete. Georg V. ließ oft seine Taschenuhr repetiren oder fühlte auf ihrem Zifferblatte nach der Stunde; dennoch riß ihn sein Geschäftseifer gewöhnlich weit über das bestimmte Zeitmaß hinaus.

Er wollte, daß seine Armee alte Eigenthümlichkeiten bewahre und freute sich, wenn letztere gerühmt wurden. Ein Anschluß an die anderen Bundes-Contingente wurde deshalb nicht eifrig erstrebt; im Gegentheil trachtete man, in der Armee einen specifisch hannoverschen Geist zu verbreiten.

Das neue Ministerium hatte eine hohe Beamtenstelle zu besetzen, die besonders wichtig war, weil in ihrem Geschäftsbereiche die Maßregeln des Grafen Borries zunächst und am meisten einer Aenderung bedurften. Diese Stelle, die man mit einer großen Selbständigkeit ausstatten wollte, wurde meinem Vater angeboten. Sein Pflichtgefühl ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er sie annehmen müsse. Die Wahl wurde von dem Könige gebilligt und die Ernennung erfolgte. Wenige Tage später war mein Vater in Hannover. Es war ihm schwer geworden, sein Amt, seine Freunde, sein Haus in Stade, wo er fast dreißig Jahre gewirkt hatte, zu verlassen. Das neue Amt trat er mit der Hoffnung an, dem Lande gute Dienste zu leisten. Daß der König ihn äußerst gnädig aufgenommen hatte, erhöhte sein Vertrauen.

Meine Mutter beschleunigte die Uebersiedelung und schon gegen Weihnachten war die Familie auf einem vorläufigen Fuße in Hannover eingerichtet.

Um diese Zeit besuchte Wichard, dessen Eltern mit Adele ihren Winteraufenthalt erst nach Neujahr in Schwerin nehmen wollten, mich auf seiner Weihnachtsreise nach Holstein. Am Abend waren wir bei meinen Eltern. Ueber sein und Clotilden's Gesicht glitt, als sie sich wiedersahen, von dem Glück, welches sie empfanden, verstohlen ein Glanz. Auf der Rückreise wollte er einige Tage bei mir verweilen.

Digitized by Google

Zu Clotilden's Geburtstag erhielt ich einen Brief von Alfred. Er schickte zum Geschenk für sie mehrere Skizzen aus Rom. Meine-Schwester empfing sie mit dem Ausruf: „Der gute Alfred!“ Meiner Mutter ließ er sagen, daß Herz sei ihm zu voll, um Gedichte zu machen. Er könne nichts thun, als mit den Augen aufnehmen. „Diese Stadt und der italienische Himmel über die Erwartung herrlich! Diese römische Welt, wie groß, wie groß! Ich muß mich hüten, hier nicht festzuwurzeln. Hier ist nur Genuß — und doch nicht Alles. Ich will mir so viel aneignen, als meine Seele tragen kann. Erst dann weiter.“ Am Schluß schrieb er: „Und doch denke ich oft an Hannover und ärgere mich, daß die Italiener von uns nichts wissen. Es bedarf einer weitläufigen Erklärung und dann halten sie uns für Preußen. — An Euch denke ich immer. Wie ist es mit Clotilde? Schreibe mir Alles.“

Wichard kam früher und blieb länger, als ich erwartet hatte. Dies wäre eine große Freude für mich gewesen, wenn ich nicht für Clotildens Herz, für beider Freunde Glück gefürchtet hätte. Sie und Wichard verbargen ihre Neigung, welche meine Mutter — Vater war seiner Geschäfte wegen selten lange bei uns — nicht zu bemerken schien. Wichard, der nur Leinan's und andere alte Regimentskameraden aufsuchte, war Abends fast immer an meiner Mutter Theetisch.

Auch dies ging vorüber.

Nach Neujahr kam die ganze Familie vom Kehdinger Gute nach Hannover. Onkel Georg führte seine Söhne den Commandeuren zu, in deren Regimenter sie eintreten sollten, Jobst in die Garde-du-corps und Günther in das Garderegiment. Bärte hatten sie schon und ihre Figuren paßten in eine große Truppe, besonders Jobst's gewaltiger Körper in den Küraß. Tante Anna übergab ihre Tochter Marie der Fürsorge Tante Balbina's.

Zu letzterer ging ich möglichst wenig, Abends gar nicht mehr. Meine Eltern nahmen sich Marie's und ihrer Brüder auf das Freundlichste an, vermieden aber einen intimen Verkehr mit Tante Balbina. Doch hörten wir, wie die Scenerie sich um diese verändert hatte. Für Felicia interessirte sie sich nicht mehr. Bei Seiner Majestät hatte sie während der letzten Saison in Norderney kein Glück gehabt. Der Consistorialrath machte ihr nur seltene Höflichkeitsbesuche. Herr Müller war nach Wien gereist; die bösen Zungen sagten, um sich dort adeln zu lassen. Tante Balbina suchte von Neuem die Gunst der Königin. Mit der Melanie war sie inniger als je, Herr Melet kam oft zu ihr, auch Timon besuchte sie jetzt.

Digitized by Google

Die Hoffnung, daß sich um Ihre Majestät ein edlerer Kreis sammle, war gering. Frau Elisabeth, welche für meine Mutter der liebste Umgang in Hannover wurde, war als Vorstandsdame des Henriettenstifts zuweilen bei der Königin, welche, wie man zu wissen glaubte, mehr als früher nach Menschen verlangte, denen sie ihr Vertrauen schenken könnte. Und Letzteres würde ohne die entgegen wirkenden Einflüsse Frau Elisabeth's gerades, klares und doch vorsichtiges und sanftes Wesen gewonnen haben. Sie selbst sprach von der Königin immer mit Wärme, von ihren Besuchen in Herrenhausen überhaupt aber nicht gern. Deshalb erfuhr ich, da Wichard mir fehlte, vom Hofe sehr wenig.

Da sah ich eines Nachmittags, als ich aus meiner Eltern Hause trat, Pastor Friedemann. Er hatte mich in meiner Wohnung aufgesucht, ich führte ihn gleich zu meiner Mutter. Am Morgen hatte er den Schutzbrief des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg in Herrenhausen überreicht und war auf den Abend zu den Majestäten befohlen. Anderen Tages, als er bei uns aß, war er sonderbar niedergedrückt. Erst Vaters anregende Unterhaltung und nach Tisch Clotilden's Musik brachte ihn wieder in die mittheilende, gemüthliche Stimmung, die ich in seinem Dorfe bei ihm kennen gelernt hatte. Auch er setzte sich an das Clavier und spielte sehr schön. Dann blieb er, ein angenehmer Gesellschafter, den ganzen Abend bei uns und erst hierauf schüttete er mir sein Herz aus. Er hatte am Abend vorher bei den Majestäten nur Schauspieler getroffen, zwar die ersten Künstler und Künstlerinnen der Oper und des Schauspiels; aber immerhin, wie er meinte, für ihn eine überraschende Gesellschaft.

Wie meine späteren Erkundigungen ergaben, hatte die Schauspielerin Mira, die nicht mehr jung und wohl niemals schön gewesen, aber für ihr Fach höchst begabt war, diese Gesellschaften eingeführt.

Graf Eberhard war nach Hannover gekommen, hatte sich bei Hofe gemeldet und die üblichen Visiten abgestattet. „Man ist hier zugeknöpfter," sagte er mir. „Ich werde als Preuße kühl aufgenommen, der Unterschied gegen früher ist unverkennbar. Am unbefangensten ist man in Ihrem Officiercorps." Er war bereits in einigen Messen Gast gewesen, ich lud ihn in meine Messe ein. Meine Regimentskameraden zeigten ihm nicht nur die größte Höflichkeit, sondern auch lebhaftes Interesse an der preußischen Armee. Er setzte bereitwillig die Reform derselben und ihre Nothwendigkeit auseinander. Mit großer Offenheit sprach er von den früheren Schäden und man fand es berechtigt, daß er die erreichten Verbesserungen mit Genugthuung hervorhob. Die warme Empfindung für sein Vaterland wirkte

Digitized by Google

angenehm, und wenn auch der eine oder der andere der Zuhörer trotzdem gegen den Preußen etwas zurückhaltend blieb, auf die Mehrzahl machte er einen guten Eindruck. Ihm gefiel es bei uns, eine Stunde nach der anderen verlief im anregenden Gespräch. Wir wollten das Theater besuchen, um Devrient und die Bärndorf zu sehen, kamen aber erst hin, als der letzte Act begann. Nach dem Theater gingen wir in die nahe gelegene Georgs-Halle. Dort setzten wir uns in eines der kleinen Cabinette, in welchen man ungestört plaudern kann. Nach einiger Zeit war das Gespräch wieder bei militärischen Dingen.

„Das war doch eine todtgeborene Idee, die von der deutschen Mittelarmee," rief Graf Eberhard aus.

„Was war das? Ich weiß Nichts."

„Hier ist die Sache sehr geheim gehalten. In der gestrigen Abendgesellschaft glaubte ich wahrzunehmen, daß nicht einmal Ihr Kriegsminister etwas davon weiß. Mir ist sie in Berlin rückhaltlos erzählt worden und ich kann mit Ihnen unbedenklich davon sprechen. Seine Majestät Ihr König hat die Idee gehabt, die Armeecorps, welche von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gestellt werden, unter einem gemeinsamen Oberbefehl zu vereinigen."

„Sehr gut!" warf ich ein.

„Ja, aber Preußen sollte den Oberbefehl nicht haben und auch Oesterreich nicht, um Preußen nicht zu kränken."

„Wer sollte ihn haben?"

„Da fragen Sie mehr, als ich beantworten kann."

„Die Idee einer deutschen Mittelarmee hat viel für sich. — Wie haben Sie Kenntniß davon bekommen?"

„Was nützten unsere Gesandtschaften an den deutschen Höfen, wenn sie in mehr als Jahresfrist dergleichen nicht erführen? Ihr allergnädigster Herr hat die süddeutschen Königreiche nicht richtig beurtheilt, sie haben abgelehnt. Sie fühlen sich in der österreichischen Nachbarschaft behaglich und sicher genug. Der Plan ist also schon mit seinem politischen Theil gefallen."

„Hatte er noch einen anderen?"

„Einen, nehmen Sie mir es nicht übel, ebenso verfehlten militärischen. Die Mittelarmee sollte in stehenden Lagern ausgebildet werden. Nach der Ueberzeugung, welche man in Preußen hat und nach den Resultaten dieses Systems in Frankreich wäre dies keine glückliche Maßregel gewesen. Die Truppen aller deutschen Contingente sind recht brauchbar, es fehlt

Digitized by Google

nur an dem Zusammenhang und der Führung. Führer großer Massen werden aber nicht ausgebildet, wenn man, wie bei den stehenden Lagern, immer auf demselben Boden manövrirt."

Dies Gespräch war peinlich für mich. Es interessirte mich auf's Höchste, aber mein hannoverscher Standpunkt war schwer zu behaupten. „Der Plan lehrt," äußerte ich, „daß der König die Nothwendigkeit erkennt, die Bundeskriegsverfassung auszubilden und dafür Opfer zu bringen."

„Das Erste gebe ich zu," erwiderte er. „Den Umfang der Opfer hätten wir erst kennen gelernt, wenn der Plan zur Ausführung gelangt wäre. Oder glauben Sie, daß Ihr Monarch von seiner Souveränetät etwas abzutreten geneigt ist?"

„Gewiß wird er die Unabhängigkeit seines Königreichs erhalten wollen. Und das Land selbst, welches sich in seiner Art blühend und selbstbewußt entwickelt hat, will auch fernerhin ein kräftiges, aber selbständiges Glied in dem Verbande der Nation bleiben."

„Da haben wir es!" warf er mir vor. „Wenn Alle so dächten, wenn auch der kleinste deutsche Souverän von seiner sogenannten Selbständigkeit Nichts abgeben, sondern Kriegsherr über sein Bataillon bleiben wollte, was könnte dann werden? Sie werden stehen bleiben, bis es zu spät ist. Preußen will den Fortschritt, so lange es Zeit ist. Preußen fordert, was für die Nation, für seine eigene eingeengte Existenz erforderlich ist: die Vereinigung der deutschen Staaten unter seiner diplomatischen und militärischen Führung."

„Sie sprechen ja wie unsere Fortschrittsleute, wie der Nationalverein! Sind Sie in Berlin so demokratisch?" sagte ich jetzt, um dem Gespräch eine scherzende Richtung zu geben.

„Wir in Berlin demokratisch?" Er lachte, indem er nach seiner Mütze griff. „Ist unsere Conflikts-Regierung demokratisch, ist unser neuer Ministerpräsident, Herr von Bismarck, demokratisch? Lassen Sie uns aufbrechen, es ist Mitternacht. Ich bin nach Ihrem vortrefflichen Wein etwas lebhaft geworden. Einen scharfsinnigen Mann hat Ihr König jetzt in seinem Lande und den haßt er, den Herrn von Bennigsen!"

Die Gesellschaft des preußischen Kameraden, der mich vor seiner Abreise noch mehrere Male besuchte, regte mich auf. Der lebhafte, seiner Sache sichere Mann zeigte mir ohne Absicht, wie anders der große Staat seine Söhne fesselt. Und seine politischen Abschweifungen, denen ich nicht zustimmen konnte, so wenig ich sie zu widerlegen vermochte, brachten mich in Unruhe. Daß seine Darstellung der deutschen Verhältnisse der Ansicht

Digitized by Google

einsichtsvoller und einflußreicher Männer in Berlin entsprach, war nicht zu bezweifeln; denn er lebte in ihrem Kreise. Der preußische Oberbefehl, die preußische Spitze! Darum handelte es sich.

Das war es ja, was auch der Nationalverein forderte, dessen Anhänger bei uns für Feinde des Königs galten. Aurelius zeigte mir eine kleine anonyme Druckschrift, die unter dem Titel des hannoverschen Wappenspruchs „Nec aspera terrent" kürzlich zu Wahlzwecken in Hannover herausgegeben war. Darin wurden die Anhänger jener Idee auf das Schärfste verurtheilt. Wer für eine preußische Centralgewalt sei, könne nicht Freund unseres Königs und seiner Räthe sein, wurde darin behauptet.

Aurelius, dieser uneigennützige, kluge Mann, der an Hannover mit treuem Herzen hing, konnte kein Freund unseres Königthums sein, für dessen Erhaltung er den engen, den schützenden Anschluß an Preußen wünschte? Er, der leidenschaftslose, hochgeachtete Politiker, der die Ernennung der neuen Minister freudig begrüßt hatte, konnte kein Freund dieser Räthe der Krone sein?

Die Broschüre, welche unzweifelhaft in dem Sinne Georg's V. geschrieben war, rief wieder die leidige Frage hervor: Wer regiert bei uns, der blinde König mit Hilfe des Ministeriums oder mit Hilfe einiger dunkeler Gestalten? Man wußte nicht, wollen auch die neuen Minister sich so schroff stellen oder hat gegen ihren Willen das Preßbureau mit so unversöhnlichen Worten das Tuch zwischen den Parteien zerschnitten?

Mein Vater arbeitete viel. Ich sah ihn wenig und dann sprachen wir nicht über Politik. Abends eine Stunde; dann suchten Mutter und ich durch lustiges Gespräch, Clotilde durch ihr Spiel ihn zu erheitern. Er bedurfte der Zerstreuung. In Stade gab er sich nach erfülltem Beruf seiner Muße hin, hier wollten die Gedanken an seine Geschäfte nicht von ihm weichen.

Meine Mutter lebte mit Clotilde sehr häuslich. Die unübertrefflichen Concerte im Concertsaale des Hoftheaters unter Joachim's Direktion, sowie des letzteren Quartett-Soireen besuchten sie regelmäßig; dann und wann auch die Opern, welche mit dem Sänger Niemann und anderen ausgezeichneten Kräften in vollendeter Weise zur Aufführung gelangten. Zuweilen und gewöhnlich zu ganz unpassender Zeit, doch immer gern gesehen, kam Otto Heinrich Lange, um mit Clotilde zu spielen oder auch nur, um sich auszusprechen. Sein herrlicher Schloßkirchenchor, den er gebildet hatte, bereitete ihm große Sorge. Durch irgend welchen Umstand hatte ein Göttinger Musikdirector die königliche Gunst erworben. Der

Digitized by Google

König hielt dafür, daß dieser Mann werth sei, über Otto Heinrich Lange zu stehen und ernannte ihn zum Capellmeister und Dirigenten des Schloßkirchenchors, dessen Gesanglehrer Otto Heinrich Lange bleiben mochte, wenn er wollte. Und er hatte gewollt, um sein Kind weiter zu pflegen, nun aber mehr Kummer als Freude davon.

Vom königlichen Hofe sahen wir nicht viel. Die Majestäten lebten mehr wie sonst in kleinen Cirkeln. Der Königin sagten große Lustbarkeiten nicht mehr zu, und Repräsentationsfeste, für welche sie niemals Neigung hatte, brauchten nicht stattzufinden, weil fremde fürstliche Personen, selbst nahe verwandter Höfe, nicht nach Hannover kamen. Um über die Grenzen der eigentlichen Hoffähigkeit hinaus eine königliche Gastfreiheit zu üben, ließen die Majestäten in dem Concertsaale und den anstoßenden Räumen des Hoftheaters einige Bälle geben, die sehr glänzend waren und auf denen lustig getanzt wurde. Das Publicum nannte sie „Mamsellenbälle". Meine Mutter und Clotilde nahmen daran nicht Theil. Sie hatten sich nicht vorstellen lassen.

Auf einem dieser Bälle stand ich in der Nähe meines Vaters, der mit anderen hohen Beamten sich unterhielt, als der König sich dieser Gruppe näherte. Der Flügeladjutant winkte einen nach dem anderen der Herren zum Gespräch mit Seiner Majestät heran und nannte zuletzt leise den Namen meines Vaters. Da machte der König eine schnelle Wendung und ließ sich wegführen. Der Vorfall war, wie mir nicht entgehen konnte, auch Anderen aufgefallen. Mein Vater war empfindlich berührt. Er sagte kein Wort, ging anscheinend gleichgiltig in einen anderen Saal, verließ aber bald das Fest.

Am folgenden Morgen ging ich früh zu ihm. „Du kommst", so redete er mich sehr ruhig und herzlich an, „um Dich zu erkundigen, wie die Ungnade Seiner Majestät mir bekommen ist. Schlecht! Nicht um meiner Person, sondern um meiner Sache willen. Als man mich hierher berief, gab man mir die Versicherung, daß ich unter dem Minister selbständig sein solle. Schon mehrere Male sind auf Umwegen, aber im Allerhöchsten Auftrage, Wünsche an mich gelangt, deren Erfüllung gegen meine Pflicht gewesen wäre. Daß ich sie verweigerte, ist übel vermerkt worden, wie Du gestern Abend gesehen hast. Und diesmal wird es nicht vorübergehen, wie das erste Mal, gleich nach dem Regierungsantritt des Königs, wo ich Aehnliches erlebte."

So kam Eines zum Anderen, um mich nachdenklich zu machen. Die unbefangene Jugendzeit war dahin. Die Sorgen des reiferen Alters traten

Digitized by Google

ein, die Sorge um das Vaterland, die Sorge um die Meinigen und die Freunde. Denn ich glaubte immer mehr zu erkennen, daß meine sanfte, stille Clotilde Wichard und nicht Alfred liebe. Und ich — ich mußte immer an Adele denken. — Sie schrieb aus Schwerin oft und eigentlich nicht froh an Clotilde, obgleich sie dort, wie wir von anderen Seiten hörten, sehr gefeiert und umworben war. Jetzt waren ihre Eltern mit ihr nach dem Gute zurückgekehrt.

Um diese Zeit wurden in den Straßen Hannovers Extrablätter der Zeitungen ausgerufen. Wer eines gelesen hatte, war überrascht. Die Neugierde wuchs. Man sah viele erstaunte Gesichter. Der König von Dänemark hatte am 30. März das Herzogthum Schleswig den dänischen Provinzen incorporirt. Die Dänen meinten, das Band, welches Schleswig und Holstein zusammenhielt, sei jetzt morsch genug geworden, um es ganz zu zerreißen. Sie wollten fernerhin keinen staatlichen Unterschied mehr zwischen Schleswig und dem übrigen Dänemark machen, Schleswigs Sonderrecht sollte ausgelöscht sein.

Das war ein Schlag in's Angesicht Deutschlands, so unerhört, wie er nur gegen eine schwache Nation gewagt werden, eine so übermüthige Handlung, wie nur von den Eiderdänen einem Friedrich VII. zugemuthet werden konnte. Das entrüstete deutsche Volk gerieth in Aufregung und verlangte Genugthuung. Der deutsche Bund mußte jetzt einen Beweis seiner Lebensfähigkeit geben oder untergehen.

Der Baron hatte eine Reise angetreten, um nach seinen Kräften für Schleswig-Holsteins Recht zu wirken. Er kam auch nach Hannover, wohin er Wichard beschieden hatte. Die Abende brachten beide bei meinen Eltern zu. Der Baron hatte die bayerische und die sächsische Regierung bereit gefunden, das Unrecht an den Herzogthümern gut zu machen, dagegen den Weg, welchen Preußen einschlagen werde, nicht erkennen können. Die Anschauungen in den regierenden Kreisen Berlins gingen noch weit auseinander. Die Männer der Kreuzzeitungs-Partei waren einer Unterstützung Schleswig-Holsteins abgeneigt, weil die Liberalen sie forderten. Die klarer sehenden Conservativen suchten nach Mitteln, den Herzogthümern zu helfen, ohne Preußen zu exponiren. Wie der Ministerpräsident von Bismarck dachte, hatte der Baron nicht erfahren können. Von Hannover erwartete letzterer Nichts, von unserem Minister des Auswärtigen sagte er nur: „Platen ist verdrießlich, daß er mit dieser Sache abermals behelligt wird. Er fürchtet, daß er nicht länger dänische Politik treiben könne."

Digitized by Google

Als an einem dieser Abende über die hannoverschen Zustände gesprochen war, rieth der Baron meinem Vater, den Abschied zu nehmen. „Du paßt nicht hierher," sprach er, „Dein Gewissen ist zu empfindlich, Du wirst Dich aufreiben. Ultra posse nemo obligatur. Geh' ab und zieh' in mein neues Haus. Das wird Dein Leben verlängern und auch meines; denn treuen Freundes Nähe kräftigt, zumal in der Einsamkeit."

„Soll ich das sinkende Schiff verlassen?" rief mein Vater fast vorwurfsvoll aus, ohne doch den Vorschlag ganz zurückzuweisen, der seine und meiner Mutter Gedanken so sehr beschäftigte, daß sie nicht bemerkten, wie freudig überrascht Clotilde und Wichard aussahen. Und auch mir klangen die Worte des Barons tief in das Herz hinein, beglückend und beklemmend. Ich würde mehr in Adelens Nähe sein; aber wie möchte das Schicksal meiner Schwester sich gestalten, welche Schmerzen waren uns Allen aufbewahrt?

Von unseren Erlebnissen setzte ich Alfred in Kenntniß, nach Neapel schickte ich ihm eine Sammlung von Zeitungsausschnitten über die schleswig-holsteinische Sache.

Augenblicklich lag Nichts vor, was meinen pflichttreuen Vater zu dem wichtigen Schritte, seinen Abschied zu erbitten, genöthigt hätte. Der Baron und Wichard reisten ab, und bei uns schien mit der äußeren Stille auch größere Ruhe in die Gemüther zurückzukehren. Im Glanze der Frühlingssonne vergaß man leichter die Wolken, obgleich sie nicht verschwunden waren.

Nach Königsgeburtstag reiste ich zur Landesvermessung ab, diesmal nach einem Landstädtchen, welches von der Eisenbahn entfernt an einer Chaussee lag, auf welcher täglich eine Post west- und eine ostwärts fuhr. Bei dem Posthalter, der in Ermangelung eines Postmeisters mit dessen Titel angeredet wurde, logirte ich mich ein. Sein Haus war eines der wenigen, die über dem Erdgeschoß noch eine Etage hatten. In dieser bekam ich meine Wohnung. Unter mir war die Gaststube, welche den Honoratioren des Ortes als Clublokal diente. Sie war so geräumig, daß außer einem alten Billard noch mehrere Tische Platz hatten. Auf dem einen lagen die „Hannoversche Zeitung", die „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannoversche Courier". Hier versammelten sich Abends die Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen begab, so daß ich mehr Unterhaltung als im vorigen Jahre hatte und mit meinem Aufenthalt ganz zufrieden war.

Nicht so mein guter Heinrich Lang, der Minna Kort nicht vergessen konnte, stiller und noch häuslicher als früher geworden war, und jetzt die Tage bis zu seiner Entlassung aus dem Dienste zählte. Dann wollte er

Digitized by Google

nach Diepholz, um seinem alten Vater im Handwerk beizustehen und vielleicht, so mochte er denken, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Im Club war die Unterhaltung gewöhnlich lebhaft, und wenn politisirt wurde, platzten die Parteien auf einander und Einer schonte den Andern nicht, mit Ausnahme des Arztes Holle, der wie ein Weltweiser über den Streitenden stand.

Die einzige politische Angelegenheit, über welche alle Clubmitglieder einig waren, betraf Schleswig. So viel hatte Jeder von der verwickelten schleswig-holsteinischen Frage im Gedächtniß behalten, daß die Herzogthümer nicht getrennt werden dürften, und es galt für unbestreitbar, daß die letzte dänische Herausforderung bestraft werden müsse. Man erwartete, ohne viel darüber zu reden, daß Etwas geschehe.

Dagegen ließ ein ganz neues Ereigniß die Verschiedenheit der politischen Standpunkte um so deutlicher erkennen. Eines Abends hörte ich die Unterhaltung im Clubzimmer so ungewöhnlich laut, daß ich eine große Begebenheit vermuthete. Ich begab mich deshalb hinunter. Die Herren standen in lebhafter Unterhaltung, der Advocat Kunze gesticulirte mit einer Zeitung. Neben ihm standen der Doctor Bellermann und der Advocat Schuch, die ihr Billardspiel unterbrochen hatten, mit den Queues in der Hand. Der Bürgermeister, Senator und Postmeister bildeten eine andere Gruppe. Nur der alte Doctor Holle und der Förster saßen, ruhig weiter rauchend, auf ihren gewöhnlichen Plätzen.

„Hier ist das Neueste, Herr Lieutenant," sagte, als ich eintrat, der Postmeister, indem er die Zeitung aus der Hand des Advocaten Kunze nahm und mir reichte. „Ein neues deutsches Reich!"

„Dies deutsche Reich — daß Gott erbarm'! —

Sollte heißen deutsches Arm',"

rief der Advocat Schuch und schwang seine Queue.

Als ich sie verwundert anblickte, trat der Bürgermeister mit freudestrahlendem Gesichte zu mir und sprach: „Im Ernst, der Kaiser von Oesterreich will den deutschen Bund reformiren."

„Und dann hat es mit den preußischen Kniffen ein für allemal ein Ende," setzte der Senator hinzu.

„Nehmen Sie hier Platz, Herr Lieutenant! Lesen Sie ruhig," rieth der alte Doctor Holle.

Ich las nun, daß der Kaiser von Oesterreich die deutschen Souveräne zu einem Fürstentage nach Frankfurt a. M. eingeladen hatte, wo er den-

Digitized by Google

selben Vorschläge zu zeitgemäßen Aenderungen der Bundes-Verfassung machen wollte.

„Das ist ja etwas ganz Neues! Oder hat schon früher etwas in der Zeitung gestanden?“ fragte ich.

„Kein Wort!“ erwiderte der Senator. „Die deutschen Souveräne werden es unter sich abgemacht haben. In Frankfurt ist nur der feierliche Schlußact. Herrlich, herrlich!“

„Der großdeutsche Verein wird es gemacht haben,“ meinte der Postmeister. „Ich habe es immer gesagt, der kam zur rechten Zeit.“

Der Advocat Kunze schlug ihn auf die Schulter: „Dann haben Sie auch ein Verdienst. Den Nationalverein hat die königliche Post nicht protegirt.“

„Das wäre auch!“ rief der Senator. Man lachte. Die politische Gegnerschaft hatte hier der Freundschaft noch nicht geschadet.

Jetzt legte der Bürgermeister seine Arme auf der Brust zusammen, setzte die Füße auseinander, wiegte sich vor- und rückwärts und sprach mit wichtigem Tone: „Angenehm ist es, daß die preußische Spitze aus den Zeitungen kommt. Sie hat uns lange genug, den Einen so, den Andern so beunruhigt. Oesterreich ist immer die deutsche Vormacht gewesen, der Kaiser hat seine Aufgabe begriffen. Lassen wir den Hader! Unter der neuen Reichsfahne werden wir Alle im Frieden leben.“

„Man trägt das Wild nicht nach Hause, ehe man es geschossen hat,“ sagte hierauf der Förster, und der alte Doctor Holle nickte zustimmend.

Ich war für den folgenden Tag von einem adeligen Gutsbesitzer, dessen Gut in meinem Aufnahmeterrain lag, und der kürzlich von Reisen zurückgekehrt war, zum Mittagessen eingeladen. Ich fand dort außer der Gutsherrschaft und mehreren Damen einen Regierungsrath von der Landdrostei und den Amtmann des königlichen Amtes, in welchem das Gut lag. Auch hier bildete der Fürstentag in Frankfurt fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Der Gutsbesitzer, der Regierungsrath und alle Damen waren von dieser Nachricht hoch erfreut, sei es, weil eine innigere Verbindung mit Oesterreich ihren conservativen Anschauungen am meisten entsprach, sei es, weil wirklich ihr patriotischer Sinn von der Erwartung eines kräftigeren Deutschlands erwärmt war. Der Amtmann, ein hannoverscher Amtmann der alten Schule, der grob und recht sein Amt verwaltete, von seinen Eingesessenen gefürchtet und geliebt wurde und immer seine Meinung, früher selbst dem Minister Grafen Borries, gerade heraus sagte, äußerte sich heute, im Gegensatz zu den Anderen, skeptisch, wie gestern Abend im Städtchen der Förster.

Digitized by Google

Der Frankfurter Fürstentag war eine sehr merkwürdige Begebenheit. Daß die erste Nachricht davon Freude, ja Enthusiasmus hervorrief, zeigte, wie allgemein die Nothwendigkeit einer Aenderung der deutschen Zustände empfunden wurde und zugleich, wie unklar die Vorstellungen hierüber waren. Wenige Tage änderten die Scene vollständig. Der König von Preußen hatte seine Theilnahme an dem Fürstentage verweigert, der Kaiser von Oesterreich tagte ohne ihn in Frankfurt.

Am Abend, als dies bekannt geworden war, sagte der Förster: „Es kommt mir vor, wie zwei Hunde, die noch zusammengekoppelt sind. Der eine will davonrennen, und der andere schmeißt sich hin. Am Ende beißen sie sich einander."

Jede folgende Nachricht ließ die Anhänger des Nationalvereins den Kopf höher tragen. „Ohne Preußen geht es nicht," behauptete mit größerer Bestimmtheit als zuvor der Advocat Kunze. Nach und nach wurde bekannt, daß die österreichische Diplomatie den Zeitpunkt für gekommen erachtet hatte, durch eine rasche That Preußen zu binden. Des Senators Ansicht, daß die Frankfurter Zusammenkunft nur der feierliche Schlußact des vorher erreichten Einverständnisses der deutschen Souveräne, wenigstens ihrer Mehrzahl, sei, erwies sich als ganz falsch. Sie Alle wurden durch die Aufforderung des Kaisers Franz Joseph ebenso überrascht, wie das Volk. Sie folgten indeß seiner Einladung und reisten eiligst nach Frankfurt, — bis auf den einen, den König von Preußen. So sah in der alten Kaiserstadt noch einmal ein österreichischer Kaiser deutsche Fürsten um sich, die er zu seinen Vasallen machen wollte. In dem Tohuwabohu nahm man die Vorschläge des Wiener Hofes mit dem Vorbehalte der preußischen Zustimmung an, von der man wußte, daß sie nicht erfolgen würde. Der König Wilhelm blieb bei seiner Weigerung, zu erscheinen und zu verhandeln. Das flüchtige Meteor zerplatzte, die frühere Unklarheit trat wieder ein; aber Eines hatte der Augenblick im grellen Lichte gezeigt: daß Oesterreich Deutschland nicht zu einigen vermöge.

Als Ersatz konnte man in den Zeitungen von den glänzenden Festen lesen, welche in Frankfurt a. M. die Fürsten einander gegeben hatten. Daß der König von Hannover dort am prachtvollsten aufgetreten war, freute den preußenfreundlichen Advocaten Kunze nicht weniger, als den großdeutschen Postmeister.

14.

Von Alfred hörten wir lange Nichts. Die letzte Nachricht war eine kurze Anzeige an Wichard, daß er Rom verlasse und in längerer Zeit

Digitized by Google

nicht schreiben werde. Seine Freunde dachten mit Besorgniß an ihn, weil nicht einmal die Wendung in dem Geschick seiner Heimath ihn zu einer Mittheilung bewogen hatte. Endlich kam ein Brief von ihm an mich aus Palermo. Ein Italiener, mit dem er in Rom befreundet geworden war, hatte ihm eines Tages angekündigt, daß unerwartete geschäftliche Pflichten ihn nach Tunis riefen. Da war in Alfred das Verlangen, den fremden Welttheil in dieser kundigen Begleitung zu betreten, größer gewesen, als sein Wunsch, noch in Rom zu bleiben, und er war mitgereist. In Tunis hatte er die Nachrichten von Schleswig erhalten. „Glücklicherweise erst in Afrika; denn sonst hätte die Besorgniß, beim Ausbruch eines Krieges zu spät zu kommen, mich von der Fahrt über das Meer abgehalten.“ Nun wollte er über Neapel der Heimath sich nähern.

Die folgende Nachricht von ihm bekam ich durch Wichard. Alfred beabsichtigte, über Venedig nach Wien zu reisen. Wichard hatte ihn darauf benachrichtigt, daß seine Mutter und Schwester Friedrich in München besuchen und mit ihm in die süddeutschen Alpen fahren würden; Alfred könne sie in München treffen. Diese Mittheilung bereitete mir von Neuem die Qual der Eifersucht und den Schmerz über die verirrten Neigungen.

Einige Wochen später kehrte ich nach Hannover zurück. Die Meinigen waren in diesem Sommer zu Hause geblieben, weil mein Vater auf eine Kur verzichtet hatte, um seine Amtsgeschäfte nicht zu unterbrechen.

Eines Abends — der September ging zu Ende — empfing mich der Bediente im Auftrage meiner Mutter mit der Bitte, in deren Zimmer zu gehen. Ich fand sie schreibend. Sie stand auf und setzte sich in den Sopha.

„Dein Vater wird seinen Abschied nehmen,“ fing sie an.

„Weshalb?“ fragte ich erschrocken.

„Ich wollte es Dir sagen, damit wir mit ihm so wenig wie möglich davon sprechen. Er kann nicht anders. Ich schreibe eben an den Baron.“

„Aber weshalb?“ bat ich.

„Der König hat unmittelbar, ohne Wissen des Ministers, die Anstellung eines Mannes verfügt, welche Dein Vater nicht zugeben kann. Dein Vater hat mit dem Minister gesprochen. Rückgängig kann die Königliche Ordre nicht gemacht werden —“

„Aber wer hat sie contrasignirt? Die Unterschrift des blinden Königs genügt nicht.“

„Der Minister müßte abgehen; das darf nicht geschehen. — Und so ist es gut, daß die Qual ein Ende hat. Deinem Vater hat der Vorschlag

Digitized by Google

des Barons gleich gefallen. Auf dem Gute kann er seinen Studien leben. Jetzt wünscht er, diese Stadt zu verlassen. Ich schreibe eben, um zu fragen, ob die Baronin wieder da ist, ob wir vorläufig zum Besuch kommen können."

Meine Gedanken wogten durcheinander. „Ist es auch recht, liebe Mutter," sagte ich, „daß Du des Vaters Entschluß so schnell zustimmst? Der Abschied aus dem Dienst, das Verlassen der Heimath sind zwei schwere Schritte."

„Das sind sie! Aber wie der König einmal ist, bleibt nichts Anderes übrig. Wir müssen Deinen Vater so leicht wie möglich darüber weg bringen. Ich treibe, daß er fort kommt, damit er nicht stündlich an unsere traurigen Zustände, an diese unheilvolle Nebenregierung erinnert wird."

„Das ist ohne Zweifel zu wünschen; aber wäre es nicht besser, Ihr machtet eine Reise? Noch ist es nicht zu spät im Jahre. Bindet Euch nicht gleich bei dem Baron."

„Es ist Deines Vaters Lieblingsgedanke, Ernst. Und was spricht dagegen?"

Ich schwieg erst. Dann antwortete ich: „Hast Du an Clotilde und Wichard gedacht?"

„Ja. Es ist eine gegenseitige Neigung. Wie tief sie geht, weiß ich nicht; aber dort sehen Sie sich nicht mehr, als hier. Und lieben sie sich wahrhaft, was wäre dawider?"

Nun theilte ich ihr mit, welche Familienbedingung bei Wichard's Verheirathung zu berücksichtigen sei.

Auch das wußte sie. „Mir hat die Familie vor meiner Verlobung auch Hindernisse in den Weg gelegt. Wichard ist brav und Clotilde ist gut. Lieben sie sich wirklich, so halten wir sie nicht auseinander. Ich werde nichts dazu und nichts dagegen thun. Das Andere mag sich finden. Zu leben haben Beide. Die nächste Pflicht ist, Deinem Vater diese schwere Zeit zu erleichtern. Dazu hilf mir."

Der Baron telegraphirte: „Immer willkommen." Mein Vater übersandte dem Minister sein Abschiedsgesuch, ließ sich vorläufig beurlauben und reiste ab. Es war gut, daß er nicht länger blieb; denn die theilnehmenden Besuche, welche meine Mutter empfing und denen er sich nicht hätte entziehen können, wollten kein Ende nehmen. Auch zahlreiche Briefe aus dem ganzen Lande sprachen das Bedauern aus, daß ein solcher Mann in die Nothwendigkeit versetzt wurde, aus dem königlichen Dienste zu scheiden.

Digitized by Google

Wichard kam schon in den nächsten Tagen zu mir. Seine Theilnahme war so ohne Eigennutz herzlich und aufrichtig, daß wir ihn noch lieber gewinnen mußten. Gegen Clotilde benahm er sich zart, ohne zu verrathen, was in seinem Herzen vorging, und diese gab, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, in seiner Gegenwart beständig, fast ängstlich auf sich selbst acht.

Alfred, der nach der Schweiz gereist war und in Straßburg Briefe erwartete, hatte ich dorthin die Veränderung in meinem elterlichen Hause mitgetheilt. Er that mir von Herzen leid, denn ich war überzeugt, daß unschuldige Freundeshand ihm die schönste Blüthe aus seinen Hoffnungen genommen hatte.

Meine Mutter traf die Vorbereitungen zu ihrer Abreise. In der nächsten Woche wollte sie mit Clotilde Hannover verlassen. Da fand ich eines Abends, als ich nach Hause kam, Alfred mit dem Auspacken seiner Koffer beschäftigt.

„Alfred!“ rief ich, auf ihn zueilend. Wir schüttelten uns die Hand. Er mußte meine Freude, ihn wiederzusehen, vielleicht auch etwas Wehmuth auf meinem Gesichte lesen.

„Wie geht es Deiner Mutter und Clotilde? Sie sind doch noch hier?“

„Sie bleiben noch einige Tage. Kommst Du ihretwegen so früh? Du hast ja noch einen Monat Urlaub.“

„Nachdem ich die Schweiz durchwandert war, beabsichtigte ich, noch einige deutsche und belgische Städte kennen zu lernen. Daran liegt mir aber nicht viel. Dein Brief, den ich in Straßburg vorfand, änderte meinen Entschluß. Der Abgang Deines Vaters thut mir leid. Weniger seinetwegen; er hat dem Staate treu gedient und wird, so Gott will, mit seinen Freunden, bei seinen Büchern, in der schönen Natur angenehm leben. Mich schmerzen unsere öffentlichen Zustände; für sie ist der Fall sehr bezeichnend.“

„Du siehst vortrefflich aus, stark gebräunt.“

„Ah,“ lachte er. „Ich bin schon weißer geworden. Du hättest mich sehen sollen als ich aus Tunis kam. Freund! Ich weiß jetzt, wozu ich eigentlich geboren bin. Zum Reisen!“

„Es freut mich, daß Du so befriedigt heimkehrst. Und doch scheint es mir, Du bist noch ernster geworden.“

Ein Blick von ihm erforschte meine Gedanken.

„Das bin ich auch. Ich habe viel nachgedacht. — Wie geht es Wichard?“

„Ich erwarte ihn morgen.“ Bei diesen Worten sah ich Alfred an.

Digitized by Google

Er blickte mir fest in die Augen. „Auch er will meiner Mutter und Schwester noch Adieu sagen," fügte ich hinzu.

„Er hat hier immer logirt," sprach Alfred schnell. „Das soll er auch diesmal. Wir behelfen uns. Ich habe das Schlafen unter den unbequemsten Umständen gelernt."

Am anderen Tage ging ich mit Alfred zu meiner Mutter, die ihn auf das Herzlichste empfing. Clotilde trat unvorbereitet ein. Sie äußerte eine lebhafte Freude, ihn wiederzusehen. Er verschloß seine Liebe in sein starkes Herz und begrüßte sie unbefangen.

Am Nachmittage kam Wichard. Er umarmte Alfred. „Wie oft hast Du mir gefehlt!" rief er aus. „Meine Gedanken haben Dich in Italien immer begleitet. Nach Deinen Afrikanern konnten sie nicht mit. Du bist ein Zugvogel. Hast Du denn angenehme Tage mit Mutter, Adele und Friedrich verlebt? Adele schrieb sehr entzückt davon. Du hättest so interessant erzählt."

„Wir haben sehr schöne Partien zusammen gemacht," antwortete er.

„Was sagst Du dazu, daß sein Vater abgegangen ist?" Wichard zeigte auf mich. „Ist das nicht sehr traurig? Ist es nun nicht gut, daß Vater das Haus am See gebaut hat? Der Plan gefiel mir gleich."

Der in der Wärme seiner Empfindung so gesprächige Freund sah den Schatten nicht, der über Alfred's Züge flog und mich in Verbindung mit Wichard's letzten Worten an den Tag im Park erinnerte, als wir zum ersten Male von jenem Hausbau hörten. War Alfred's Verstimmung damals wirklich eine Ahnung?

Meine Mutter erwartete uns. Frau Elisabeth kam auch. Ihre Anwesenheit erleichterte uns Allen die peinlichen, schönen Stunden. Alfred lenkte durch seine spannende Erzählung Wichard's und Clotilden's Gedanken von Dem, was sie erfüllte, einigermaßen ab. Daß sein Herz am Meisten litt, vermochte nur ein Auge wahrzunehmen, welches ihn so genau kannte und so theilnehmend beobachtete, wie das meinige. Immer war er der aufopfernde, für Andere sorgende Freund. So verlief der Abend im munteren Gespräch. Und als wir aufbrachen und Wichard klagte, daß er schon morgen Mittag wieder bei seinem Regiment sein müsse, machte Alfred sogar allerlei Scherze und zog ihn lachend aus der Thür.

Zu Hause fing er gleich von einem Gegenstande an zu reden, welcher auch Wichard interessiren mußte. „Nun ist der erste ruhige Moment. Jetzt sagt mir, was Ihr über Schleswig wißt. Außerhalb Deutschlands fand ich wenig oder keine Theilnahme an der verschleppten Sache, noch

Digitized by Google

weniger Urtheil über sie. Um so lebhafter sprachen davon meine deutschen Reisegefährten zwischen Straßburg und hier. Ein Herr unter ihnen wollte wissen, daß auf den König Friedrich VII. eine diplomatische Pression ausgeübt werde, und daß man glaube, er werde nachgeben und unter irgend einer Form seine Proclamation zurücknehmen, was meines Bedünkens das Schlimmste wäre, weil es weiter Nichts wie abermals ein Stillstand sein würde."

Wichard's Gedanken ließen sich, wir sahen es wohl, selbst von dieser Sache nicht festhalten. Ich theilte Alfred mit, was ich wußte. Aurelius hatte auch von jener diplomatischen Bemühung, daneben aber die Meinung gehört, die er für richtig hielt, daß der König von Dänemark, selbst wenn er nachgeben möchte, nicht die Kraft gewinnen würde, sich von der in Kopenhagen herrschenden Partei zu emancipiren. Hierauf erzählte ich, was Wichard's Vater nach seiner Reise im Frühjahr geäußert hatte. Das war freilich vor Monaten gewesen.

„Die deutsche Geduld ist übermenschlich," rief Alfred aus. „Der Bundestag ist wie ein stätiges Pferd. Wird er auch noch so sehr geschlagen und gespornt, es zuckt das eine Glied, dann ein anderes; aber vorwärts geht es nicht. O deutsche Einheit!"

Wichard saß noch immer, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend da. Alfred ließ einen Augenblick seine Augen auf ihm ruhen, dann fuhr er fort: „Und wie im Großen, so im Kleinen. Wichard und seine Brüder repräsentiren auch solch' eine Bundes-Einheit."

„Wie so?" fragte Wichard, der bei dieser unmittelbar an ihn gerichteten Bemerkung sich aufraffte.

„Du bist hannoversch, Christian ist preußisch und Friedrich österreichisch."

„Mutter ist mit Friedrich nicht zufrieden," sagte Wichard.

„Er ist von Herzen gut, aber kein fröhliches Gemüth," erklärte Alfred. „Er verträumt seine jungen Jahre und seinen schönen Verstand und geht in München mit zu viel Katholiken um. Ich bin neugierig, welchen Beruf er wählen wird."

„Meine Eltern beschäftigt dieser Gedanke sehr. Auch Christian nimmt einen anderen Weg, als Vater sich gedacht hat. Er will jetzt durchaus preußischer Officier werden."

„Laß ihn doch!" rief ich.

Wichard schwieg. Auch Alfred setzte dies Gespräch nicht fort.

Einige Tage später hatte meine Mutter ihre Einrichtungen beendigt.

Digitized by Google

Der Haushalt in Hannover, welchen sie erst kürzlich eingerichtet, war aufgelöst. „Das war für zehn Monate viel Mühe," sagte sie. „Wären wir doch ruhig in Stade geblieben!" So leicht wie anfangs, nahm sie die neue Veränderung nicht mehr. Sie pflegte nie zu klagen und war nicht schwankenden Muths; doch sprach sie am letzten Tage, als ich mit ihr allein war: „Wie es uns in Holstein ergehen mag?" Indeß zeigte sie allen Menschen ein heiteres Gesicht. Aus dem Eisenbahncoupé lächelte sie uns freundlich zu: „Ihr kommt zu Weihnachten!" Noch einmal reichten sie und Clotilde uns die Hand, noch einmal blickte der Freund in die schönen Augen meiner geliebten Schwester.

Nun gestalteten sich für Alfred und mich die Tage im Aeußeren wieder, wie wir sie früher verlebt hatten. Im Innern jedoch waren wir beide verändert. Ein schmerzlicher Zug in Alfred's Wesen konnte mir nicht entgehen; sein tiefstes Leid sprach er nicht aus. Um so lieber lenkte er das Gespräch auf seine Reisen. Die Notizen, welche er während derselben gesammelt hatte und die er jetzt weiter ausführte, gaben ihm Veranlassung zu neuen Studien. Nach wenig Tagen schon lag sein Tisch voll von Büchern über Afrika, in welche er sich arbeitend versenkte.

Seine Besuche in den befreundeten Häusern knüpfte er wieder an und ich ging in den Nachmittagsstunden einige Male zu Tante Balbina. Sie war in diesem Sommer nicht in Norderney, sondern mit Marie auf Onkel Georg's Gute und bei Cordula gewesen. Jetzt gründete sie in der Residenz eine „Krippe" für Säuglinge aller christlichen Confessionen, wozu die Königin eine beträchtliche Geldsumme hergab und, da Tante Balbina sich vergeblich bemühte, einwandfreie Ammen zu finden, auch noch drei schöne Milchkühe schenkte, was mehr als dreimal zu viel war. Daß Tante Balbina die Gunst der Königin wiedergewonnen hatte, ging hieraus, wie aus ihren Gesprächen, zweifellos hervor.

Wenn ich bei ihr war, gab ihre Krippe und unsere neueste Uniformsveränderung die hauptsächlichen Gegenstände der Unterhaltung ab. Wir verloren den preußischen Helm und erhielten das österreichische Käppi, was Tante Balbina, wohl in Uebereinstimmung mit der bei Hofe obwaltenden Ansicht, für politisch und hübsch hielt. Nach meinem Geschmack war das Käppi, welches man uns aufsetzte, eine sehr häßliche Nachbildung. Da aber unsere Kleidung übrigens nach preußischer Art war, so fanden die beiden deutschen Großmächte wenigstens auf unseren Leibern sich vereinigt. Außerdem war Tante Balbina von Plänen für die Verheirathung unserer ältesten Prinzessin, Friederike, die bald sechszehn Jahre alt wurde,

Digitized by Google

erfüllt. Dies erfuhr ich aber nur aus Marie's Andeutungen, denn Tante Balbina ſprach mit uns nicht davon.

Dem ruhigen Leben wurden wir durch ein unerwartetes Ereigniß entzogen. Der König Friedrich VII. war am 15. November geſtorben, der Prinz von Glücksburg hatte den däniſchen Thron beſtiegen. Die Nachricht ſchlug wie ein Blitzſtrahl in die angehäufte Menge dürrer Zweifel. Ein entſcheidender Moment in der Geſchichte Schleswig-Holſteins, vielleicht Deutſchlands, war eingetreten und vereinigte noch einmal die deutſchen Großmächte, welche ſeit dem Frankfurter Fürſtentage mit kaum verhohlener Feindſeligkeit auf einander blickten; aber ſie vereinigten ſich anders, als die Volksſtimme wollte: Sie ſagten ſich nicht vom Londoner Protocoll los, ſondern erkannten den neuen König Chriſtian IX. von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holſtein an, während andere deutſche Regierungen und das öffentliche Rechtsgefühl nach der ſtattgehabten Verzichtleiſtung des alten Herzogs von Auguſtenburg deſſen Sohn als Friedrich VIII. zum Herzog in Schleswig-Holſtein eingeſetzt zu ſehen verlangten.

Der neue König von Dänemark trat indeß die Erbſchaft ſeines Vorgängers mit allem gegen Schleswig-Holſtein geübten Unrecht ſo voll und ganz, ſo herausfordernd an, daß Deutſchland nicht länger ſchweigen konnte. Der Bundestag kam jetzt zu dem Entſchluß, Dänemark zu der Erfüllung der Vertragsbeſtimmungen, welche es mehr als zehn Jahre lang verletzt hatte, mittelſt einer Execution zu zwingen. Die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg ſollten von zehntauſend Mann ſächſiſcher und hannoverſcher Truppen unter ſächſiſchem Oberbefehl in Beſitz genommen und von Civilcommiſſären Namens des Bundes verwaltet werden.

In Hannover kam man dieſem Bundesbeſchluſſe pünktlich, wenn auch ungern, nach. Der König und ſein Miniſter des Auswärtigen faßten die Maßregel, ſo gelinde ſie war und trotzdem nicht nur der Nationalverein, ſondern auch der großdeutſche Verein gegen Dänemark redete und ſchrieb, als eine Nachgiebigkeit gegen die deutſchen Demokraten auf.

Die von Hannover zu ſtellenden Executionstruppen wurden mobil gemacht. Darunter befand ſich auch Alfred's Bataillon. Jetzt endlich ſollte er für die Sache ſeiner Heimath marſchiren, vielleicht kämpfen; denn räumte Dänemark das Executionsgebiet nicht freiwillig, ſo mußten die Bundestruppen Letzteres mit Gewalt beſetzen. Und wer wußte, ob die Umſtände nicht ſtärker würden und die Sanftmuth des deutſchen Bundes hintan ließen, ob unſere Truppen nicht die Eider überſchreiten und auch Schleswig beſetzen würden? Denn immer lauter wurden in Deutſchland

Digitized by Google

die Stimmen, welche eine volle Sühne verlangten, und nur um so heftiger sträubten die Dänen sich gegen friedlichen Rath.

Aber Alfred war nicht begeistert, nicht einmal froh. Er betrachtete die Handlung des deutschen Bundes, an der theilzunehmen ihm vergönnt sein sollte, mit großem Mißtrauen. Er fürchtete, daß den neuen Lasten, welche den Herzogthümern auferlegt wurden, nur neue Täuschungen folgen würden. Traten zu den Leiden Schleswigs doch schon jetzt die Rüstungen der Dänen hinzu, welche das Land mit Truppen mehr und mehr füllten, mit Verschanzungen zu decken begannen.

Mich hatte das Loos, daheim zu bleiben, getroffen und ich beneidete den Freund um seinen Kriegszug.

In diesen Tagen, deren dienstfreie Stunden Alfred benutzte, mit meiner Hilfe seine persönlichen Angelegenheiten für eine unbestimmte Abwesenheit zu ordnen, erhielten wir zu unbequemer Zeit — wir waren mit dem Verpacken von Büchern und Schriften beschäftigt — einen sonderbaren Besuch. Ein General von Stutterheim, den wir persönlich nicht kannten, von dem wir aber Manches gehört hatten, ließ sich bei uns melden. Er hatte 1850 in der schleswig-holsteinischen Armee gedient, vorher und nachher ein abenteuerliches Leben geführt, zuletzt in englischen Diensten den Rang eines Generals erhalten und augenblicklich seinen Wohnsitz in Braunschweig. Wir sahen einen Herrn eintreten, der vornehm und frisch erscheinen wollte, aber beträchtlich älter aussah, als er sein konnte. Er führte sich als alten Kriegsgenossen hannoverscher Officiere ein, da er 1848 im braunschweigischen Dienst mit den Hannoveranern gegen Dänemark gefochten habe. Erst jetzt habe er gehört, daß Alfred, dessen Vater er 1848 kennen gelernt hätte, hier im Dienste stehe. Nun wolle er von Hannover, wo er sich in Geschäften aufgehalten, nicht abreisen, ohne mit ihm einige Worte über das unglückliche Schleswig-Holstein gesprochen zu haben. Er wandte sich bei dieser Auseinandersetzung fast ausschließlich an Alfred, so daß ich, um die Beiden allein zu lassen, mich aus dem Zimmer entfernte. Nachher sagte Alfred: „Was der General von Stutterheim eigentlich von mir wollte, erfährst Du wahrscheinlich später. Bei mir ist sein Besuch vergeblich gewesen."

Noch eine Ueberraschung erlebten wir zusammen. Eine General-Ordre, welche mehrere Veränderungen im Officiercorps brachte, enthielt Wichard's Ernennung zum Adjutanten eines Generals in der Residenz. Obgleich Wichard hierzu sehr gut paßte, so war dies doch seinem Alter und seinen Dienstleistungen nach eine ungewöhnliche und auffallende Bevor-

Digitized by Google

zugung. Uns, die wir wußten, daß er seine Versetzung im vorigen Jahre erbeten hatte, um aus Hannover fort zu kommen, überraschte sie am Meisten. Nach zwei Tagen schon war er bei uns; er hatte sich so beeilt, um Alfred noch zu sehen. Seine neue Bestimmung erfreute ihn keineswegs und gerade jetzt nicht, weil sie seine Aussichten, in's Feld zu rücken, noch verringerte. Wer sie veranlaßt hatte, wußte er so wenig wie wir. Sein Regiments-Commandeur war ebenfalls überrascht gewesen, und seine höheren Vorgesetzten in der Cavallerie kannten ihn kaum. Der ihm verwandte Flügeladjutant wußte von Nichts. Tante Valbina hatte augenblicklich weder Einfluß noch Neigung, sich für ihn zu bemühen und daß die Melanie wünschen konnte, ihn wiederzusehen, hielten wir für unmöglich. Zuletzt nahmen wir an, daß der König bei den Vorschlägen für diese Stelle sich Wichard's erinnert und ihn gewählt habe, um der Meinung, daß er den Schleswig-Holsteinern abgeneigt sei, durch die Bevorzugung eines Holsteiners zu begegnen.

Am 8. December nahm unser blinder König die Parade über die Truppen ab, welche am folgenden Tage aus seiner Residenz nach Holstein abrücken sollten. Noch einmal waren dann die Regimentskameraden in der Messe zusammen. So fröhlich wie das vorige Mal, als Krieg in Aussicht stand, war die Stimmung nicht. Den Ausmarschirenden nahm die Ahnung, daß diesmal in Schleswig-Holstein für uns keine Lorbeeren wüchsen, die frische Luft, und dennoch wurden sie von den Zurückbleibenden beneidet.

Mit großer Spannung sahen Wichard und ich den nächsten Ereignissen entgegen. Meine Eltern hatten nicht gedacht, daß in der ländlichen Stille so bald neue Sorgen sie umgeben würden. Ihre und unserer Schwestern ersten Briefe klangen so heiter wie der Gesang der Vögel im Walde. Das wurde nach dem dänischen Thronwechsel anders. Nun ließen die Gedanken an die Zukunft Keinen zur Ruhe kommen. Mein Vater legte die Arbeiten seiner Muße zur Seite. Die Erbfolgefrage rief ihn zu fachkundiger Mitwirkung auf. In der Bibliothek des Barons fand er, was er zu ihrer Untersuchung bedurfte; mit seinem alten Arbeitseifer und juristischen Scharfblick forschte er, was Rechtens sei in Schleswig-Holstein.

Die Dänen zogen sich hinter die Eider, nicht weiter, zurück. Die Executionstruppen besetzten friedlich das Land, dessen Verwaltung die Civilcommissäre des deutschen Bundes in die Hand nahmen. Auf dem Gute des Barons war etwas Cavallerie einquartiert, die Niemanden belästigte. Alfred cantonnirte in einem Orte des westlichen Holsteins; dahin mußte

Digitized by Google

ich ihm Bücher schicken. Eine Pause war eingetreten, man schien sich im vollen Frieden zu befinden. Es war ja aber gewiß, daß dieser Zustand nicht dauern konnte; eine gewaltsame Lösung war zu erwarten. Die fröhliche Zusammenkunft zum schönen Weihnachtsfeste war uns diesmal nicht beschieden. Wichard und ich wollten unter den jetzigen Umständen auf unseren Posten bleiben, und Alfred, dem sowohl meine Mutter, wie auch die Baronin schrieben, daß sie hofften, er werde gute Nachbarschaft halten und oft, zunächst aber zum Feste, kommen, antwortete dankend, daß er seine Compagnie in den fremden Verhältnissen nicht verlassen möge.

Die Dänen gaben deutlich zu erkennen, daß sie den deutschen Bund nicht fürchteten. Sie weigerten sich sogar, einen Landstrich jenseits der Eider im Norden Rendsburgs zu räumen, der unzweifelhaft zu Holstein gehörte. Wird Deutschland sie daraus vertreiben?

Die dänischen Rüstungen bewiesen, und die Kopenhagener Zeitungen in ihrem prahlerischen Tone sagten es, daß man sich dem Vordringen der Deutschen über die Eider widersetzen wolle und dabei fremde Hilfe erwarte. Auf letztere mußte der dänische Generalstab rechnen; denn die Verschanzungen, welche er in Schleswig und Jütland anlegen ließ, waren so ausgedehnt, daß sie von der kleinen dänischen Armee allein gar nicht gehalten werden konnten.

In Deutschland wuchs die Aufregung. Die Augustenburger gewannen um so mehr Anhänger, je dreister die Dänen sich gebärdeten. Der Herzog Friedrich, der neben seinem Rechte auch sein Schwert in die Wagschale zu legen wünschte, traf Anstalten, ein Truppencorps zu bilden. Seine Agenten kauften Waffen und Ausrüstung.

An unserem Hofe beobachtete man dieses Treiben mit der größten Unlust, ja mit Besorgniß und letztere muß durch übertriebene Polizeiberichte zur Aengstlichkeit gesteigert worden sein. Denn anders war es nicht zu erklären, daß eine Versammlung des Nationalvereins, welche am 10. Januar im Odeon stattfand und in der für die Augustenburger gesprochen wurde, Sicherheitsmaßregeln hervorrief, die ganz unnöthig waren und den Spott des Publicums herausforderten. Truppen wurden in den Kasernen consignirt und das Garde-Regiment nach Herrenhausen beordert, wohin es auf Umwegen marschiren mußte, damit man diese Anordnung der Furcht in der Stadt nicht erfahre. Man wußte es aber doch bald. Ich ging, während jene Versammlung tagte, vor das Steinthor, wo um das Odeon herum eine kleine Ansammlung neugieriger, aber keineswegs heftiger Menschen stattfand, die mir sonst kaum aufgefallen sein würde.

Digitized by Google

Am folgenden Tage kam mein Vetter Günther zu mir. Er und sein Bruder waren kürzlich zu Lieutenants befördert worden. Günther hatte gestern den Marsch nach Herrenhausen mitgemacht und war ganz entzückt davon. Die Truppen hatten in der großen Orangerie der Dinge gewartet, die kommen würden. Zunächst waren ihnen leibliche Erquickungen gereicht.

„Was erwartetet Ihr? Was solltet Ihr da?" fragte ich.

„Der Pöbel wollte ja anrücken mit einer Massenpetition."

„Der Pöbel?"

„Der Nationalverein."

„Das ist ein Unterschied; aber der Pöbel konnte mitlaufen. Kam er denn?"

„Er hütete sich wohl! — Als die Soldaten tractirt waren, durften die Unterofficiere Ihren Majestäten die Lieder vorsingen, welche Timon sie so schön hat lehren lassen. Du kennst sie. Aus dem Liederbuche für Hannoversche Soldaten die beiden ersten, die Seine Majestät allerhöchstselbst componirt hat. In dem ersten kommt der schöne Vers vor, weißt Du, der so anfängt:

Du Welfenstamm,
Du königlicher Baum!
Wie prangst du freudig
In dem weiten Raum!

Das zweite Lied ist zu schwer, das kann ich nicht behalten."

Als mein Vetter mich verlassen hatte, suchte ich die „Lieder für Hannoversche Soldaten." Sie waren in Hannover 1862 gedruckt und vertheilt worden. Günther hatte recht, die beiden ersten waren von Seiner Majestät dem König componirt. Die Texte dieser neuen Lieder schossen über ihr Ziel stellenweise zu weit hinweg, und auch die neuen Melodien vermochten nicht, neben den alten deutschen Soldatenliedern zu bestehen.

Jenes zweite Lied, welches Timon hatte singen lassen, ist „Das Königreich Hannover" benannt. Von seinen sechs Versen setze ich den ersten und letzten hierher:

Wo die Niederelbe brauset,
Und die Weser nordwärts zieht;
Wo der Sturm die Berg' umsauset
Und zur Ems die Hase flieht;
Wo die Aller und die Leine,
Ieeze, Fuse, Ilmenau,
Bald durchzieh'n Gefild' und Haine,
Bald der öden Haiden Gau;

Digitized by Google

Wo vor wild empörten Wellen
Schützt manch' wohlgepflegter Deich,
Iſt das Land der Honigzellen,
Iſt Hannovers Königreich.

O, Hannover! Hoch vor Allen
Durch des Schöpfers Gunſt beglückt!
Reich an Früchten, an Metallen,
Reich durch Flora's Huld geſchmückt!
Deine Männer, ſtark, geſchäftig
In den Künſten jeder Art,
Deine Fürſten mild und kräftig,
Deine Frauen hold und zart!
Dein Gebirg' mit wald'gen Kronen,
Deine Flüſſe fiſchereich!
Unter allen deutſchen Thronen
Gleichet Dir kein Königreich!

15.

Wichard hatte eine Wohnung in meiner Nähe genommen, wir waren viel beiſammen. Seine Viſiten in der Geſellſchaft ſchob er hinaus und ſchränkte ſie ein, wobei ihm die Zeitumſtände zu ſtatten kamen. Timon ſuchte er gar nicht auf und wurde, da er von dem Hofzirkel ſich fern hielt, auch nicht zu den kleinen Partieen nach Herrenhauſen befohlen. Leinau's beſuchte er gern; er war dieſes Ehepaares unbefangener, lieber Freund geworden. Mit ihnen wurden wir oft zu Frau Eliſabeth eingeladen, wo wir gewöhnlich auch Aurelius mit ſeiner Frau trafen.

Seine Nachrichten von Haus theilte Wichard mir immer mit und verlangte dagegen zu erfahren, was meine Eltern und Clotilde mir ſchrieben. Sein Vater hatte jetzt geſtattet, daß Chriſtian Oſtern nach beendigtem Univerſitäts-Triennium in ein preußiſches Garde-Regiment eintrete.

Bald ſollten die Briefe, welche wir von dem Gute und von Alfred aus Holſtein erhielten, uns in bedeutender Weiſe beſchäftigen.

Die deutſchen Großmächte hatten ſich in der Anſicht geeinigt, daß ſie den däniſchen Widerſtand nicht länger geduldig hinnehmen dürften, daß aber die deutſchen Mittel- und Klein-Staaten nicht berufen ſeien, in einem Kampfe jenſeits der Eider, jenſeits des Bundesgebietes mitzuwirken; den wollten Preußen und Oeſterreich allein führen. Sie ließen ihre Truppen an die ſchleswig'ſche Grenze rücken und erklärten Dänemark den Krieg. Unſere Executionstruppen in Holſtein waren nun in einer noch übleren Lage. Sie mußten Gewehr bei Fuß zuſehen, wie die Oeſterreicher und

Digitized by Google

Preußen zwischen ihnen hindurch einem wirklichen Kriege entgegenzogen. Ja, sie mußten ihnen für den Marsch durch Holstein gar Platz machen, andere von den Hauptstraßen abgelegene Quartiere beziehen. Der deutsche Bund hatte Holstein in Verwahrung genommen und mußte nun leiden, daß seine Truppen bei Seite geschoben wurden. Alfred schilderte dies in seiner gelassenen Weise, doch sehr bitter. Er glaubte auch jetzt noch nicht an ein gutes Ende.

Mein Vater schrieb mir in dieser Zeit Folgendes: „Unsere Einquartierung verließ uns. Gleich darauf kamen viele Preußen, auch ein preußischer General und in dessen Gefolge Graf Eberhard. Sie blieben nur zwei Tage. Der Capitän war, seit es Ernst wurde, Feuer und Flamme, wieder jung geworden und mit seinem einen Bein immer unterwegs. Er gefiel dem preußischen General, dem er manchen Aufschluß über dieses Land geben konnte, und verschwand, als die Preußen abmarschirt waren. Leute im Dorfe hatten ihn bei Tagesgrauen wegfahren sehen. Er hatte nur die Nachricht hinterlassen, daß er für einige Tage verreise. Seine Frau, wir Alle waren in Besorgniß. Dann meldete ein Brief des Grafen Eberhard, der Capitän sei bei ihm und befinde sich wohl. Die ersten Gefechte der Preußen hatten stattgefunden, am 6. Februar war die Schlei von ihnen überschritten worden. Darauf kam der Capitän wieder. Er hat den Preußen die besten Uebergangsstellen über die Gewässer zeigen wollen und ist scharf im Feuer gewesen. Hätte er nicht Frau und Amt hier, so machte er auf diese Weise gewiß den ganzen Krieg mit."

Meine Mutter schrieb auch vom Grafen Eberhard: „Ich glaube, Adele hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht."

Wie mich dies Alles bewegte!

Die Preußen und Oesterreicher hatten jetzt in einigen scharfen Gefechten die Dänen aus ihren festen Stellungen bis über Flensburg hinaus getrieben. Auf dem Gute des Barons war augenblicklich keine Einquartierung. Wichard und ich begegneten uns in dem Wunsche, diese Ruhe zu einem Besuche bei unseren Angehörigen zu benutzen. Ein kurzer Urlaub wurde uns gern bewilligt.

„Laß uns zu Alfred fahren, er soll mit," sagte Wichard.

„Wenigstens wollen wir ihn zuerst besuchen."

Wir reisten ab, brachten einige Stunden bei den mißvergnügten Kameraden unseres Hauptquartiers in Altona zu und gelangten in der Dämmerung auf der Bahnstation an, von welcher wir noch zwei Meilen bis an unser Ziel hatten. Es schneite. Ein Wagen mit zwei Bänken, über

Digitized by Google

dem ein Verdeck Schutz gegen Wind und Wetter bot, hielt am Bahnhofe. Wir mietheten ihn für Hin- und Rückfahrt und fuhren, in unsere Mäntel gehüllt, weiter. Wir waren müde und schliefen ein. Hundegebell und das schlechte Pflaster der ausgedehnten Ortschaft, in welcher Alfreds Bataillon cantonnirte, rüttelte uns auf. An einigen Häusern brannten Laternen. Wenige Menschen waren auf der Straße. Ich sah zwei Leute von Alfreds Bataillon und rief sie an. Einer führte unseren Wagen nach Alfreds Quartier, wohin der andere vorauslief, um unsere Ankunft zu melden. Alfred war allein in seiner Stube. Die Lampe auf seinem Tische warf ihr Licht auf Bücher, Karten und Zeitungen.

„Ah, meine Freunde!“ rief er aus und streckte uns beide Hände entgegen. „Ihr seid gut! Kommt Ihr vom Gute oder wollt Ihr hin?“

„Wir wollen hin und Du sollst mit,“ antwortete Wichard.

Alfred blickte uns Beiden so warm in die Augen, als wolle er unseren Anblick erst recht voll genießen. Dann sagte er: „Macht es Euch bequem, so gut es diese Behausung gestattet. Wo ist Euer Gepäck?“

„Wohin schicken wir unseren Fuhrmann?“ fragte ich. „Er ist nicht von hier. Er bringt uns morgen wieder an die Bahn. Ist hier ein Gasthaus und können wir da logiren?“

„Ja und ich rathe auch dazu. Zwar würde Frau Harms, meine Wirthin, gern für Euch Rath schaffen; aber Ihr habt es bequemer dort. Ich schicke den Wagen voraus und begleite Euch nachher. In dem Hause findet Ihr auch die Kameraden.“

Als dies besorgt war, sagte er: „Was bringt Ihr Neues von dem Sitze unseres Königs? Erzählt! Meine Seele dürstet in der Wüste.“

„Und Du erquickst Dich mit Negern,“ lachte Wichard, der ein Buch auf dem Tische aufgeschlagen hatte und es jetzt empor hielt. „Welche Passion!“

„Ich interessire mich nun einmal für Afrika,“ entgegnete Alfred etwas verstimmt; aber gleich fuhr er in seinem herzlichen Tone fort: „Du würdest hier auch Deine Gedanken einem ernsten Gegenstande zuwenden. Die Kameraden, die es sich nach treu erfüllter Berufspflicht wohl sein lassen wollen im Ausruhen und die Abende im Gasthause verbringen, bis es Schlafenszeit ist, werden dabei nur verdrießlicher. Ich ziehe mich früh in meine Klause zurück und schlafe nach einigen Unterrichtsstunden, die ich mir selbst in der Geographie und fremden Sprachen ertheile, befriedigt ein.“

Die trauliche Unterhaltung, der wir uns nun hingaben, wurde von Kastor und Pollux unterbrochen. Im Gasthause war unsere Ankunft

Digitized by Google

bekannt geworden, sie kamen uns zu holen. „Wir warten schon auf Euch. Der Oberstlieutenant ist auch noch geblieben, um Euch zu sehen."

Nun gingen wir dorthin.

In der niedrigen, mäßig großen, von Tabak- und Grog-Dunst erfüllten Stube saßen um eine lange Tafel, an der Mittags gespeist wurde, die Kameraden und zwei Einwohner der Ortschaft, Besitzer großer Höfe, bejahrte Männer. Wir machten zunächst dem Oberstlieutenant unser Compliment.

„Setzen Sie sich hierher," sagte er. „Was gibt es Neues in Hannover? Wir sehen hier zu, wie einige Meilen vor uns unsere großmächtlichen Brüder den Dänen den Weg weisen. Richtiger: wir sehen nicht zu, sondern lesen es nachher in den Zeitungen; denn auch das Zusehen ist uns kürzlich versagt. — An diesem Tische sitzen wir Abend für Abend, Ihr fleißiger Freund ausgenommen," setzte er, Alfred freundlich ansehend, hinzu.

„Ach, Herr Oberstlieutenant! Geben Sie ihm Urlaub, damit er morgen mit uns fahren kann," bat nun Wichard.

„Mit dem größten Vergnügen."

Die beiden Hofbesitzer hielten sich bescheiden still. Wenn sie aber zum Gespräch veranlaßt wurden, äußerten sie sich klar und bestimmt. Als die Kameraden ihre kleinen Erlebnisse, artig ausgeschmückt, vortrugen, wobei sich das herzliche Einverständniß zeigte, welches zwischen dem Bataillon und den Quartierwirthen bestand, schmunzelten die beiden Männer vergnüglich und bestätigten zuweilen die Erzählung mit ihrem: „Das soll wohl sein."

Als sie gute Nacht gewünscht hatten und weggegangen waren, sagte der Oberstlieutenant: „Kernige Leute, die Holsteiner! Sie handeln mehr, als sie sprechen."

„Und sind ebenso zuverlässig, wie hartnäckig," setzte Pollux hinzu.

„Langsam, aber kluge Köpfe," meinte ein Anderer.

Da wir nun unter uns waren, mußten Wichard und ich alle Einzelnheiten aus Hannover mittheilen. Mancher Scherz wurde dabei gemacht, auch das Geringste fand aufmerksame Ohren. Dies war ein genußreicher Abend für unsere Kameraden; bis nach Mitternacht blieben wir zusammen.

Als wir am anderen Morgen unseren Wagen bestiegen, von dem der Fuhrmann das Verdeck abgenommen hatte, sagte Alfred: „So sonnenhelle Tage sind selten in meiner meerumschlungenen Heimath." Der Fuhrmann blickte ihn an, machte ein wunderliches Gesicht und nickte zustimmend. Die jüngeren Kameraden umstanden den Wagen und riefen uns Lebewohl nach.

Digitized by Google

Die Sonne schien auf die weißen Fluren und als wir die letzten Häuser hinter uns hatten, sahen wir außer uns kein lebendes Wesen, als die Krähen, die auf den kahlen Zweigen unlustig sich schaukelten. Ich theilte mit dem Fuhrmann die vordere Bank. Es war ein Mann mittleren Alters, von kräftiger Gestalt, mit gutmüthigem Gesicht, und hieß Johannsen. Ich begann ein Gespräch mit ihm. Ob er in dem Städtchen an der Eisenbahn zu Hause sei? fragte ich.

„Da nicht; in dem Dorfe dahinter bin ich zu Hause, doch nicht gebürtig."

„Wo denn gebürtig?"

„Bei Schleswig."

Ob er Schleswig erst vor diesem Kriege verlassen?

„Am Ende des vorigen Krieges."

Jetzt mischte sich Alfred, der zugehört hatte, in das Gespräch: „Dann haben wir es um dieselbe Zeit verlassen." Der Fuhrmann blickte sich nach ihm um, machte das wunderliche Gesicht von vorhin und sprach: „Das war nach der Schlacht bei Idstedt. Da habe ich eine Frau mit ihrem Sohn aus Schleswig weggefahren."

„Wohin?" rief Alfred überrascht.

„Durch Rendsburg nach dem Gute —"

Nun sprang Alfred auf, legte seine Hände auf die Schultern Johannsen's und beide blickten sich aufmerksam beschauend an. Johannsen nahm zuerst wieder das Wort: „Das sind Sie damals gewesen! Mir war es ja gleich so."

Unwillkürlich hatte er die Zügel angezogen, die Pferde standen still. „Laß mich bei ihm sitzen," bat Alfred, und wir wechselten den Platz. Nun theilten die zwei sich ihre Erlebnisse mit.

„Ich bin gar nicht wieder nach Schleswig gefahren", erzählte Johannsen. „Zu den Dänen wollte ich nicht. Vater und Mutter lebten nicht mehr, Wagen und Pferde gehörten mir. Als ich Sie hingebracht hatte, fuhr ich nach Rendsburg. Da war nun der General der Schleswig-Holsteiner Wilhelmsen —"

„Willisen," berichtigte Alfred.

„Ja, und Stutterheim, der bei Idstedt seine Bagage verloren hatte. Der kaufte mir Wagen und Pferde für gutes Geld ab und nahm mich in Dienst."

„Der heißt jetzt General," bemerkte Alfred.

„Ja, er will nun wieder mitspielen. Wenn er wüßte, daß ich hier bin, würde er mich wohl verlangen; aber ich will nicht."

Digitized by Google

„Was nicht?“

„Er will wieder eine schleswig-holsteinische Armee machen; aber an einem Male haben wir genug gehabt.“

Einen Augenblick trat Schweigen ein. Dann fuhr Johannsen, der ganz gesprächig geworden war, in seiner Erzählung fort: „Das war ein vornehmer Herr. Geld kannte er gar nicht, so lange er 'was hatte. Er bezahlte mich gut. Einmal wollte er mir mehrere Goldstücke schenken, die nahm ich aber nicht.“

„Wofür sollten die sein?“

„Das war ein schrecklicher Tag! Sie erinnern sich davon wohl nichts? Da war das Feuerwerks-Laboratorium in Rendsburg in die Luft geflogen. Viele Menschen, Erwachsene und Kinder, kamen dabei um.“

„Ja, ich erinnere mich deutlich, daß davon gesprochen wurde. Sie haben wohl den Unglücklichen geholfen?“

Als der Fuhrmann schweigen wollte, fragte Alfred: „Weshalb nahmen Sie die Goldstücke nicht?“

„Weil ich nichts dafür gethan hatte.“

„Landsmann! Das ist nicht so! Mir können Sie es wohl erzählen.“

„Ich hatte Futter für unsere Pferde geholt und mich auf den Wagen gesetzt, um in den engen Straßen besser fahren zu können. Ich saß oben auf dem Heu. Da kam der furchtbare Knall und mehrere hintereinander. Dann zischte es in der Luft und gleich darauf fiel so eine brennende Bombe in mein Heu und zündete es an. Da kroch ich hin und warf sie von dem Wagen herunter und schlug das Feuer aus.“

„Ging sie denn nicht los?“ rief ich.

„Nein. Nachher hat sie auf dem Pflaster gelegen und der Zünder, oder wie sie das brennende Ding nannten, dabei. Die Kanoniere sagten, er hätte nicht fest genug darin gesessen. — Es war ein schrecklicher Jammer in der Stadt!“

Er schwieg und wir unterbrachen seine trüben Erinnerungen nicht. Er selbst fing wieder an: „Als es nachher ganz vorbei war mit der schleswig-holsteinischen Armee und mein Herr wegreiste, da habe ich mich anders verdungen, bis ich so viel verdient hatte, daß ich wieder einen Wagen und Pferde kaufen konnte.“

„Sie hatten ja das alte Gespann für gutes Geld verkauft,“ warf Alfred ein.

Hierauf erfolgte keine Antwort. Wir waren überzeugt, daß der brave Mensch damit Anderen geholfen hatte.

Digitized by Google

In dieser Unterhaltuug war die Zeit schnell verlaufen. Wir trennten uns von unserem neuen Bekannten mit biederem Handschlag, und Alfred bestellte ihn gleich wieder für die Rückfahrt in sein Cantonnement.

Zum ersten Male sahen wir das Gut im Winterkleide. Die von der Mittagssonne beschienenen Mauern der Kirche hinter den blattlosen Linden waren von der Schneefläche kaum zu unterscheiden. Im Vorgarten des Pastors fehlte die Bank, und in Stroh gehüllt waren die Rosenstöcke an der Hauswand.

Im Schlosse fanden wir nur Wichards Eltern und Schwester, nicht die meinigen. Die Baronin erklärte dies: „Sie und Alfred werden drüben erwartet," und an Letzteren wandte sich Adele: „Clotildens Eltern wollten nicht, daß wir Sie behalten."

„Wir haben uns um Sie gestritten," fügte die Baronin hinzu. „Das nächste Mal wohnen Sie bei uns."

Ehe wir weiter fuhren, wollten wir den Capitän begrüßen. Er erwartete uns vor seiner Hausthür und rief, sobald er uns kommen sah, seine Frau. Beide sahen glücklich aus. Der Capitän war, wie mein Vater geschrieben hatte, jünger geworden.

Als wir nun den Wagen wieder bestiegen hatten und außerhalb des Schloßhofes nach dem Park umbogen, kam Zephirius uns entgegen. Er nahm seine Pelzmütze ab und winkte mit ihr uns seinen Gruß zu. Wir ließen halten und reichten ihm aus dem Wagen die Hand. „Ich wollte Sie doch gleich willkommen heißen," redete er uns an.

„Erkälten Sie sich nicht," sagte ich und veranlaßte den siebenzigjährigen Mann, seinen Kopf zu bedecken.

„Ach," antwortete er lachend. „Seit Ihre Schwester wieder hier ist, habe ich trotz Schnee und Frost Sommer."

Uns mit der neuen Wohnung bekannt zu machen, bereitete meinen Eltern großes Vergnügen. Das Haus war hübsch und behaglich ausgestattet, fast zu groß für die Bedürfnisse seiner Bewohner. Meine Mutter und Clotilde wohnten oben mit der Aussicht über den See nach dem Schlosse, mein Vater unten neben dem Saal an der Terrasse. Andere Zimmer waren schon bei der Einrichtung des Hauses mit Alfred's und meinem Namen bezeichnet worden und wurden jetzt uns angewiesen. Vater hatte einen Wagen und zwei kleine Pferde angeschafft, die Clotildens Lieblinge waren und von ihr selbst, sobald die Jahreszeit es gestatten würde, gefahren werden sollten.

Meine Eltern waren mit ihrer Lage zufrieden. Ihre Einsamkeit war nur scheinbar; denn sie lebten fast täglich mit den Schloßbewohnern und

Digitized by Google

deren Freunden. Mein Vater dachte zwar oft an den Beruf zurück, den er hatte aufgeben müssen, an das Land Hannover und seine Bekannten darin; aber er ließ sich durch diese Gedanken nicht trübe stimmen. Die Arbeiten, mit welchen er sich beschäftigte, brachten ihn darüber hinweg.

Clotilde und Adele hatten sich trotz der Verschiedenheit ihrer Liebhabereien noch inniger befreundet und Zephirius kam bei jedem Wetter, um mit Clotilde Clavier zu spielen; denn dem Orgelspiel in der kalten Kirche mußte sie während des Winters entsagen.

Von diesem Allen hatten wir kaum Kenntniß erhalten, als Adele und Wichard eintraten. Sie waren über den See gekommen, der Bruder hatte die Schwester im Schlitten hergefahren.

Meine liebenden und eifersüchtigen Augen bedurften nicht lange Zeit, um zu erkennen, daß die vier jungen Menschen in der Freude des Wiedersehens ihre Herzen nur mühsam verschlossen. Und ich selbst fühlte schmerzlich, daß Adele mir unvergeßlich lieb sei, während ihr Herz an Alfred hing, dessen treue Liebe zu Clotilde ebensowenig erlöschen werde, wie die, welche Clotilde und Wichard verband. Am meisten beherrschte Alfred sich. Er war gegen beide junge Mädchen gleich aufmerksam und liebenswürdig, er ermuthigte Adele nicht, und Clotilde konnte glauben, daß er sie wie eine Schwester ansehe. Nur ich durchschaute den edelen Mann.

Es war schon dunkel, als meine Mutter daran erinnerte, daß wir im Schloß zu Tisch erwartet würden. „Ihr Beiden," sie meinte Alfred und mich, „findet auf unserem Wagen wohl Platz."

„Wir haben Fackeln und noch ein Paar Schlittschuh in den Schlitten legen lassen," sagte jetzt Wichard. „Zwei von uns bringen Adele im Schlitten über das Eis. Du, Alfred, bist der beste Läufer, dann Du, Ernst. Bringt Ihr Adele nach Haus."

Adele wurde verlegen. Da fiel mir ein, daß von mir noch ein Paar Schlittschuh vorhanden sein müßten. Unser Bedienter trug sie nach dem Schlitten. Nun begleiteten wir drei jungen Männer Adele durch den Garten nach dem Landungsplatz am See. Der Himmel war klar, die Sterne funkelten und flimmerten.

Wir schnallten die Schlittschuh an, der Diener setzte zwei Fackeln in Brand, Adele nahm in dem Schlitten Platz.

„Zeig' Du die Richtung, Wichard," sagte sie. „Wollen Sie mich fahren, Ernst?"

Wichard und Alfred ergriffen die Fackeln und liefen voran. Aber bald wich Alfred weit ab; wir sahen ihn einen Feuerschein in großen und

Digitized by Google

kleinen Kreisen, bald vor- bald rückwärts in langen Bogen ziehen, bis er wieder zu dem Schlitten kam.

„Wollen Sie Ernst ablösen?“ fragte Adele.

Mich verdroß dies, doch übergab ich ihm den Schlitten und nahm seine Fackel. Dann hörte ich noch Adele sprechen: „Sie können überall fahren.“ Er war mit ihr in der Dunkelheit verschwunden. Ich blieb stehen und hörte das Geräusch des Schlittens weit seitwärts. Nun kam er näher, entfernte sich wieder, bis ich Nichts mehr hörte. Vor mir sah ich Wichard's Fackelschein, dem ich folgte. Als ich ihn an der anderen Landungsstelle erreichte, kam auch der Schlitten. „Das ging schnell,“ sagte Adele, als sie ausgestiegen war. Darauf schritt sie an Alfred's Seite zwischen uns Fackelträgern nach dem Schlosse.

Sie wollte sich nun selbst im Schlittschuhlaufen, welches sie bis dahin wenig geübt hatte, vervollkommnen. Da aber Clotilde an diesem Vergnügen nicht theilnehmen durfte, so beschränkte dasselbe sich auf die Wege, welche Adele mit uns zwischen den beiden Behausungen über das Eis einige Male zu machen Gelegenheit fand. Oft kam es hierzu nicht, weil Wichard lieber bei Clotilde blieb und Alfred, welcher die Gesellschaft des Capitäns der unsrigen vorzuziehen schien, nicht immer zu finden war.

Der Vormasch der preußischen Truppen war im Sundewitt vor der starken Position der Düppeler Höhen, welche durch die dänischen Verschanzungen einen festungsartigen Charakter erhalten hatte, zum Stillstand gekommen. Die Oesterreicher marschirten nach Jütland. In den allgemeinen Zügen glich der Verlauf dieses Krieges bis jetzt dem von 1848. Den alten Capitän beschäftigten die Ereignisse auf das Lebhafteste. Die Sorge, daß es diesmal nicht besser gehen werde als damals, beunruhigte ihn. „Es hilft nichts,“ rief er aus, „daß wir an der Küste entlang laufen und auf das Meer blicken. Die Dänen schicken mittelst ihrer Flotte Truppen zwischen den Inseln je nach Bedarf hin und her und landen, wenn wir uns irgendwo geschwächt haben. Das war schon 1848 so, und seitdem hat Deutschland dagegen fast nichts gethan. Daran hat die Kleinstaaterei schuld. Und ich sage Ihnen, Ernst, wenn der Herzog von Augustenburg, wie Ihr Vater behauptet, rechtmäßiger Herr dieses Landes würde, es wird nicht besser, so lange nicht eine Großmacht hier gebietet.“

Er wäre gern nach dem Sundewitt gefahren, wo er Weg und Steg kannte, der Graf Eberhard hatte ihm ein für allemal gute Aufnahme zugesichert; aber Frau Charlotte widersetzte sich.

Digitized by Google

Eines Abends führte Alfreds Erzählung von seiner Begegnung mit dem Fuhrmann Johannsen auf den General von Stutterheim und das augustenburgsche Truppencorps, welches dieser bilden wollte. Der Baron tadelte dies Unternehmen: „Es ist ein kostspieliges Abenteuer und kann mehr schaden, als nutzen. Solche Truppen verschaffen dem Herzog das Land nicht. Ich bedauere, daß er sich darauf eingelassen hat."

„Und am Wenigsten war Stutterheim der Mann dazu," sprach hierauf der Capitän. „Seine wechselnden Schicksale sind in unseren Tagen zwar selten, aber deshalb allein nicht vertrauenerweckend. Ich habe ihn 1848 kennen gelernt. Er trug einen großen spanischen Orden, den er im Karlisten-kriege erhalten hatte."

Daß Stutterheim Alfred werben wollte, kam nicht zur Sprache.

So verstrichen diese Tage; sie änderten und klärten Nichts in unseren Empfindungen, in unseren Verhältnissen. Wichard schien von seinen Eltern hinsichtlich Clotildens ermahnt worden zu sein; denn er versuchte ein vor-sichtigeres Benehmen gegen sie, jedoch ohne langen Erfolg. Er kämpfte mit sich. Noch hatte kein gesprochenes Wort seiner Liebe Ausdruck gegeben.

Nur Alfred war zu einer Entsagung gelangt; und dennoch blieb sein Benehmen dasselbe, und sein Gemüth ließ der Freundschaft, die ihn mit Wichard verband, nicht entgelten, daß dieser ihm sein Theuerstes nahm. An seinem Beispiele suchte ich mich zu stärken. Ich durfte ihm nicht darum zürnen, daß er, nicht ich, Adelens Liebe hatte. Waren wir doch Alle unschuldig.

Nach diesem Besuche in Holstein verliefen die nächsten Monate für uns in Hannover ohne besondere Ereignisse. Wichard war nachdenklich geworden und verschwiegener gegen mich als früher. Wenn er mir aus den Briefen seiner Eltern Mittheilungen machen wollte, überschlug er längere Stellen als sonst. Indeß kehrte sein Frohsinn, der ihm so wohl anstand, nach und nach zurück.

Unserem alten Freunde, dem Capitän, war die Pause in dem Erfolge der preußischen Waffen endlich zu lang geworden. Seine Frau hatte ihn nicht mehr halten können, er war nach Gravenstein gefahren, wo sich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl von Preußen befand. Dort bereitete man um diese Zeit in größter Heimlichkeit einen Uebergang über den Alsfund vor. Die hierzu erforderlichen Schiffe und Boote mußten über Land transportirt werden; ihre Herbeischaffung, ohne deren Geheim-haltung das Unternehmen nicht gelingen konnte, erforderte die größte Umsicht. Da kam des Capitäns Rath zur rechten Zeit. Er kannte Land

Digitized by Google

und Leute und half mit sachverständigem Urtheil. Aber dem auf das Beste vorbereiteten Wagniß, welches in der Nacht vom 2. zum 3. April ausgeführt werden sollte, war der Himmel nicht günstig. Ein Sturm versetzte den Meeresarm in eine Unruhe, welchem die flachen Boote nicht ausgesetzt werden durften. Die einzelnen Truppenabtheilungen, die in den Fahrzeugen über das Wasser gebracht werden sollten, konnten sich am jenseitigen Ufer nur behaupten, wenn die Dänen überrascht wurden. Daß dies geschehe, war nach jener Störung nicht mehr zu erwarten. Das Unternehmen mußte deshalb aufgegeben werden, und es blieb nur die langwierige, förmliche Belagerung der Düppeler Schanzen übrig. Nun kehrte der Capitän in verdrießlichster Laune nach Hause zurück.

Die Oesterreicher waren in Jütland eingerückt. Die von den Dänen zu einem weitläufigen verschanzten Lager ausgebaute Festung Fridericia, zu deren Vertheidigung ihre eigenen Truppen nicht ausreichten und fremde Hilfe nicht kam, fiel nach kurzer Beschießung in die Hände der Oesterreicher, bei welchen nun größere militärische Ereignisse kaum noch zu erwarten waren.

Dagegen ließ sich die Belagerung der Düppeler Schanzen zu einem hartnäckigen Kampfe an, und viele unserer Officiere, die noch keinen Krieg gesehen hatten, wünschten derselben beizuwohnen. Hier lag die Möglichkeit, selbst Erfahrungen zu machen, nahe. Unser König wollte jedoch seinen Officieren den Besuch des preußischen Kriegsschauplatzes nicht gestatten.

Nach hartem Ringen erstürmten die Preußen am 18. April die Düppeler Schanzen und vertrieben die Dänen von dem Festlande. Diese erste größere Waffenthat nach langem Frieden, nach mancher politischen Demüthigung rief in Preußen Jubel hervor, und alle Deutschen freuten sich des seit Wochen erhofften Sieges. Der König von Preußen stellte die Leistung seiner braven Truppen sehr hoch und ehrte sie in auszeichnender Weise.

Nun ruhten auch dort die Waffen, und leider erst jetzt wurde unseren Officieren nicht mehr verweigert, die Stätte jener lehrreichen Kämpfe zu besuchen. Im Juni konnten Wichard und ich Urlaub bekommen. Wir beschlossen, nach dem Sundewitt und dann zu unseren Eltern zu fahren. Auf Alfred's Begleitung mußten wir verzichten; er lehnte unsere Aufforderung dazu ab.

Mein lange gehegter Wunsch, preußische Truppen kennen zu lernen, ging jetzt in Erfüllung. Freilich sahen wir sie nicht in kriegerischer Thätigkeit, denn es war Waffenstillstand, jedoch in kriegsmäßiger Aus-

Digitized by Google

rüstung und Verfassung. Wir begaben uns ohne Aufenthalt nach Gravenstein, wo wir den Grafen Eberhard, auf dessen Unterstützung wir gerechnet hatten, leider nicht trafen; er war beurlaubt. Einige andere Officiere des preußischen Hauptquartiers nahmen uns, als wir unsere Bekanntschaft mit ihm geltend machten, höflich auf, und als unsere Verbindungen mit dem Gute in Holstein bekannt wurden, erwies man uns gern Gefälligkeiten und versah uns mit den Empfehlungen, deren wir bedurften, um in die preußischen Positionen eingelassen zu werden und daselbst die gewünschten Belehrungen zu erhalten.

Trotzdem die Truppen zu ihrer Erholung, welche der Waffenstillstand gestattete, in bequemere Quartiere vertheilt waren, begegneten wir, weiter fahrend, immer mehr preußischen Soldaten. Uebrigens erinnerte die Landschaft nicht gleich an die mühsame, entbehrungsvolle und blutige Kriegsarbeit, die in Schnee und Eis begonnen hatte und bei deren Beendigung der Frühling in diese Gegend kaum eingezogen war. Jetzt grünte und blühte das schöne Land. Die Buchen, ein Schmuck der Küste, standen im frischesten Laube.

Im Dorfe Nübel meldeten wir uns bei dem commandirenden Officier. Er gab uns zwei Kameraden unseres Alters als Führer mit. Noch eine Strecke lang konnten wir den Wagen benutzen. Unsere Begleiter erklärten uns ihren Dienst auf das Genaueste, sie sprachen von den Beschwerden des Winterfeldzugs, von den Erfolgen ihrer Truppen in schlichter Weise. Sie waren bescheidene junge Männer, tüchtig in ihrem Beruf. Ihr Herz und Geist schien im Vertrauen auf ihren König und ihre Vorgesetzten an der Erfüllung ihrer Pflicht Genüge zu finden.

Auf den engen, von dem dichten Buschwerk der Knicks begrenzten Fahrwegen, die hier Redder heißen, kamen wir in das Terrain, welches im Bereich der dänischen Kanonen gelegen hatte. Erste Spuren des Kampfes waren die Ortschaften in Schutt und Asche. Man sah wenig Einwohner; die meisten waren vor den Schrecken des Krieges von Haus und Hof geflohen. Die Ueberbleibsel des Lagerstrohs hinter den Knicks zeigten die Stellen an, wo Preußen bivouakirt hatten. Die Felder waren unbestellt und auf den fetten Weiden fehlten die Heerden. Ab und an einzelne Grabhügel mit einem einfachen Holzkreuz.

Nun verließen wir den Wagen, stiegen die Höhen, die sich im Sundewitt wie erstarrte Meereswellen an einander schließen, hinauf und hinab, durchwanderten die zum Theil schon verschütteten Laufgräben und erreichten, bergan schreitend, die eroberten Schanzen.

Digitized by Google

Hier trat die Zerstörung, welche die gezogenen Kanonen der Preußen bewirkt hatten, auch jetzt noch höchst überraschend hervor. Die Brustwehren niedergeworfen, schwere Steinmassen umher geschleudert; da war kaum ein Fleck im Innern der Schanze, den nicht das tödtende Eisen und Blei erreicht hätte. Und wo die Vertheidiger sich auf den Wällen oder außerhalb der nicht mehr sichernden Werke zeigten, gesellte sich den preußischen Geschützen das schnell schießende Zündnadelgewehr zu ihrem Verderben.

Nun gingen wir an zahlreichen Soldaten-Gräbern vorbei auf den höchsten Punkt des Düppelberges. Schweigend versenkten wir uns dort eine Weile in den Genuß des herrlichen Rundblickes. Auf dem im Sonnenglanz unbewegt liegenden Meer kein Schiff. Um uns, wo vor wenig Wochen Tag und Nacht die Feuerwaffen gelärmt hatten, vollkommene Stille. Friedlich erschien das Land hinter uns und jenseits des schmalen Sundes das viel begehrte und gepriesene Eiland Alsen.

Der eine unserer gefälligen Führer nahm das Wort: „Dort links, wo der Sund sich zur Föhrde ausbreitet, sehen Sie in der Insel die Bucht. Darin liegt jetzt, neben seinen kleineren Genossen, den Kanonenbooten, der Rolf Krake, das dänische Panzerschiff, welches wir während der Belagerung mehr zu unserem Vergnügen, als zu seinem Vortheil kennen lernten."

„Diese Meeresbucht rechts," erklärte der andere, „ist der Wenningbond, und drüben der Küstenrand mit dem steilen gelben Absturz heißt Gammelmark. Von da schossen unsere Kanonen Sonderburg in Brand."

Eine erstaunliche Entfernung! die Sonderburger sind aus der Sicherheit, welcher sie sich hingaben, in furchtbarer Weise aufgeschreckt worden.

Wir gingen nach dem Sunde hinab und gelangten in den vormaligen Brückenkopf, das dänische Schutzwerk vor der jetzt abgebrochenen Schiffbrücke, welche das Festland mit Alsen verband. Einige hundert Schritte vor uns lagen die Straßen Sonderburgs, in denen wir keinen Menschen erblickten. Das häßliche Schloß am Strande und mehrere andere Gebäude waren zerschossen und ausgebrannt. Die Verschanzungen, welche an dem hohen Ufer des Sundes in zwei, auch drei Reihen über einander aufgeworfen waren und über deren Wällen Kanonen hervorragten und zuweilen eine dänische Schildwache uns betrachtete, zeigten, daß die Dänen sich zur Vertheidigung mit der anstrengendsten Arbeit vorbereitet hatten.

Auch die Preußen hatten ihren Strand zur Begegnung feindlicher Maßregeln eingerichtet, einige neue Brustwehren aufgeworfen und mit

Digitized by Google

ihren gezogenen Kanonen besetzt. Letztere mußten, meines Erachtens, die dänischen Geschütze bald zum Schweigen bringen, wenn es hier noch einmal zum Kampfe kommen sollte.

An diesen Werken längs des Sundes vorbei, kehrten wir nach unserem Wagen zurück.

Alle Anordnungen der Preußen hatten auf mich den Eindruck vollkommener Zweckmäßigkeit, das Benehmen ihrer Mannschaften den einer äußerst kriegsmäßigen Ausbildung gemacht.

Es war Abend, als wir nach Flensburg gelangten, wo im Hotel ein großer Kreis preußischer Officiere verschiedener Regimenter versammelt war. Sie hießen uns freundlich willkommen und luden uns ein, an ihrer Gesellschaft theilzunehmen. In ihrer zwanglosen Unterhaltung kam manches Bemerkenswerthe vor. Die Erfolge der preußischen Waffen hatten ihr Soldatenherz erfrischt; aber sie waren in ihrer Siegesfreude keineswegs ruhmredig, im Gegentheil besorgt, nicht zu viel zu sagen oder gar sich zu überheben. Das steife, aus immer regem Dienstgefühl entspringende Wesen, welches die verschiedenen Rangstufen der preußischen Officiere, mehr als wir es gewohnt waren, von einander sondert, war in dem freieren Zustande des Kriegslebens verschwunden. Um diesen Tisch hatten sie sich an einander geschlossen, wie es der Zufall fügte. Daß auf unsere Armee die Rede kam, konnte nicht ausbleiben, und wenn unsere Einrichtungen ihnen auch nicht wichtig erschienen, so entbehrten die wenigen Worte doch der schicklichen Achtung nicht, und Jeder war so tactvoll, die trübe Lage, in welcher meine Landsleute in Holstein sich befanden, mit keinem Worte zu erwähnen. Dagegen konnten sie Aeußerungen nicht ganz unterdrücken, welche Eifersucht auf die österreichischen Kriegsgefährten und Abneigung gegen dies Bündniß verriethen. Ob nach dem Waffenstillstand, welcher zu Ende ging, der Krieg wieder ausbrechen und was alsdann geschehen werde, gelangte nicht zur eingehenden Besprechung, trotzdem die Truppen wieder mehr zusammengezogen werden sollten, was auf bevorstehende Operationen hinzuweisen schien. Schon morgen sollten die Märsche beginnen. Man bedauerte, daß der Versuch, den Alssund zu überschreiten, gescheitert war. Jetzt hatten die Dänen sich vorgesehen; sie bewachten die Küste längs der engen Strecke des Sundes, wo allein nach jener Erfahrung eine Wiederholung des dreisten Unternehmens zu erwarten war. Von der Zukunft der Herzogthümer und von Politik überhaupt war gar nicht die Rede. Gern aber gab man uns auf alle Fragen ausführlich

Digitized by Google

Antwort, welche die preußische Armee betrafen. Ihrem Berufe gehörte das Denken dieser Männer; den Aussichten, welche er ihnen bot, ihr Hoffen.

Am anderen Morgen drängte Wichard zur Abreise, obgleich wir unsere Ankunft auf dem Gute erst für den folgenden Tag angekündigt hatten. Um so mehr beharrte ich darauf, diesen Tag in Flensburg zu bleiben, damit wir den Ab- und Durchmarsch der Truppen, die nordwärts zogen, sähen. Und als nun die Bataillone, Schwadronen und Batterien in ihrer kriegsmäßigen Ausrüstung nach dem Tacte der Musik oder der Lieder, welche die Mannschaft sang, hinaus marschirten, da schlug auch Wichard das Herz, und er rief: „Ich möchte mit!“ Aber das war unmöglich. Wir waren nicht befugt, an kriegerischen Ereignissen theilzunehmen. Auch lagen noch zwei Tage zwischen heute und dem Ende des Waffenstillstandes, und ob alsdann die Feindseligkeiten, auf die man sich gefaßt machen mußte, wirklich wieder ausbrächen, vermochte Niemand zu sagen.

Als wir später am Hafen spazieren gingen, kam ein Johanniterritter auf uns zu und begrüßte Wichard. Er war in Hannover und auch in Preußen begütert und hatte Wichard kennen gelernt, als dieser bei seinem Regimente in Nordheim war. Er kam soeben aus dem Lazareth, welches sein Orden in Flensburg eingerichtet hatte, und lud uns ein, den Abend mit ihm zu verleben.

Er war ein wohldenkender Herr, der seine Johanniterpflichten ernst nahm, und die Mängel der Ordenshilfe, welche sich bei dieser ihrer ersten Kriegsthätigkeit herausstellten, als lehrreiche Erfahrungen benutzt zu sehen hoffte. „Denn leider muß ich glauben,“ sagte er, „daß diesem Kriege andere folgen werden. Ich bin zwischen den Preußen und Oesterreichern hin und her gefahren, und es hat mir nicht entgehen können, daß die augenblickliche Waffenbrüderschaft nur eine Tünche über einen tiefen Riß ist.“

Er war kein blinder Verehrer der Preußen, denn er tadelte sie einige Male scharf. Er war aber ein Freund der Ordnung und Disciplin, und daß diese als oberste Regel bei den Preußen unwandelbar aufrecht erhalten wurde, hatte ihm sehr gefallen. „Die Befehle führen sie mit höchster Energie aus,“ sagte er. „Ich gestehe, oft vielleicht unnöthig rücksichtslos; aber damit kommen sie zum Ziele. Schneidig! Wer keinen „Schneid“ hat, ist unbrauchbar. Daß die preußische Politik nicht auch schneidig ist, liegt daran, daß Preußen nicht allein agirt. Die Politik der beiden Mächte in diesem Lande ist so unsicher, wie ihre Freundschaft; sie wissen anscheinend noch nicht, was sie wollen. Ihre Commissäre traten gegen die hiesigen Dänen anfangs entschieden auf, jetzt werden die Dänen mitunter in ganz

Digitized by Google

unberechtigter Weise geschont. Es ist deshalb begreiflich, daß die deutschen Einwohner nach ihren herben Erfahrungen der vorigen Kriege argwöhnisch geworden sind und kein Vertrauen zu uns haben. Was sie für die Zukunft wünschen sollen, wissen sie nicht, außer dem Einen: von Dänemark loszukommen. Hier in Flensburg und weiter nördlich fürchten sie, daß wir sie abermals an Dänemark ausliefern, welches sie darauf für immer als „Süd-Jüten" incorporiren würde."

„Kann es jetzt noch bezweifelt werden, daß Schleswig-Holstein ein selbständiger deutscher Bundesstaat wird?" rief Wichard aus.

Der Johanniter antwortete: „Mir scheint, daß wir davon noch weit entfernt sind. Wer soll Schleswig-Holstein haben? Oesterreich oder Preußen oder der Augustenburger, der von den Liberalen proclamirt wird und gerade im Herzogthum Schleswig, wo der Familie festeste Wurzeln sein müßten, am wenigsten Anhänger hat?"

Da wir hierauf nichts erwiderten, fuhr er fort: „Die liberalen Fürsprecher schaden dem Herzoge; denn der Liberalismus und Parlamentarismus ist in Oesterreich nicht beliebt und in Preußen mit der Regierung im ärgsten Conflict. Und wenn auch die Augustenburger das meiste Anrecht auf das Land haben, was ich glaube, es geschieht nun einmal in der Welt leider nicht immer, was Recht ist."

16.

Als ich Wichard's Eltern und Adele wiedersah, wurde ich in meiner Vermuthung bestärkt, daß sich hier Manches verändert habe. Der Herzlichkeit unseres Empfanges war etwas Befangenheit beigemischt. Die Art, wie der Baron, zwischen dessen Augen sich zwei kleine Falten gebildet hatten, die seinen Blick tiefer und dunkler machten, dem Sohne die Hand reichte; wie die Baronin ihn, fast zärtlicher als sonst, an ihre Herz drückte, wies darauf hin, daß zwischen dem vorigen und diesem Wiedersehen Bedeutendes liege. Auch Adelens Art, den Bruder und mich zu begrüßen, war anders als sonst, liebevoller gegen uns beide, gegen Wichard theilnehmend und gleich darauf gegen mich auffallend zurückhaltend.

Der Capitän war mit dem Grafen Eberhard, welcher mehrere Tage seines Urlaubs als Gast im Schlosse verweilt hatte, abgereist. Man beruhigte Frau Charlotte mit der Thatsache, daß Waffenstillstand, ihr Mann also keiner Kriegsgefahr ausgesetzt sei; aber sie wußte nicht, wann er zurückkehre, nicht einmal, wo er war.

Digitized by Google

Als die ersten Mittheilungen ausgetauscht waren, mußte ich weiter nach dem Hause meiner Eltern, wohin Wichard mich gern begleitet hätte; indeß, es war schon Abend, und ich fuhr allein zu den Meinigen.

Trotz der späten Tagesstunde schien Clotilde ihn erwartet zu haben. Ihre Sorgsamkeit für mich, ihre Beflissenheit bei der Anordnung des Abendtisches hatte etwas Unruhiges, ihre gewohnte Umsicht ließ sie einige Male im Stich, sie war zerstreut und vergeblich bemüht, ihr Hoffen und Fürchten zurückzudrängen.

Als sie uns gute Nacht gesagt hatte und bald darauf auch Vater in seine Zimmer gegangen war, wollte meine Mutter mit mir noch ein Gespräch führen.

„Clotilde verläßt uns für eine Woche," so fing sie an. „Schon lange hat Bertha von Eichborn sie eingeladen. Wir haben nur gewartet, daß sie Dich noch sehe. Morgen früh kommen Eichborn's, und übermorgen nehmen sie Clotilde mit."

Ich erwartete nun, daß meine Mutter von Wichard sprechen würde; denn um seinetwillen wurde Clotilde fortgeschickt. Sie verstand meinen fragenden Blick wohl, schien aber unser früheres Gespräch über Beider gegenseitige Zuneigung nicht erneuern zu wollen; denn sie ging schnell zu einem anderen Gegenstand über.

„Wie hast Du Deinen Vater gefunden?"

„Er sieht vortrefflich aus."

„Heute Abend belebte ihn die Freude, Dich zu sehen. Aber der Mangel des Amts beginnt jetzt, sich fühlbar zu machen. Achtundfünfzig Jahre ist zu früh für den Mann, ohne Beruf zu sein. Dein Vater ist immer beschäftigt, aber nicht befriedigt. Er hat Sehnsucht nach Hannover. Das bleibt das Land seines Herzens — und seines Schmerzes! Er wechselt viele Briefe dahin, fragt die Freunde nach diesem und jenem Geschäfte, wird von ihnen um Rath gebeten und hat nur immer neuen Kummer. — Wenn hier erst der Herzog Friedrich regiert, tritt Dein Vater hoffentlich in den Dienst dieses Landes. Da gäbe es zu schaffen! Er erhielte für seine Kraft das richtige Arbeitsfeld! Die Anhänger des Herzogs rechnen auf ihn."

Meine Mutter legte ihre Sachen zusammen, wie sie zu thun pflegte, wenn sie zu Bett gehen wollte. Da sagte ich: „Mir schien der Baron etwas gealtert zu sein."

„Er hat auch Sorgen. Das Schicksal des Landes und die Zukunft der Kinder beschäftigen ihn."

„Die Kinder machen ihm Freude," unterbrach ich sie.

Digitized by Google

„Friedrich ist nicht wieder zum Besuch hierher gekommen. Jetzt ist er schon lange bei dem Onkel in Wien. Er hat nur katholische Freunde und will den Winter in Rom zubringen. Das ist doch Alles bedenklich! Und der Baron kann nicht zu ihm reisen, weil er unter den jetzigen Umständen Holstein nicht verlassen will."

„Hat er sich mit Christian's Eintritt in den preußischen Dienst ausgesöhnt?"

„Vollkommen. Preußenfeindlich ist er nicht mehr. Er meint jetzt, daß nur Preußen Deutschland vorwärts bringen kann. — Christian wird sehr gelobt. Auch Friedrich ist bei seinen Sonderbarkeiten ein rechtlicher Mensch. Und Adele kann niemals etwas thun, was unrecht ist. Das sind Fügungen —"

„Adele?" rief ich. „Adele ist die tägliche Freude des Hauses."

„Das ist sie; aber ich fürchte, Ernst, nicht mehr ungetrübt. Ich glaube, daß die Eltern ihre Verbindung mit dem Grafen Eberhard gern sähen. Das wäre eine passende Partie und er ist ein braver Mann. Mir spricht er zu viel, das ist ja wohl preußisch? Uebrigens ist er liebenswürdig. Daß er Adele zu heirathen wünschte, bezweifle ich jetzt gar nicht mehr. Weshalb kam er neulich? Geschäfte mit dem Capitän? Was sollte das sein? Hier konnten die beiden ja nichts ausrichten. Und der Graf bemühte sich ganz offen um Adele. Sie zeigte ihm dagegen neben der feinsten Höflichkeit Eiseskälte. — Nun müssen wir aber endlich zu Bette gehen. Unser Besuch morgen kommt früh."

So schnitt meine Mutter diese Unterredung ab. Von Friedrich, Christian und Adele hatte sie gesprochen, von Wichard wollte sie nicht sprechen, und was sie von Adele sagte, beschäftigte mich noch lange.

Am folgenden Tage nahmen die Gäste uns in Anspruch. Clotilde konnte kaum Ruhe finden, sie zitterte leise bei jedem Geräusch, bis die Schloßbewohner kamen und sie Wichard gesehen hatte. Vater und seine Freunde waren meistens im politischen Gespräch; heute war der letzte Tag des Waffenstillstandes, welcher nicht zum Frieden geführt hatte. Man sah nicht ein, wie durch neue Feindseligkeiten die politische Entscheidung gefördert werden könnte; die preußischen und österreichischen Truppen hatten das Festland besetzt, und weitere Fortschritte verbot das Meer.

Die Baronin und meine Mutter widmeten sich den älteren Damen, von denen Frau Charlotte heute die meiste Theilnahme verdiente; denn sie wollte gefaßt erscheinen, während man doch sah, mit welcher Angst sie an ihren Mann dachte.

Digitized by Google

So war jeder in gewisser Weise gebunden. Bertha schien durch Wichard an Christian lebhaft erinnert zu werden. Nur Adele war unbefangen, und mich machte meine unerwiderte Neigung zu ihr, die Sorge um meine Schwester und die Freundschaft scharfsichtig. Bald nahm ich wahr, daß Wichard sich vergeblich bemühte, mit Clotilde allein zu sein, daß diese mehrere Male erröthete und erblaßte.

Als gegen Abend die Schatten der Bäume auf dem See lagen, die Luft nach einem heißen Tage noch immer nicht kühl wurde, forderte Adele uns zu einer Bootsfahrt auf. Zwei Boote lagen bereit, ich sollte das eine, Wichard das andere rudern; in ersteres stieg Adele, in das zweite Clotilde mit Bertha. Als wir abgefahren waren, steuerte Adele eine andere Richtung, ich ruderte stärker und bald waren die Boote weit auseinander.

„Ziehen Sie die Ruder ein," sagte sie jetzt. „Wir sprechen dann ruhiger. Sie wissen so gut wie ich, was in Clotilde und Wichard vorgeht. Weshalb sollten wir darüber nicht sprechen? Die Beiden werden sich verloben, ob jetzt, ob später. Und ich freue mich darüber, denn sie können nicht ohne einander leben. Wenn die Liebe so mächtig geworden ist, so läßt sie den Menschen nicht mehr los."

Ich sah ihr betroffen in die Augen, die sie nicht von mir wandte, während sie fortfuhr: „Wenigstens fürchte ich, daß dem so ist. Wie beklagenswerth ist dann der Eine, wenn der Andere ihn nicht ebenso glühend liebt. Da möchte ich warnen zur rechten Zeit: Bezwinge diese Neigung, laß die Knospe nicht wachsen, denn sie würde dahin welken —"

Traurig senkte sie den Blick. Ich ergriff die Ruder und setzte das Boot in Bewegung. Da sah sie mich wieder, jetzt warm und herzlich an und sprach: „Die Gegenliebe, dies glückliche Loos, gewinnen wohl oft die Besten nicht."

Nun schwieg sie. Ich wollte ihr etwas sagen, aber mir fehlten die rechten Worte. Man hörte nichts als die Ruderschläge und aus dem anderen Boote Bertha's fröhliche Stimme. Ich trachtete, es wieder zu erreichen, und wir landeten zusammen.

In später Stunde erst war ich allein und konnte mich meinem Weh überlassen. Adele wollte mich warnen. War es nicht zu spät? Sich selbst hatte sie nicht früh genug gewarnt, die Arme! So fest wie sie an Alfred, so fest hing dieser an Clotilde. — Ich blickte aus dem offenen Fenster auf die dunklen Bäume und Gebüsche, darin die Nachtigallen ihre Liebeslieder sangen. Ach, warum hat dieses Alles gerade so werden müssen,

Digitized by Google

weßhalb muß die Geliebte meiner Seele, weßhalb mein liebster Freund so leiden? Und ich selbst, ich soll Adele aufgeben um seinetwillen, der sie verschmäht?

Diese Gedanken verfolgten sich in meinem Kopfe, kamen immer wieder auf demselben Punkt zusammen und eilten auseinander, um den gleichen Kreislauf von Neuem zu beginnen. Fast gedankenlos legte ich mich zu einem unruhigen Schlafe nieder.

Da wachte ich auf. Es war werdender Tag. Durch das offen gebliebene Fenster wehte ein kühler Nordwind auf mein Lager und nun ein dumpfes kurzes Zittern der Luft — und noch eines — und wieder. — Das sind ferne Schüsse! Ich sprang auf und legte mich in das Fenster. Nicht viel deutlicher hörte ich, aber mit mehr Bewußtsein, es waren entfernte Kanonenschüsse. Sie klangen weit her, es mußte von Alsen sein. Hatte man sie doch bei solchem Winde über das Meer bis hierher hallen hören, als noch die Belagerung war. Der Krieg ist wieder ausgebrochen!

In wenig Minuten war ich gekleidet. Im Hause war noch Alles still. Ich lief hinaus. Ich will zu Wichard. Ich erreiche das Schloß und die Seitenthür, welche nach seiner Wohnung führt. Sie ist offen, ich trete ein. Seine Zimmer sind leer; auch ihn wird das Schießen hinaus getrieben haben.

Als ich aus jener Pforte wieder in's Freie kam, fielen mir frische Fußspuren in dem thaufeuchten Grase auf. Wichard hatte den geradesten Weg darüber hin nach unserem Hause genommen; auf seinem Pfade lief ich zurück.

Er führte in unseren Garten, an der Bank vorbei, welche in den Zweigen einer Esche versteckt war. Da ist es mir, als höre ich leise Stimmen. Ich biege die Zweige zurück und sehe zwei Menschen neben einander stehen. — „Wichard! Clotilde!“ rief ich erschrocken und kaum hörbar. Wichard eilte auf mich zu und umarmte mich. „Sei nicht böse, Ernst! Sie ist meine Braut. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie fragen, ehe sie wegreist.“

„Das ist nicht recht von Euch,“ sagte ich vorwurfsvoll. „Wie konntest Du hierher kommen, Clotilde, so heimlich!“

„Ach, Ernst! Ich weiß selbst nicht, wie das zugegangen ist. Ich erwartete ihn nicht. Und doch, ich erwartete ihn; aber er hatte mir Nichts gesagt.“

„Hast Du recht gehandelt, Wichard?“ wendete ich mich jetzt ihm zu.

Digitized by Google

„Ich habe es," antwortete er. Er hatte mich losgelassen und Clotilde, die Glückliche, mit seinen Armen umfangen. „Ich bin mit meinen Eltern eins."

Beruhigter sagte ich: „Aber die meinigen wissen von Nichts."

„Sie willigen ein, ich weiß es. Ich weiß es von meiner Mutter. Es ist Alles gut, Ernst. Ich habe jetzt Clotilde. Das war das Einzige, was noch fehlte. Nun mag Clotilde mit Bertha reisen, ich habe sie. Indessen ordne ich Alles, wenn sie fort sind, noch heute."

„Das mußt Du, Wichard!" betonte ich. „Nun laßt mich Ueberraschten Euch herzlich beglückwünschen! — Aber jetzt trennt Euch, bevor die Anderen erwachen."

„Ja!" sagte Wichard. „Geh' hinein, Clotilde. Du bist mein! Das ist Glück genug für heute."

„Geh' hinein," wiederholte ich. „Du hörst bald von Wichard."

Noch einen seligen Blick warf sie auf den Geliebten und ging in das Haus.

„Ich war schon in Deiner Wohnung, Wichard," sagte ich, als wir Beide allein waren. „Hörtest Du Nichts?"

Er hatte keine Ahnung von dem, was mich aus dem Hause getrieben hatte. Ich führte ihn an einen freieren Platz. „Sei still und horche."

„Das sind Schüsse!" rief er.

„Gewiß! Und von Alsen her. Ich möchte an die Eisenbahn fahren, um gleich die Telegramme zu erfahren, wenn welche kommen."

„Ich auch. Ich will anspannen lassen."

Als wir in den Wagen stiegen, kam der Inspector heran. Er versprach, Wichard's und meine Eltern wissen zu lassen, weshalb wir wegfuhren. Ich freute mich über die Besonnenheit und Herzensgüte, die Wichard auch in seiner augenblicklichen Aufregung bewies, indem er dem Inspector nachrief: „Aber, bitte, sorgen Sie dafür, daß Frau Charlotte Nichts erfährt."

Unterwegs schüttete nun Wichard mir seine Geheimnisse aus. Wie lange er Clotilde geliebt, wie lange er an ihrer Gegenliebe gezweifelt habe, daß Adele ihm zuerst Muth gemacht. Daß er mit seinen Eltern viele Briefe darüber gewechselt und jene zuletzt nur die eine Bedingung gemacht hatten: die Verlobung, wenn es zu einer solchen komme, solle bis zum Frieden geheim bleiben. Denn der Baron wünschte, daß Wichard dereinst das Gut erhalte, und hoffte, alle Stimmen zu der Aenderung des Familienstatuts zu gewinnen, um so mehr, da er ein Compensationsobject dafür

Digitized by Google

zu bieten habe. Trotzdem würde dies an dem däniſchen Onkel gewiß ſcheitern, wenn man nicht warte, bis der politiſche Zuſtand entſchieden und der Gegenſtand des Bruderzwiſtes aus der Welt geſchafft ſei. Als man zu dieſem Beſchluß gekommen war, hatte die Baronin mit meiner Mutter offen über die Sache geſprochen und deren Anſicht getheilt, daß man Letztere den beiden jungen Menſchen keineswegs noch weiter erleichtern dürfe.

„Du ſagteſt," nahm ich nun das Wort, „Deine Verlobung ſolle noch geheim bleiben. Auch vor Deinen Geſchwiſtern?"

„Was denkſt Du? Nimmermehr! Vor dem Publikum."

„Und vor Alfred?"

„O nein! Gewiß nicht! Ich ſchreibe ihm gleich. Wie könnte ich anders?"

An der, mehr in das Land hinein, innerhalb bewaldeter Hügel liegenden Eiſenbahnſtation hatte man das Schießen nicht gehört, auch kein Telegramm erhalten. Der Vorſteher fragte in Neumünſter an und bekam die Antwort, man wiſſe von Nichts.

„Wir haben uns aber nicht getäuſcht," ſagte Wichard.

„Ich warte."

„Ich auch."

„Sollen wir die Zeit benutzen und an Alfred ſchreiben?"

„Das iſt ein guter Vorſchlag."

Ich ſchrieb nun dem edelmüthigen Freunde von Clotilde und Wichard, ſchonend und aufrichtig in der vollen Wärme meiner theilnehmenden Empfindung. Und auch Wichard ſchrieb ihm.

Inmitten dieſer Beſchäftigung, welche Wichard das Warten erleichterte, mich dagegen ſchwer bedrückte, trat der Bahnhofsvorſteher ein und rief: „Die Preußen haben den Alsſund überſchritten und die Dänen vollſtändig überraſcht, auf der Inſel aber noch einen heftigen Kampf."

Dieſe Nachricht ergriff uns und Alle, welche ſie hörten, auf das Lebhafteſte. Man pries den Unternehmungsgeiſt der Preußen, der dies Wagniß vorbereitet und bis dahin glücklich durchgeführt hatte.

„Ach! Sie werden Sieger bleiben," meinte Wichard.

„Dann haben die Dänen das letzte Stück von Schleswig verloren," jubelte der Bahnhofsvorſteher.

Da wir auf weitere Nachrichten hofften, verſchoben wir unſere Rückfahrt noch länger. Als unſer Gemüth ſich etwas beruhigt hatte, ſetzten wir unſere Briefe an Alfred fort. Ich ſchrieb von dieſem neueſten Kriegsereigniß, welches ein Balſam auf ſein wundes Herz ſein mochte, und von unſerem Freunde, dem Capitän, der mit thätig geweſen zu ſein ſchien.

Digitized by Google

Alfred konnte die Briefe noch heute bekommen, denn sein Bataillon war vor einigen Wochen in ein Städtchen an der Eisenbahn verlegt. Ich theilte ihm mit, daß Clotilde uns verlasse, die Brautleute ihr junges Glück gleich wieder entbehren sollten. Ich sprach es ihm aus, daß ich zuversichtlich darauf rechne, ihn auf die eine oder andere Art vor meiner Rückkehr nach Hannover zu sehen.

Da brachte der Bahnhofsvorsteher das zweite Telegramm des Inhalts, daß der Sieg der Preußen gewiß sei, weil sie jetzt eine hinreichende Truppenmenge auf der Insel hätten. Die Dänen wichen überall zurück.

Nun eilten wir, den Unserigen diese wichtige und glückliche Neuigkeit zu überbringen.

Clotilde war fort. Sie war früh Morgens an meiner Mutter Bett getreten und hatte ihr alles erzählt. Dann hatte die Nachricht, daß und weshalb ich mit Wichard weggefahren war, die Abreise unserer Gäste und Clotildens beschleunigt, weil Bertha's Vater nach Haus zu kommen wünschte, wo er dem Telegraphen nahe war. Bald nach meiner Ankunft holte Wichard sich die Einwilligung meiner Eltern zu seiner Verbindung mit Clotilde. So ging dieser Tag unter den verschiedensten Eindrücken dahin. Auch Frau Charlotte beschäftigte uns. Die Siegesnachricht, von der jetzt Jeder im Dorfe sprach, hatte ihr nicht verborgen bleiben können, und sie bedurfte ermuthigender Zusprache; denn viele Stunden mußten wir warten, bis ein Telegramm des Capitäns den wichtigen Sieg meldete und daß er am folgenden Abend gesund heimzukehren hoffe.

In dem Wunsche, seine Erzählungen gleich zu vernehmen, erwarteten wir ihn im Schlosse. Mit ihm kam zu unserer Ueberraschung Alfred. Er hatte seine Glückwünsche zu der Verlobung nicht verschieben wollen und war unterwegs mit dem Capitän zusammengetroffen. Als er eintrat, suchte und fand ich den Blick Adelens, welche kaum ihre leidenschaftliche Freude verbarg. In der ersten Unruhe des Wiedersehens bemerkte wohl nur ich dies und welcher Kraft Alfred bedurfte, um heiter zu erscheinen. Die Begegnung mit Clotilde wäre ihm vielleicht zu schwer geworden. Aber als sähen Adelens Eltern, wie die meinigen, in sein Herz, so liebevoll empfingen sie ihn. Wichard schloß ihn mit übersprudelnder Fröhlichkeit in seine Arme. Ich gab ihm nur die Hand und sah in sein treues Auge, wir verstanden uns am Besten.

Der Capitän war inzwischen von Frau Charlotte empfangen und kam mit ihr zu uns. Wir vernahmen nun mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, was er erlebt hatte.

Digitized by Google

„Der 29. Juni 1864," so begann er, „wird fortan zu den merkwürdigsten Tagen der Kriegsgeschichte gehören; denn an ihm gelang das außerordentliche Wagniß, eine von zehntausend Mann Landtruppen und Kriegsschiffen bewachte Insel, deren Küste mit Schanzen und Laufgräben überreich versehen, durch Batterien schwerster Kanonen geschützt war, auf schwachen Booten zu erstürmen. Truppen, welche dies wagen, wagen Alles, und nur den besten wird es gelingen. Eine Armeeführung von solcher Kühnheit und Kraft kann viel erreichen.

„Zunächst kam Alles auf Geheimhaltung, auf durchdachte Einleitung an. Mehr als hundertundfünfzig Schiffe mußten über Land herbeigeschafft werden."

„Das ist zum guten Theil Ihr Werk," unterbrach ihn mein Vater.

„Meine Bekanntschaft der Verhältnisse und Personen in den Herzogthümern hat etwas geholfen. Als die Boote und Kähne glücklich heran waren, hatte ich Nichts mehr zu thun. Bei der Hauptsache mußte ich müßiger Zuschauer bleiben."

„Und doch bist Du noch da geblieben!" sagte Frau Charlotte mit freundlichem Vorwurf.

Ohne sich durch diese Bemerkung stören zu lassen, sprach der heute viel lebhafter als sonst redende Capitän weiter: „Wurden die Vorbereitungen dem Feinde bekannt, ging die Ausführung nicht planmäßig von Statten, so war kein Gelingen zu erwarten. Die Intelligenz der leitenden Officiere, die Energie in allen Chargen, die Ausbildung der Truppen sind bei dieser preußischen Waffenthat glänzend hervorgetreten."

Der Baron hatte Karten holen lassen, wir breiteten sie auf dem Tische aus. Der Capitän wies, als er seine Beschreibung fortsetzte, auf die betreffenden Orte: „Bei Satrup wurden die Schiffe von den Pontonieren, im Walde oder sonst wie verborgen, nicht weit vom Wasser auf dem Lande niedergelegt. Sie sollten von den Mannschaften in den Sund geschoben werden. Die Leute mußten bis an die Hüften in das Wasser, bevor sie die tief einsinkenden Fahrzeuge besteigen durften. Die Abfahrtsstellen waren nur tausend Schritt von dem Feinde entfernt; in der Stille der Nacht ein lautes Geräusch und die dänischen Artilleristen schleuderten ihre Geschosse hierher.

„Sämmtliche Schiffe zusammen konnten nicht mehr als zweitausendfünfhundert Mann mit einigen Reitern und ein paar leichten Kanonen auf den großen Militärpontons tragen, nur dieses Häuflein beim ersten Landen dem Feinde entgegentreten. Es mußte vernichtet werden, wenn es

Digitized by Google

nicht den Boden Alsens eine halbe Stunde und länger allein behauptete; denn nicht früher vermochten die sogleich zurück rudernden Fahrzeuge die nächste Verstärkung hinüber zu bringen. In gleicher Weise sollte Echelon auf Echelon folgen. Die erste Abfahrt war auf Punkt zwei Uhr Morgens festgesetzt. Das war im Allgemeinen die Disposition.

„Die Sommernacht in diesen Breiten konnte hell sein, die Operation auf dem Wasser durch hohen Wellenschlag gefährdet werden. Das gute Glück schickte eine finstere Nacht und stilles Wasser.

„Schweigend zogen, von wegkundigen Pionieren geführt, die Truppencolonnen durch den Wald. Nirgends eine Stimme, an den Schiffen kein Laut, die unentbehrlichen Lichter verdeckt. Alles war bereit — Allen schien in dieser Stille die Zeit still zu stehen. Endlich — es ist zwei Uhr — tritt an vielen Stellen geräuschlose Bewegung ein, vorwärts nach dem Ufer. Ich nehme die schwarzen Gegenstände auf der grauen Wasserfläche wahr, es wimmelt um sie, die Leute besteigen die Schiffe, die Pontoniere schlagen die Ruder ein, die Fahrt beginnt. Beim ersten Tageslichte sehe ich die lange Reihe dem Feinde entgegen schwimmen.

„Ob die Dänen Nichts bemerken? Noch hörte man Nichts.

„Aber da! Ein Aufblitzen, ein Knall, ein Plätschern und Schlagen der dänischen Geschosse auf dem Wasser, in dem Walde —"

„Wo waren Sie denn jetzt eigentlich?" fragte der Baron in die Rede des Capitäns hinein.

„Hier unten stand ich dicht am Wasser, an dieser Abfahrtsstelle, seitwärts genug, um nicht im Wege zu sein."

„Es ist zu arg!" rief Frau Charlotte. „Diese unglückliche Passion!"

„Hurrah! hurrah! antworteten die tapferen Männer in den Schiffen. Nun wurde stärker gerudert. Wieder ein Knall und wieder einer, von dänischer Seite Schuß auf Schuß. Und jetzt flackert drüben ein Fanal auf, und schnell nacheinander leuchten diese Feuerzeichen und allarmiren die dänischen Lager. Eilt, Ihr Braven, daß Ihr den Feind nicht zu stark Euch gegenüber findet!

„Alsens hohes Ufer wird sichtbar. Ich erkenne die Rauchlinien des feindlichen Gewehrfeuers, welches sich mit dem Kanonendonner mischt. Diesseits greifen jetzt unsere Strandbatterien in den Kampf ein und suchen das dänische Geschützfeuer auf sich zu ziehen. Von drüben schallt das deutsche Hurrah herüber, das erste Echelon stürmt die Höhen hinan. So weit ist das Unternehmen gelungen, der Feind hatte nicht genug Streitkräfte zur Stelle, er ist überfallen. Was ich jetzt oben auf den dänischen Brustwehren

Digitized by Google

sehe, sind Preußen. Gott Lob und Dank! Die Dänen fliehen nach dem nahen Walde.

„Die Schiffe sind wieder hier, das zweite Echelon stößt ab. Da kommt ein neuer, ein gefährlicherer Feind. Aus der Augustenburger Föhrde dampft der Rolf Krake heraus und sendet flach, den Sund entlang, seine gewaltigen Geschosse. Wie können die Schiffe bestehen! Aus vielen Richtungen sind sie der Vernichtung ausgesetzt. Aber nein! Preußische Strandbatterien haben das Panzerschiff schon auf's Ziel genommen; die es erreichen können, schießen auf den schwerfälligen Koloß, und mit Glück! Denn er gibt den Kampf auf und zieht sich zurück.

„Nun ging Echelon auf Echelon ungestört nach Alsen über, aber dort leistet der Gegner noch heftigen Widerstand."

„Da fuhren auch Sie wohl hinüber?" fragte der Baron.

„Ich hätte es gekonnt, ich hatte meinen Passirschein und mein Wagen war nicht weit; aber noch lange mußten Truppen, dann Sanitätswagen und Vieles sonst hinüber, ich wäre im Wege gewesen. Ja, hätte ich gehen oder reiten können!"

Wir drei jungen Officiere hatten die Erzählung mit keinem Laut unterbrochen, unsere Phantasie war völlig in Anspruch genommen. Jetzt blickte ich von der Karte auf und zufällig nach Alfred und Adele hinüber. Alfred sah tief traurig vor sich hin und Adelens Augen waren auf ihn gerichtet.

„Sie können ja Nichts dafür, Alfred," sagte sie plötzlich, „daß Sie nicht dabei gewesen sind."

Er sah sich fast erschrocken um, nahm einen freundlichen Ausdruck an und erwiderte: „Freilich nicht! Es ist nur hart, daß wir nicht dabei waren; besonders für mich als Schleswiger."

„Wie ist die Sache drüben weiter verlaufen?" fragte nun mein Vater.

„Die Dänen wurden bis in die Linie Rönhof-Kjär ohne hartnäckiges Gefecht zurückgeworfen, dort hatten sie sich concentrirt. Aus dieser Position konnten sie erst vertrieben werden, nachdem wir genug Truppen drüben hatten. Sie kämpften um den Rückzug auf ihre Schiffe. Sie aufzureiben oder zum Strecken der Waffen zu zwingen, bevor sie die Schiffe erreicht hatten, dazu fehlten die Kräfte. Am Südende der Insel, bei Kekenis, haben sie sich eingeschifft. Alsen ist unser."

„Famos!" rief Wichard aus, als der Capitän schwieg. „Man könnte die Preußen beneiden. Christian hat doch das Rechte gewählt." Kaum

Digitized by Google

hatte er das Letzte gesagt, so fürchtete er, daß es seinen Vater unangenehm berühren könnte, und eilig fügte er hinzu: „Ich bin aber auch zufrieden.“

„Zu anderen Zeiten haben auch die hannoverschen Soldaten Großes geleistet,“ bemerkte mein Vater.

„Ja, gewiß,“ sagte ich, „und dies hätten sie ebenfalls geleistet, wären sie dahin geführt worden.“

„Das ist's!“ äußerte hierauf der Capitän, noch immer sehr lebhaft. „Sie wurden nur nicht dahin geführt, solch' gute Bissen behalten die Mächtigen für sich.“

Nun fragte ich, ob die Regimenter, von deren Officieren wir neulich mehrere kennen gelernt hatten, bei der Erstürmung Alsens gewesen wären. Der Capitän bejahte es. Manche dieser Kameraden waren vielleicht nicht mehr unter den Lebenden oder Gesunden. Ich nannte die Namen, die ich behalten hatte. Der Capitän hatte nicht gehört, daß einer von ihnen sich unter den Gefallenen befinde.

„Ich glaube, Dänemark wird jetzt Frieden schließen,“ sagte hierauf der Baron. Mein Vater stimmte dieser Ansicht bei und drückte die Hoffnung aus, daß die Einsetzung Friedrich's VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein dann nicht mehr lange auf sich warten lassen möge.

„Kann ein kleiner Herzog Schleswig vertheidigen?“ entgegnete der Capitän.

„Einen Landesherrn müssen wir doch haben,“ antwortete der Baron etwas unwillig über den in diesem Punkte Starrsinnigen.

Am anderen Morgen kam Alfred frühzeitig zu mir. Die Baronin hatte darauf bestanden, daß er diesmal im Schlosse wohne. Am Nachmittage wollte er schon wieder abreisen.

Ich sah ihm an, wie sehr sein Herz litt, und doch sprach er von Clotilde nicht. In meiner augenblicklichen Stimmung hätte ich mich gern über Alles offen mit ihm ausgesprochen, ich fing an von Clotilde zu erzählen. Er hörte aufmerksam zu, that aber nichts, dies Gespräch fortzusetzen, sondern kam auf die letzten Kriegsereignisse. Als sie uns auf Graf Eberhard brachten, theilte ich ihm mit, daß dieser sich um Adele bemüht zu haben scheine, aber ohne Erfolg, denn ihre Neigung gehöre einem Anderen.

„Hoffentlich Dir,“ sagte er hierauf.

Ueberrascht antwortete ich: „Nein Dir!“

„Um Gotteswillen!“ rief er. „Daran wäre ich unschuldig.“

„Das bist Du,“ beruhigte ich ihn. Jetzt schwiegen wir Beide, Jeder

Digitized by Google

scheute sich mehr zu sagen. „Ich habe ganz andere Interessen," fing er wieder an, „welche durch die Verlegung unseres Bataillons an die Eisenbahn gefördert worden sind. Seitdem war ich oft in Hamburg, um mich in der Commerz-Bibliothek nach den Büchern umzusehen, die ich zu haben wünschte und die mir mit der größten Bereitwilligkeit verabfolgt werden."

„Das schriebst Du mir."

„Aber ich schrieb Dir noch nicht, daß ich bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft von zwei großen Kaufherren machte, die sehr zuvorkommend gegen mich waren und mich aufforderten, sie zu besuchen. Dies habe ich alsbald gethan und bin dadurch nicht allein zu ihnen selbst in ein gewisses freundschaftliches Verhältniß, sondern auch zu einem besseren Einblick in den Weltverkehr gekommen, der mich ungemein interessirt."

„Da ist wohl Deine Reiselust erwacht?"

„Und ein Lebensplan. Ich habe die Freude am Soldatenstande nach dem, was wir hier erlebten, noch mehr verloren. Als die Großmächte uns zur Seite schoben, habe ich die scheltenden Kameraden zu trösten gesucht und — wahrhaftig, Ernst! — ich will Dir unseren Stand nicht verleiden; aber ich muß es Dir doch sagen, daß ich ihn bald verlasse."

„Alfred —"

„Ich gehe dann zu meinen neuen Hamburger Freunden, zunächst als Correspondent. Und so komme ich, wenn ich die kaufmännischen Kenntnisse erworben habe, auch wohl zum Reisen. Für das Erste bleibe ich hier in der Nähe. Wird meine Heimath selbständig, so biete ich dem Herzoge vielleicht meinen Dienst an. Geschulte Officiere thun hier dann noth. Sonst widme ich meine Kräfte der weiten Welt."

17.

Bald nach diesen Erlebnissen kehrten unsere Truppen in ihre hannoverschen Garnisonen zurück. Die Bundesexecution ging damit zu Ende, daß Preußen und Oesterreich die Verwaltung Schleswig-Holsteins und Lauenburgs, ohne auf die anderen deutschen Regierungen Rücksicht zu nehmen, sich aneigneten. Aus der Festung Rendsburg wurde die hannoverisch-sächsische Besatzung von den Preußen fast gewaltsam vertrieben. Mit einem bitteren Gefühl gegen Letztere verließen unsere Truppen das ihnen anvertraut gewesene Land, worin sie ihren alten guten Ruf bewährt, die Zuneigung und Achtung der Einwohner auf's Neue sich erworben hatten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Bitterkeit sich im Königreich Hannover verbreitete und der Abneigung der Hannoveraner gegen Preußen

Digitized by Google

neue Nahrung gab. Die schlimmen Erfahrungen, welche die älteren Generationen im Anfange des Jahrhunderts mit der preußischen Politik gemacht hatten, wiederholten sich jetzt in anderer Weise für die Lebenden. Die friedliche Anerkennung einer preußischen Oberleitung der deutschen Angelegenheiten seitens Hannovers war durch den Verlauf dieser Bundesexecution äußerst erschwert.

Mich hatte schon die letzte Begegnung mit Adele und Alfred's Eröffnung in eine gereizte Stimmung versetzt; um so herber fühlte ich in mir den Neid auf den Waffenruhm der Preußen, und meine Liebe zur kleinen Heimath kämpfte mit dem Wunsche, einer großen Armee anzugehören. Aurelius sprach nicht tröstlich: „Das unnöthig rasche Vorgehen der preußischen Truppen bei der Besetzung Rendsburg ist schmerzlich. Wir werden Preußens Macht immer härter fühlen, wenn wir uns seinen für Deutschland nothwendigen Forderungen widersetzen. In Rendsburg waren wir im Recht, in unserem übertriebenen Particularismus sind wir es nicht. In das Schicksal, klein zu sein, müssen wir uns finden."

Alfred, der mit dem Bataillon nach Hannover gekommen war und seinen Dienst nach wie vor mit der größten Pünktlichkeit verrichtete, war dagegen weniger als je geneigt, von Preußen Gutes zu erwarten. Er wies auf die Wendung hin, welche nach den für die deutschen Waffen gleichfalls siegreichen Ereignissen von 1848 in Schleswig eingetreten war, und konnte sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß die Herzogthümer wieder im Stiche gelassen würden, obschon Dänemark gründlicher als damals besiegt war.

Ich hatte die schwache Hoffnung gehegt, daß Alfred seine Absicht, aus unserem Dienste zu scheiden, aufgeben würde, wenn er erst wieder in Hannover und den ihm lieb gewordenen Verhältnissen wäre. Es zeigte sich jedoch bald, daß er seinen Plan mit großer Bestimmtheit ruhig weiter verfolgte. Aurelius billigte letzteren. „Unser Freund," sagte er mir, „bedarf einer nach außen gerichteten Thätigkeit. So offen er in den meisten Dingen ist, es geht in seiner Seele doch immer vieles vor, was nicht heraustreten will und ihn aufreiben würde, wenn nicht sein reger Geist in einer erfrischenden Beschäftigung ein Gegengewicht erhielte. Und Hamburg ist der rechte Ort für ihn. Er ist seiner Heimath nahe, die er so liebt, und er lebt in einem Freistaat, für welchen er Vorliebe hat. Die Anhänglichkeit, welche uns an Hannover bindet, besteht zum Theil in unserer Liebe zu dem Königthum, so getrübt dieselbe augenblicklich auch ist. Und diese Liebe hat Alfred nie empfunden. Den dänischen König in seinen Kinderjahren

Digitized by Google

konnte er nicht lieben, und der, welchem er dient, konnte seine Anhänglichkeit unmöglich gewinnen."

Wichard berührte die Aussicht, daß er den treuesten, immer klug rathenden Freund entbehren solle, schmerzlich. Er sah aber Alles, was dieser that, mit dem Vertrauen an, daß es gut sei, und tröstete sich und mich damit, daß wir ihn leicht erreichen könnten und oft, in Hamburg oder auf dem Gute, sehen würden.

Mein Vater und der Baron sprachen sich nicht mißbilligend, der Capitän billigend über Alfred's Plan aus. Meine Mutter schrieb ihm liebevoll theilnehmend: „Clotildens Gruß wird Wichard Ihnen bestellen. Von der Baronin und Adele soll ich Ihnen viel Freundliches sagen und Glück auf Ihren neuen Weg wünschen. Als Ihr Entschluß hier besprochen wurde, vertheidigte Adele denselben an der Seite des Capitäns am tapfersten gegen die Bedenken, welche die Anderen aussprachen."

Als unseres Freundes Absicht in weiteren Kreisen bekannt wurde, äußerte sich das Bedauern, ihn zu verlieren, allgemein und oft in rührender Weise.

Er erbat den Abschied und verließ Hannover.

Ich fühlte mich sehr vereinsamt. Zum ersten Male fiel mir das Trübe des Winteranfangs auf. Mehr als sonst sehnte ich mich nach meinen Eltern und Clotilde. Und nicht, wie früher, konnte ich, in meiner Wohnung allein, fröhlich sein. Nicht glänzte mir wie ehemals die äußere und die innere Welt. Jene vermochte ich nicht mehr mit leichtem Sinn zu betrachten, und zu Adele wurden meine Gedanken wider meinen Willen durch Vieles geführt, durch die Menschen, welche sie hier kannten, vor allem durch Wichard, der wenig Gesellschaft suchte, außer der meinigen. Nur mit mir konnte er von Clotilde sprechen, und jedesmal, wenn er es that, fühlte ich, daß mir ein solches Liebesglück nicht beschieden sei.

An meinen Vettern Jobst und Günther hatte ich keine Freude. Auch ihre Regimentskameraden hatten an ihnen mehr, als an anderen jungen Officieren zu erziehen. Im praktischen Dienst sollten sie sehr tüchtig sein. Uebrigens waren sie unlenksam und meinen Versuchen, sie zu einer nützlichen Beschäftigung in ihren Mußestunden zu bewegen, durchaus unzugänglich. Sie waren in ihrer robusten Körperbeschaffenheit rastlos, fast immer unterwegs. Sie lasen nur seichte, wenn auch nicht schlechte Romane; Jobst mit einer gewissen Begierde die vaterländischen von Blumenhagen.

Für mich kam hinzu, daß die beiden Brüder, die, so lange sie zu Hause auf einander angewiesen waren, sich gut vertrugen, jetzt in beständigem Hader lebten. Zuerst hatte Jobst's Behauptung, daß die Garde-du-corps

Digitized by Google

ein vornehmeres Regiment, als das Garde-Regiment sei, Streit zwischen ihnen erzeugt; dann der Wunsch, den beide hegten, Kammerherr oder Flügeladjutant zu werden, sie zu Nebenbuhlern gemacht. Jeder fürchtete, der Andere werde ihm hierbei im Wege sein, und glaubte, besondere Mittel anwenden zu müssen, um das Ziel sicherer und früher zu erreichen. Günther schloß sich dem bei Hofe vertrauten Timon an und war bald dessen fügsamer Diener. Jobst suchte die Gunst der Schauspielerin Mira zu gewinnen und war viel um sie. Sein Verhältniß zu dieser älteren Frau ohne anziehendes Aeußere war gewiß kein unsittliches im gewöhnlichen Sinne des Worts; aber es führte ihn in gefährliche Verbindungen mit der Schauspielerwelt.

Die Königin hatte sich in diesem Jahre zu einer weiteren Reise, welche sie nicht liebte, entschlossen und in den letzten Sommermonaten die Schweiz besucht, wohin dann auch Tante Balbina mit Marie gereist war. Nach ihrer Rückkehr versammelte Tante Balbina wieder diejenigen Personen um sich, mit denen sie zuletzt auf einem guten Fuße gestanden hatte, die Melanie und deren Anhänger. Günther kam gewöhnlich mit Timon, der jetzt Marie den Hof machte. Herr Müller, welcher Wien ungeadelt verlassen hatte, war intimer Hausfreund. Wichard ging nicht mehr zu Tante Balbina, und ich machte ihr meine Besuche zu einer Zeit, wo ich der Melanie nicht begegnete.

Bei diesen wenig erquicklichen Umständen war die Freundlichkeit, welche die liebevolle und geistreiche Frau Elisabeth mir und Wichard erwies, eine Wohlthat für uns. In ihrem Hause sahen wir nur angenehme, nach dem Guten strebende Menschen. Ich glaube, ihr Kreis war derjenige in Hannover, welcher alle Menschen und Begebenheiten am mildesten beurtheilte und am liebsten zum Besten leitete. Man suchte nach dem Schönen und erquickte sich an dem Erfreulichen, was wir noch besaßen. Man bekämpfte jede Unbill, trachtete aber, alle Schärfen zu vermeiden. So machte man auch darin eine Ausnahme, daß die bei dem König und in den Regierungskreisen obwaltende feindselige Stimmung gegen Preußen kein beliebter Gegenstand des Gesprächs war. Man wollte nicht in das allgemeine Horn stoßen, um den Mißklang nicht zu verschärfen.

Bei Tante Balbina war dies anders. Da mußte ich die Klagen gegen Preußen immer hören. Sie selbst wurde einmal so heftig, daß sie sich zu dem Ausrufe hinreißen ließ: „Prinzeß Friederike kann nimmermehr einen preußischen Prinzen heirathen!“ An diesen Heirathsgeschäften nahm

Digitized by Google

sie, gewiß unaufgefordert und — wenigstens gegen mich — sonst auch verschwiegen, den lebhaftesten Antheil.

Die Melanie, Melet und Timon hielten Tante Balbina im österreichischen Interesse fest. Obgleich Oesterreich und Preußen in Schleswig-Holstein gemeinschaftlich handelten, war die Eifersucht des Kaiserstaates auf Preußen so wenig beseitigt, wie die Unmöglichkeit, daß Letzteres sich in den deutschen Angelegenheiten Oesterreich unterwerfe. Am 30. Oktober 1864 war der Wiener Friede geschlossen worden, in welchem der König von Dänemark seine Rechte an Schleswig-Holstein und Lauenburg an die beiden deutschen Großmächte abtrat, welche hierdurch gemeinschaftliche Herren jener Länder wurden. Dies war ein Zustand, der unmöglich von langer Dauer sein konnte. Die Erbfolgefrage in Schleswig-Holstein war, statt durch den Friedensschluß ihrer Erledigung näher gerückt zu sein, verworrener geworden. Denn es hatten nun auch der König von Preußen und der Großherzog von Oldenburg Erbansprüche auf Schleswig-Holstein geltend gemacht. Ja, nach Hannover waren Schmeichler gekommen, welche dem König Georg vorredeten, er habe ebenfalls nahe Rechte an diese Länder.

Meine Besuche bei Tante Balbina hatten für mich nicht allein die unerfreulichen allgemeinen Eindrücke, sondern auch eine persönliche Unannehmlichkeit zur Folge. Da ich bemerkt hatte, daß meine Cousine Marie Timons Huldigungen ernst nahm, glaubte ich sie warnen zu sollen und wies, als wir einmal allein waren, darauf hin, daß Timon nur eine sehr Vornehme heirathen werde. Das nahm sie übel und beging dazu noch die Thorheit, dies Gespräch ihrem Bruder Günther mitzutheilen, der nun anderen Tages zu mir kam, um mich zur Rede zu stellen. Er fing damit an, daß Cordula beinahe Hofdame geworden wäre und Marie dies zu werden wünsche, wozu Timon ihr helfen könne. Als Hofdame aber wäre sie so vornehm, daß Timon sie heirathen würde. Ich war nun in die Nothwendigkeit versetzt, dem jungen Vetter meine Meinung in sehr derber Weise zu sagen, was er trotz seiner Zanksucht erschrocken und sich entschuldigend hinnahm; aber er und Marie zürnten noch lange mit mir, und erst allmählich gelangte Letztere wieder zu dem richtigen Benehmen gegen mich und auch gegen Timon.

Inzwischen hatte Wichard's Vater hinsichtlich derjenigen Aenderung, welche er in dem Familienstatut bewirkt zu sehen wünschte, eine vorläufige Anfrage an seinen österreichischen Bruder gerichtet und die befriedigendste Antwort erhalten. Christian und Friedrich hatten über Wichards Verlobung aufrichtige Freude geäußert und billigten Alles, was ihr Vater in obiger

Digitized by Google

Beziehung thue. Es fehlte nur noch die Zustimmung des dänischen Onkels und seiner Söhne. Die der Letzteren war zu erwarten, wenn ihr Vater sich derselben nicht widersetzte. Dieser aber beharrte bis jetzt in seiner unfriedlichen Haltung, weshalb der Baron es noch nicht für gerathen hielt, sich an ihn zu wenden. Auf dem Gute hatte man dem Capitän und Frau Charlotte, Pastors und, auf Clotildens besonderen Wunsch, auch Zephirius Wichard's Verlobung vertraulich angezeigt und erwartete nun den glücklichen Bräutigam zum Weihnachtsfeste. Je mehr wir uns diesem näherten, um so ausgelassener fröhlich wurde Wichard, während ich mich zum ersten Male vor dem schönen Feste, vor Adelens Nähe scheute. Deshalb fühlte ich mich wirklich erleichtert, als ein dienstlicher Zwischenfall meinen Urlaub verhinderte. Alfred wollte ebenfalls zu Hause bleiben, um sogar die Festtage zu benutzen, damit er die für seinen jetzigen Beruf nöthigen Kenntnisse so schnell als möglich erwürbe.

Als Wichard, glückselig durch Clotildens Liebe, zurückkam, waren ihm alle anderen Beziehungen gleichgültiger geworden. Ich hatte Mühe, ihn zu bewegen, daß er wenigstens die nächsten Freunde nicht vernachlässigte. In der Hofgesellschaft, wo er noch immer begehrt war, machte er keine Besuche. Ich mußte auf manche deshalb an mich gerichtete Fragen ausweichende Antworten geben. Ihn selbst hatte man einige Male durch Einladungen, welche ihn mit der Melanie zusammengeführt haben würden, in Verlegenheit gesetzt, und als wir auf den Teichen des Georgsgartens Schlittschuh liefen, wurde ihm nahe gelegt, in dem sehr begrenzten, vertraulichen Cirkel zu erscheinen, in welchem die Königin dies Vergnügen auf die bequemste Weise genoß. Man benutzte hierzu den Graben, welcher den großen Herrenhäuser Garten umgibt, und der gegen die Theilnahme und den Einblick des Publikums abgeschlossen wurde. Da auch dort die Melanie nie fehlte, so ging Wichard mit einer scherzenden Wendung über diese Aufforderung hinweg, und wir liefen nicht mehr im Georgsgarten, sondern auf entfernteren Eisflächen Schlittschuh. Auch Timon, welchen Wichard auf das Kälteste behandelte, versuchte noch einmal, das frühere Verhältniß zu ihm wieder zu gewinnen, erfuhr hierbei jedoch eine so schnöde Abweisung, daß ich fürchtete, es werde zu einem Duell kommen. Dieser Art, persönliche Angelegenheiten zu behandeln, war Timon aber abgeneigt, und er belästigte Wichard nicht mehr. Solche Zudringlichkeiten verleideten meinem Freunde das Leben in der Residenz, und er sehnte sich nach seinem Regiment zurück.

Den Hof sah man in dieser Saison selten. Mit den anderen Höfen

Digitized by Google

schien der persönliche Verkehr ganz aufgehört zu haben. So wenig unsere Allerhöchsten Herrschaften zu ihnen, kamen ihre Fürsten zu uns. Der nahe verwandten preußischen Königsfamilie entfremdete man sich mehr und mehr.

Es wurde einsam in Herrenhausen. Und in dem Kreise, welcher die Majestäten umgab, kämpften verschiedene Strömungen mit einander. Da war die österreichisch-katholische Partei; dann eine Verbindung besserer Naturen, welche den Zusammensturz verhüten wollten; endlich die Nebenregierung derjenigen subalternen Menschen, die nicht an die Oberfläche kamen, aber nur zu merklich handelten.

Auch die Schauspieler und Schauspielerinnen gewannen mehr Bedeutung. Die auserlesensten von ihnen nahmen sogar an anderen königlichen Lustbarkeiten, als den kleinen Abendgesellschaften Theil. Mira hatte eine Schauspielerin, Pauline, in ihre Freundschaft geschlossen und an den Hof gebracht, eine junge, schöne Person, welcher die Leute nachsagten, daß sie Timon's Geliebte sei.

Auch diese Mode machte Tante Balbina mit. Wie ich hörte, sah man an ihrem Theetische jetzt die Schauspielerinnen Mira und Pauline mit meinem Vetter Jobst öfter.

Eines Abends fand ich in meiner Wohnung ein Billet von ihr, worin sie mich bat, anderen Morgens um elf Uhr zu ihr zu kommen. Sie mußte mir etwas Wichtiges sagen wollen. Sie empfing mich noch in Morgentoilette, Marie war ausgeschickt.

„Ich wollte einmal über Euch jungen Männer mit Dir sprechen," fing sie an. „Daß ich nicht mehr das Vergnügen habe, Dich in meinen Gesellschaften zu sehen, ist mir erklärlich. Dein Intimus, der Gelehrte, hat Dich angesteckt. Wie hieß er doch?"

„Du weißt recht gut, wie er heißt, Tante," antwortete ich. „Alfred ist allerdings mein intimer Freund. Womit hat er mich angesteckt?"

„Auch Du steckst immer in den Büchern. Aber Wichard nicht, und über den wollte ich mit Dir sprechen. Man sieht ihn nirgends. Er ist wohl verliebt?"

„In Dich, Tante."

„Scherze nicht. Ich meine es ernsthaft. Er kann ja seine Liaisons haben. Das geht mich nichts an."

„Er hat keine."

„Aber es ist nicht schicklich, sich so zurückzuziehen. Und es schadet ihm. Man sagt, er sei böse auf den König."

„Das zu sagen, ist sehr thöricht und unrecht, Tante."

Digitized by Google

„Man sagt, er sei ganz augustenburgisch."

„Das ist er gar nicht," fiel ich ihr lachend ins Wort.

„Oder er habe es übel genommen, daß Seine Majestät, unser Allerhöchster Herr, über diesen Punkt nicht so denkt, wie sein Vater."

„Auch das zu sagen, ist thöricht."

„Du findest Alles thöricht, es ist aber so. Was sein Vater denkt, das geht uns Nichts an, denn er ist Holsteiner; aber Dein Freund muß denken, wie Seine Majestät es will. Das ist seine Pflicht."

„Er erfüllt seine Pflicht."

„Besucht aber die Gesellschaften nicht."

„Das ist auch nicht seine Pflicht."

„Pflicht der Höflichkeit —"

Der Diener trat ein und meldete die Melanie. Tante Balbina wollte überrascht scheinen, war es aber nicht. Die Melanie hatte diese Entrevue angeordnet. Erst wollte ich weggehen; dann fiel mir ein, daß ich doch sehen müsse, wie das freche Weib sich benehmen werde. Ich blieb.

Die Melanie that, nachdem sie Tante Balbina begrüßt hatte, als kenne sie mich nicht, dann, als erkenne sie mich wieder, und hierauf sagte sie mit der größten Herzlichkeit: „Ach, ich habe Sie lange nicht gesehen." Nun wandte sie sich an Tante Balbina: „Die Königin wünscht Sie heute um drei Uhr zu sprechen. Ich glaube, es ist wegen der Krippe."

Dann fragte sie mich: „Wie geht es Ihrem Freunde? Auch ihn habe ich lange nicht gesehen. Ist er jetzt wohl?"

„Er ist immer vollkommen wohl gewesen."

„Das freut mich. Als ich ihn das letzte Mal sah, es war in meinem Hause, war er sehr aufgeregt. Es war freilich eine traurige Zeit."

„Welche?" fragte Tante Balbina.

„Ach! Die schreckliche Katastrophe der entwandten Schatullgelder. Ich hatte gerade die erste Kenntniß davon erhalten, als Ihr Freund wegen eines Festarrangements zu mir kam. Ich war ganz erschüttert."

Ihren damaligen Versuch gegen Wichard wollte sie also als eine Erschütterung ihrerseits, als ein etwaiges Mißverständniß des aufgeregten Wichard betrachtet wissen. Der zweite, noch verbrecherischere Versuch sollte gar nicht existiren. Da war sie verschleiert gewesen.

Ich stand jetzt auf. „Deine Zeit ist wohl um?" sagte Tante Balbina. Ich machte beiden Damen eine Verbeugung und ging weg.

Ich erzählte Wichard den ganzen Hergang wörtlich. Ueber Tante Balbina's Unterhaltung mit mir lachte er. Das Komödienspiel der Melanie empörte ihn.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit hatte diese anscheinend ein anderes Mittel, wieder mit ihm anzuknüpfen, ergriffen. Sein General, ein sehr liberaler und wohlwollender Herr, hatte ihm eines Tages gesagt: „Morgen ist das letzte große Hofvergnügen, da kommen Sie endlich einmal. Sie sind in diesem Winter noch gar nicht dagewesen."

Nun mußte Wichard hingehen.

Es war ein sogenannter „Mamsellenball". Da wir beide nicht tanzten und ich neugierig war, was sich mit Wichard etwa zutragen möchte, blieb ich immer in solcher Nähe von ihm, daß seine Begegnungen mir nicht entgehen konnten. Da sah ich, daß Ihre Majestät, als sie, von mehreren Kammerherren und Damen begleitet, einen Rundgang durch den Tanzsaal machte, Wichard zu sich rufen ließ und sich lange mit ihm unterhielt. Es war ein angenehmer Anblick: Der schöne junge Mann mit seiner eleganten Haltung und seinem vornehmen Wesen, wie er mit anmuthiger Unterthänigkeit die Fragen ausführlich und ersichtlich zum Gefallen Ihrer Majestät beantwortete. Ich bewegte mich näher hinan, verbarg mich hinter einem Pfeiler und beobachtete, wie der Melanie trunkene Augen auf Wichard gerichtet waren. Die Umstehenden achteten, wie das bei solchen Gelegenheiten geschieht, auf die Königin und den, mit welchem sie sprach. Jetzt war die Unterhaltung zu Ende, und die Königin wendete sich nach einem gnädigen Gruße um.

Nun trat die Melanie auf Wichard zu, offenbar um ihn anzureden. Da sah ich einen Blick von ihm, dessen ich ihn kaum für fähig gehalten hätte. Gerade aufgerichtet stand er da, sie zu erwarten, und sah sie mit so tiefer Verachtung an, daß sie, die dreisteste Frau, die ich kennen gelernt habe, unter ihrer Schminke erröthete, die Augen niederschlug und mehr wankend als gehend, der Königin folgte.

Da ich gehört hatte, daß mein Vetter Jobst der Schauspielerin Pauline, welche er auch in den Abendgesellschaften Tante Balbina's traf, den Hof machte, so lenkte ich der letzteren Aufmerksamkeit auf das Mißliche dieser Zusammenkünfte. Sie wollte hiervon Nichts wissen; vielleicht fürchtete sie, es mit Pauline und dadurch mit Timon und der Mira zu verderben. Sie behauptete, die junge Schauspielerin sei eine sehr ehrenwerthe Person, und Jobst gehe ganz unbefangen mit ihr um. „Wenn Du mir endlich einmal Deine Gesellschaft am Abend schenken willst, so komm' heute. Da kannst Du Beide beobachten. Und heute wird es interessant bei mir. Timon bringt einen Claviervirtuosen mit, Du wirst schöne Musik hören."

Obgleich ich Timon's Gesellschaft mied, nahm ich diese Einladung an.

Digitized by Google

Herr Müller war schon da, als ich kam. Dann kam mit der Mira Fräulein Pauline und zugleich Jobst; etwas später Timon mit einem Herrn, den er als einen soeben aus Amerika angekommenen Pianisten einführte, und einer Dame, die von Letzterem als seine Frau vorgestellt wurde.

Während der Pianist spielte, — sein Spiel war recht schön, aber nicht hervorragend — konnte ich die zuhörenden Personen beobachten. Tante Balbina und die Mira erwiesen sich stille Höflichkeiten, Herr Müller langweilte sich, Timon machte der Dame, die mit dem Pianisten gekommen war, den Hof, und Jobst war ganz von Pauline eingenommen. Diese betrug sich auf die sittigste Weise und dennoch mußte ich nach einigen Blicken, welche sie und Timon wechselten, an ihr Einverständniß glauben, welches aus früherer Intimität in eine vertragsmäßige Duldsamkeit übergegangen war. Meines Vetters Vertraulichkeiten wies sie mit jungfräulicher Scheu zurück, und dann sah sie ihn wieder so zärtlich an, daß er sich einbilden konnte, sie trage für ihn die reinste Liebe im Herzen.

Ich freute mich, als der für mich peinliche Abend zu Ende war. Meine Wahrnehmungen hatten mich um Jobst besorgt gemacht, so daß ich genauere Erkundigungen nach seinen Verhältnissen einzog. Da erfuhr ich, daß er bedeutend verschuldet war. Ich stellte ihn zur Rede, er nahm jedoch meinen Rath nicht an. Hierauf schrieb ich seinem Vater und wandte mich in dessen Auftrage an den Commandeur, welcher die Versetzung meines Vetters in eine andere Garnison beantragte; daß er dies gethan, aber leider Jobst eröffnete. Nun bekamen natürlich Pauline, Mira und Timon Kunde davon, und wahrscheinlich haben Letztere bewirkt, daß jenes Gesuch abgelehnt wurde. Jobst blieb in Hannover, und andere Urheber der bedauernswerthen Entscheidung waren nicht zu finden.

Während diese verdrießliche Angelegenheit mich beschäftigte, erzählte Tante Balbina mir eines Tages, wie hübsch der gestrige Abend in Herrenhausen gewesen war. Jener Claviervirtuose, welchen ich bei ihr kennen lernte, hatte vor den Allerhöchsten Herrschaften gespielt, und dabei hatte sehr Interessantes sich zugetragen. Seine Majestät war den eigenthümlichen Weisen, welche der Pianist vortrug, mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit gefolgt. Dieselben hatten den König sogar in eine, von Allen bemerkte Unruhe versetzt. Er hatte sich in seinem Sitz hin und her bewegt und nach Beendigung des Spiels lebhaft gefragt: „Was spielten Sie da?"

„Volkslieder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Euere Majestät," antwortete Jener.

„Haben Sie die Lieder in Amerika selbst gehört?"

Digitized by Google

„Ja wohl, Euere Majestät.“

„Sind die Lieder dort verbreitet?“

„Sehr! Dies“ — er spielte etwas auf dem Flügel — „singen in New-York die Jungen auf der Straße. Dies“ — er schlug ein anderes an — „ist in Boston an der Tagesordnung; dieses singt man in Cincinnati.“

„Oho!“ rief der König. „Ich habe sie ja componirt.“

Diese überraschende Erklärung hatte den Künstler fast aus der Fassung gebracht. „Es ist das größte Compliment für einen Componisten, wenn seine Melodien Volkslieder werden,“ hatte er ausgerufen.

Nun war die Freude in der Gesellschaft groß gewesen. Der Pianist hatte die einzelnen Lieder wiederholen müssen, und Se. Majestät bei jedem in der huldvollsten Weise erzählt, wann und wo er dasselbe componirt habe.

„Es ist sehr auffallend,“ sagte ich, „daß hier die Lieder ganz unbekannt sind.“

„Der Prophet gilt Nichts in seinem Lande,“ erwiderte Tante Balbina.

Zum Geburtstage des Königs wurde ein großes Fest in Herrenhausen vorbereitet. Es sollte eine Theatervorstellung, bei günstigem Wetter unter freiem Himmel in dem Heckentheater des großen Gartens, aufgeführt werden; aber nicht von Herren und Damen der Gesellschaft, sondern von den königlichen Schauspielern. Wallensteins Lager wurde gewählt. Dabei sollte das Trompetercorps der Garde-du-corps im Costüm jener Zeit zu Pferde auf der Bühne erscheinen. Zu den Proben, welche die Königin mit ihrer nächsten Umgebung anzusehen pflegte, wurde auch mein Vetter Jobst zugezogen. Die Trompeter seines Regiments, welche einer Aufsicht bedurften, mußten den Vorwand geben; in Wirklichkeit verdankte er es Mira. Günther, der nicht so glücklich war, entbrannte in Eifersucht und Zorn gegen den Bruder, welcher dem Kammerherrn jetzt erheblich näher gerückt zu sein schien.

Die Flaggen auf den Häusern, Glockengeläut und Kanonendonner verkündeten den 27. Mai 1865. Auch diesmal brachte der Geburtstag des Königs eine Generalordre, welche Beförderungen im Officiercorps enthielt und nach der Parade auf dem Waterlooplatze von dem zu Pferde neben Sr. Majestät haltenden General-Adjutanten vorgelesen wurde. Ich hörte am Schluß Wichard's Namen, ohne den Satz deutlich zu verstehen, sah aber gleich eine Ueberraschung bei den Nächststehenden. Wichard war seiner Stellung als Adjutant enthoben und zu seinem Regiment zurückversetzt worden.

Obgleich ich wußte, daß ihm diese Veränderung an und für sich angenehm sein würde, verdroß mich die Nachricht auf das Heftigste. Als

Digitized by Google

der König weggeritten war und die Officiere über die neuen Beförderungen, welche für Einige unverdientes Glück, für Andere Härten enthielten, sprachen, war auch von Wichard's unerwarteter Versetzung die Rede. Er war ein sehr tüchtiger Adjutant geworden, sein General hatte ihn immer gelobt und war gleichfalls vollständig überrascht. Auch hier lag ein Act unberechtigter Einmischung vor; Wichard und ich wußten, von wem er kam. Die Theilnahme, welche ihm jetzt von allen Seiten bezeugt wurde, ließ seine Beliebtheit erkennen und erfreute ihn, so daß er selbst ganz zufrieden war. Sein General dagegen war sehr mißvergnügt; diese Versetzung, um welche man ihn nicht gefragt, von der man ihm nicht einmal eine Andeutung gegeben hatte, enthielt auch für ihn eine Rücksichtslosigkeit.

Die, in so kleinen Zügen sich äußernde Mißregierung schmerzte mich tiefer, als Wichard. Seine Gemüthsart war zu fröhlich, er war mit unserem Lande nicht so verbunden wie ich, und der Zustand seines Herzens zu glücklich. Wir fuhren zusammen nach Herrenhausen. Er wollte der Gesellschaft zeigen, daß der Schlag ihn nicht getroffen habe.

Es war ein lieblicher Sommerabend, der große Garten vom Schlosse bis zu dem Heckentheater tageshell erleuchtet, die entfernteren Wege und Plätze lagen in matterem Licht, alle Fontänen und Cascaden sprangen; bunte Lampions, um sie herum angebracht, warfen ihren Schein auf die steigenden und fallenden Wasser.

Das Heckentheater war mit Fahnen und Wimpeln, mit Pflanzen und Blumen, mit Teppichen und glänzenden Candelabern reich verziert. Ein Vorhang in Grün und Gold, auf welchem das hannoversche Wappen prangte, schloß die Bühne von dem Zuschauerraum ab. In diesem glänzten die Uniformen der Herren, die prächtigen Toiletten der Damen.

Die Königlichen Herrschaften, von Musik empfangen, nahmen Platz. Die Bühne öffnete sich. Das Stück, in der natürlichen Landschaft der hohen Bäume und grünen Büsche von den besten Kräften des königlichen Theaters dargestellt, die Kürassiertrompeter, „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" blasend, das Alles machte einen äußerst lebendigen Eindruck.

Nach der Beendigung des Schauspiels folgte die Gesellschaft dem königlichen Hofe nach den Blumengärten und unteren Räumen des Schlosses. Zu dem Geburtstage des Königs kamen in jedem Jahre viele Personen von auswärts, um im eigenen Namen, oder in dem ihrer Auftraggeber zu gratuliren. Sie wurden zu den Festen dieser Tage eingeladen. Die Gesellschaft war mithin zahlreicher und, da man alte Bekannte wiedersah oder neue Bekanntschaften machte, auch lebhafter als sonst. Man bewegte

Digitized by Google

sich ziemlich zwanglos, war von der eigenen Unterhaltung in Anspruch genommen und achtete weniger auf die Anderen.

Die Nachricht von Wichard's Versetzung verbreitete sich in seiner ausgedehnten Bekanntschaft; allerseits erwies man sich freundlich gegen ihn, wodurch er in noch fröhlichere Stimmung kam. So trat er, durch seine liebenswürdige Heiterkeit verschönt, unter den vielen Menschen mehr hervor, als sonst geschehen sein würde. Es gewährte mir eine Genugthuung, als ich sah, daß die Melanie ihn unlustig betrachtete.

Frau Elisabeth, welche bei diesem Feste nicht fehlen wollte, war immer von Freunden umgeben, und mehrere Fremde ließen sich ihr vorstellen. Aber die Aufmerksamkeit, welche sie, die fast nie aus ihrem stillen Leben heraustrat, erregte und einem Jeden erweisen wollte, griff sie an. Als das Souper beginnen sollte, wünschte sie sich zurückzuziehen. Da ich gerade zu ihr gekommen war, bat sie mich, ihren Diener und Wagen an das Portal zu bestellen.

Ich hatte dies gethan und war auf dem Rückwege zu ihr. Die Gesellschaft begab sich in die Säle, wo das Souper servirt war. Ich begegnete Wichard, der Felicia führte. Er rief mich an: „Frau von Leinau wünscht die große Fontäne in der Beleuchtung zu sehen, geh' mit uns." Ich antwortete, daß ich nachkommen wollte, sobald ich Frau Elisabeth an den Wagen gebracht hätte. „Wir erwarten Dich," sagte Wichard. Dann kam er mir noch ein paar Schritte nach und sagte leise: „Du wolltest ja das Blumenparadies sehen, in dem ich der verschleierten Melanie begegnete. Wenn wir daran sein werden, gebe ich Dir ein Zeichen."

Als ich nun weiter ging, sah ich die Melanie, welche sich eben von einer größeren Begleitung losgemacht zu haben schien und allein stand. Ich that, als bemerke ich sie nicht, und gelangte zu Frau Elisabeth. Diese wünschte den Bekannten gute Nacht; es verging einige Zeit bis sie sich entfernen konnte. Dann führte ich sie nach ihrem Wagen und eilte hierauf Wichard und Frau von Leinau nach. Sie waren in einer der breiten Alleen weiter gegangen, zuletzt aber stehen geblieben, damit ich sie erreiche. Nun schritten wir nebeneinander fort, schweigend den Nachtigallen zuhörend, die in den Büschen neben uns sangen.

Da faßte Wichard mich an und wies seitwärts. Ich bemerkte in der hohen Hecke einen schmalen Ausschnitt. Das war die versteckte Pforte. Die Neugierde trieb mich, ich ergriff die Thür, die nicht verschlossen war. Ich trat ein, vielleicht ohne daß Frau von Leinau es bemerkte. Im Inneren des Quarrés umgab mich Blumenduft. Es war hell genug, daß ich gegen-

Digitized by Google

über in der Ecke den Ruheplatz erkennen konnte. Stehenbleibend vergegenwärtigte ich mir die Scene, in der Wichard unfreiwillig mitgespielt hatte.

Da hörte ich draußen der Melanie Stimme, nicht laut, aber höchst erregt. Von Leidenschaft und Eifersucht fortgerissen, stieß sie die heftigen Worte heraus: „Ei, die sittsame Frau! In dieser Begleitung allein! Im Hellen so empfindlich auf ihren Ruf, hier seitwärts hört das auf."

Erschrocken und um die Freunde besorgt, trat ich leise vor. Um die Hecke, die mich verbarg, sah ich, daß Felicia sich von Wichard losmachen wollte, um zu entfliehen; er hielt sie aber fest. Mit seiner anderen Hand hatte er den Arm der Melanie ergriffen. Sie wollte sich ihm entwinden, vergeblich; er drückte sie fast zu Boden. Mit zornfunkelnden Augen sah er sie an, während er sprach: „Sie, Schamlose, wagen es, mir noch einmal zu begegnen? Sie sind nicht werth, die Luft zu athmen, welche diese edle Frau umgibt, und vor mir vergrößert die Leidenschaft Ihre Schande."

Bei den letzten Worten ließ er sie mit einer kalten Bewegung, als werfe er sie von sich, los und führte Felicia davon.

Die Melanie stand einen Augenblick zitternd da. Dann bewegte sie sich gegen mich. Ich zog mich leise in die Ecke zurück. Sie trat ein und stürzte nach dem Ruhesitze hin. Hinter ihr schlich ich aus der Pforte. Draußen sah ich Wichard und Felicia dem Schlosse zueilen. Ich selbst ging nach der entgegengesetzten Richtung in den Seitenweg, auf welchem die Melanie gekommen sein mußte; denn wie in solchen Lagen nicht selten mit dem Ernsten das Komische sich verbindet, dachte ich in diesem aufregenden Momente an die Rathschläge und Warnungen, welche Alfred auf jenem Costümballe als niederländischer Greis ausgesprochen hatte, und es fiel mir ein, daß ich hier, wo Keiner mich sehen und nur die Melanie mich hören würde, seine Rolle fortspielen könne. Ich schlich noch um die folgende Ecke des Quarrés und befand mich hinter ihrem Ruhesitze, nur die undurchsichtige Hecke zwischen mir und ihr. Alles außer den Nachtigallen und rauschenden Fontänen war still, meine Worte mußte sie vernehmen. Ich stellte mich nahe an die grüne Wand und mit einer Stimme, welche ich der damaligen Alfred's nachzuahmen suchte, sprach ich feierlich: „Melanie!"

Ich hörte ein Geräusch. Die Gerufene schien aufzustehen.

„Der Greis spricht, der Dich seit jenem Abend kennt, wo die Treffkönigin am Arme des Kartenkönigs ging. Du irrst, wenn Du Deine Handlungen verborgen wähnst; denn immer wirst Du beobachtet. Auch auf dem Platze, wo Du jetzt bist, wolltest Du einst verschleiert sündigen."

Digitized by Google

Ein leiser Schrei drang zu mir; dann rauschten ihre Kleider. Durch die Seitengänge entfernte ich mich.

Die Musik aus dem Schlosse klang mir entgegen. Der größte Theil der Gesellschaft war drinnen; aber auch draußen waren Viele, welche lustwandelnd die milde Nacht genossen. Ich suchte Wichard und Leinau's, sah sie zusammen fortgehen und kam ihnen auf einem Umwege entgegen. Sie hatten mich gesehen. Dann mischte ich mich unbefangen in die Gesellschaft.

Als die Majestäten sich zurückgezogen hatten, trat Tante Balbina mit Marie zu mir: „Ein schönes Fest! Nicht wahr, Ernst?"

„Prächtig."

„Ich wollte der Melanie noch gute Nacht sagen, kann sie aber nicht finden."

„Ich habe sie beim Souper nicht gesehen."

Am andern Morgen früh kam Wichard zu mir: „Frau von Leinau bat ihren Mann, daß sie gleich nach Hause führen. Sie nahmen mich mit. Unterwegs erzählten wir ihm Alles. Er fühlt sich von der Melanie so beleidigt, daß er sie zur Rechenschaft ziehen will."

Ich antwortete: „Geh' zu ihm und bitte in meinem Namen, dies nicht zu übereilen. Versäumt wird hierdurch Nichts. Ich habe Alles gesehen und gehört und bin Zeuge. Felicia ist vollständig gerächt. Will er trotzdem nicht warten, so bitte ihn, mich wenigstens erst zu hören und benachrichtige mich. Am besten ist aber, es wird von der Sache gar nicht gesprochen."

Nach einer Stunde brachte Wichard die angenehme Nachricht, daß der gekränkte Ehemann vorläufig beruhigt sei.

Am Nachmittage ging ich zu Tante Balbina und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Sie sei wohl, sagte sie, die Melanie aber krank. In der folgenden Zeit erfuhr ich auf demselben Wege, daß Letztere ganz still leben müsse, und nicht viel später, daß sie abgereist sei, um sich zu erholen.

Der König hatte den Pianisten, welcher Sr. Majestät Compositionen als amerikanische Volkslieder gespielt hatte, zum Concertmeister gemacht, und dieser sollte ein Musikfest leiten, zu welchem eine Probe in dem schönen neuen Wagenhause des königlichen Marstalls stattfand. Um die Akustik des Raumes zu prüfen, war derselbe statt des Publicums mit dahin commandirten Soldaten gefüllt. Der Hof erschien zu der Probe, bei welcher sich herausstellte, daß der neue Concertmeister seiner Aufgabe keineswegs gewachsen war; er konnte nicht einmal die Partitur lesen. Nun richtete

Digitized by Google

der König eingehendere Fragen an ihn, worauf der Concertmeister behauptete, selbst Symphonien componirt zu haben. Hierauf befahl der König, daß in dem ersten Theaterconcert der nächsten Saison eine dieser Symphonien aufgeführt werde.

18.

Die Verhandlungen, welche nach dem Wiener Frieden zwischen Oesterreich und Preußen über die Elbherzogthümer geführt wurden, ließen die Unmöglichkeit einer Einigung der beiden Großmächte in, den wichtigsten deutschen Angelegenheiten von Neuem erkennen. Oesterreich wollte Preußen eine Machtvergrößerung im Norden nur dann gestatten, wenn es selbst durch die Abtretung preußischer Landestheile vergrößert würde, was der König Wilhelm ein für alle Mal verweigerte. Und doch mußte die unerträgliche gemeinschaftliche Verwaltung jener Länder aufhören. So kam im August 1865 der Gasteiner Vertrag zu Stande, in welchem Preußen das Herzogthum Lauenburg gegen eine an Oesterreich zu zahlende Geldsumme für sich allein erwarb, während Schleswig-Holstein gemeinsamer Besitz blieb, aber getrennt, Schleswig von Preußen, Holstein von Oesterreich besetzt und verwaltet werden sollte. Nur zu den Garnisonen von Rendsburg und Kiel bestimmte man Truppen beider Mächte. Dieser Vertrag war lediglich ein Auskunftsmittel, die Entscheidung weiter zu vertagen.

Im Königreich Hannover waren indessen neue Zwistigkeiten entstanden. Das Ministerium, welches die Erbschaft des Grafen Borries angetreten und sich bemüht hatte, den Unfrieden zu beseitigen, hatte die Gnade des Königs bereits verloren und war in Gefahr zu scheitern. Augenblicklich wartete ein, die Landtagswahlen betreffendes Gesetz, welches mit der Genehmigung des Königs den Ständen vorgelegt und von ihnen gebilligt worden war, auf die königliche Vollziehung, Letztere mußte erfolgen oder der Minister des Innern abtreten. Als hiervon eines Abends bei Frau Elisabeth die Rede war, sagte Aurelius, daß der ehemalige Polizeidirector Wermuth, welcher jetzt Landdrost in Hildesheim war, den König nachträglich vor dem Gesetze wegen darin enthaltener liberaler Concessionen gewarnt habe, daß aber die vier neuen Minister im jetzigen Ministerium sich bei der Uebernahme der Regierung gegen einander verpflichtet hätten, zusammen ihre Entlassung zu nehmen, wenn einer von ihnen zur Niederlegung seines Amtes genöthigt würde. Allgemeiner bekannt war, daß Wermuth's Entfernung von der Residenz seinen unheilvollen Rathschlägen bei dem Könige kein Ende gemacht hatte. Das Publicum glaubte, daß

Digitized by Google

die dunkelen Rathgeber Georg's V. den Minister des Innern und den der Finanzen, welche von ihren Umtrieben am meisten betroffen wurden und sich denselben widersetzten, stürzen wollten.

Im September fand eine Truppenconcentrirung zu Manövern statt, die bei Hildesheim beginnen, sich nach Hameln und dann zurück nach Hannover ziehen sollten. Die Stadt Hildesheim war im Jahre 1848 revolutionär und bis in die neueste Zeit oppositionell gewesen. Der Chef der Provinz, der Landdrost Wermuth, wollte die Gelegenheit der Manöver benutzen, um dem Könige zu zeigen, daß er die Eingesessenen seines Bereichs zu treuen Unterthanen bekehrt habe. Der königliche Hof residirte während der längsten Zeit dieser Truppenübungen in dem fertigen Theile der Marienburg, von wo die Allerhöchsten Herrschaften mehrere Male nach Hildesheim kamen und in der Dienstwohnung des Landdrosten abstiegen. Es hätte keiner Bemühung des Letzteren bedurft, um die Bewohner der Stadt und des wohlhabenden Landes umher zur Darbringung schicklicher Huldigungen bei der Anwesenheit des Landesherrn zu bewegen. Auch hier sicherte die Anhänglichkeit an das königliche Haus den Majestäten überall einen freudigen Empfang. Nun aber hatten die Anstrengungen Wermuth's bewirkt, daß diese Aeußerlichkeiten einen byzantinischen Anstrich erhielten und sich wie ein Jubel des Volkes ausnahmen, welcher den König wohl bethören konnte. Die Reden waren überschwänglich, und die Festlichkeiten in Hildesheim auf das Größte angelegt. So ein Fackelzug, welcher, den Domplatz füllend, vor dem Hause des Landdrosten Aufstellung nahm; so besonders die Illumination am Geburtstage des Kronprinzen, bei welcher die Gebäude und Straßen, die der alten Stadt den Namen des norddeutschen Nürnbergs verschafft haben, von Künstlerhand mit Licht und Farben geschmückt, ungemein schön aussahen.

Daß alle diese Veranstaltungen den Landdrosten in der Meinung des Königs noch höher stellten, war begreiflich. In jener Zeit war Wermuth der mächtigste Mann im Lande. Von seiner Behausung strahlte die königliche Gnade aus, seinen Vorschlägen folgend, verlieh Se. Majestät nach diesen Festtagen Titel und Orden.

Die katholische Geistlichkeit der Bischofsstadt benahm sich bei der Anwesenheit des Königs eher zurückhaltend als zuvorkommend. Die geistlichen Herren des Domcapitels hatten die Anordnungen, welche für die Truppenconcentrirung und die Feste getroffen werden mußten, ihrerseits unterstützt und genügten demnächst allen Forderungen, welche die Etiquette an sie stellte; aber sie gaben nicht die begeisterte Theilnahme zu erkennen,

Digitized by Google

die man von ihnen erwartet hatte, und hieran vermochten weder die Besuche, welche sie von den Flügeladjutanten erhielten, noch die Aufmerksamkeiten, welche die Majestäten ihnen erwiesen, etwas zu ändern. Wahrscheinlich wollten sie ihre Mißbilligung ausdrücken, daß an dem Sturze des Ministeriums gearbeitet wurde, dem Windthorst angehörte.

An einigen Manövern nahmen braunschweigische Truppen Theil. Es war bemerkenswerth, daß ihre Officiere auf unsere Gemeinschaft weniger als früher Werth legten. Nach der Formation des 10. Bundes-Armeecorps gehörten sie in den taktischen Verband der hannoverschen Truppen. Sie hatten, wie es schien, die Hoffnung aufgegeben, daß diese Formation militärisch ersprießlich sich entwickeln könne. Ihre Sympathien gehörten der preußischen Armee.

Am Schluß der diesjährigen Manöver gab der König ein großes Militärdiner im Residenzschlosse zu Hannover und trank hierbei auf das Wohl seiner Armee, in welcher, wie er sagte, alle Waffen unübertrefflich, alle Chargen mit ausgezeichneten Männern besetzt seien. Durch eine solche Armee, so schloß er, sei Er, sein Haus und sein Königreich sicher.

Wenige Wochen nach den Hildesheimer Festen trat der Ministerwechsel ein. Dort war das Schicksal des bisherigen Ministeriums entschieden, das heißt der vier Minister, welche nach dem Abgang des Grafen Borries ernannt waren; denn die Minister des Auswärtigen und des Krieges blieben in dem neuen, dem letzten hannoverschen Ministerium. Den Minister Windthorst hätte, so sagten kundige Leute, der König gern behalten, und er wäre auch gern Minister geblieben; aus Solidarität mit seinen Collegen mußte er deren Schicksal theilen. Neue Minister wurden: für das Innere Bacmeister, der als kenntnißreich und sehr klug bekannt war; für die Justiz Leonhardt, ein namhafter Jurist; für die Finanzen Dieterichs und für den Cultus von Hodenberg. Von Dieterichs wußte man Nichts, als daß er ein Neffe des Landdrosten Wermuth und früher Postrath gewesen und von Hodenberg, daß er ein ganz junger Diplomat und sehr kirchlich gesinnt war. Die Ministerernennungen machten den ungünstigsten Eindruck im Lande. Die Namen Bacmeister und Leonhardt vermochten nicht, das Mißtrauen gegen das neue Ministerium zu beseitigen. Im Publicum erzählte man sich sogar, Wermuth stehe im preußischen Solde und müsse die Mißregierung in Hannover so arg wie möglich machen. Tante Balbina fand keinen Unterschied zwischen den neuen und den abgetretenen Ministern; es waren abermals drei bürgerliche und nur ein adeliger.

Digitized by Google

Die Gesellschaft rüstete sich wieder zu den Freuden des Winters. Im Hoftheater begannen die Concerte, und das erste sollte eine Symphonie bringen, welche der für die amerikanischen Volkslieder zum Concertmeister gemachte Pianist componirt hatte. Der Hof war erschienen, der Saal gefüllt, die Symphonie begann, ein sonderbares Tongewirr. Die Anwesenden begriffen erst nicht; sie wurden gespannter, die folgenden Sätze erhöhten die Verwunderung und das Mißfallen. Man hörte ein Machwerk der unkundigsten Hand. Die Unzufriedenheit im Saale fand einen starken, nur durch die Gegenwart der Majestäten gemäßigten Ausdruck. Als das Publicum das Theater verließ, hatte manche Dame Thränen in den Augen, und die Männer waren außer sich vor Scham und Entrüstung. Der blinde König konnte nicht vollständig begreifen, was in dieser Stunde um ihn her vorging; denn er sah die Gesichter nicht. In der Nacht verließ der Concertmeister Hannover heimlich für immer.

Dieser Vorfall war nur eine von den Verdrießlichkeiten, welche Georg V. von Schmeichlern bereitet wurden. Nicht lange mehr sollten die großen Ereignisse ausbleiben, die ihm den Thron kosteten, weil er, der Rathgeber bedürftig, die schlechten lieber als die guten hörte.

Frau Elisabeth vermied, von Hofgeschichten zu sprechen, wenn sie ihr nicht Gelegenheit gaben, die Königin zu loben. Ein Anderer brachte in ihrer Gesellschaft das Gespräch auf des Pianisten Auftreten und Verschwinden und äußerte, daß die Königin unvorsichtig gehandelt habe, indem sie gestattete, daß er bei ihr spielte.

„Die arme Königin!“ sprach hierauf Frau Elisabeth. „Ist es nicht begreiflich, daß sie jede Gelegenheit benutzt, den König zu zerstreuen? Ihre nächste Umgebung hatte den Mann empfohlen und wenn der König nicht selbst den Betrug mit den sogenannten amerikanischen Volksliedern erkannte, was konnte die Königin thun?“

„Sie sollte ihre Umgebung kennen und ihr nicht vertrauen,“ meinte Jener.

„Kaum eine Frau kann sagen, wie selbständig sie in der Lage geblieben wäre, in der sich die Königin seit Beginn ihrer Ehe befunden hat,“ entgegnete Frau Elisabeth. „Männer können dies noch weniger; denn sie wissen nicht, wie sehr eine gute Frau von dem Gedanken beseelt wird, den Lebensgefährten zu beglücken. Der Freund, welchem die unerfahrene Kronprinzessin, die junge Königin ihr Vertrauen schenkte, der sie leiten sollte und allein leiten wollte, war ihr blinder Mann. Ist es nicht natürlich, daß sie, von Mitleiden mit ihrem Gemahl erfüllt, Alles vermied, was

Digitized by Google

dessen mißtrauisches Gemüth auch gegen sie und die heranwachsenden Kinder richten konnte; daß sie ihren eigenen Willen aufgab, damit der König in ihrer Nähe sich wohl fühle?"

„Wenn aber des Königs Willen auch da keinen Widerstand findet, wo er ins Unglück führt?"

„Dann wird die Königin in ihrem Gott ergebenen Herzen die Kraft finden, das Unglück würdig zu tragen," antwortete Frau Elisabeth.

Das Verhältniß meines Vetters Jobst zu der Schauspielerin Pauline bedrohte die Familie mit Kummer und Aergerniß. Er war ganz von ihren Banden umstrickt, und sie legte es darauf an, daß er sie heirathe. Sein Commandeur wollte nicht noch einmal den Versuch machen, ihn aus Hannover zu entfernen. Er sagte mir: „Ich habe Ihren Vetter gewarnt und warnen lassen, mehr kann ich augenblicklich nicht thun. Will er die Person heirathen, so muß er abgehen. Es wäre schade, denn es steckt ein guter Cavallerist in ihm."

Als meine Vorstellungen bei Jobst nutzlos blieben, rieth ich Onkel Georg, ihm zu schreiben, daß er die väterliche Einwilligung zu einer Ehe mit der Schauspielerin nicht erhalten würde und, wenn noch weitere Schritte nöthig wären, nach Hannover zu kommen, um eine Audienz bei Sr. Majestät zu erbitten.

Onkel Georg wollte sich nicht gern mit einer Anklage seines eigenen Blutes an den König wenden. Da Jobst aber geantwortet hatte, daß er als fünfundzwanzigjähriger Mann wisse, was er zu thun habe, daß Fräulein Pauline eine ausgezeichnete Dame sei, die er liebe und heirathen werde, so kam sein Vater nach Hannover, wo er die erbetene Audienz sogleich erhielt. Ihren Verlauf erzählte er mir, durch die königliche Huld in eine gehobene Stimmung versetzt. Der König hatte ihm ruhig, nur einige Male „Oho!" rufend, zugehört und dann gesagt: „Das habe ich gar nicht gewußt, das hat man mir nicht gemeldet. Man hat mir berichtet, Ihr Sohn habe Schulden, sei aber ein tüchtiger Officier. Schulden machen, wenn man sie bezahlen kann, ist ja nicht so schlimm. Ihr Sohn ist ein großer, stattlicher Mann und paßt in meine Garde-du-corps. Deshalb lehnte ich seine Versetzung ab. Jetzt aber werde ich sie sogleich befehlen. Ich will keine unpassenden Verbindungen meiner Officiere."

Es war, wie ich vermuthet hatte. So wurden höchst wahrscheinlich auch andere Fälle dem König, der ein empfindliches Gefühl für die Ehre seiner Officiere hatte, unrichtig dargestellt, und der Tadel der Entscheidung fiel dann ungerechter Weise auf den Monarchen.

Digitized by Google

Der König habe darauf, so erzählte Onkel Georg weiter, mit einem merkwürdigen Gedächtniß von verschiedenen Personen und Verhältnissen gesprochen, an die er gewiß lange nicht gedacht hatte. „Aber er sieht blaß aus. Er nimmt sich die Politik zu nahe. Er sprach von seinen treuen Hannoveranern, die sich auf ihn ebenso verlassen könnten, wie er auf sie baue. Nun, die Preußen werden es erfahren, was es heißt, sich an alten Souveränetätsrechten zu vergreifen! Sie werden ihr Wagniß aufgeben. Das habe ich dem König gesagt, und es schien ihn zu erfreuen."

Da Onkel Georg nun auch zur königlichen Tafel befohlen und von der ganzen königlichen Familie in liebenswürdiger Weise ausgezeichnet war, so verließ er die Residenz leichteren Herzens, obgleich er seinen Sohn Jobst nicht gesehen hatte. Dieser wurde zu den Dragonern versetzt, die Schauspielerin Pauline nicht wieder zu Hofe befohlen. Nun lud auch Tante Balbina sie nicht mehr ein. Mira aber erschien nach wie vor in Herrenhausen und an dem Theetische Tante Balbina's.

Leider gelang es nicht immer, unangenehmen Vorfällen in den Officierscorps eine so richtige Wendung zu geben, wie dem eben erzählten meines Vetters Jobst. Eine Handlung, welche auf Timon ein sehr übeles Licht warf, durfte nicht mit Schweigen übergangen werden. Es war die Pflicht des Oberstlieutenants von Leinau, auf eine förmliche Untersuchung zu dringen. Die Sache wurde in die Länge gezogen und, als der höhere Vorgesetzte, ein General, auf dessen Selbständigkeit und Klugheit die Armee großes Vertrauen setzte, die vorschriftsmäßige Erledigung forderte, durch eine nichtssagende Erklärung beigelegt. Dieser General und der Oberstlieutenant von Leinau baten deshalb um ihren Abschied, den sie zum großen Bedauern der Armee erhielten. Wichard kam, als er dies erfahren hatte, in großer Erregung nach Hannover und wollte auch seinen Abschied nehmen. Wir hatten Mühe, ihn von diesem unbegründeten Schritte zurückzuhalten. Leinau's wurden viele Zeichen der Freundschaft und ehrendsten Anerkennung zu Theil. Sie verließen die Garnison schnell und reisten nach Italien.

Während Viele, durch solche Vorfälle bekümmert, die Zukunft in trübem Lichte sahen, veranstaltete im Dezember die Provinz Ostfriesland große Feste zur Feier ihrer fünfzigjährigen Vereinigung mit der Krone Hannover. Der König reiste dazu nach Aurich und beantwortete die Huldigungen, welche ihm dargebracht wurden, damit, daß er das Welfenreich pries, welches bestehen werde „bis an's Ende aller Dinge." Als schon der Boden unter seinem Throne von Tag zu Tag unsicherer wurde,

Digitized by Google

glaubte er noch, ein mächtiger Herrscher zu sein. Bei diesem ostfriesischen Jubiläum stiftete er einen neuen Orden, den Ernst-August-Orden. Das Jahr, welches das letzte seiner Regierung sein sollte, ging für ihn in schönen Träumen zu Ende.

Mir brachte der Schluß des Jahres zu den Verdrießlichkeiten, die ich erzählt habe, noch die Schmerzen, welche mir das Wiedersehen Adelens bereitete; denn ich konnte es nicht verweigern, mit Wichard das Weihnachtsfest bei unseren Eltern zu verleben. Alfred hatte sich vor einigen Wochen im Auftrage seines Geschäftshauses zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach London begeben.

Als wir am Tage vor dem Weihnachtsfeste auf dem Gute ankamen, fanden wir einen uns fremden Gast, Guido, einen Oesterreicher. Er war ein Dreißiger, nicht häßlich, hatte etwas Gutmüthiges und einen Zug von Trauer in seinem Gesicht. Wie ich alsbald von meiner Mutter hörte, war er bei der österreichischen Verwaltung in Holstein beschäftigt, Wittwer mit einem Kinde, sehr reich und sehr vornehm. Auf die Empfehlung des österreichischen Bruders des Barons, welche er bald nach seiner Ankunft in Holstein überbracht hatte, war er auf dem Gute freundlich aufgenommen und zum Weihnachtsfest eingeladen.

Zum ersten Male seit langer Zeit waren im Schlosse alle Kinder des Hauses wieder vereinigt. Christian war preußischer Gardeofficier, von seinem Dienst begeistert, von preußischen Anschauungen bereits sehr erfüllt. Friedrich sah mehr wie ein Gelehrter oder Geistlicher aus, war schweigsam und beschäftigte sich mit der Jurisprudenz, welche er zum Beruf gewählt, und mit archäologischen und ästhetischen Studien, die er in Rom mit Eifer begonnen hatte. Er war von der katholischen Religion eingenommen, sehr österreichisch gesinnt und wartete mit der Absicht, in den Staatsdienst seines Vaterlandes zu treten, auf die endliche Entscheidung von Schleswig-Holsteins Schicksal.

So waren wir Alle versammelt, bis auf Alfred, der nicht wieder nach dem Gute gekommen, aber brieflich mit meinen Eltern, dem Baron und dem Capitän in ununterbrochener Verbindung geblieben war. Die Herren vom Gute hatten ihn einige Male in Hamburg gesehen und Gelegenheit gehabt zu hören, daß er die hohe Achtung seiner Chefs und seiner Mitarbeiter besaß. Trotz der ihm ungewohnten Lebensweise hatte er sich äußerst kräftig erhalten. Durch zweckmäßige Ausnutzung der Zeit machte er es möglich, daß er ritt, Schlittschuh lief oder ruderte und

Digitized by Google

schwamm. In den drei letztgenannten Fertigkeiten war er den jungen Männern Hamburgs überlegen.

Wann endlich der Zeitpunkt von Wichard's Hochzeit gekommen sein werde, lag noch im Schooße der Zukunft. Der Baron wollte zu Gunsten seiner Brüder in einem alten Prozeß nachgiebig sein, wenn sie in die Aenderung des Familienstatus willigten. Augenblicklich war sein dänischer Bruder krank, so daß an Verhandlungen mit diesem nicht zu denken war. Doch wurde Wichard's Verlobung, wenn auch nicht öffentlich erklärt, nicht mehr als ein Geheimniß behandelt.

Die beiden Brautleute, glücklich in ihrer Liebe, lebten mehr unter sich als mit uns. Unter den Andern aber waren verschiedene Neigungen und Ansichten, die sich zuweilen lebhaft äußerten.

Der Baron, welcher aus dem Briefwechsel, den er sowohl nach Wien, wie nach Berlin unterhielt, wußte, daß die österreichische Regierung die Absicht festhalte, durch zähes Ausharren und geschickte Einwirkung auf die anderen Mächte Preußen zur Nachgiebigkeit in den deutschen Angelegenheiten zu zwingen, war mehr und mehr auf den politischen Standpunkt des Capitäns gekommen: daß nur Preußen befriedigende Zustände in den Herzogthümern, wie in Deutschland überhaupt herbeiführen könne. In dieser Ansicht bestärkte ihn das, mit ihrem eigentlichen Wesen in Widerspruch stehende, Verfahren der österreichischen Regierung, die Ansprüche des Herzogs Friedrich durch demokratische Umtriebe unterstützen zu lassen.

Daß dem Letzteren die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zustehe, war die Ueberzeugung, welche mein Vater aus dem Studium der verwickelten Frage gewonnen hatte. Deshalb waren ihm die Bedenken, die man gegen einen neuen kleinen Staat erhob, wenn auch an sich begründet, zunächst doch nebensächlich. Als Feind demokratischer Agitationen beklagte er, daß in ihnen der Herzog einen Bundesgenossen gefunden hatte, und es verletzte ihn, daß die österreichische Regierung, welche früher von den Augustenburgischen Ansprüchen Nichts hatte wissen wollen, dem Herzog jetzt das Land aus keinem anderen Grunde verschaffen wollte, als um es Preußen zu entziehen; jedoch konnte auch dies Vaters Rechtsanschauung nicht beeinflussen.

Meine Mutter verleugnete ihre Kehding'sche Geburt nicht; sie hatte immer gehört, daß von Preußen nichts Gutes zu erwarten sei, und blieb hierbei, ohne indeß, wie wohl in früheren Jahren, lebhaften Widerspruch gegen die andere Meinung zu erheben. Die Baronin stand auf der Seite des Königs von Preußen, des Onkels ihres mecklenburgischen Großherzogs.

Digitized by Google

Uebereinstimmend waren beide Damen — wie mir schien, mit einem Vorurtheil — gegen Guido eingenommen, seitdem sie bemerkt hatten, daß er sich um Adelens Neigung bewarb. „Guido ist ja Katholik," sagte meine Mutter. Das war er, aber kein starrer Ultramontaner, vielmehr freidenkend hinsichtlich der Confessionen. Mich peinigte der Gedanke, daß dieser neue Nebenbuhler Adele gewinnen könnte.

Guido war auf Universitäten gebildet, strebsam, hatte sich im öffentlichen Leben schon umgesehen, war einige Jahre Officier, dann bei verschiedenen Behörden in Wien, sowie bei einigen Gesandtschaften beschäftigt gewesen und auf seinen Wunsch nach Holstein geschickt, um die politischen Zustände Norddeutschlands kennen zu lernen. Er gehörte zu den großen Grundbesitzern des Kaiserreichs und hatte die Aussicht, in Letzterem die höchsten Stufen zu erreichen. Er beurtheilte die Dinge etwas rasch und für sein Oesterreich war er blind.

Wir kamen bald auf die österreichische Armee, deren jetzigen Zustand er für einen vollkommenen hielt. Sie habe die Erfahrungen des unglücklichen Jahres 1859 benutzt, das Bedächtige abgestreift und den raschen, stürmischen Angriff sich zu eigen gemacht, welcher damals der französischen Taktik die Ueberlegenheit gab.

„Das hat Ihnen im vorigen Jahre gegen die Dänen viel Blut gekostet," bemerkte der Capitän.

„Wir machens dafür auf diese Art schneller ab," entgegnete Guido.

„Hätten die Dänen unser Zündnadelgewehr gehabt, so würde Ihr Darauflosgehen nicht gelungen sein," meinte Christian.

„Wir kennen Ihr Gewehr aus unserer Kriegskameradschaft. Das Gewehr macht's nicht," erwiderte Guido.

Da jetzt Friedrich die Unvorsichtigkeit beging, die österreichischen Truppen ohne Sachkenntniß zu rühmen und über die preußischen zu stellen, so gerieth er mit Christian in ein hitziges Wortgefecht.

Meine kluge Mutter mochte vorausgesehen haben, daß die Politik die Harmonie unter den jungen Männern stören könnte, wenn nicht Christian, welcher die preußische Großmacht vertrat, durch die stärkere Macht der Liebe gebunden würde. Sie hatte Eichborns eingeladen, die am zweiten Festtage ankamen. Nun wurde Christian durch Bertha's Anwesenheit unserer Unterhaltung fast ganz entzogen.

An einem der folgenden Tage versammelten wir uns nach dem Diner in dem Abendzimmer der Baronin. Die Thüren nach dem großen Saal, in welchem die Weihnachtsbescheerung stattgefunden hatte, waren geöffnet,

Digitized by Google

die Kronleuchter darinnen brannten. Die hübsche Art, wie die Baronin den Weihnachtssaal auszurüsten pflegte, war in der Umgegend berühmt. Sie verstand und liebte es, ihre Bescheerung mit Tannenbäumen und Tannenzweigen in wechselnder Form zu schmücken. Diesmal ragte zwischen den beiden Kronleuchtern ein hoher, mit dem niedlichsten Zierrath bedeckter Tannenbaum bis zu der gewölbten Decke, und an den Wänden waren durch kleine Lichterbäume und bunte Guirlanden Lauben hergestellt, für jeden der Beschenkten eine.

Die älteren Herren waren in das Rauchzimmer des Barons gegangen, die älteren Damen setzten sich mit Guido und Friedrich um den Kamin und hörten des Ersteren Erzählungen aus Oesterreich zu. Als Guido hierdurch gefesselt war, verließ Adele sie und ging in den Saal. Ich folgte ihr. Wichard und Clotilde saßen in einer, Christian und Bertha in einer anderen der entfernteren Lauben. Adele ließ sich an dem großen Weihnachtstische für Pastors Kinderschaar nieder. Ich blieb vor ihr stehen.

„Weshalb ist Alfred niemals wieder zu uns gekommen?“ fragte sie.

„Wie ich höre, hat er sich mit seinen Geschäften entschuldigt.“

„Das ist ein Vorwand. Wie glücklich Clotilde ist! Wäre doch unser Familienstatut aus der Welt! Ich halte diese Beschränkung der freien Herzenswahl für ein Unrecht. Sie doch auch?“

„Solche Statuten sind nicht ohne Grund entstanden.“

„Ich würde mich nicht darnach richten! Wenn der Mann, den ich liebe, mich liebt, so heirathe ich ihn. Ihnen kann ich das wohl sagen, Ernst. Sie wissen, daß ich Sie und Wichard für eins halte.“

„Wenn aber der, welchen Sie lieben, Sie nicht liebt, Adele?“

Sie stand heftig auf und kehrte erbittert zu der Gesellschaft an den Kamin zurück. Da saß sie, still vor sich niederblickend. Guido erzählte weiter, ich weiß nicht, ob sie ihm gehörte; aber als er schwieg, bat sie ihre Mutter, die Lichter an den Tannenbäumen wieder anzünden zu lassen und ging, als dies geschehen war, nun mit ihm und Friedrich in den Saal. Sie war in auffallender Weise freundlicher gegen Guido, als ich dies bis jetzt gesehen hatte, freundlicher gegen Friedrich, welcher die Bewerbung des Oesterreichers um die Schwester zu unterstützen schien. Ich konnte die Kerzen auf den Tannenzweigen nicht fröhlich ansehen; mein Herz brannte und schmerzte. Und auch Adele war nicht froh bei den Weihnachtslichtern an Guido's Seite.

Jetzt kamen die Herren aus dem Rauchzimmer zu uns. Der Baron hatte eine Zeitung in der Hand und wandte sich an Guido: „Im nächsten

Digitized by Google

Monat soll in Altona eine große Volksversammlung zu Gunsten des Herzogs Friedrich stattfinden. Dazu wollen Demokraten aus den entferntesten Theilen Deutschlands kommen. Es ist schon von Steuerverweigerung die Rede. Wird die Regierung das dulden?"

„Wenn die Leute nichts weiter thun, wie reden, glaube ich, lassen wir sie reden," antwortete Guido.

„Würden Sie das in Oesterreich auch dulden?"

Er schüttelte den Kopf.

„Dann sollte Oesterreich auch in diesem von ihm verwalteten Lande Umtriebe, welche Gift in das gesunde Volk tragen, verhindern," sprach jetzt mein Vater.

„Dies Land ist im Ausnahmestande," entgegnete Guido, „und soll erst einen Herrn bekommen. Da dürfen wir die Volksstimme nicht ersticken."

„Freilich verwalten Sie Holstein," sprach mein Vater weiter; „aber Preußen ist Mitbesitzer. Preußen wird gegen Ihr Verfahren Widerspruch erheben, und dann wird die Spannung noch größer."

„Thut nichts. Schließlich gibt Preußen nach," antwortete Guido.

„Woraus schließen Sie das?" fragte jetzt der Capitän.

„Gäbe es nicht nach, dann hätte es einen Krieg mit Oesterreich, welches sich gerade jetzt in der sichersten Position befindet, während Preußen keinen Verbündeten hat. Alle deutschen Staaten sind gegen Preußen, welches sich obendrein im bittersten Streit mit seinen Volksvertretern herumschlägt."

„Und das reicht zu Ihrer Sicherheit hin?" fragte der Capitän weiter.

„Nun! Der König von Preußen will unter keinen Umständen ein Stück seines Landes abtreten. Das ist sehr ritterlich, aber nicht politisch: denn Napoleon III. rechnet hiermit. Wir dagegen haben Venetien, an dem uns Nichts liegt. Geben wir es dem Kaiser der Franzosen, damit er sein Wort: Italien frei bis zur Adria! einlösen kann, so haben wir die Hilfe Frankreichs. Preußen wäre zermalmt, wenn es nicht ein zweites Olmütz vorzöge."

Dem Capitän schwollen die Adern an der Stirn, und auch ich wurde heiß vor Zorn, daß die Oesterreicher daran denken konnten, die Hilfe Frankreichs gegen Deutschland zu erkaufen. Ich mußte mich zwingen, still zu schweigen. Die älteren Herren brachen das Gespräch aus Besorgniß, es möchte allzu lebhaft werden, ab.

Die gründlich verschiedene Auffassung zwischen uns und Guido, der sich übrigens liebenswürdig zeigte, trat noch mehrere Male, innerlich störend, hervor. Wir bedauerten deshalb nicht, daß er uns vor Neujahr verließ.

Digitized by Google

Der Abschied geschah in den verbindlichsten Formen. Guido bat, wiederkommen zu dürfen. Adele hatte sich nach jenem Abend in dem Weihnachtssaal, wo sie sich von ihrer Heftigkeit leiten ließ, zurückhaltender benommen, ohne ihn jedoch diejenige Kälte fühlen zu lassen, mit welcher sie der Werbung des Grafen Eberhard begegnet war. Und Guido war offenbar von ihrem Geiste ebenso, wie von ihrer großen, in voller Jugendfrische prangenden stolzen Schönheit entzückt. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß die Hand, welche von Alfred zurückgewiesen wurde, ihm beschieden wäre, daß Adele, in der Hoffnung, das einfache Loos des geliebten Mannes zu theilen, getäuscht, nach dem Glanze des großen Namens und Besitzes griffe; denn ich war überzeugt, daß dies leidenschaftliche, weiche Herz in solcher Ehe brechen müsse.

Eichborns, welche das Neujahrsfest unter ihren Gutseingesessenen begehen wollten, verließen uns auch. Christian und Bertha wurde die Trennung schwer.

So waren wir denn am Sylvesterabend und Neujahrstage unter uns. Nur Wichard und Clotilde sahen ohne eine Sorge in die Zukunft. Glücklich, erwarteten sie das größte Glück vom neuen Jahre, welches, wie sie hofften, ihre Verbindung bringen werde. Adele und ich suchten durch äußere Heiterkeit zu verbergen, was in uns vorging. Christian schwieg in den Gedanken an Bertha, und Friedrich schwieg wie gewöhnlich; so geriethen die Beiden wenigstens nicht in Streit. Mein Vater, der Baron und der Capitän sahen der kommenden Zeit um des Gemeinwohls willen mit Sorge entgegen. Der Frauen liebevoller Bemühung gelang es nicht vollständig, die Stirn der Männer zu glätten. Wir Alle waren aber dankbar für das Gute, welches die so eng verbundenen Familien in ihrem Zusammenleben und Wirken genossen, und wohl jeder von uns trat mit der stillen Bitte, daß dieses schöne Glück ungetrübt bleiben möge, in das neue Jahr 1866.

19.

Als ich auf der Rückfahrt nach Hannover die Elbe überschritten hatte, war mir's wie einem Schiffer, der von dem unruhigen Meere in eine stille Bucht kommt. Hier waren weder Oesterreicher noch Preußen; hier hörte man kaum ein Wort von dem Streit, auf welchen dort jeder Schritt führte. Nicht daß bei den Hannoveranern die Theilnahme an dem Nachbarlande abgenommen hätte; aber die Masse war gleichgültiger geworden, müde der nicht endenden Klagen über Schleswig-Holsteins Leid, wie über

Digitized by Google

die Mißstände im eigenen Lande. Sie nahm das Gegebene hin, war es doch besser als anderswo; denn man hatte keine Kriegsbeschwerden, und was draußen vorging, berührte das Königreich Hannover nicht.

Die politischen Männer dachten freilich nicht so. Ich suchte bald Aurelius auf, bei dem ich den Senator Wellmeier traf. Nach meiner Erzählung von dem, was ich in Holstein gesehen und gehört hatte, sagte Aurelius: „Daß Oesterreich Preußen mürbe zu machen hofft, ist nicht zu bezweifeln; und leider ist Letzteres gerade jetzt durch den Unfrieden im eigenen Lande gelähmt. Das ist der Unstern Deutschlands, der nicht untergehen will. Preußen kann und wird sich Oesterreich am Bundestage nicht unterwerfen und, geht es seinen eigenen Weg, so hat es weder die deutschen Regierungen, noch das Volk auf seiner Seite. Was Ihr Oesterreicher von dem Handelsgeschäft seines Kaisers mit Napoleon III. gesagt hat, klingt nicht unglaublich; aber eine solche Missethat würde sich rächen. Nichts könnte Deutschland schneller einigen, als ein Versuch Frankreichs, in seine Geschicke einzugreifen. Sendet Napoleon eine Armee an den Rhein, so steht das deutsche Volk ihm und dem, welcher ihn gerufen hat, einig gegenüber."

„Und was käme hiernach?" sprach nun der Senator. „Keinenfalls eine glückliche Entwickelung; entweder ein besiegtes, oder wieder das jetzige uneinige Deutschland. Unsere Schwäche müssen wir selbst heilen. Das Bismarck'sche „Blut und Eisen", früher oder später wird's zur Wahrheit in einem deutschen Bruderkriege."

„Vielleicht ziehen unsere Fürsten aus den heutigen Erfahrungen eine Lehre," sagte ich.

„Unser König?"

„Oder der Kronprinz."

„Der so am Gängelband gehalten wird?"

„Was er, wie es scheint, bitter empfindet," entgegnete ich. „Er ist ein zu guter Sohn, um seinem Vater zu opponiren."

„Würde auch Nichts helfen," meinte Aurelius.

„Er thut mir leid," nahm der Senator wieder das Wort. „Noch heute sah ich ihn, wie er allein sein Gespann fuhr. Er scheint die Einsamkeit förmlich zu suchen. Und abermals ist eine Hoffnung, daß er selbständiger würde, gescheitert."

„Wie so?" fragte ich.

„Der König will nicht, daß er eine Universität besucht. Er soll die Universitätsstudien in Herrenhausen machen, wo er vor den Gefahren einer

Digitized by Google

freien Lehrzeit behütet werden kann. Man sucht einen Professor, der ihn unter den Ohren des Königs unterrichten soll."

„Ist schon gefunden", unterbrach Aurelius. „Ein ganz junger Mann, der sich des vollkommensten Royalismus rühmt und noch dazu katholisch ist."

„Gott bewahre!" rief der Senator aus.

„Er heißt Maxen, ist Privatdocent in Göttingen und wird jetzt Professor der Jurisprudenz und Politik in Herrenhausen. Sonst hat man von ihm noch Nichts gehört. Ich vermuthe, Pernice hat ihn empfohlen."

„Traurig, traurig!" sagte der Senator.

Der Professor Pernice in Göttingen war Mitglied der allgemeinen Ständeversammlung und dem Publicum in der Residenz bekannt. Seine colossale Gestalt und seine Lebensweise als Gourmand fielen auf. Er stand, obgleich er ein Preuße war, bei unserem Hofe in Gunst; von seinen staatsrechtlichen Kenntnissen wurde gelegentlich Gebrauch gemacht.

Der Doctor Maxen wurde in der That dem Kronprinzen in Herrenhausen als Lehrer gegeben, was alle Diejenigen, welche dem jungen Fürsten eine höhere Anregung und freiere Erziehung wünschten, peinlich überraschte.

Der Notenwechsel zwischen Oesterreich und Preußen, welcher aus dem unhaltbaren Zustande in Schleswig-Holstein entsprang, führte schon im Januar zu einer bedrohlichen Entfremdung der beiden Mächte. Je deutlicher dies hervortrat, um so feindlicher stellte sich der österreichisch gesinnte Theil unserer Hofgesellschaft — und es war der größere Theil — zu Preußen. Diese Menschen, welche die größte Abneigung gegen den Herzog von Augustenburg und seine liberalen Anhänger hatten, vereinigten sich jetzt mit Letzteren im Schelten auf die preußische Regierung. Von Tante Balbina erfuhr ich, wie man bei Hofe gestimmt war. Sie erzählte mit Befriedigung die gegen Preußen gerichteten Worte, welche sie aus des Königs Munde gehört hatte und fand es fast ungehörig, daß ich sie bat, diese unvorsichtigen Aeußerungen zu unterdrücken. Sie prahlte mit ihrer österreichischen Gesinnung, wie ein thörichtes Mädchen mit einem schönen Kleide. Die Melanie, mit der sie augenblicklich vollkommen sympathisiren würde, fehlte ihr sehr.

„Ist sie noch nicht wieder hier?" fragte ich.

„Ach nein! Sie wird noch länger fortbleiben."

„Wo ist sie?"

„In Wien. Da hat sie ja Verwandte und Freunde."

„Was fehlt ihr denn eigentlich?"

„O, sie ist nicht mehr krank. Sie sieht viele Menschen und schreibt oft an Ihre Majestät."

Digitized by Google

Die preußenfeindliche Gesinnung, welche bei urtheilslosen Personen beinahe zum guten Ton gehörte, führte ein äußerst beklagenswerthes Ereigniß herbei, welches mich tief bewegte und um aller Betheiligten willen betrübte. Der preußische Lieutenant Wellmeier, der allgemein beliebte Sohn des Senators, hatte während seines Urlaubs in einer unserer Tanzgesellschaften durch ein Mißverständniß hinsichtlich der engagirten Dame mit meinem Vetter Günther einen Streit bekommen, welchen der Letztere in seiner vom Preußenhaß gesteigerten Zanksucht bis zum Duell trieb. Und in diesem erschoß Günther den jungen, hoffnungsvollen Kameraden. Der unglückliche Fall machte großes Aufsehen, rief das allgemeinste Mitleid hervor und schmerzte uns um so mehr, als er auf die hannoverschen Officiere ein falsches Licht werfen konnte. Bei uns kam fast nie ein Duell vor, man wußte sich kaum eines solchen zu erinnern, und nun ereignete sich dieses mit einem in jeder Beziehung höchst traurigen Ausgange.

Meine Cousine Marie war von der schrecklichen Begebenheit heftiger erschüttert, als ich erwartet hatte. Sie konnte sich nicht fassen und wollte in Hannover nicht bleiben. In dieser Zeit gewann ich sie lieb. Wie bei Cordula war auch bei ihr das Herz gut. Ihre Eltern kamen, von Gram erfüllt und nahmen sie mit.

Das Gerichtsverfahren gegen meinen unglücklichen Vetter endete später mit seiner Verurtheilung zu mehrmonatlichem Wachtarrest.

Im März wurde ich durch ein Telegramm von Wichard gebeten, nach dem Bahnhof zu kommen, damit er mich bei seiner Durchreise spreche. Dort theilte er mir mit, daß sein dänischer Onkel gestorben war und sein Vater mit den drei Söhnen zu der Beerdigung reisen wollte. Dieser Todesfall konnte Wichard nicht betrüben, er hatte den Onkel kaum gekannt. Er fuhr, glücklich die Braut zu sehen, weiter und kam demnächst noch glücklicher wieder; denn seine dänischen Vettern hatten des Barons Vorschläge hinsichtlich des Familienstatuts angenommen. Nun sollte Wichard's Verlobung förmlich declarirt werden und im Sommer die Hochzeit sein.

Auf der Rückreise hatte er in Hamburg Alfred gesprochen, der vor Kurzem aus England gekommen war. Er sehe älter, aber wie immer gesund aus und sei mit seiner Lage sehr zufrieden, erzählte Wichard. —

Oesterreich hatte die deutschen Mittelstaaten im Geheimen aufgefordert, ihre Truppen gegen Preußen kriegsbereit zu machen.

Gleich darauf legte Preußen in Frankfurt a. M. seine Anträge zur Bundesreform vor. Es nahm für sich die militärische Führung Nord-

Digitized by Google

deutschlands in Anspruch und forderte die Berufung eines deutschen Parlaments. Preußen und Oesterreich rüsteten.

In dieser Zeit — es war im April — sagte Aurelius mir: „Ich sehe Sie für längere Zeit nicht. Es läßt mir keine Ruhe. Ich verreise."

„Für lange? Müssen Sie nicht unsers Landtags wegen hier sein?"

„Ach, was kann der! Nöthigenfalls komme ich wieder. Jetzt hängt Alles von den Entschlüssen des Königs ab, der — bei seiner Denkungsweise kann es nicht anders sein — die preußische Forderung des militärischen Oberbefehls wie einen Raubversuch an der ihm von Gott verliehenen Souveränetät ansieht."

„Aber was wollen Sie? Und wohin?"

„Ich fahre zunächst nach Frankfurt, vielleicht weiter. Ich will mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören."

Die preußische Forderung der militärischen Führung in Norddeutschland wurde von den hannoverschen Officieren sehr verschieden aufgefaßt. Die alten Träger der englischen Ueberlieferung in der Armee existirten nicht mehr. Der Kriegsminister von Brandis, welcher noch der Königlich englisch-deutschen Legion angehört hatte, stand außerhalb jeder geistigen Verbindung mit dem Officiercorps. Von den Waterloomännern dienten noch einige. Zu ihnen gehörte der General-Adjutant von Tschirschnitz, durch welchen der König das Kommando der Armee führte und der seine Zeit gebrauchte, die Geschäfte bureaumäßig zu erledigen. Er hatte sich durch widerspruchsschwache Unterwerfung unter den Allerhöchsten Willen in seiner Stellung erhalten und mußte die Vorwürfe auf sich nehmen, welche die öffentliche Meinung bei Allem, was zum Nachtheil der Armee geschah, auf ihn häufte. Unter den anderen Generalen waren begabte und kenntnißreiche Männer, welche an den Zuständen, wie sie einmal waren, Nichts zu ändern vermochten und sich ohne Befriedigung mit der treuen Erfüllung ihrer Pflicht begnügen mußten. Sie hielten den ausgezeichneten Geist im Officiercorps aufrecht, der strebsam, ritterlich, nur zum Theil eng hannoversch geblieben war. Der Forderung, daß der Allerhöchste Kriegsherr von seiner Militärhoheit etwas abtrete, waren nicht alle abgeneigt; einzelne freilich, die blinden Preußenhasser oder diejenigen, welche das militärisch Nothwendige nicht begriffen, verwarfen sie als ein Attentat auf die Souveränetät der hannoverschen Krone ganz und gar. Die meisten erinnerten sich, daß für den Kriegsfall schon immer auf den preußischen Oberbefehl gerechnet war und meinten, daß eine Form, dieses Erforderniß ein für allemal zu regeln, gefunden werden und der König

Digitized by Google

zu ihrer Annahme sich bereit erklären könnte. Es gab aber, und gerade unter den tüchtigsten, auch viele Officiere, welche die sachliche Berechtigung jenes Verlangens anerkannten und demselben Erfolg wünschten, in der Voraussetzung, daß die hannoversche Armee in dem Rahmen des unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen übereinstimmend zu gestaltenden deutschen Heeres als ein selbständiges Corps bestehen bleibe.

Am 15. April, dem gewöhnlichen Termin, wurden bei uns die Rekruten eingestellt, die Mannschaften des ältesten Jahrgangs jedoch nicht wie sonst entlassen. Letzteres deutete auf eine Vorbereitung zur Kriegsbereitschaft. Dem widersprachen aber verschiedene Zeichen einer friedlichen Wendung. Unser Minister des Auswärtigen hatte erklärt, daß Hannover in dem Streite der beiden Großmächte neutral bleiben würde, und zwischen diesen fanden Verhandlungen über eine Abrüstung statt, welche gegenseitige Zugeständnisse zum Ausdruck gelangen ließen.

Es kam zu keiner Abrüstung. Die deutschen Mittelstaaten versuchten, den Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen nach dem Buchstaben der machtlosen Bundesverfassung zu schlichten, natürlich ohne den geringsten Erfolg.

Oesterreich, welches die meisten Stimmen der Bundesversammlung auf seiner Seite hatte, wollte jetzt durch Letztere entscheiden lassen, welcher von den verschiedenen Prätendenten auf Schleswig-Holstein das meiste Anrecht habe. Preußen widersetzte sich diesem Antrage, weil nach dem Wiener Frieden die Verfügung über die Herzogthümer allein den beiden Großmächten zustände, und drang auf die Einberufung eines Parlaments, damit das deutsche Volk Schiedsrichter würde in dem Streite, welchen sonst nur das Schwert beendigen könnte.

Die süddeutschen Staaten machten sich kriegsbereit. Bei uns geschah nichts der Art. Nur wurde ein großer Theil des in Hannover lagernden Armee-Materials nach Stade transportirt, was natürlich nicht unbemerkt geschehen konnte und wie eine Sicherheitsmaßregel aussah, die wohl aus der Erwartung eines Krieges mit Preußen zu erklären gewesen wäre, wenn nicht Auswahl und Menge der in Hannover belassenen Vorräthe diese Deutung widerlegt hätte. So geheim die Sache auch behandelt wurde, erfuhr man doch, daß bei Stade ein verschanztes Lager für fünfundzwanzig bis dreißig Tausend Mann errichtet werden sollte. Dies war allen Kameraden, mit welchen ich davon sprach, unbegreiflich. Befestigungsarbeiten, welche dem Transport des Kriegsmaterials zweckmäßigerweise hätten vorangehen müssen, waren und wurden bei Stade nicht ausgeführt,

Digitized by Google

und den Zweck eines befestigten Lagers an jener Stelle vermochten wir am wenigsten einzusehen. Wurde man durch das Vorhandensein des umwallten Ortes, der nur dem Namen nach Festung war, auf den Gedanken gebracht?

Die kleine, von einem Erdwall und Wassergraben eng umschlossene alte Stadt ohne Hilfsmittel, ohne Kasematten, überhaupt ohne nennenswerthe Vertheidigungskraft war ganz außer Stande, den neuen Angriffsmitteln Widerstand zu leisten. Wollte man den Ort vertheidigen, so mußte man die Höhen befestigen, welche sich an der Geestseite nicht weit von den Stadtwällen erheben. Im Anschluß an das Marschland längs der Elbe konnte dies wohl eine Stellung von einiger Stärke werden, wenigstens für die Jahreszeit, in welcher die Marschen schwer gangbar sind; aber zunächst hatten wir nicht diese Jahreszeit, sondern den Sommer vor uns.

Die Erbauung des verschanzten Lagers kostete Zeit. Würde Preußen gestatten, daß diese zweifellos feindliche Maßregel, welche ebenso wenig verborgen bleiben, wie mit den Neutralitätsversicherungen des Grafen Platen in Einklang gebracht werden konnte, zur Ausführung gelange? — Was sollte überhaupt die hannoversche Armee in dem entlegensten Winkel des Landes, wo sie dem Feinde das ganze Königreich überließ? Günstigen Falls konnte sie eine Wendung des Krieges abwarten, um in dem entscheidenden Momente vorzubrechen; aber eben deshalb konnte Preußen die Vollendung des verschanzten Lagers, seiner Armirung und Ausrüstung, die Sammlung unserer Armee in demselben nicht gestatten. Es war gar nicht anzunehmen, daß man in Berlin unserem kleinen, in den großen Staat eingeschobenen Lande eine Concentrirung seiner Kräfte zu feindlichem Zwecke erlauben würde. Vor einem Kriege mit Oesterreich mußte Preußen Hannovers sicher sein, auf die eine oder die andere Weise.

Unsere Armee konnte an der Unterelbe durch die österreichische Besatzung Holsteins verstärkt werden, auch hiervon wurde bereits gesprochen; aber das war nur eine Brigade, nicht fünftausend Mann stark. Ferner hieß es, daß der österreichische Statthalter in Holstein Vorbereitungen zur Aufstellung des holsteinischen Bundescontingents treffe. Auf dieses war kaum ernsthaft zu rechnen, und ein paar Tausend Mann neuer Truppen hätten uns wahrscheinlich mehr Verlegenheiten bereitet, als Hilfe gewährt.

Nicht unmöglich ist es, daß bei dem Stader Project Erinnerungen an die ehemalige Verbindung mit England, Hoffnungen auf die Verwandtschaft des Königs mit der Monarchin des großen Inselreichs vorgeschwebt

Digitized by Google

haben. Vor sechzig Jahren hatten englische Schiffe hannoversche Soldaten an unseren Küsten aufgenommen, um sie nach England zu führen, wo man eine Legion aus ihnen bildete. Vielleicht hat Georg V. es für ausführbar gehalten, seine Armee in fremdes Land zu retten, um mit dessen Hilfe sein eigenes später wieder zu gewinnen.

Uebrigens kam das Stader Project nicht weiter, und ich habe nicht erfahren, wer sein Urheber war; in militärischen Kreisen wollte Niemand dafür gelten. Die Vertheilung des Kriegsmaterials gehörte in den Bereich des Kriegsministers, der sich für den Transport auch persönlich interessirt hatte. Die nach Stade geschafften Kriegsbedürfnisse blieben dort, fortificatorische Arbeiten und andere Vorbereitungen fanden daselbst aber nicht statt.

Indessen führte dieser Zwischenfall zum Nachdenken über unsere militärische Lage. Man begriff allgemeiner, daß Hannover durch alle Verhältnisse auf den mächtigen Nachbar angewiesen war und als Feind desselben untergehen oder nur unter sehr verstärktem Einflusse des katholischen Oesterreichs weiter bestehen würde. Das Letztere fürchteten alle Diejenigen, welchen das Wohl des protestantischen Deutschlands am Herzen lag.

Doch nur die Wenigsten machten sich dies klar, und die Sympathien waren vorwiegend auf österreichischer Seite.

Das Clubleben im Museum trug in diesen Wochen einen anderen, als den gewöhnlichen Charakter. Der Lesesaal war stets von Wißbegierigen gefüllt; die Stille, welche statutenmäßig darin herrschen sollte, wurde durch Fragen und lebhafte Erörterungen unterbrochen. Auch nebenan im „Wachsfigurenkabinet" ging es laut her. Nur der schweigsame Oberst am Ende des Divans blieb selbst unter den obwaltenden Umständen stumm, gab sogar keine Zeichen durch Husten und Räuspern. Die Personen, welche er auf solche Art besonders auszuzeichnen pflegte: Wermuth und der Staatsminister a. D. Windthorst fehlten. Der Letztere kam jetzt nicht an diesen Ort, zum Bedauern Derer, welche den klugen Mann gern um seine Meinung gefragt hätten.

„Den Gedanken eines deutschen Parlaments kann die preußische Regierung schlechterdings nicht aufrichtig meinen," sagte der Geheime Regierungsrath. „Diesem revolutionären Gedanken aus dem Jahre 1848 nachzugeben, fällt dem conservativen Grafen Bismarck nicht ein."

„Ich halte ihn für ernstlich gemeint," entgegnete der Obergerichtsrath. „Preußen greift in der Gefahr unterzugehen nach dem Strohhalm des Liberalismus."

Digitized by Google

„So könnte man es erklären," erwiderte der Geheime Regierungsrath, „wenn uns die Zeitungen nicht eines Anderen belehrten. Die Parlamentsidee hindert Landtagsabgeordnete und Volksversammlungen, auch preußische, nicht, für den Augustenburger, gegen die preußische Regierung zu reden."

„Ich halte alle Berliner Vorschläge, die auf Einschränkung der Souveränetät deutscher Landesherrn losgehen, für Humbug," rief der Forstrath. „Das bringt Preußen niemals zu Stande."

„Nach einem Kriege vielleicht," sprach der gelehrte Major, ohne seinen Kopf von dem Polster zu erheben, worauf er ihn stützte.

„Das heißt, wenn es uns Alle unter hat," äußerte halb lachend, halb zornig der Forstrath. „Wenn wir mediatisirt sind, hört freilich die Militärhoheit Seiner Majestät auf; eher aber nicht. Und so weit sind wir noch nicht." Er drehte sich um und sagte, indem er nach dem Lesesaal ging, zu den Nächststehenden: „Es ist unglaublich, daß man so was denken kann!"

„Cavour'sche Politik!" warf der Oberbaurath hin und benutzte den Uebergang, um den bei ihm Sitzenden von seinen Reisen in Italien zu erzählen.

Jetzt nahm ein junger Mann, ein Amtsassessor, das Wort: „Preußen verlangt ja nur Neutralität von uns in einem Kriege mit Oesterreich. Und das kann man ihm nicht verdenken. Hannover wäre, wenn es gerüstet dastände, ein gefährlicher Feind. Wir schnitten Preußen in zwei Stücke —"

„Das thäten wir!" bestärkte der Medicinalrath. „Und deshalb müssen wir rüsten. Unsere Rüstung zwingt Preußen, Frieden zu halten."

Der gelehrte Major lachte halblaut vor sich hin.

„Ich bin anderer Meinung," sagte der Obergerichtsrath. „Wir müssen neutral bleiben, dann riskiren wir nichts. Siegt Preußen, so haben wir seinen Dank zu erwarten. Siegt Oesterreich, so wird uns kein Leid geschehen."

Der Geheime Regierungsrath aber behauptete: „Siegt Preußen, so steckt es uns nachher ein. Siegt Oesterreich, so können allerlei Compensationen eintreten, und da lägen wir abermals für Preußen am nächsten. Nein! Ich meine, alle Mittelstaaten müssen an Oesterreichs Seite waffnen, damit der Krieg vermieden wird."

Hierauf sprach der Consistorialrath, welcher zuletzt hinzugekommen war: „Es gibt einen Mittelweg, — bewaffnete Neutralität."

Nun erhob sich der gelehrte Major mit den Worten: „Herr! Sind Sie toll?" und ging weg.

Anfangs Mai wurde unsere, sonst im Herbste stattfindende, Exercir-

Digitized by Google

zeit ausnahmsweise früher befohlen; sie sollte schon in der Mitte des Monats beginnen. Man suchte die überraschende Anordnung durch die in Aussicht stehende gute Ernte zu begründen, welcher demnächst die Arbeitskräfte der zur Uebung von Urlaub einzuberufenden Mannschaft nicht entzogen werden sollten. Daß dies nur ein Vorwand war, sah Jeder ein. Die Beurlaubten von drei Jahrgängen wurden zum Dienst beordert, und die Uebungen der completirten Truppentheile begannen zu einer Zeit, wo die schwachen Stämme von der Ausbildung der vor wenigen Wochen eingestellten Rekruten in Anspruch genommen waren. Diese Maßregel, welche nach Lage der politischen Verhältnisse den Argwohn der preußischen Regierung erregen mußte, veranlaßte die Letztere, in eindringlicher Weise vor Rüstungen zu warnen und auf den Abschluß eines Vertrags zu bringen, durch welchen Hannover sich zu einer unbewaffneten Neutralität verpflichte.

Nun begannen in dem Rathe des Königs Georg die entgegengesetzten Meinungen sich lebhafter zu bekämpfen, in geheimen Besprechungen zwar, aber dennoch den ferner Stehenden bemerkbar. Das Publicum fühlte die Schwankungen, welche aus der Abneigung unserer Regierung gegen Preußen und ihrer Furcht vor diesem drohenden Nachbar entsprangen. Stehen wir zu Oesterreich oder zu Preußen? wurde die Tagesfrage, welche bald so, bald anders beantwortet wurde. Was die erstere Entscheidung zu bedeuten habe, begriffen Wenige; welche Folgen sie haben würde, ahnte Mancher.

In Berlin war in der ersten Hälfte des Monats Mai die Mobilmachung der ganzen Feldarmee befohlen. Dieser Schritt, bei der Organisation der preußischen Militärmacht an sich von der eingreifendsten Bedeutung, zu einer Zeit, wo dort die schärfsten politischen Zerwürfnisse waren, zeigte, daß die preußische Regierung zu dem äußersten Wagniß entschlossen war. Die Opposition des Abgeordnetenhauses hatte das Geld zu einem Bruderkriege verweigert, Volksversammlungen verurtheilten denselben und Petitionen, an den König Wilhelm gerichtet, äußerten die größte Besorgniß und drangen auf Erhaltung des Friedens.

In Oesterreich und dem übrigen Deutschland glaubte man, das Berliner Wagniß werde schon im Beginn scheitern. Aber die Mobilmachung ging überall in Preußen ruhig von Statten, die Wehrmänner stellten sich pünktlich. Es war nicht länger zu bezweifeln, daß in kurzer Zeit das gewaltige, einheitliche preußische Heer inmitten Deutschlands zum Schlagen bereit stehen würde.

Jetzt endlich wollte der König Georg auch andere als die ihn täglich umgebenden Männer um ihre Meinung fragen. Einige der Generale,

Digitized by Google

welche das meiste Vertrauen in der Armee besaßen, wurden nach Herrenhausen berufen. Dort sprachen sie die von Sr. Majestät ungern vernommene Ansicht aus: daß eine gegen Preußen feindliche Politik für Hannover verderblich sein würde.

Da nun Rüstungen bei uns nicht stattfanden und von der Regierung öffentlich nichts geschah, was Sorgen um die Zukunft verrieth, so gab man sich der Hoffnung hin, daß Alles gut verlaufen werde.

20.

Die schönen Maitage sahen wie sonst fröhliche Menschen in der Residenz. Die Menge ist leichtsinnig und wenig fähig, über das Traurige, was von fern droht, lange nachzudenken. Sie sieht das Angenehme, welches nahe liegt, und genießt den Augenblick.

Die Abende füllten das Tivoli an der Königsstraße mit schau- und hörlustigen Menschen. Die Illumination des Concertgartens, wo Tausende von bunten Lichtern in den Zweigen hingen, von Baum zu Baum sich zogen oder unter Blumen, unter Wasser hervor glänzten, übte ihre Anziehung. Als ich mich mit anderen Kameraden durch die Lustwandelnden drängte, legte sich eine Hand auf meine Schulter und ich hörte meinen Namen nennen. Ich sah mich um, Graf Eberhard in Civilkleidung stand vor mir. Ich rief den Kameraden „Gute Nacht" zu und kehrte mit ihm um. „Ich mußte in Familiengeschäften nach Hannover," sagte er, „und fahre noch in dieser Nacht nach Berlin zurück. Ich war in Ihrer Wohnung, Ihr Diener rieth mir, Sie hier zu suchen. Leisten Sie mir bis zu meiner Abreise Gesellschaft?"

„Mit Freuden!"

„Plaudern wir nicht in der Georgshalle ungestörter?"

Wir gingen dorthin und setzten uns, wie schon einmal, in eines der kleinen Cabinette. Seit ich ihn nicht gesehen hatte, war er über seine Jahre gealtert. Man konnte ihn für einen Vierziger halten, während er die Mitte der Dreißig noch nicht erreichte. Ernste Arbeit mochte dies bewirkt haben; aber ein melancholischer Zug und daß er Adele zu nennen vermied, ließ mich vermuthen, daß auch seine verschmähte Liebe dazu beigetragen hatte.

Das Gespräch führte von Schleswig-Holstein auf die augenblickliche Lage in Deutschland.

„Wir stehen zum Losschlagen bereit. Erreichen wir unseren Willen nicht auf friedlichem Wege, so kämpfen wir darum," sagte Graf Eberhard.

Digitized by Google

„Ich kann noch immer nicht daran glauben," unterbrach ich ihn. „Es stände zu viel für Preußen, für Deutschland auf dem Spiele."

„Für Deutschland? Was würde aus Deutschland, wenn wir nachgäben? Für Preußen steht nicht so viel auf dem Spiele, als Sie annehmen."

„Es wäre ein Kampf um seine Großmachtsstellung."

„Das wohl, aber kein zu gewagter."

„Sie haben außer Oesterreich viele deutsche Staaten gegen sich, und wohl gar Frankreich mischt sich ein —"

„Lassen wir die fremden Mächte; sie können sowohl für wie gegen Preußen sein. Von Frankreich wissen wir, daß seine Armee auf den Krieg nicht vorbereitet ist. Wenn Sie in Hannover glauben, daß die Süddeutschen viel leisten werden, so sind Sie mangelhaft unterrichtet. Die süddeutschen Regierungen sehen keine große Gefahr für sich und thun deshalb militärisch bis jetzt wenig. Nur der König von Sachsen setzt sich mit Entschiedenheit in den Stand, an der Seite von Oesterreich zu fechten. In Bayern schleppt sich alles langsam dahin. Das achte Bundes-Armee-Corps ist so uneins in der Führung wie in der Gesinnung. Württemberg, Darmstadt und Nassau stehen mit mehr Leidenschaft als Macht gegen uns, während Baden sich nur gezwungen in deren Action fügt. Kurhessen ist schwankend. Diese alle bereiten uns keine Sorgen. Nur Sie Hannoveraner machen uns Schmerzen."

„Mich däucht, die meiste Gefahr, und eine sehr große, droht Ihnen von Oesterreich. Man sagt hier, Oesterreich werde mit 800,000 Mann ins Feld rücken, und ebenso tüchtig wie die österreichischen Truppen vor zwei Jahren in Schleswig waren, soll die ganze kaiserliche Armee sein."

„Hannover bezweifelt nicht, daß wir diesem starken Feinde erliegen müssen, und darauf stützt es seine Politik."

„Wir bleiben, wie es scheint, neutral."

„Wäre es nur wirklich so! Ich weiß, daß Ihr Graf Platen heute so, morgen so spricht. Man kennt in Berlin recht wohl die Abneigung Ihres Königs gegen Preußen, und nun erst gar gegen unsere Reformvorschläge, gegen den preußischen Oberbefehl, gegen die liberale Idee des deutschen Parlaments. Am liebsten stände Ihr König neben Oesterreich, glauben Sie es mir. Aber da der Kaiserstaat weit weg ist, will man uns hinhalten, bis dieser und die Süddeutschen vollständig kriegsbereit sind. Auf diesem Wege hofft man aus dem Kriege Vortheil zu ziehen."

„Sie wissen mehr von der hannoverschen Politik als ich. Sie werden auch wissen, daß wir uns vollkommen auf dem Friedensfuße befinden."

Digitized by Google

„Weil wir Einspruch erhoben haben. Ihre verfrühte Exercirzeit sollte ein kleiner Anfang sein. Weshalb schiebt Hannover ein Neutralitätsabkommen mit uns immer mit neuen Wendungen hinaus? Ihr König reizt mit diesem Verfahren seinen besten Freund."

„Wen meinen Sie?"

„Meinen König. Sie sehen mich erstaunt an; aber es ist so. Der König Wilhelm hält auf alte Traditionen wie auf die Verwandtschaft, und jeder Schritt gegen seinen Königlichen Vetter von Hannover thut ihm weh. Und dennoch wird er Gewalt gebrauchen, wenn Preußens Sicherheit dies verlangt."

„Nun, so weit wird es wohl nicht kommen," sagte ich und suchte ein heiteres Gespräch in Gang zu bringen. Das wollte aber nicht gelingen. Graf Eberhard kam immer wieder auf den Krieg mit Oesterreich zurück, den er für unvermeidlich hielt. Seine gedrückte Stimmung machte auf mich den Eindruck, als hege er Zuversicht nicht in dem Maße, wie er sie äußerte. Als die Zeit seiner Abreise heran nahte, begleitete ich ihn nach dem Bahnhofe. Beim Einsteigen in das Coupé reichte er mir noch einmal die Hand: „Leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen!" rief ich ihm nach.

Wie sehr Oesterreich sich bemühte, die Mittelstaaten auf seine Seite zu ziehen und wie die Letzteren sich noch den Schein ihrer Selbständigkeit zu bewahren suchten, ging aus den Verhandlungen des machtlosen Bundestages hervor. Oesterreich, welches dem König Georg Gebietsvergrößerungen auf Kosten Preußens nach dem Siege, den es mit Bestimmtheit erwartete, im Geheimen versprach, warnte am 19. Mai in der Bundessitzung Hannover unter Hinweis auf die Solidarität der Bundesstaaten vor dem Abschluß eines Specialvertrages mit Preußen. Und die Mittelstaaten beantragten am 20. Mai die allgemeine Abrüstung, obgleich sie wußten, daß Oesterreich und Preußen sich nach einem solchen Beschluß nicht richten würden.

Um diese Zeit kam der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Prinz Carl von Solms-Braunfels aus Wien nach Hannover. Daß lediglich der Geburtstag des Königs, seines Stiefbruders, ihn herbeiführte, glaubte Niemand. Das Publicum kannte den Einfluß, welchen die Familie Solms an unserem Hofe ausübte, und bezweifelte nicht, daß der Prinz Carl mit Aufträgen des Kaisers Franz Joseph komme. Der österreichisch gesinnte Theil der Hofgesellschaft verhehlte seine Freude über diesen Besuch nicht. Im Volke machte das Erscheinen des Prinzen in der österreichischen Generals-

Digitized by Google

uniform an der Seite des Königs einen peinlichen Eindruck. Gerüchte von einer Mobilisirung hannoverscher Truppen und ihrer Verbindung mit der Brigade Kalik, d. h. den österreichischen Truppen in Holstein, verbreiteten sich. Die Sorglosigkeit der letzten Wochen war dahin, und eine schwüle Stimmung lag auf dem Lande, als am 27. Mai mit den üblichen Festlichkeiten des Königs Geburtstag gefeiert wurde.

Daß an diesem Tage England, Rußland und Frankreich die deutschen Großmächte, den deutschen Bund und Italien einluden, mit ihnen in Paris über die Aufrechterhaltung des Friedens zu verhandeln, was schnell bekannt wurde, machte wenig Eindruck. Man fühlte, daß die Gegensätze einen friedlichen Ausgleich unmöglich machten, und fing an einzusehen, daß Hannover den Krieg im Lande haben würde, wenn es gegen Preußen stände. Und als für unsere zur Exercirzeit versammelten Truppen Uebungen in vier, aus allen Waffen zu bildenden, Brigaden befohlen wurden, die in der zweiten Hälfte des Juni bei vier verschiedenen, an den nach Norden führenden Eisenbahnen liegenden Orten stattfinden sollten, hielt man das Gerücht von einer beabsichtigten Verbindung unserer Truppen mit der Brigade Kalik für begründet und sprach wieder von dem verschanzten Lager bei Stade, obgleich Arbeiten zu der Errichtung eines solchen nicht stattfanden.

Die Spannung zwischen den deutschen Großmächten ließ den Ausbruch der Feindschaft zuerst in den Städten, welche bundesmäßig eine österreichische und preußische Garnison hatten, befürchten. Der Antrag, welchen Bayern in Frankfurt stellte: diese Truppen nicht allein von dem Sitze des Bundestages, sondern auch aus den Bundesfestungen Mainz und Rastatt zu entfernen und durch Truppen Bayerns, Badens und der Kleinstaaten zu ersetzen, war Allen willkommen. So wurde wenigstens die Gefahr vermieden, daß die Bundesgenossen sich in den Straßen jener Städte bekämpften, welche bisher Repräsentanten deutscher Einheit waren. Im Anfange des Juni passirte ein Eisenbahnzug die Stadt Hannover, welcher das Bückeburgische Contingent nach Mainz brachte. Ich war zufällig in der Nähe der Eisenbahn. Die Soldaten in dem Zuge sangen muntere Lieder, die mir klangen, als jubelten sie darüber, daß sie dem nahen Bruderkriege entzogen wurden.

Aurelius kam zurück. Er war in Frankfurt, eine kurze Zeit in Stuttgart und München, am längsten in Wien und zuletzt noch einige Tage in Berlin gewesen.

Digitized by Google

Er war traurig. Er hielt den Ausbruch des Krieges für gewiß. „Wieder Deutsche gegen Deutsche! Wann wird endlich dieses Elend aufhören?“ rief er aus. „Und wenn es nur auf Oesterreich und Preußen beschränkt bliebe; aber die deutschen Mittelstaaten wollen es nicht. Obgleich sie Furcht haben, wollen sie mitspielen, und es ist doch so schwach bestellt um sie! Unser König glaubt das nicht, sonst könnte er unmöglich auf sie rechnen. Der Bundestag sieht vor lauter Akten und österreichischen Großsprechereien den einzigen kräftigen Baum nicht, welcher die deutsche Nation zu beschirmen vermag. Man schreibt und redet sich vergeblich die Angst vom Leibe. Man möchte gern glauben, wie ungeheuer stark Oesterreich sei und kann es nicht recht. Und während man ihm beistehen will, denkt man besorgt an die Fabel, worin der Große den Kleinen verspeist, der ihn gerettet hat. Denn man hat den Fürstentag von 1863 nicht vergessen. Nur Preußen sieht die Sache genau wie sie ist. Es gibt in seiner Zwangslage das unfruchtbare Bundesrecht auf, greift nach seinem Gewaltrecht und wird vielleicht Recht behalten; Gott gebe, zum Heile Deutschlands! — Welcher Unterschied zwischen Wien und Berlin! Dort lustiges Leben, gewürzt durch die Einbildung unbesiegbarer Stärke und dabei Feinde außen wie im eigenen Hause. Italien und Preußen schlagen zugleich auf Oesterreich los und die Ungarn haben Lust, ihnen zu helfen. Preußen weiß sehr wohl, was es thut. In Berlin geht die Regierung mit militärischer Energie vorwärts; die Opposition schreit, aber man hört nicht darauf. — Wir dürfen nicht feindlich gegen Preußen handeln, es wäre unser Untergang. Ich will dies Alles dem König sagen, wenn ich zu ihm gelangen kann. Ob das zu erreichen ist, weiß ich nicht; ich will es durch Malortie versuchen. Er ist der einzige rechtschaffene Mann bei Hofe, der seinen Kopf klar erhalten hat. Auf ihn hört der König nicht; vielleicht daß Se. Majestät mich, den ganz fern Stehenden, hören will. Ich kann nachher ignorirt werden.“

Oesterreich schien seiner Sache sicher zu sein, denn es drängte zum Kriege. Am 5. Juni berief es ohne die Zustimmung Preußens, des Mitbesitzers von Holstein, die Stände des Herzogthums zum 11. nach Itzehoe. Preußen erklärte sofort, daß es den von Oesterreich hierdurch verletzten Gasteiner Vertrag nicht mehr als vorhanden ansehe und das Recht, welches der Wiener Frieden ihm gab, in Anspruch nehme, das Recht, gemeinschaftlich mit Oesterreich Holstein zu besetzen. Der preußische Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, versammelte seine Truppen, um sie nach Holstein zu führen. Auf dem Boden, welchen vor

Digitized by Google

zwei Jahren die Waffenbrüder Arm an Arm betreten hatten, in dem Lande, welches kaum den Dänen entrissen war, schien der Kampf von Deutschen gegen Deutsche zu entbrennen.

Aurelius hatte eine Audienz bei dem König gehabt. Er war niedergeschlagen, als er erzählte: „Ich war auf eine frühe Stunde befohlen und brauchte nicht lange zu warten. Der Kammerdiener führte mich durch den Gang, der im Schlosse zu ebener Erde an der Gartenseite liegt, in das Zimmer, wo am freistehenden Schreibtisch der König saß. Ich war mit ihm allein. Durch die weit geöffneten Fenster schien unbehindert die Sonne auf sein schönes, sehr bleiches Gesicht in die offenen todten Augen. Die Blumen des Gartens dufteten in das stille Gemach hinein, in welchem ich zum ersten und wohl auch zum letzten Male war. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht," redete der König mich an. „Was haben Sie mir zu sagen?" Aus der Stimme klang es heraus, daß er mir als einem Oppositionsmanne nicht gnädig sei. Ich antwortete, daß ich, aus einer alten hannoverschen Familie stammend, mit meinem ganzen Herzen an dem Königreiche hinge, daß ich von Reisen käme und in Süddeutschland, in Wien und Berlin Eindrücke gesammelt hätte, welche ich zu Sr. Majestät Kenntniß zu bringen wünschte. Der König hob seinen Kopf, als ob die letzten Worte ihn unwillig machten. Da er schwieg, fuhr ich fort und sagte ihm etwa das, was ich neulich Ihnen gesagt habe, aber, ich glaube, wärmer; denn mein Gefühl wurde durch den Anblick des armen Königs erregt, und die mir gewährte Gelegenheit steigerte meine Hoffnung, daß mein Zweck erreicht würde. Ich sprach offenherzig und eindringlich. Der König unterbrach mich nicht; erst als ich zu Ende war, redete Se. Majestät, auch ziemlich lange."

„Was sagte der König?" fragte ich gespannt.

„Er war ergriffen, sprach aber ruhig und fließend. Ich will seine Worte nicht wiederholen. Meine Warnung hatte keinen Erfolg gehabt und ich ging mit der traurigen Erinnerung: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit."

Die Preußen hatten im Herzogthum Schleswig 12000 Mann, die Oesterreicher in Holstein kaum 5000. Auch in Rendsburg war die preußische Besatzung stärker als die österreichische. Der Statthalter von Holstein zog deshalb seine Truppen vor den am 7. Juni einrückenden Preußen nach Altona zurück. Die holsteinischen Ständemitglieder, welche in Itzehoe eintrafen, reisten unverrichteter Dinge wieder ab. Der General von Manteuffel rückte gegen Altona vor, und nach dieser Stadt marschirten

Digitized by Google

noch 5000 Preußen aus dem Lauenburgischen, während preußische Kanonenboote die Elbe bewachten. Die isolirte Brigade Kalik wäre verloren gewesen, wenn es zum Kampfe kam. Unter diesen Umständen verließ der österreichische Statthalter mit allen Oesterreichern den holsteinischen Boden. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni ging die Brigade Kalik über die Elbe nach Harburg. Jetzt war Schleswig-Holstein in preußischem Besitz

Daß die hannoversche Politik nunmehr eine bestimmte Richtung verfolge, war in keiner Weise zu erkennen. Im Gegentheil schienen die Maßregeln unserer Regierung sich zu widersprechen. Die Brigade Kalik fuhr auf der Eisenbahn durch unser Land nach Süddeutschland. Die Anhänger Oesterreichs waren hiermit unzufrieden, im Allgemeinen hielt man die Entfernung der Oesterreicher für ein Friedenszeichen. Dagegen blieben die Dispositionen, welche für die Märsche unserer Brigaden nach dem Manöverterrain getroffen waren, unverändert, und diese Truppen wurden mit scharfer Munition und so viel Fuhrwerken, als von den im Frieden gehaltenen Pferden gefahren werden konnten, ausgerüstet, was über das Uebungsbedürfniß hinausging. Freilich waren diese Anordnungen von einer Mobilmachung weit entfernt. Die vier Uebungsbrigaden stellten in ihrer Gesammtstärke nicht zwei Drittel der hannoverschen Armee dar, es war kein Pferd über den schwachen Friedensetat vorhanden, und zur Kriegsbereitschaft fehlten alle administrativen Formationen, ohne welche Truppen im Felde nicht bestehen können. Immerhin waren aber jene Anordnungen geeignet, in Berlin Zweifel an der Aufrichtigkeit unserer Neutralitäts-Versicherungen zu erwecken, während sie uns in keiner Weise zu einem thatkräftigen Widerstande befähigten.

Ich erinnere mich, daß ich, über das letzte Gespräch mit dem Grafen Eberhard und über die nächste Zukunft nachsinnend, in meiner Stube saß, als der Postbote mir einen Brief meiner Mutter brachte, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Als die Oesterreicher unsere Gegend verließen, kam Alfred, nur für einen Tag. Er war mit einem Wagen ganz hergefahren und fuhr auch so nach Hamburg zurück. Er war liebenswürdig und gut wie immer; aber wäre er noch Officier, ich hätte geglaubt, er käme um Abschied zu nehmen, so wehmüthig war er.

„Dein Vater äußert sich über die Ereignisse wenig; und verworren genug sind sie. Zu allererst traten die Preußen für das Land ein, dann nahmen sie es im Bunde mit den Oesterreichern, und nun jagen sie diese hinaus! Obgleich man nicht leugnen kann, daß sie in Schleswig besser

Digitized by Google

Ordnung gehalten haben als die Oesterreicher in Holstein, so finde ich die Art, wie Manteuffel mit seiner Uebermacht die alten Waffenbrüder verdrängte, doch empörend. Das Gute bei der Sache ist, daß Guido mit fort ist. Er kam für ein paar Stunden, um Adieu zu sagen. Wir waren gerade mit Alfred im Schlosse. Ich glaube, daß er sich ernsthaft mit dem Gedanken beschäftigt, Adele zu heirathen. Sie ermuthigte ihn nicht: aber er versicherte, daß er wiederkommen würde. Ich freue mich nur, daß Friedrich mit ihm weggereist ist. Der Baron willigte ein. Friedrich will in Wien abwarten, wie unsere Verhältnisse sich gestalten. Hier würde er gelegentlich mit den Preußen in Conflict gerathen sein, so haßt er sie. Woher er das nur hat? Für den häuslichen Frieden ist es besser, daß er fort ist.

„Der Baron fuhr nach Itzehoe, wo der Landtag sein sollte, und kam am anderen Tage wieder, weil Manteuffel den Landtag nicht duldete. Der Capitän mit seiner Freude hierüber ärgert mich. Und den Baron hat er ganz auf seine Seite gebracht.

„Gott erhalte Hannover nur den Frieden! Wir denken immer an Dich und Wichard. Clotilde ist sehr aufgeregt, ihr Zustand ist zuweilen fast ängstlich. Könntet Ihr doch einmal kommen! Die böse Exercirzeit!

„Baron ängstigen sich um Christian. Noch ist er in Berlin."

Wie mochte auch Wichard sich nach den Seinigen, nach Clotilde sehnen! Nun nahte endlich die Zeit heran, wo die Hochzeit sein sollte: aber was war dann?

Meine gute Mutter drückte sich so aus, als wenn augenblicklich Nichts weiter als eine Exercirzeit uns verhindere, Urlaub zu nehmen. Was stand indessen bevor? Nur der Gedanke war tröstlich, daß seit den letzten Vorgängen in Holstein die Meinigen und die Freunde dort in Sicherheit waren.

Am 11. Juni hatte Oesterreich, indem es sich darauf berief, daß Preußen in Holstein den Frieden gebrochen habe, in Frankfurt beantragt, daß die nichtpreußischen deutschen Armeecorps binnen 14 Tagen mobil gemacht würden. Das hieß den Bruderkrieg erklären. Trotz Preußens Widerspruch wurde der Antrag zur Abstimmung zugelassen und Letztere auf den 14. Juni angesetzt. Es litt keinen Zweifel, daß Preußen diejenigen Staaten, welche für den Antrag stimmen würden, als seine Feinde ansehen müßte. Und Hannover kam hierbei zunächst in Betracht.

Jedoch erfuhren nicht Viele in unserer Hauptstadt diesen Stand der Dinge sogleich, und die davon hörten, glaubten darum noch nicht alle,

Digitized by Google

daß die Entscheidung vor der Thür sei. Die Unruhe wuchs nicht in hervortretender Weise; die Besorgniß Einzelner verschwand gegen die Abneigung der Menge, eine Störung des friedlichen Zustandes zu erwarten.

Im Odeon sollte eines der großen Sommerconcerte der Militärmusiker stattfinden. Am Morgen schrieb Frau Elisabeth mir, daß sie am Abend mit dem Ehepaar Aurelius eine Spazierfahrt machen würde, zu der sie mich einlud. Ich hatte eine Ahnung, daß sowohl jenes Militärconcert wie diese Spazierfahrt mir zum letzten Male geboten würde, und wollte keines versäumen.

Der Garten des Odeons füllte sich mit vielen Officieren und ihren Damen, auch anderer Gesellschaft, wie sonst. In den herkömmlichen Anordnungen war Nichts verändert, von den Vorbereitungen für den Empfang des Königlichen Hofes bis zu dem Programm mit Sachse's berühmtem Trompeten-Solo; aber auf den Gesichtern lag ein anderer Ausdruck. Alle wollten vergnügt erscheinen, doch nur den Wenigsten gelang es. Man wandelte bereits in dem Schatten der nahenden Katastrophe. Jeder fühlte, daß er einen dunklen Pfad betrete, und wollte ihn muthig durchschreiten.

In dieser Stimmung kam ich zu Frau Elisabeth. Vor ihrem freundlichen Gleichmuth, ihrer frommen Ergebung wich der Trübsinn von mir; in ihrer Nähe genoß auch ich den schönen Abend, in den wir hinaus fuhren.

Wir sprachen kein Wort von dem, was Alle beschäftigte; aber bald genug wurden wir von außen wieder darauf geführt. Schon als wir an dem Welfenschloß vorbei kamen, welches seiner Vollendung entgegen ging. Der Kutscher, der Frau Elisabeth oft fuhr und sich gewöhnt hatte, dann und wann ein Wort in den Wagen hinein zu sprechen, wies auf die Stelle über dem Hauptportal, wo wir mehrere Männer beobachteten, die etwas zu berathen schienen. „Unser Pferd kommt da nicht hin. Die werden wohl umsonst messen," sagte er und schüttelte den Kopf. Jene Stelle sollte mit dem hannoverschen Pferde geziert werden, welches nach einem colossalen Modelle in einer Erzgießerei Hannovers gegossen wurde. Man lobte das Modell, hatte aber an dem beabsichtigten Aufstellungsplatze viel auszusetzen und der Kutscher dachte wie wir, was aus dem unfertigen Königssitze überhaupt werden möchte. Aurelius erzählte von der feierlichen Grundsteinlegung zu diesem Schlosse, welches Georg V. auf dem Platze des alten Monbrillant erbauen ließ: „Sie fand an einem sehr heißen Sommertage in Gegenwart der Majestäten statt. Der Oberconsistorialrath Leopold hielt die Weihrede, die auf uns einen sonderbaren

Digitized by Google

Eindruck machte; denn er hatte den nicht glücklichen Gedanken gehabt, das Thema aus dem siebenten Capitel St. Matthäi zu wählen von dem klugen Mann, der sein Haus auf einen Felsen baut und von dem thörichten Mann, der es auf den Sand baut. Dieser ganze Bauplatz war Sand, von der Mittagssonne glühend geworden und so tief, daß die heißen Füße versanken."

An Herrenhausen vorbei fuhren wir über die Limmer Brücke und durch das Limmer Gehölz auf die üppigen Felder hinaus, den Benther Berg und weiter den Deister vor uns. „Ein gesegnetes Land," sagte Frau Elisabeth. „An Alles hier rundum knüpfen mich liebe Erinnerungen. Auf den Gütern und Amtssitzen am Deister habe ich die glücklichsten Tage meiner Jugend erlebt. Es war ein vertrauter, feinsinniger, ein echt hannoverscher Kreis."

„Auch meine Eltern liebten diese Gegend," sagte Aurelius' Frau. „Nach Wennigsen, nach dem Steinkrug fuhren sie in jedem Sommer, um den Wald zu genießen; nach dem Bettenser Garten zur Erntezeit, und dann war Vater vergnügt, wenn die Schnitter mit ihren Mädchen zu uns kamen, um den Garbenkranz zu bringen und ein Geschenk dafür zu nehmen."

Der Wagen fuhr in dem Geleise des Feldweges langsam. Wir hörten Gesang von Männer- und Frauen-Stimmen und sahen Bauern und Bäuerinnen uns entgegenkommen. Es mochten Soldaten dabei sein, denn sie sangen das Soldatenlied:

Ein Schifflein sah ich fahren,
Capitän und Lieutenant.
Was hat das Schiff geladen?
Eine ganze Compagnie Soldaten.
Capitän, Lieutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädchen an die Hand.
Kameraden! Soldaten!

Als sie an dem Wagen vorbei gingen, zogen die Männer die Mützen, und alle wünschten uns guten Abend. Da rief einer aus ihrer Mitte: „Guten Abend, Herr Lieutenant!" und drängte sich an den Wagen heran. Der Kutscher hielt. Der Mann reichte mir die Hand und schüttelte sie derbe.

„Sieh', Lücke!" sagte ich, einen früheren Soldaten meiner Compagnie erkennend. „Wie geht es?"

„Gut, Herr Lieutenant!" dann rief er: „Rieke!"

Digitized by Google

Eine hübsche junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm trat heran und knixte. „Das ist meine Frau, Herr Lieutenant, und das ist unser Kind.“

Ich beglückwünschte die Eltern; dann fragte ich, ob Lücke schon ganz ausgedient habe.

„Wenn es in diesem Jahre Krieg gäbe, müßte ich noch mit; aber es wird ja nicht. Einige im Dorfe sprechen wohl davon. Wir glauben nicht daran. Der Oesterreicher und der Preuße können es ja unter sich ausmachen.“

Und fröhlich zogen sie davon.

Der Kutscher trieb seine Pferde an. Als wir weit genug weg waren, sprach er: „Ob die in vier Wochen noch so vergnügt sind?“

Die Damen hörten dies wehmüthig an, ich sagte: „In vier Wochen fließt viel Wasser durch die Leine.“

„Das meine ich auch,“ entgegnete er.

Ueber den Lindener Berg fuhren wir der Stadt zu. Aurelius' Frau machte uns aufmerksam, wie die Abendsonne auf dem Zifferblatt des Marktthurmes glitzerte.

„Wie ungeschlacht er über Alles wegsieht,“ bemerkte ich.

„Und doch ist er den Hannoveranern werth als ein weit sichtbares Wahrzeichen der Stadt der Väter,“ sagte Frau Elisabeth, die in ihren bangen Ahnungen um so tiefer fühlte, wie lieb die Heimath ihr und allen Hannoveranern war.

Als ich von ihr Abschied nahm, reichte sie mir die Hand mit den Worten: „Sie haben viel zu thun. Ich sehe Sie wohl lange nicht, denke aber an Sie.“ Sie mochte es nicht aussprechen, wie unsicher ihr die nächste Zeit erschien.

Der entscheidende 14. Juni war gekommen und fast vergangen. Ich war damals einem General zugetheilt, und sollte mit diesem am nächst folgenden Tage zu den Truppenübungen abreisen. Das Unklare unserer Lage veranlaßte mich, meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Ich war hiermit spät Abends beschäftigt, als ich durch das offene Fenster meinen Namen rufen hörte. Es war Aurelius, der Eintritt begehrte.

„Ich konnte auf dem Wege nach Hause an Ihrer erleuchteten Stube nicht vorbei gehen,“ hob er an, als ich ihn eingelassen hatte. „Die Würfel sind gefallen!“

Digitized by Google

„Wie ist die Abstimmung verlaufen?“

„Der österreichische Antrag ist angenommen. Hannover hat dafür gestimmt.“

Er war sehr aufgeregt. Ich glaubte ihn zu beruhigen, indem ich sagte: „Von dieser Entscheidung ist es für uns doch noch weit bis zum Kriege.“

„Ich fürchte das Gegentheil. Der preußische Bundestags-Gesandte hat die Sitzung mit der Erklärung verlassen, daß für seine Regierung der Bund nicht mehr bestehe.“

„Da wird Preußen mit Hannover wohl weiter verhandeln.“

„Das hat es noch in den letzten Tagen gethan. Ich weiß, Preußen hat unsere Regierung gewarnt.“

„Mein Gott!“ rief ich jetzt aus. „Was sollen wir? Unsere Truppen sind in kleinen Haufen im Lande zerstreut. In Altona steht der General von Manteuffel, bei Minden eine preußische Division an unserer Grenze.“

„Das Schiff des blinden Welfenkönigs treibt wehrlos vor dem nahenden Sturm,“ sprach Aurelius mit zitternder Stimme. Er konnte seinen Schmerz nicht verbergen. Er sah nach seiner Uhr: „Es ist Mitternacht vorbei. Wer weiß, was dieser Tag bringt!“

21.

Nach einem unruhigen Schlafe erwachte ich früh Morgens und die traurigen Gedanken an das nahende Unheil trieben mich auf. Erst in ein paar Stunden konnte ich meinem Dienste nachgehen. Ich legte mich in das geöffnete Fenster. Die Straße war noch still, die Hausthüren wurden aufgeschlossen, einige Leute gingen hinaus — Alles wie gewöhnlich. Die Einwohner wußten noch nicht, wie viel näher das Ungemach war.

Hatte Preußen, wie Aurelius sagte, unsere Regierung vor der gestrigen Abstimmung gewarnt; hatte es hierdurch zu erkennen gegeben, daß es Hannovers Bereitwilligkeit zu der Mobilmachung der nichtpreußischen Armeecorps als einen feindlichen Act auffassen würde, so war das Einrücken der marschbereiten preußischen Truppen in unser Land sogleich zu erwarten.

Was konnten wir thun, um den Krieg aufzunehmen?

Wir konnten alle Beurlaubten einziehen und dadurch die Zahl der Streitbaren vermehren; aber wir konnten die Armee nicht mehr bei Stade zusammenziehen, denn der General von Manteuffel war nahe an diesem ganz unhaltbaren Orte, worin man leider eine Menge von Waffenmaterial

Digitized by Google

unnützerweise aufgehäuft hatte, welches jetzt in der Stadt Hannover besser zu verwenden gewesen wäre.

Am leichtesten war die Armee in und bei der Hauptstadt zu concentriren. Hierhin konnten viele der Beurlaubten vor den Preußen gelangen. Hier hatten wir bedeutende Kriegsvorräthe und andere Hilfsmittel. Und das Terrain um Hannover gewährt günstige Stellungen, welche durch flüchtige Vertheidigungsanlagen mit Hilfe der bürgerlichen Arbeitskräfte erheblich verstärkt werden konnten. Wenn ein tragisches Ereigniß unvermeidlich war, hier war der politische Eindruck am größten. Bei der Residenzstadt mußte die Armee, die Königliche Familie in ihrer Mitte, um einen ehrenhaften Vergleich oder Untergang kämpfen.

Während ich solche Betrachtungen anstellte, verfolgte ich das zunehmende Erwachen der Stadt. Auf der Straße wurde es lebendiger; aber noch verrieth Nichts, daß Besonderes zu erwarten sei.

Da sah ich einen Herrn mit einem Kofferträger hinter sich heran kommen. Alfred? — „Alfred!“ rief ich und eilte die Treppe hinunter. Auf der Straße fiel ich ihm ungestüm in die Arme. „Alfred!“

„Hast Du mich erwartet?“

„Nein. Wie konnte ich Dich erwarten?“

Als wir in meiner Stube allein waren, sagte er: „Die Preußen kommen heute nach Harburg. Sie behaupten, der Marsch durch das Land sei ihnen von Euerer Regierung gestattet. Ich erfuhr es gestern Abend spät. Für alle Fälle hatte ich meinen Koffer schon gepackt und von meinen Principalen Urlaub.“

„Gehen denn jetzt in der Nacht Dampfschiffe über die Elbe?“

„Unsere kleine Dampfjolle hat mich hinüber gebracht. Glücklicher Weise so früh; denn der Eisenbahnbeamte in Harburg schickt alle Locomotiven und Wagen weg. Vielleicht war es schon der letzte Zug, mit dem ich kam.“

„Wir wissen hier von Nichts. Wir sind in tiefem Frieden, freilich in großer Besorgniß. Hast Du gerade jetzt Geschäfte hier?“

„Ich will das Schicksal meiner alten Kameraden theilen.“

Ich erschrak. Weshalb wollte Alfred sich nutzlosen Gefahren aussetzen? „Wie kommst Du auf den Gedanken?“ rief ich aus. „Es ist ja Dein Beruf nicht mehr.“

„Ich will bei der Armee sein, der ich jahrelang angehört habe.“

„Unter welchem Vorwande? In welcher Form? Es kann sich ja nicht Jeder beliebig bei der Armee aufhalten.“

„Ich gehe mit meinem Regiment.“

Digitized by Google

„Es ist gar nicht hier."

„Wo ist es?"

„Augenblicklich in Wunstorf."

„Ich warte ab, was hier in der Stadt geschieht. Ich werde keine Waffe tragen. Ich will die Müden und Kranken pflegen."

„Alfred, lieber Alfred!" sagte ich und drückte ihn an meine Brust. „Sei offen! Was bringt Dich zu diesem Schritte?"

Er entwand sich mir und sagte ungehalten: „Ist das Gefühl der Kameradschaft nicht genug? Ich könnte Dir noch andere Beweggründe nennen, aber sie haben mich nicht bestimmt; ihnen nachzugeben wäre Unrecht. Die Preußen haben meiner Heimath bitteres Leid zugefügt und wenden sich jetzt gegen mein zweites Vaterland. Ich will nicht die Waffen gegen sie gebrauchen, es ist Bruderkrieg, und ich bin dazu nicht genöthigt. Hast Du noch keinen Marschbefehl?"

„Nur zu den Manövern. Vielleicht erfahre ich jetzt etwas Neues ich muß zum Dienst. Was willst Du thun?"

„In der Stadt umherlaufen, zu Wellmeier's, Aurelius. Ist Zettel hier?"

„Er ist beim Regiment, seine Frau bei ihren Eltern."

Die erste dienstliche Neuigkeit des Tages war, daß in Folge des gestrigen Bundesbeschlusses alle Beurlaubten zu den Fahnen gerufen wurden und zwar gemäß der für die Mobilmachung festgesetzten vierzehntägigen Frist auf den 20. des Monats und die darauf folgenden Tage. Nachdem ich das Nöthige besorgt, trat in meinen Geschäften eine Pause ein. Was weiter geschehen sollte, wußten wir nicht.

Ich benutzte die Zeit, zu Tante Balbina zu gehen, die in der Nähe wohnte. Die bekannt gewordene Abstimmung unserer Regierung für Oesterreich hatte lebhafte Befürchtungen hervorgerufen. Die Menschen auf der Straße sahen ernst aus, blieben stehen und theilten einander mit, was sie wußten und dachten.

Es war noch vor der Besuchszeit, doch hatte Tante Balbina Herrn Melet schon empfangen. Er verließ sie, als ich kam.

„Herr Melet reist mit seiner Herrschaft heute nach Wien," redete sie mich an. „Du weißt doch das Neueste? Prinz Ysenburg" — der preußische Gesandte an unserem Hofe — „hat heute früh dem Grafen Platen ein Schriftstück überreicht, welches er Sommation nennt. Schon diesen Ausdruck finde ich impertinent."

„Was ist der Inhalt?"

Digitized by Google

„Preußen erklärt uns den Krieg, wenn Seine Majestät sich nicht noch heute dem König von Preußen unterwirft.“

„Weißt Du etwas Näheres von den Bedingungen?“

„Bedingungen?“

„Hoffentlich verständigt der König sich mit Preußen noch in dem letzten Augenblick.“

„Was denkst Du! Der König gibt Nichts nach. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und Hochmuth kommt vor dem Fall. Preußen will gegen Oesterreich und ganz Deutschland kämpfen? Und hat Herr von Bismarck unsere mächtigen Verwandten vergessen? Der Kaiser Alexander und die Königin Viktoria leiden nicht, daß unseren Majestäten ein Haar gekrümmt wird.“

„Sie sind weit weg und können uns nicht helfen, wenn wir uns hier nächsten Tages mit den Preußen schlagen,“ sagte ich, indem ich aufstand, um wegzugehen. Ich freute mich, daß die thörichte Tante Balbina keine Spur von Furcht zeigte. „Ich wollte Dir Lebewohl sagen,“ fuhr ich fort, „für den Fall, daß ich in der nächsten Zeit Dich nicht besuchen könnte. Wir haben den Befehl zur Mobilmachung erhalten.“

„Da gibt es wohl viel zu thun?“

„Voraussichtlich, besonders wenn die Preußen erst im Lande sind. Der General von Manteuffel kommt heute mit seinen Truppen nach Harburg.“

„Was Du sagst! Welche Insolenz!“

„Es heißt, daß unsere Regierung ihnen früher den Durchmarsch gestattet hat. Nun werden sie wohl im Lande bleiben und noch mehr dazu kommen.“

„Sie werden nicht lange bleiben.“

„Wer treibt sie hinaus?“

„Wir und Oesterreich, Rußland, England. Adieu, Ernst. Auf Wiedersehen!“

Gegen Mittag war die preußische Sommation in der Stadt bekannt. In derselben forderte Preußen, daß Hannover seine Truppen auf den Friedensfuß zurückführe und der Berufung eines deutschen Parlaments zustimme. Preußen wollte hiergegen dem König Georg sein Gebiet und nach Maßgabe der preußischen Bundesreformvorschläge seine Souveränetät garantiren, anderenfalls aber Hannover als im Kriegszustande gegen sich betrachten und behandeln.

Die Aufregung wurde größer. In den Bureaus, den Comptoirs, den Familien trug man sich die Nachrichten zu, sprach man von der Wahr-

Digitized by Google

scheinlichkeit der einen und anderen Entscheidung. Viele glaubten noch an eine Verständigung, doch lag die Sorge auf allen Gesichtern.

Da unsere Ständeversammlung tagte, so konnte das Land seine Ansicht durch seine Vertreter kundgeben. Rudolph von Bennigsen stellte in der zweiten Kammer den Antrag: „Seine Majestät zu bitten, diejenigen Räthe der Krone, welche die Mobilmachung befürwortet haben, zu entlassen; den gestrigen Bundesbeschluß nicht zur Ausführung zu bringen, vielmehr strenge Neutralität inne zu halten und auf die schleunige Berufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken." Am folgenden Tage sollte über diesen Antrag abgestimmt werden.

Inzwischen waren die Minister in Herrenhausen versammelt. Dort ist unter dem Vorsitz des Königs um 1 Uhr Mittags beschlossen worden, die preußische Sommation abzulehnen und die Armee bei Göttingen zu versammeln.

Der letztere Entschluß war ganz neu und vollständig unvorbereitet. Es war schwierig, die zum großen Theil im Nordosten des Königreichs zerstreuten Truppen in jener südlichsten Spitze des Landes zusammen zu bringen, noch schwieriger, sie dort operationsfähig zu machen. Göttingen mit seiner dürftigen Umgebung bot für ihre kriegsmäßige Ausrüstung wenig, für einen längeren Aufenthalt nicht einmal die Lebensmittel. Von Hannover, dem Haupt-Depotorte der Armee, führte nur eine Eisenbahn dahin.

Indem man die Truppen an die südlichste Grenze des Königreichs zog, gab man letzteres dem Feinde Preis in der Hoffnung, es durch eine Vereinigung mit den süddeutschen Streitkräften nach einem glücklichen Kriege wieder zu gewinnen. Nur diese Vereinigung konnte den in letzter Stunde gefaßten Beschluß rechtfertigen.

Oder hatte man Letzteren nur so lange geheim gehalten? Waren Verabredungen mit den süddeutschen Staaten getroffen und waren dieselben so zuverlässig, daß man die wichtigste Entscheidung auf sie bauen durfte? Keine Maßregel war getroffen, welche dies andeutete; im Gegentheil, alle bisherigen Anordnungen widersprachen solcher Vermuthung.

Telegraphen nnd Boten überbrachten nun die Befehle an die Truppen. In der Stadt Hannover trat eine merkwürdige und höchst anerkennenswerthe Bewegung ein. Der erste Schrecken verflog bald. Die Einwohner vergaßen über die plötzliche, schnell begriffene Veränderung ihr eigenes Wohl und Weh. Man hörte keine Vorwürfe mehr, keine Klage, nur Aeußerungen bereitwilliger Hilfe. Die im Orte anwesenden Beurlaubten — und an den folgenden Tagen die aus dem ganzen Lande — begaben sich unaufgefordert

Digitized by Google

so schnell wie möglich zu ihrer Fahne. Schon am Nachmittage fuhren die ersten Eisenbahnzüge mit Truppen nach Göttingen, und Zug auf Zug folgte. Die Eisenbahnverwaltung, obgleich ebenso überrascht wie alle anderen Behörden, leistete Außerordentliches.

Die außerhalb der Standquartiere befindlichen Truppenkörper setzten sich, wie sie waren, in Marsch, Officiere und Soldaten für einen Kriegszug auf das Mangelhafteste ausgerüstet. Vielen fehlte das Nothwendigste, und ohne Lebewohl schieden die meisten von ihren Angehörigen. Die Garnison der Residenz bereitete sich zum Aufbruch.

Ich hatte Alfred nicht wiedergesehen; erst Nachmittags traf er mich. Er lud mich im Auftrage des Senators Wellmeier für den Abend nach dessen Hause ein. Ich versprach zu kommen, sobald mein Dienst für heute beendigt sein würde.

Die Stunden verliefen in drängender Arbeit. Man hatte nicht Zeit, an Anderes zu denken. Besonnen, äußerlich ruhig, suchte man das Nöthigste schnell zu ordnen.

Es wurde bekannt, daß die Preußen in Harburg waren, wo sie jedoch kein Eisenbahn-Transportmaterial besäßen. Die eine und andere Nachricht machte keinen Eindruck mehr. Man wußte genug, man wollte handeln.

In später Abendstunde kam ich nach dem Hause des Senators. Er selbst war zu einer Magistratssitzung berufen, seine Frau und Tochter empfingen mich. Das Ehepaar Aurelius und Alfred waren in ihrer Gesellschaft.

Zettel's Frau hatte ihren Mann nicht wiedergesehen. Er war durch Hannover gefahren, ohne sie hiervon benachrichtigen zu können. Sie und ihre Mutter, in tiefer Trauer um den schrecklichen Verlust, den sie vor wenig Monaten erlitten hatten, suchten in freundlicher Weise aufmerksam gegen ihre Gäste zu sein. Sie baten, daß wir die Rückkehr des Senators abwarten möchten; wir selbst wünschten dies, weil wir von ihm das Neueste zu hören erwarteten. Das Ehepaar Aurelius bemühte sich, die Unterhaltung von den Sorgen abzulenken, und Alfred erzählte interessante und komische Geschichten aus seinem Kaufmannsleben; aber immer kam das Gespräch wieder auf die Ereignisse des Tages und auf die Vermuthungen über die Zukunft.

Es war fast zwei Uhr Nachts, als der Senator, erschöpft und traurig, in das Zimmer trat. Der Magistrat und das Bürgervorsteher-Collegium hatten in einer eiligst veranstalteten Sitzung beschlossen, an den König eine Deputation zu entsenden, welche die Bitte der Stadt aussprechen sollte, sich mit Preußen zu verständigen und den Krieg vom Lande abzuwenden.

Digitized by Google

„Alles vergeblich!“ sagte der Senator.

„Jetzt, spät in der Nacht wart Ihr bei dem König?“ rief seine Frau aus.

„Im Herrenhäuser Schloß war noch alles wach. Hofbeamte und Lakaien liefen hin und her. Der König verläßt mit dem Kronprinzen Hannover, in ein paar Stunden schon. Sie begeben sich nach Göttingen.“

„Wurden Sie angenommen?“ fragte Aurelius' Frau.

„Wir wurden gleich zu dem König geführt, er war mit der Königin und seinen Kindern allein.“

„Was antwortete der König?“

„Er wies mit größter Bestimmtheit unsere Bitte zurück. Er habe die preußischen Forderungen bereits abgelehnt. Er könne als Monarch, als Christ und als Welfe nicht anders. Er lasse die Königin und die Prinzessinnen hier, sie würden das Schicksal der Residenz theilen.“

Wir schwiegen, schmerzlich bewegt. Aurelius sprach zuerst: „Es ist die Vorstellung seiner unvergleichlichen Welfischen Majestät, die seine Ohrenbläser zu einer Manie gesteigert haben. Schrecklich, diese Vorstellung über das Wohl seiner Unterthanen zu stellen! Als Monarch, als Christ, als Welfe könne er nicht anders! Mit ähnlichen Worten entließ er mich; damals sagte er: Ich muß die Welfenkrone, welche Gott mir anvertraut hat, ungeschmälert erhalten.“

„Sagte die Königin etwas?“ fragte Zettel's Frau.

„Ein paar Worte, treu mit uns ausharren zu wollen. Ihr Muth, ihre fromme Ergebenheit und würdige Haltung machten auf uns den besten Eindruck.“

„Wie benahm sich der Kronprinz?“ fragte ich.

„Ich glaube, seine Einsicht ist besser, und er verbirgt sie als guter Sohn. Es lag ein trauriger Zug auf seinem Gesichte, aber er spielte mit einem großen Hunde.“

Aurelius stand auf: „Es ist Morgen, wir müssen gehen.“

Tief bekümmert trennten wir uns. Ich nahm von den Freunden Abschied; denn auch ich mußte den Befehl, Hannover zu verlassen, jeden Augenblick erwarten.

Auf der Straße sagte Alfred: „Leg' Dich zu Bett, Du hast den Schlaf nöthig. Ich gehe noch mit Aurelius.“

Ich legte mich halb gekleidet auf mein Bett. Nach ein paar Stunden weckte mein Diener mich und überbrachte mir den Befehl, um sechs Uhr zu meinem General zu kommen. Während ich mich hierzu bereitete, trat Alfred ein.

Digitized by Google

Er war auf dem Bahnhofe gewesen, um den König abreisen zu sehen, und hatte bis dahin das Treiben beobachtet, welches dort die ganze Nacht herrschte. Auf dem Platze standen Fuhrwerke mit Kriegsbedürfnissen, auf dem Bahnhofe selbst wurden Züge rangirt und beladen. Bürger halfen freiwillig bei allen Arbeiten. Als die Equipagen heran fuhren, versammelten sich die Leute, um den König zu sehen. Er betrat den Perron am Arm des Kronprinzen. Die Umstehenden verharrten, betrübt und ergriffen, in lautloser Stille. Aus dem Fenster des vergoldeten Eisenbahnwagens sprach der König: „Er gehe mit dem Kronprinzen zu der Armee und vertraue die Königin und Prinzessinnen der Liebe der Hannoveraner an.“ Nun riefen einige der Zuschauer „Hoch!“, andere „Auf Wiedersehen!“ Und während der Zug sich in Bewegung setzte, winkte der König mit der Hand.

Alfred war selbst gerührt und erzählte, um in eine andere Stimmung zu kommen, gleich weiter: „In dem Gefolge des Königs sah ich den Grafen Platen, den Kriegsminister und den General-Adjutanten. Der General von Brandis sah steif und gelb aus wie der alte Schweden-Oberst in dem Bremer Domgewölbe. Noch invalider sieht der General von Tschirschnitz aus, müde und gebeugt schleppte er sich in das Coupé. Dann war auch der Privatrath des Königs, Meding, in dem Gefolge. Als ihn die Leute sahen, verwandelte sich ihre Wehmuth fast in Zorn.“

„Hier ist Kaffee“, unterbrach ich ihn.

„Ich habe schon in großer Gesellschaft Kaffee getrunken. Als ich weggehen wollte, kam ein Trupp Beurlaubter von unserem Regiment, um mit dem nächsten Zuge zu fahren. Sie erkannten mich trotz meines veränderten Habits. Da lud ich sie zum Kaffee im Wartesaal ein. Von einem soll ich Dich grüßen, Lücke.“

„Er läßt Frau und Kind zurück.“

„Er klagte aber nicht.“

Mein General theilte mir mit, daß er selbst um 8 Uhr nach Göttingen abreise, wohin der König alle Generale befohlen hatte. Ich sollte noch zurückbleiben, um seine letzten Aufträge zu erfüllen, und so bald wie möglich nachkommen.

Auf der Straße erzählte man sich die neuesten Thatsachen: daß der preußische Gesandte die Ablehnung des Königs mit der Kriegserklärung beantwortet hatte und der preußische General von Goeben, ein Hannoveraner von Geburt, mit seiner Division von Minden her auf Hannover in Marsch war. Dies Alles nahmen die Einwohner jetzt mit einem rühmlichen, von ihrer Einsicht und Charakterstärke zeugenden Gleichmuth

Digitized by Google

auf. Sie konnten daran nichts ändern; nun wollten sie helfen, daß die Soldaten im Stande wären, das ihrige zu thun. Wer die Hannoveraner nicht schon liebte, ihre Tüchtigkeit noch nicht kannte, lernte sie in diesen Tagen schätzen.

Nächst den Anordnungen für die Zusammenziehung der Truppen war das Wichtigste der Transport des in Hannover lagernden Kriegsmaterials nach Göttingen. Nur die formirten Truppen und fünf bei ihnen eingetheilte, mit den Pferden des Friedensstandes marschfähig gemachte Batterien hatten Munition, jedoch äußerst wenig bei sich. Pulver, Geschosse, die Waffen für die Beurlaubten, die übrigen Geschütze mit allen ihren Erforderniſſen, das gesammte Trainmaterial mußte auf das Schleunigste für den Transport bereit gestellt werden. Da griffen die Hannoveraner zu, alte Bürger, junge Leute verschiedener Stände, große und kleine Schüler, um so eifriger, als nach dem Abmarsch der Truppen die Arbeiten ihnen allein überlassen blieben. Und hierbei hat Alfred, bis wir zusammen weg fuhren, mit klugem Rath unermüdlich geholfen.

Gegen die Mittagsstunde verließen die letzten Truppen, welche den Marsch zu Fuß machen sollten, weil die Eisenbahn nicht Alles befördern konnte, die Stadt. Unsere prächtige Artillerie marschirte, ihre Musik zu Fuß voran, die Kanonen mit Bauern- und Droschken-Pferden armselig bespannt, die Kanoniere kaum im Stande, sich der Abschiedsgrüße des herbeiſtrömenden Volkes zu erwehren, in stolzer Haltung durch die Straßen, welche nach der Göttinger Chaussee führen. Ich begegnete diesem eigenthümlichen, schmerzlich ergreifenden Zuge, als ich, einen freien Augenblick benutzend, nach der Marktwache ging, um meinen dort in Arrest befindlichen Vetter Günther zu sprechen.

Als ich dahin kam, war keine Wache mehr da. Vor dem Abmarsch der letzten Infanterie waren alle Wachen eingezogen. Ich gelangte deshalb ohne Weiteres nach der Arreststube meines Vetters. Sie stand offen und war leer. Ich hatte keine Zeit, nach ihm zu forschen, sondern mußte meine Dienstgeschäfte beschleunigen, um in der nächsten Nacht abreisen zu können.

Die Bürger nahmen die Aufrechthaltung der Ordnung in die Hand. Ohne lange Vorbereitungen bildete sich schnell aus zuverlässigen Männern eine Bürgerwehr. Aurelius, dem ich begegnete, war hierbei thätig. Er erzählte mir in größter Eile, daß die Ständeversammlung durch eine Königliche Proclamation aufgelöst war.

Digitized by Google

Jeder, der sich rühren konnte, half, wo es noth that. Bis das Einrücken der Division Goeben unmittelbar bevorstand, haben die Bürger Kriegsbedürfnisse aller Art nach dem Bahnhofe geschafft und verladen. Freilich nicht Alles in guter Ordnung. Kleidungsstücke, Waffen und Verpflegungsgegenstände durch einander und dazwischen das Unglück drohende Pulver. Der liebe Gott hat seine Hand darüber gehalten, es ist kein Unglück geschehen.

Kaum rechtzeitig für jenen Nachtzug wurde ich fertig. Ich eilte nach dem Bahnhofe, wo Alfred mich erwartete. Er hatte sich eigenthümlich equipirt. Er trug eine Officiermütze ohne Schirm, eine blaue Blouse mit rothem Kragen, die Farben unserer Uniform; hatte eine große Tasche umgehängt, einen Soldatenmantel von feinem Tuch über die Schulter gelegt, einen Stock in der Hand. Die Tracht entsprach seiner kräftigen Gestalt und seinem entschlossenen Gesichte. Man mußte ihn zum Soldatenstande rechnen, ohne zu begreifen, was er war.

Auch Günther fand ich auf dem Bahnhofe. Der Officier der abberufenenen Wache hatte seine Arreststube aufgeschlossen und ihm angekündigt, was geschehen war, und daß die Wache abmarschire. Günther hielt sich nun für berechtigt, auch davon zu gehen und wollte sich zu seinem Regiment begeben.

In dem Zuge befanden sich die älteren Cadetten, denen man gestattete in die Armee einzutreten; die Cadettenanstalt war aufgehoben.

Alfred und ich mit Günther nahmen Platz in einem Coupé, worin ein Auditeur, zwei Militärärzte mit einem jungen Lieutenant, den sie auf seine dringenden Bitten aus dem Lazareth entlassen hatten, und dessen Bruder, einer von jenen Cadetten, saßen. Neigung zu sprechen war bei keinem vorhanden, bald schliefen die meisten.

In Nordstemmen wurden einige Wagen mit Beurlaubten angehängt. Auf dem Berge über dem Bahnhofe waren in dem Morgenlicht, welches durch schwere Wolken drang, die Umrisse der Königlichen Marienburg zu erkennen. Wehmüthige Gedanken quälten mich noch eine Zeit lang, dann schlief auch ich ein. — Als ich erwachte, befanden wir uns erst in Salzderhelden. Die sich häufenden Eisenbahnzüge kamen nur langsam vorwärts. Den Mitreisenden, die nach mir wach wurden, sah ich es an, wie sie sich auf ihre augenblickliche Lage besinnen mußten und dann in trübes Nachdenken fielen. Ein kalter Sturm schlug mit Regen und Hagelschlossen an die Fenster der Eisenbahnwagen. Endlich gelangten wir nach Göttingen. Wir mußten weit diesseits des Perrons aussteigen, wenn wir nicht die Zeit

Digitized by Google

verlieren wollten, welche das Freimachen des Geleises in Anspruch nahm. Der Bahnhof war so voll — und er füllte sich noch immer mehr —, daß es mancher Hin- und Herschiebung bedurfte, um die ankommenden Züge an Stellen zu führen, wo sie entladen werden konnten. Das gesammte Personal der hannoverschen Eisenbahnverwaltung verdient das höchste Lob dafür, daß die Aufgaben dieser Tage, wozu die Vorbereitungen gänzlich fehlten, überhaupt und ohne Unglücksfall gelöst worden sind. Der Eisenbahnbetrieb ist durch die selbständigen Entschlüsse seiner Beamten den Preußen nur von Station zu Station gewichen. Die letzten Züge beförderten die Pioniere, welche die Strecke nach dem Feinde zu unbrauchbar gemacht hatten. Hierdurch und da alles Fahrmaterial entfernt war, ist dem Gegner ein wesentlicher Aufenthalt bereitet worden, dessen die Armee bedurfte, um sich einigermaßen für den Krieg zu bereiten.

Alfred, Günther und ich gelangten an den Geleisen entlang gehend nach dem Bahnhofsgebäude. Wir drängten uns durch die Menge, in der sich viele Studenten befanden, welche, da die Vorlesungen geschlossen waren, abreisen wollten. Ein Adjutant konnte uns Auskunft geben, daß mein General in der Weender Straße wohne und daß unser Regiment, zu dem Alfred sich begeben wollte, in Göttingen selbst, Günther's Regiment in einigen Dörfern einquartiert war. Weiterhin sah ich Onkel Wilhelm und ging mit Günther zu ihm. Nachdem er uns auf einen leeren Seitenplatz geführt hatte, sagte er: „Adieu, Neffen! Ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Braunschweig."

„Was sollst Du da?" fragte ich erstaunt.

„Ich bin verabschiedet."

„Du kannst doch jetzt nicht den Abschied nehmen!" rief Günther aus.

„Seine Majestät hat ihn mir ertheilt. Es ist noch Mehreren so ergangen. Die höheren Stellen werden anders besetzt. Gebser reist auch ab."

Dies war der älteste General, welcher ein Truppen-Commando gehabt hatte.

„Der auch!" sagte ich.

Onkel zog mich auf die Seite und flüsterte in mein Ohr: „Der König soll die Absicht gehabt haben, ihm das Commando zu übertragen, aber davon abgegangen sein, weil Gebser verlangte, über die Armee und die Mittel des Landes uneingeschränkt verfügen zu können."

Hier machte ich an mir die Beobachtung, wie schnell man in ungewöhnlichen Zuständen gegen neue Ueberraschungen abgehärtet wird. Ich vermochte gelassen zu fragen: „Was willst Du in Braunschweig?"

Digitized by Google

„Abwarten. Seiner Majestät Vetter von Braunschweig ist so vernünftig gewesen, Frieden zu halten. Nach seiner Residenz komme ich noch, ohne den Preußen zu begegnen."

Nun kehrte er sich nach Günther um: „Gott schütze Euch! Ich will Eueren Eltern schreiben, daß ich Euch gesund fand." Er schritt auf Alfred zu und reichte ihm die Hand: „Das ist recht, daß Sie wieder gekommen sind."

Dann verließ er uns, und wir gingen nach der Stadt.

Der König wohnte mit allen in seine Umgebung aufgenommenen Personen in dem bekannten Gasthause „Zur Krone." Der österreichische Gesandte am hannoverschen Hofe, Graf von Ingelheim, war auch eingetroffen.

Nach der Ankunft des Königs in Göttingen sollen die Meinungen und Wünsche hinsichtlich dessen, was zunächst geschehen müsse, sich vielfach durchkreuzt haben. Was in militärischer Beziehung entschieden war, wurde der Armee durch die General-Ordre vom 17. Juni bekannt gemacht. Die Divisionen waren aufgehoben. Die Armee sollte aus vier Infanterie-Brigaden, denen je ein Cavallerie-Regiment und eine Batterie, auch Pioniere zugetheilt wurden, eine Cavallerie-Brigade als Reserve-Cavallerie, der Reserve-Artillerie und den Trainformationen zusammengesetzt werden. Dem ältesten Brigade-Commandeur, General von Arentsschildt, war das Commando übertragen worden.

Diese Beschlüsse waren nicht zu tadeln. Die Divisionen hatten bei der geringen Stärke der Armee, welche nicht viel mehr Köpfe enthielt, als eine preußische Division, keinen Werth, und was das Commando anbetrifft, so war dasselbe, weil der König bei der Armee bleiben wollte, der denkbar traurigste Auftrag ohne entscheidende Bedeutung; denn der König konnte sich seiner Lage und noch mehr seiner Persönlichkeit nach der Macht nicht begeben. Und deshalb konnte es nicht ausbleiben, daß auch er befahl, daß seine Ohrenbläser den gefährlichsten Einfluß auf die militärischen Operationen erhielten und der commandirende General gerade in den wichtigsten Momenten gebunden, nur als Figur benutzt wurde. Die überraschende Erhebung des Generals von Arentsschildt auf seinen jetzigen Platz wurde aus diesem Grunde von der Armee ziemlich gleichgültig aufgenommen. Von Allen, welche den braven, pflichttreuen Mann persönlich kannten und werth schätzten, wurde er um der Bürde willen, die er hatte auf sich nehmen müssen, bedauert. Der militärischen Aufgabe: die Armee, sobald sie mobil war, nach Süddeutschland zu führen, wäre er hinreichend gewachsen gewesen.

Digitized by Google

Daß die älteren Generale, von denen mehrere die Strapazen nicht ertragen hätten, die Armee verlassen mußten, war hart für sie, ersparte ihnen aber noch größeren Schmerz. Nur der allerälteste General, der Kriegsminister von Brandis, blieb ein steter Begleiter des blinden Kriegsherrn.

Für den General von Tschirschnitz wurde der Oberst Dammers in die einflußreiche Stellung des Generaladjutanten Seiner Majestät berufen. Diese Ernennung brachte in dem Officiercorps Ueberraschung und Verstimmung hervor, sie machte einen entmuthigenden Eindruck. Man bezweifelte, daß der Oberst die ganz ungewöhnliche Auszeichnung verdient habe. Bekannt war nur, daß er schon länger die allerhöchste Gnade besaß.

Das Aeußere der Georgia Augusta erinnerte durch Nichts als die noch vorhandenen Studenten an den Musensitz. Sie wanderten müßig auf und ab, die merkwürdige Veränderung zu betrachten. Die mit den hohen Kanonenstiefeln waren denjenigen berittenen Officieren, welche ihre Garnison mit weniger kriegsgeeigneter Fußbekleidung verlassen hatten, ein willkommener Anblick. Ihnen wurden Anträge auf ein Stiefelgeschäft gemacht, die Proben und, wenn sie gelangen, der Umtausch, zuweilen auf offener Straße bewerkstelligt; dann trennten beide Theile sich sehr befriedigt. Die Preußen unter den Studirenden waren in einer peinlichen Lage; sie wurden plötzlich als Feinde betrachtet und mußten es sogar über sich ergehen lassen, hier und da für Spione gehalten zu werden. Doch dauerte dies nicht lange, bald waren alle Studenten abgereist.

Die Universitätsstadt war zum Feldlager geworden. Ueberall Soldaten zu Fuß und zu Pferde, die Straßen voller Fuhrwerke, welche den Truppen die nächsten Bedürfnisse zuführten, eilende Ordonnanzen, in der Weender Straße die verschiedenen Uniformen und Livreen, Equipagen, Gepäckwagen und Pferde, welche zur Person des Königs gehörten.

Alle Eindrücke, die ich bei meiner Ankunft in Göttingen empfing, sind später in meiner Erinnerung lebhaft hervorgetreten. Damals trug ich sie fast unbewußt mit fort, denn ich wurde gleich auf die bunteste Weise vollauf beschäftigt. Erst als die Abenddämmerung eintrat, konnte ich eine kurze Frist benutzen, um mein Quartier aufzusuchen und nach meinen Pferden und Sachen zu sehen. Mein Quartierbillet lautete auf die Wohnung eines Professors. Die Hausfrau, eine vor Soldaten etwas furchtsame, aber sehr freundliche runde Dame, empfing mich, geleitete mich mit ängstlicher Höflichkeit in mein Zimmer und wies auf eine Seitenthür: „Die Bibliothek meines Mannes haben wir zur Schlafstube für Sie eingerichtet; es ging nicht anders.“ Ich war mit Allem zufrieden, und

Digitized by Google

sie verließ mich. Nun öffnete ich die Thür und trat in die Bibliothek, ein Zimmer, welches an allen Wänden mit Büchern bis zur Decke besetzt war. Die Repositorien ragten noch vor das Fenster; es war kaum hell genug, um in der Mitte des Raumes mein Bett erkennen zu lassen. Dann sah ich oben, nicht weit von der Decke, ein Licht und glaubte, als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dabei eine menschliche Gestalt wahrzunehmen. Ich trat näher. Auf der höchsten Stufe einer Rollleiter saß ein Mann und las. Das war wohl der Professor. Ich hustete ein paarmal ohne Erfolg. Erst als ich laut guten Abend rief, bewegte sich der Mann und stieg die Leiter herab. Es war ein kleiner, dünner Herr. Die Laterne hing an einem Riemen um seinen Hals, ihr Licht strahlte von seiner Brust, gewiß eine bequeme Einrichtung, um dort oben zu lesen. Ich stellte mich ihm vor. „Ach ja, ich weiß," sagte er nun. „Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich hier eindrang. Es fehlte mir gerade eine Stelle —"

„Ich würde bedauern, wenn ich Sie störte," unterbrach ich ihn und complimentirte mich mit dem gelehrten Herrn, der so glücklich war, bei den jetzigen Zeitläufen nach einer Stelle irgend eines Schriftstellers suchen zu können, bis er hinaus ging.

Als ich zu den Dienstgeschäften, die bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden, zurückkehrte, war die Nachricht von dem Einrücken preußischer Truppen in Hannover, von dem Abgang unseres letzten Eisenbahnzuges von dort eingetroffen. Die Division Goeben hatte gegen Abend die Landeshauptstadt erreicht. Der commandirende General des siebenten preußischen Armeecorps, von Falckenstein, war mit ihr gekommen. Ihm hatte die preußische Regierung die Verwaltung des hannoverschen Landes und den Oberbefehl über alle gegen uns operirenden Truppen übertragen.

Am folgenden Tage, dem 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance, wurde der Armee die Königliche Proclamation mitgetheilt, welche hier nochmals einen Platz finden möge, weil sie die Auffassung des Königs im Gegensatz zu der Nothlage des deutschen Vaterlandes scharf hervortreten läßt:

An mein getreues Volk!

Seine Majestät der König von Preußen hat mir den Krieg erklärt.

Das ist geschehen, weil Ich ein Bündniß nicht eingehen wollte, welches die Unabhängigkeit Meiner Krone und die Selbständigkeit Meines Königreichs antastete, die Ehre und das Recht Meiner Krone demüthigte und die Wohlfahrt Meines getreuen Volkes erheblich zu verletzen geeignet war.

Digitized by Google

Eine solche Erniedrigung war gegen Mein Recht und wider Meine Pflicht, und weil Ich sie zurückwies, brach der Feind in Mein Land.

Ich verließ die, augenblicklich gegen feindlichen Ueberfall nicht zu schützende Residenz, die Königin und Meine Töchter, die Prinzessinnen, als theure Pfänder Meines Vertrauens zu den getreuen Bewohnern Meiner Hauptstadt dort zurücklassend, und begab Mich mit dem Kronprinzen, wohin Meine Pflicht Mich rief, zu Meiner treuen und auf Mein Geheiß im Süden Meines Königreichs rasch sich sammelnden Armee.

Von hier aus richte Ich an mein getreues Volk Meine Worte, bleibt getreu Eurem Könige auch unter dem Drucke der Fremdherrschaft, harret aus in den Wechselfällen der kommenden Zeit, haltet fest wie Euere Väter, die für ihr Welfenhaus und für ihr Vaterland in nahen und fernen Landen kämpften und endlich siegten, und hoffet mit Mir, daß der Allmächtige Gott die ewigen Gesetze des Rechtes und der Gerechtigkeit unwandelbar durchführt zu einem glorreichen Ende.

In der Mitte Meiner treu ergebenen, zu jedem Opfer bereiten Armee vereinige Ich mit dem Kronprinzen Meine Bitten für Euer Wohl.

Meine Zuversicht steht zu Gott, Mein Vertrauen wurzelt in Eurer Treue.

Göttingen, den 17ten Juni 1866.

George Rex.

Die Ordre, womit der commandirende General diese Proclamation bekannt machte, lautet:

Ordre an die Armee.

Soldaten!

Aus vorstehender Proclamation seht Ihr, daß das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes, die Sicherheit unseres Königlichen Herrn in Euren Händen ruht.

Seine Majestät der König hat in dieser drohenden Lage mir den Oberbefehl über Euch übertragen, den ich freudig übernommen habe in dem festen Vertrauen auf die gerechte Sache, auf die altbewährte Tapferkeit der Hannoveraner und deren Liebe für König und Vaterland.

Welche Anforderungen an Euch gestellt werden, Entbehrungen und Mühen, Ihr werdet sie mit Festigkeit ertragen, vor allem aber werdet Ihr freudig in einen Kampf gehen, der in der gerechtesten Sache das Wohl Eures Königs und des Vaterlandes Rechte zu wahren bestimmt ist.

Göttingen, den 18ten Juni 1866.

Der commandirende General-Lieutenant
v. Arentsschildt.

Am 18. begann die planmäßige Thätigkeit, der es gelang, mittelst des nach Göttingen transportirten Kriegsgeräthes innerhalb dreier Tage die Armee einigermaßen schlagfertig zu machen. Mit der angestrengtesten, von regster Pflichttreue getragenen Kraft ist in der kurzen Zeit das Aeußerste, was möglich war, zu Stande gebracht worden. Die Vorräthe der Eisenbahnwagen mußten geordnet, Werkstätten und Laboratorien eingerichtet, die Trains, das Verpflegungs- und Sanitätswesen organisirt,

Digitized by Google

gegen dreitausend herbeieilende Beurlaubte uniformirt und bewaffnet werden. Am meisten fehlten die Pferde. Offiziere, in die Umgegend entsandt, schafften deren so viele als einigermaßen brauchbare da waren, doch nicht genug, herbei.

Am 18. war die Armee, von welcher einige Regimenter sehr starke Märsche gemacht hatten, um Göttingen versammelt. Nur einzelne Compagnien und Detachements waren in den entferntesten Theilen des Landes zurückgeblieben, und von diesen gelangten später noch mehrere, welche sich durch heimliche Märsche den Preußen entzogen hatten, zu uns.

Meine Vaterstadt Stade war in der Frühe des 18. von den Preußen besetzt worden. In der nicht armirten Festung befanden sich nur drei schwache Artillerie-Compagnien und ein paar Hundert Rekruten. Ein preußisches Bataillon war in der Nacht die Elbe hinuntergefahren, bei Twilensleth gelandet und in die Stadt eingedrungen. Eine Capitulation beendete diese Episode ohne Blutvergießen. Es war, als habe man das werthvolle Kriegsmaterial von Hannover nach Stade geschickt, damit es dort den Preußen in die Hände falle.

Am 19. und 20. kamen noch mehrere Officiere, die zur Landesvermessung commandirt gewesen und in abgelegenen Ortschaften von der Kriegsnachricht überrascht waren, in ihrer Civilkleidung nach Göttingen. Die geringen Kleiderbestände der Kameraden mußten aushelfen, damit sie in Uniform erscheinen konnten.

Junge Männer meldeten sich, die freiwillig die Waffen führen wollten. Am 20. verfügte eine General-Ordre, daß sie angenommen werden dürften. Sie belästigten nur, ohne etwas nützen zu können. Und ähnlich war es mit den Cadetten, welche der König in Göttingen zu Officieren machte.

Nach rastloser Arbeit war die Armee jetzt, so viel die Mittel gestatteten, mit den nothwendigsten Bedürfnissen theils mehr, theils weniger ausreichend versehen; mit dem Wesentlichsten, der Munition, jedoch am knappsten. Dieses Kriegserforderniß kann nur hinreichend gedeckt werden durch Nachschübe, welche in unserer augenblicklichen Lage unmöglich waren. Indessen war es gelungen, für ein paar größere Gefechte Munition zu beschaffen, und dies konnte als genügend angesehen werden. Freilich mußte später die Verschiedenartigkeit unserer und der süddeutschen Gewehre und Kanonen Schwierigkeiten hervorrufen; denn lediglich die neuen Geschütze, welche wir und die süddeutschen Staaten in den letzten Jahren von Preußen erhalten hatten, waren übereinstimmend. Immerhin ließ sich

Digitized by Google

aber für unsere abweichenden Waffen die Munition beschaffen, sobald wir über die Hilfsmittel größerer Arsenale verfügen konnten.

Am 20. Abends standen in und um Göttingen schlagfertig: 20 Bataillone Infanterie, mit den in ihnen enthaltenen 2000 Recruten etwa 15,000 Mann stark; 24 Schwadronen Cavallerie, 2200 Mann, 8 manöverirfähige Batterien mit 42 Geschützen. Außerdem marschirten mit der Armee, um kein Geschütz zurückzulassen, noch zehn Geschütze, welche mit Pferden des königlichen Marstalls bespannt und von Marstallskutschern gefahren wurden.

Am 20. Nachmittags erging der Marschbefehl.

Persönlich begegnete mir in den Göttinger Tagen außer dem Erzählten wenig Erwähnenswerthes. Ich war vom Morgen früh bis in die Nacht beschäftigt. Und so ging es Allen; zum Glück, denn man konnte nicht weiter denken.

An einem dieser Abende kam Alfred in mein Bureau. Man hatte ihn wieder zum Officier ernennen wollen; er hatte dies abgelehnt, sich aber die förmliche Erlaubniß, bei der Armee zu bleiben, erwirkt. Nun war er im Begriff, Wichard in dessen Cantonnement südlich von Göttingen aufzusuchen. Ich hatte Wichard noch nicht wieder gesehen. Alfred übernahm es, Nachrichten von uns nach dem Gute in Holstein gelangen zu lassen.

Noch Eines muß ich erzählen, eine Begegnung, die ich am letzten Abend in Göttingen hatte. Als ich nach Hause kam, lag auf der Bank vor meiner Thür ein Soldat und schlief. Mein Diener stand dabei. „Wer ist das?“ fragte ich.

„Er nennt sich Lang, Herr Lieutenant, und behauptet, früher Bedienter bei Ihnen gewesen zu sein.“

Ich betrachtete nun den Mann beim Licht der Straßenlaterne genauer und erkannte Heinrich Lang. Ich rief ihn und faßte ihn an; es kostete Mühe, ihn zu wecken. Dann ermunterte ihn die Freude, mich zu sehen. Ich nahm ihn mit in mein Zimmer, da mußte er sich setzen und erzählen. Er hatte den geraden Weg durch Westphalen eingeschlagen, aber Nachtmärsche und Umwege machen müssen, um den Preußen zu entgehen. In der vorigen Nacht war er durch den Sollinger Wald gegangen und hatte am Morgen unsere Vorposten bei Uslar glücklich erreicht. In Göttingen hatte er sich gleich bei seiner Compagnie gemeldet, mit der er morgen früh ausmarschiren sollte. Als ich ihn entließ, fragte er: „Wo wohl die Kort's sind?“

Digitized by Google

„Kort's?"

„Wilhelm und Friedrich Kort."

„Die Cüraſſiere habe ich noch nicht geſehen, ſie liegen draußen nach Caſſel zu. Iſt Friedrich Kort auch Soldat geworden?"

„Auch Garde-Cüraſſier."

„Woher weißt Du das?"

Nun wurde er etwas verlegen: „Minna Kort und ich ſchreiben uns."

„Iſt ſie Deine Braut?"

„Alle ſind damit einverſtanden, Herr Lieutenant, nur der Vater noch nicht ganz; aber das ſoll ihm Nichts helfen. Mein Geſchäft geht gut, er wird ſie mir zur Meiſterin geben."

„Gott ſchenke Dir Glück und Segen!" ſagte ich und reichte ihm die Hand.

22.

Es war ein heller, friſcher Morgen, an dem wir Göttingen verließen. Die Truppen hatten ſich frühzeitig auf der Straße nach Heiligenſtadt in Bewegung geſetzt. Ein kriegeriſcher Geiſt beſeelte, eine ausgezeichnete Disciplin beherrſchte ſie.

Hinter der vorderſten Brigade ſchob ſich das königliche Hauptquartier in die Marſchcolonne ein. Der König ſah friſch aus, ſein Geſicht hatte Farbe, ſtolz ritt er inmitten ſeiner Getreuen, ein blinder Heerkönig, der aus ſeinem Königreich zog, um es mit ſeinen Scharen in einer unbeſtimmten Fremde wieder zu erſtreiten.

Dem König folgten der Kronprinz mit dem Kriegsminiſter und dem öſterreichiſchen Geſandten. Dann kam das ganze berittene Gefolge und darauf eine große Zahl von Hofwagen. In einem ſaß neben anderen Herren der Regierungsrath Meding, in einem anderen der Armee-Muſikdirector Gerold, der in guten Betten geſchlafen haben wird, während der commandirende General auf Stroh und der Soldat auf der bloßen Erde lag.

Hinter dem königlichen Hauptquartier marſchirte die Reſerve-Cavallerie: die ſtrahlenden Regimenter Garde-du-Corps und Garde-Cüraſſiere. Hier ſah ich Wichard zum erſten Male ſeit der Wandelung der Verhältniſſe. Er war guten Muths. Ich ritt einen Augenblick mit ihm. „Haſt Du Nachrichten von Haus?" fragte er. „Gar keine," mußte ich antworten.

„Ich auch nicht, die Preußen laſſen die Poſt nicht durch. Alfred hat mir einen Brief an Clotilde beſorgt. Er kennt immer Mittel und Wege. Auch von Chriſtian weiß ich nichts. Sein Regiment ſollte nach

Digitized by Google

Schlesien. So kann er uns gottlob nicht gegenüberstehen.“ Ich drückte ihm die Hand und ritt zurück. Da nickten mir ein paar Hünen aus der Schwadron zu. „Guten Morgen, Kort's!“ rief ich. „Heinrich Lang ist auch da.“

Nach der Reserve-Cavallerie kam eine andere Brigade, dann die Reserve-Artillerie. Ihr merkte man wohl das Mangelhafte der Organisation, besonders der Bespannung an; aber auch sie machte einen Vertrauen erweckenden Eindruck.

Ich sah alle Truppen unserer Hauptcolonne, zuletzt den Armeetrain, der erst in Göttingen dürftig gebildet, dennoch mit guter Ordnung marschirte.

In meinem alten Regiment begrüßte ich die Kameraden. Zettel, Kastor und Pollux, Alle waren da. Im Garde-Regiment sah ich meinen Vetter Günther. Bei den Dragonern fragte ich nach Jobst. Diese Frage berührte, wie ich bemerkte, seine Regimentskameraden schmerzlich, so daß ich befürchtete, Jobst habe von Neuem Veranlassung zu Klagen gegeben. Endlich antwortete einer: „Den werden die Preußen haben.“ „Mein Gott, wie kommt das?“ rief ich aus.

„Ein Officier mußte in dem abgelegenen Depot zurückbleiben, als wir zu der Exercirzeit ausrückten, und da hat der Commandeur ihn gewählt, weil er zuletzt in das Regiment gekommen ist.“

„Wie viel Mann und Pferde waren in dem Depot?“ fragte ich.

„Eine ganze Menge, fünfzig, sechzig.“

„Damit hat er nicht durchkommen können“, sagte ein anderer.

Die militärische Lage der Armee war keine ungünstige. Der Feind war am 20. mit der Division Goeben kaum über Alfeld hinausgekommen, mit einer bei Wetzlar gesammelten Division unter dem General von Beyer in Cassel eingerückt, dessen kurhessische Garnison vorher im immobilen Zustande südwärts abgezogen war. Von den Truppen des Generals von Manteuffel waren die vordersten erst bis Celle gelangt. Die von Norden nachrückenden feindlichen Streitkräfte konnten mithin unseren Marsch nicht stören, die Division Beyer dies erst versuchen, nachdem sie von der Richtung des letzteren Kenntniß erhalten hatte, und dann kam sie zum ernstlichen Eingreifen höchst wahrscheinlich zu spät. Die großen preußischen Armeen standen an der böhmischen und sächsischen Grenze. Außer den obigen Truppen waren deshalb nur die an der Eisenbahn liegenden Garnisonen in der Lage, mit kleinen Detachements gegen uns zu operiren.

So war der hannoverschen Armee ihre Aufgabe klar vorgeschrieben:

Digitized by Google

sie brauchte nur im Marsch zu bleiben, um der Einschließung zu entgehen. Nach vier nicht zu starken Märschen konnte sie die thüringische Eisenbahn, den gefährlichsten Zufuhrweg feindlicher Truppen, bei Eisenach oder Gotha überschritten haben. Dann vermochten überlegene preußische Kräfte nicht mehr, uns in den Weg zu treten, unsere Vereinigung mit den süddeutschen Truppen zu verhindern. Während der vier Marschtage konnten wir nur schwächeren Abtheilungen des Feindes begegnen, die zu überwältigen wir vollkommen im Stande waren.

Die Erwartung militärischer Erfolge hob die Stimmung. Unser abenteuerlicher Zug und die romantische Gegend mit waldigen Höhen und felsigen Thälern, welche wir in den ersten Tagesstunden durchzogen, regte die Phantasie an und ließ gar ritterliche Träumereien entstehen. Eine Rast in dem lieblichen Bremker Thal gab die Muße, solche Gedanken auszutauschen, die alle, so verschieden sie sonst waren, zwei widersprechende Wünsche enthielten: nach einem Kampf, den unsere Soldatenehre zu fordern schien, jedoch ohne die Waffen gegen Preußen gebrauchen zu müssen. Nun die Schwerter gezogen waren, dachten auch die bittersten Gegner unseres augenblicklichen Feindes an die geschichtlichen und persönlichen Bande, welche uns mit dem Nachbarlande verknüpften; an die deutsche Zerrissenheit, welche so oft schon zum Bruderkriege führte. Und die Sorge trat wieder hervor, was ein siegreiches Oesterreich aus Deutschland machen würde. „Ueber die Alpen möchten wir ziehen, an der Seite Oesterreichs gegen Italien möchten wir kämpfen!“ rief Einer, und Andere jubelten ihm zu.

Der Weitermarsch führte allmälig in ödere Landschaften. Wir stiegen die dürren Höhen des armen Eichsfeldes hinan. Dort war der Grenzstein zwischen den Königreichen Hannover und Preußen. Die vordersten Truppen erkennen das Zeichen. Einzelne rufen beim Eintritt in Feindesland Hurrah! Doch will der Ruf nicht lauten Anklang finden; der Gedanke: „Wirst du dein Hannoverland wiedersehen?“ läßt ihn verstummen.

Der König war über die Grenze geritten, nicht wie ein Monarch empfangen mit ehrfurchtsvollem Willkommen. Kein Mensch, oder nur Einer, war da außer seinem Gefolge.

Als der König vorbei war, stand ein Mann an den Grenzstein gelehnt. Ich sah ihn lange auf der kahlen Fläche. Seine Haltung zeigte, daß er traurig war. Er blickte unverwandt in die Colonnen, die an ihm vorüberzogen; die Officiere grüßte er, doch schien er mit keinem zu sprechen. Jetzt war ich neben ihm. Da streckte er mir seine Hände entgegen, als

Digitized by Google

kenne er mich; die Thränen trübten wohl seine Augen. „Das Königreich Hannover ist dahin!“ sagte er.

In diesem Augenblick kam Alfred aus einer Schlucht herauf und begrüßte uns. Der mich so traurig angeredet, war der Amtmann von Reinhausen, bei welchem Alfred in der letzten Nacht gastliche Aufnahme gefunden hatte und der mir die letzten Worte sagte, die ich auf jenem hannoverschen Boden hörte: „Gott führe Sie gesund zurück! Unsere Heimath, wie wir sie lieb gehabt, finden Sie nicht wieder.“

Bergauf, bergab zogen wir in der Sonnengluth durch das baumlose Land. Gegen den klaren Himmel zeichneten sich auf den entfernten Hügeln die Gruppen der überraschten und staunenden Einwohner ab, die furchtsam ihre armseligen Dörfer verlassen hatten. Unsere Vortruppen befestigten an den Hauswänden der Ortschaften folgende in Göttingen gedruckte Proclamation:

Bewohner der Königlich preußischen Provinz Sachsen.

Ein trauriger Act verwerflicher brudermörderischer Politik hat Preußen zum Feinde Hannovers gemacht; Länder, die die innigsten Bande verknüpfen, die seit Jahrhunderten nur gewußt haben, daß ihre Krieger Schulter an Schulter dem Feinde entgegenzutreten berufen seien. Fluch treffe den Urheber dieses Bruderkrieges, den wir verabscheuen. Auch Ihr, so wissen wir, verdammt den Ehrgeiz, der unendliches Elend über alle deutschen Lande zu bringen bestimmt ist.

Wenn ich jetzt die hannoverschen Truppen als deren Befehlshaber in Euer Land führe, so werdet Ihr nicht glauben, daß wir als Feinde kommen. Fordern aber muß ich von Euch, daß Ihr der militärischen Gewalt Gehorsam leistet für die Anforderungen, die der Krieg mit sich führt. Für die Haltung der Mannszucht bürgt der Name der hannoverschen Truppen. Sie fordern friedlichen Marsch durch Euer Land und werden nur gezwungen als Feinde auftreten. Kommt den nothwendigen Anforderungen nach und macht unser Geschick nicht noch schmerzlicher, indem Ihr uns zu harten Maßregeln nöthigt. Unser Feldruf wird sein wie vor 100 und vor 50 Jahren bei Minden und Waterloo: Gott schütze das Vaterland!

Göttingen, den 20ten Juni 1866.

Der commandirende General
von Arentsschildt,
General-Lieutenant.

Mancher aus unseren Reihen schüttelte den Kopf, als er die Proclamation gelesen hatte.

Die Armee kam bis Heiligenstadt. Unsere Truppen hatten nach dem heißen Marsche ein kaltes hartes Nachtlager und dürftige Verpflegung. Die Mehrzahl der Einwohner, in strengem Katholicismus lebend, zeigte keine Feindschaft; die Landleute, auf niedriger Bildungsstufe, mit schwer

Digitized by Google

verständlichem Dialekt, wollten sich, nachdem sie Muth gewonnen, sogar freundlich erweisen. Da aber die königlichen Verwaltungsbeamten weggereist waren, um sich unseren Befehlen zu entziehen, so war die Herbeischaffung der Lebensmittel aus der armen Gegend so schwierig und ungenügend, daß schon von den Vorräthen, die nur im Nothfall angegriffen werden sollen, gezehrt werden mußte. „Das schadet nicht," hieß es; „morgen kommen wir in fruchtbares Land."

In der That führte der Marsch am 22. in bessere Gegenden. Wir kamen durch wohlhabende Dorfschaften und sahen viele Orte, welche durch malerische Kirchthürme ein angenehmes Bild machten. Aber die Sonnengluth war noch drückender als Tags zuvor und die erste Ermüdung der seit einer Woche ohne Ruhetag angestrengten Truppen wurde bemerkbar, besonders bei den erst von Urlaub Einberufenen und den Rekruten der Infanterie, welchen das Maschiren etwas Neues war. Auch von den in Göttingen herbeigeschafften Pferden versagten manche den Dienst. Dies mochte dem österreichischen Gesandten bedenklich erscheinen. Mit ungewohnter Herablassung suchte er die Truppen zu ermuthigen, indem er an ihre Reihen ritt und ihnen allerlei Nachrichten gab, welche einen nahe bevorstehenden entscheidenden Sieg der Oesterreicher erwarten lassen sollten. Noch ein anderer Herr aus dem Gefolge des Königs hielt es für angemessen, den Truppen Muth zu machen. Er erzählte, daß auf dem Schlosse in Herrenhausen die kaiserlich russische Flagge wehe, und sagte dies mit einem Ausdruck, als sei Preußen nun verloren. Diese Mittheilungen wurden kühl aufgenommen, so daß solche Einmischungen sich nicht wiederholten. Unsere Soldaten bedurften keines Zuspruchs, als desjenigen ihrer Vorgesetzten. Müde, aber doch geschlossen, erreichte die Armee ihr Marschziel in und um Mühlhausen. Die Meldungen über den Feind waren in keiner Weise beunruhigend. In der That standen die Divisionen Goeben und Beyer zwei bis drei Tagemärsche, die Truppen des Generals von Manteuffel viel weiter von uns entfernt.

Die Verpflegung machte abermals Schwierigkeiten, heute weil man unsererseits zu schonend auftrat. Die Mühlhauser Bevölkerung war uns weniger wohl gesinnt. In der Nacht brach ein starkes Gewitter über uns los, in dessen Blitzen die zahlreichen Kirchen Mühlhausens wie drohend aus dem Dunkel hervortraten. Regengüsse stürzten auf die Bivouacs herab.

Als der Marsch in der Frühe des 23. wieder begann, hinderte der durchweichte schwere Boden das Fortkommen, bis die wiederum glühende Sonne ihn getrocknet hatte. Wir waren auf der Straße nach Langensalza

Digitized by Google

etwa eine Meile weit marschirt, es wurde eine Rast gemacht. Auf einem Hügel seitwärts der Chaussee, den Truppen hier recht sichtbar, ging der König am Arm des Kriegsministers auf und ab. Der Kronprinz und andere Herren des Gefolges standen in der Nähe. Ich war von einer Entsendung zurückgekehrt, am Fuße des Hügels vom Pferde gestiegen und mit mehreren Kameraden im Gespräch, als ein Flügeladjutant einen Officier in der gothaischen Uniform zu dem König führte. Wir hielten den Fremden, welchem die Augen nicht verbunden waren und der von dort oben unsere Truppen ungehindert betrachtete, mehr für einen Bundesgenossen als für einen Parlamentär; doch waren wir zweifelhaft über die politische Stellung des Herzogs von Coburg und im Ganzen machte diese Einmischung einen ungünstigen Eindruck auf uns. Wir ahnten, das dieses erste Eingreifen des Königs in unsere militärische Action unheilvoll sei.

Oben auf dem Hügel sprach der König mit dem gothaischen Officier und schien, nachdem dieser zur Seite getreten war, mit dem Kriegsminister und anderen Herren Wichtiges zu überlegen.

Endlich wurde der Marsch wieder angetreten. Ein Officier der Garde-du-corps bestieg mit dem Coburger Sendling eine Hofequipage, welche dem König folgte. Noch auf diesem Marsche wurde mir mitgetheilt, daß der Herzog von Coburg auf preußischer Seite stehe; denn jener Officier, der sich Hauptmann von Zielberg nannte, behauptete von dem Commandeur des herzoglichen Infanterieregiments, Oberst von Fabeck, und zwar im Auftrage des preußischen Chefs des Generalstabes, Generallieutenants von Moltke, geschickt zu sein. Der Hauptmann von Zielberg hatte die völkerrechtlichen Formen, unter denen Parlamentäre anerkannt werden, nicht beobachtet; unsere Vortruppen hatten ihn festgehalten. Er hatte sich nicht zu legitimiren vermocht, war aber von dem König, welcher den Vorfall erfahren, zugelassen worden; und nun hatte er, vor seiner Majestät angelangt, aus seinem Taschenbuche folgendes Telegramm vorgelesen:

Oberst von Fabeck. Commandeur des Regiments Gotha.

Sie haben sogleich durch Parlamentär mit dem bei Heiligenstadt commandirenden hannoverschen General dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen streckt, weil er von allen Seiten umstellt sei.

Dabei ist anzufragen, ob König bei den Truppen anwesend.

Unterzeichnet: Moltke.

„Das ist nicht richtig!“ rief ich aus, als ich dies hörte. „Das Telegramm ist durch Nichts beglaubigt, das kann Jeder in das Taschenbuch geschrieben haben.“ „Der König hat die Forderung ja auch sogleich

Digitized by Google

entschieden abgelehnt," wurde mir erwidert, „und will zur Aufklärung einen Officier zu dem Herzog von Coburg schicken."

Letzteren hätten wir jetzt feindlich behandeln, der Stadt Gotha um so schneller uns bemächtigen sollen. Der Herzog, welcher augenblicklich dort residirte, würde sie verlassen und nicht länger in unserem Drama mitgespielt haben.

Die Nachrichten, welche wir im Laufe dieses Tages erhielten, ließen keinen Zweifel, daß jenes Telegramm entweder eine Täuschung oder nur insofern richtig war, als von allen Seiten preußische Truppen gegen uns ausgesandt waren. In dem Sinne aber, daß diese Truppen uns irgend einen Zwang auferlegen könnten, entsprach das Telegramm keineswegs der augenblicklichen Lage. Denn die Truppen in unseren Rücken und Flanken waren, wie ich schon angegeben, noch weit entfernt, und vor uns hatten wir Nichts, als das Coburgsche Contingent und ein paar schnell gesammelte preußische Reserve- und Landwehr-Formationen, die unserem Marsche kein Hinderniß bereiten konnten.

Das Eintreffen des Hauptmanns von Zielberg würde also Nichts zu bedeuten gehabt haben, wenn es nicht die Veranlassung geworden wäre, daß der König, in die Armeeoperation eingreifend, diejenigen Verhandlungen anknüpfte, welche zu einem Gewebe von Fehlern und Täuschungen, zu erschöpfenden Hin- und Hermärschen unserer Truppen und schließlich zu der Capitulation führten.

Die Armee gelangte am 23. in eine Stellung um Langensalza, von der aus sie sich am folgenden Tage in den Besitz der thüringischen Eisenbahn setzen konnte. Unsere Arriergarde rückte bis auf eine Meile an Langensalza heran und unsere Vorposten standen nur zwei Meilen von Gotha und Eisenach entfernt. Das Hauptquartier kam nach Langensalza.

Die Einwohner dieser Stadt nahmen uns mit herzlicher Theilnahme auf. Ihre Betrübniß um diesen Krieg, ihr Bestreben, uns nicht als Feinde zu betrachten, ihre Hilfsbereitschaft that Jedem wohl. Und so haben sie sich in der folgenden, viel traurigeren Zeit bewährt.

Um Aufschluß über die Sendung des Hauptmanns von Zielberg zu erhalten, wollte der König einen in aller Form legitimirten Parlamentär nach Gotha schicken. Im Widerspruch mit unserer militärischen Lage, welche keine Anerbietungen an den Feind nöthig machte, sollte dieser Parlamentär sich mit dem General von Moltke in telegraphische Verbindung setzen und den ungehinderten Abmarsch unserer Armee nach dem Süden fordern, wo-

Digitized by Google

gegen wir an den Feindseligkeiten gegen Preußen für einige Zeit nicht theilnehmen würden.

Wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen hat, ist unaufgeklärt. Daß der König den Wunsch hegte, Blutvergießen zu vermeiden, ist nicht zu bezweifeln; aber eine andere Vorstellung wird mitgewirkt und im Beisein des zu entsendenden Parlamentärs Ausdruck gefunden haben, die Vorstellung, daß eine Frist von anderthalb oder zwei Monaten für uns ein großer Gewinn wäre, weil die Armee ihre mangelhafte Organisation vervollkommnen und demnächst durch die Siege Oesterreichs die politische Lage ganz verändert sein könnte. Ob dem Parlamentär klare Instruktionen ertheilt worden sind, ist ebenfalls nicht aufgeklärt.

Gewiß ist nur, daß die Wahl des Majors von Jacobi für diesen Auftrag die unglücklichste war, welche getroffen werden konnte. Es standen viele zuverlässige Officiere, die einen klaren Blick und das Herz auf dem rechten Flecke hatten, für eine solche Sendung zur Verfügung. Wer dazu den Major von Jacobi empfohlen hat, trägt eine große Schuld an der Katastrophe von Langensalza.

Am Nachmittage fuhr dieser Officier nach Gotha und nahm den Hauptmann von Zielberg mit. Inzwischen ertheilte der General von Arentsschildt die Befehle für den folgenden Tag.

Der König war vor dem Mühlhauser Thore im Schützenhause von Langensalza abgestiegen, der commandirende General hatte mit dem Generalstabe in einem Gasthause im Inneren der Stadt Quartier genommen. So waren die beiden höchsten Instanzen äußerlich weit genug getrennt, und wenn der König und sein Gefolge sich um den weiteren Verlauf der Dinge gar nicht bekümmert hätten, wäre Alles gut gegangen.

Der General von Arentsschildt beschloß, am folgenden Tage nach Gotha zu marschiren. Als am Abend die Meldung einging, daß einer unserer Husarenofficiere mit einer Patrouille in Eisenach hineingeritten war und darin keinen Feind gefunden hatte, bestimmte der General von Arentsschildt, daß diese Stadt durch die nächsten Truppen: die vom Oberst von Bülow commandirte Brigade und die Reserve-Cavallerie, welche am Abend des 23. kaum zwei Meilen diesseits Eisenach standen, am folgenden Morgen besetzt werde.

Alle übrigen Armeetheile standen am 24. früh 5 Uhr vor dem südlichen Ausgange Langensalza's längs der Chaussee zum Aufbruch nach dem zwei und eine halbe Meile entfernten Gotha bereit. Die Soldaten waren in

Digitized by Google

gehobener Stimmung; sie hatten unsere Lage genug besprochen und wußten, daß es nur noch einen Marsch galt, um die Straßen durch den Thüringer Wald zu gewinnen, auf welchen der Feind uns wohl nacheilen, aber schwerlich mehr festhalten konnte, um so weniger als, wie es hieß, die Bayern zu unserer Aufnahme anrückten.

Da fuhr, von Gotha kommend, der Major von Jacobi an den, auf den Befehl zum Abmarsch wartenden Truppen vorbei. Er hatte eine überaus wichtige und finstere Miene. Die wenigen Officiere, welche von seiner Sendung wußten, stimmten in der Meinung überein, daß er schlechte Nachrichten bringe, und diese nicht, wie er sollte, hinter einem gleichmüthigen Gesichte verberge. „Wo kommt der her?“ fragten andere erstaunt. Einige, die ihm persönlich näher standen, begaben sich an den Wagen, sprachen und hörten in diesen hinein und kehrten ärgerlich um.

„Durch Gotha können wir nicht, hat er gesagt?“

„Die Division Goeben wäre in Gotha?“

„In einer sehr starken Stellung.“

„Das ist kaum möglich!“

„Nun werden wir hier noch lange warten müssen.“

Bei der Spannung, in der Alle waren, fand diese Nachricht schnelle Verbreitung. Die Officiere traten in Gruppen zusammen, sie zu besprechen.

Der Wagen des Majors von Jacobi war schon lange in den Straßen Langensalza's verschwunden. Die Sonne stieg höher. Weder der commandirende General, noch ein Befehl traf ein. Die Truppen wurden ungeduldig. „Was ist das?“ rief jetzt ein Soldat. „Preußische Cavallerie!“ ein anderer.

Unsere Cavalleristen machten ihre Pferde los und bereiteten sich zum Aufsitzen.

Auf der östlichen Höhe ritt Cavallerie, nicht viel, etwa eine halbe Schwadron. Wir sahen dahin gegen die Sonne und deshalb undeutlich.

„Es wird ein Seitendetachement von uns sein,“ sagte ein Officier.

„Es sind Dragoner,“ antwortete einer, der durch sein Fernglas sah. „Wir haben nur kleine Patrouillen nach jener Seite geschickt.“

Jetzt hielt jener Trupp. Ein Einzelner voran, wohl der Commandeur, schien uns zu betrachten. Dann ritten sie weiter. Sie kamen auf uns zu und verschwanden in einer Terrainfalte. Einer unserer Generale befahl, daß eine Schwadron ihnen entgegen reite. Gleich darauf wurden die Unbekannten wieder sichtbar. Sie trabten, der Commandeur schwenkte ein

Digitized by Google

weißes Tuch. Nun war unsere Schwadron bei ihnen und ein brausendes Hurrah schallte zu uns herüber. Sie kamen zu uns. Es war mein Vetter Jobst mit seinem ganzen Depot, welches er kühn und umsichtig durch die Preußen hindurch glücklich hierher brachte. Das war doch eine Freude und hob die Stimmung wieder. In diesem Augenblicke verzieh ich Jobst Alles, ich umarmte ihn sogar mit einem gewissen Stolz.

Das erfrischende Ereigniß vermochte jedoch nicht lange die Unruhe zu beherrschen, welche aus dem nutzlosen Warten entsprang; denn Jeder begriff die Gefahr des Zeitverlustes. Es war bald acht Uhr und noch kein Befehl an uns gelangt. Aus der Stadt kam ein Wagen, bei dem Kutscher saß ein Trompeter mit der Parlamentärflagge. Alle sahen dahin und erkannten in dem Wagen den General-Adjutanten des Königs und den Major von Jacobi. Die vor Augen liegende Thatsache, daß diese beiden Officiere nach Gotha fuhren, wirkte niederschlagend. Und nun kam der Befehl, daß die Truppen die Cantonnements der letzten Nacht wieder einnehmen sollten. Aufgeregt, voll Ingrimms ordneten sich die Bataillone, die Schwadronen und Batterien, um den Rückmarsch anzutreten; doch die Commandos führten sofort Ruhe und Stille herbei. Mit musterhafter Haltung marschirten die Abtheilungen auf den Wegen zurück, auf denen sie vor drei Stunden gekommen waren.

Als wir Langensalza wieder betraten, läuteten die Glocken aller Kirchen. Wir waren überrascht. Ist das Friedensgeläute? Der Soldat im Felde vergißt den Kalender, es war Johannisfest. Die Bürger gingen zur Kirche. Auch der König hat an dem Gottesdienst theilgenommen.

Gerüchte und Vermuthungen flogen hin und her. In Wahrheit hatte der Major von Jacobi auf telegraphischem Wege bei dem General von Moltke in Berlin freien Durchmarsch für unsere Armee gegen die Zusage des Königs, sich für längere Zeit der Feindseligkeiten gegen Preußen zu enthalten, beantragt. Auf dieses Anerbieten war eine Antwort aus Berlin in Aussicht gestellt, aber noch nicht erfolgt. Ferner hatte der Major von Jacobi berichtet, vor Gotha in günstiger Stellung stehe der Feind in großer Stärke. In der vorigen Nacht habe ein Eisenbahnzug nach dem anderen die Division Goeben von Hannover herangeführt. Diese Nachrichten wurden selbst in der Umgebung des Königs bezweifelt; im Hauptquartier des commandirenden Generals hielt man sie für falsch. Wie es sich wirklich darum verhielt, wurde erst später bekannt und zwar, daß am 24. 6 Bataillone, 2 Schwadronen und 3 Batterien Alles war, was der Feind uns bei Gotha

Digitized by Google

entgegenstellen konnte. Der größere Theil dieser Truppen waren Landwehren und Besatzungstruppen der Festungen Magdeburg und Erfurt.

Wenige Tage nach diesem traurigen 24. Juni haben zuverlässige Männer in Gotha mir Folgendes erzählt. Die Einwohner der Stadt erwarteten unsern Einmarsch mit voller Bestimmtheit, sie bereiteten sich auf die starke Einquartierung vor, sie waren uns freundlich gesinnt und wollten unsere Truppen gut verpflegen; sie waren unzufrieden als die Straßen verbarrikadirt wurden, weil sie befürchteten, daß der unnütze Widerstand die Hannoveraner veranlassen würde, die Stadt zu beschießen.

Der Major von Jacobi scheint nur diese Barrikaden gesehen, dann aber das herzogliche Palais bis zum anderen Morgen nicht verlassen zu haben. Man hat mir erzählt, daß, um ihn zu täuschen, in der Nacht leere Eisenbahnzüge mit starkem Gepfeif hin und her fahren, auf den sichtbaren Plätzen offene Feuer brennen mußten. Das war die Division Goeben, die ankam; das waren die Truppen, die in der starken Stellung bivouakirten. So muß es dem Major von Jacobi vorgestellt worden oder erschienen sein; denn anders ist es nicht zu erklären, daß er dem König meldete, bei Gotha würden wir auf einen starken Feind stoßen. In Folge dieser Meldung berief der König am 24. Morgens 6 Uhr einen Conseil, zu dem er auch den General von Arentsschild kommen ließ. Man kann sagen, daß Letzterer von jetzt an nicht mehr commandirender General war, sondern lediglich nach den unmittelbaren Befehlen Seiner Majestät die militärischen Maßregeln, so gut es ging, anordnete.

Um sich zu überzeugen, in wie weit jene Meldung richtig sei und um die mit dem General von Moltke begonnene telegraphische Correspondenz fortzusetzen, war nun der Oberst Dammers mit dem Major von Jacobi nach Gotha geschickt, und in der Voraussicht des gewünschten Erfolges der Verhandlung hatten die Truppen den Befehl erhalten, in die Cantonnements der letzten Nacht zurückzukehren. Sie hatten dahin zum Theil nicht unbeträchtliche Märsche nach rückwärts.

Auch der Brigade Bülow war dieser Befehl überschickt. Bei ihr war inzwischen auf unzweifelhafte Weise bekannt geworden, daß Eisenach jetzt zwar nicht mehr ganz unbesetzt war, indem die Eisenbahn am Abend des 23. zwei aus Berlin eiligst entsandte Garde-Bataillone dahin gebracht hatte, welche aber bei unserem Anmarsch hätten weichen müssen. Der Oberst von Bülow führte deshalb auf eigene Verantwortung den bei ihm eingetroffenen Befehl, in die vorigen Cantonnements zurückzukehren, nicht aus, sondern marschirte bis auf weniger als eine Meile an Eisenach hinan

Digitized by Google

und erwartete da neue Befehle. Die Meldung hiervon erhielt der König gegen 11 Uhr Vormittags.

Nun wurde sogleich ein Officier nach Gotha mit dem Befehl an den Oberst Dammers geschickt, alle Unterhandlungen abzubrechen; und ferner befahl der König den Marsch der ganzen Armee auf Eisenach. Die Truppen, welche am Morgen bei Langensalza gestanden und zum Theil ihre Cantonnements kaum erreicht hatten, wurden wieder in Bewegung gesetzt. Trotz ihrer Müdigkeit, trotz der brennenden Sonne freuten sie sich, daß man sie vorwärts führte.

Der Officier, welchen der König nach Gotha schickte, begegnete schon vor dieser Stadt dem Oberst Dammers auf der Rückfahrt nach Langensalza. Den Major von Jacobi hatte der Oberst Dammers in Gotha gelassen, um den inzwischen von Berlin angekündigten, vom König von Preußen an den König Georg abgesandten, preußischen General-Adjutanten von Alvensleben nach dem königlichen Hauptquartier zu geleiten. Nachdem jetzt aber der Oberst Dammers erfahren hatte, daß die Unterhandlungen abgebrochen werden sollten, schickte er durch jenen, ihm begegnenden Officier dem Major von Jacobi den Befehl, Gotha zu verlassen. Trotz dieses Befehls ist der Major von Jacobi im Palais des Herzogs von Coburg geblieben.

Wir waren im Marsch auf dem Wege nach Eisenach. Als ich bei meinem alten Regiment vorbeiritt und dort Alfred nicht sah und nach ihm fragte, wurde mir gesagt, daß er einen kleinen Wagen mit zwei Ponies gekauft habe und auf demselben um die Mittagsstunde voraus gefahren sei.

Der General von Arentsschildt traf vor Eisenach gegen acht Uhr Abends mit der Erwartung ein, daß der Ort längst in unserem Besitz sei. Da fand er, daß der Oberst von Bülow mit dem Commandeur der beiden ihm gegenüber stehenden preußischen Garde-Bataillone einen Waffenstillstand bis zum andern Morgen 8 Uhr abgeschlossen hatte.

Dieser unerhörte Vorfall hat später hinsichtlich der in Gotha gepflogenen Verhandlungen nicht allein zu gerichtlichen Untersuchungen, sondern auch zu weitläufigen Besprechungen durch die Presse geführt, die außerhalb des Rahmens dieser Erzählung liegen; doch muß ich Folgendes anführen.

Der Oberst Dammers hatte in Gotha nach einer Berathung mit dem Herzog von Coburg einem Telegramm nach Berlin zugestimmt, welches vorschlug, daß unsere Armee gegen Gewährung des freien Abmarsches sich während eines Jahres an den Feindseligkeiten gegen Preußen nicht betheilige.

Digitized by Google

Dieser Vorschlag war, abgesehen davon, daß er gegen die Absichten des Königs gemacht wurde, gar nicht zu rechtfertigen. Was sollte die hannoversche Armee in der Fremde während eines ganzen Jahres machen? Wer sollte sie, wenn dem König die Mittel seines Landes entzogen blieben, unterhalten? Wer sicherte ihr zu, daß die süddeutschen Staaten sie unter solchen Umständen in ihren Grenzen dulden würden?

Der preußische Ministerpräsident Graf von Bismarck hatte alsbald erwidert, daß Preußen den Durchzug der Hannoveraner durch die Thüringischen Staaten gestatten wolle, wenn der König von Hannover für die Nichtbetheiligung seiner Armee am Kriege für die Dauer eines Jahres Garantieen gebe; Bedingungen, welche der König Georg nicht annehmen konnte und auch nicht angenommen hat.

Der Major von Jacobi war durch Nichts mehr bevollmächtigt, nachdem er die Mittheilung, daß alle Unterhandlungen abgebrochen werden sollten, sowie den Befehl, Gotha zu verlassen, erhalten hatte. Als nun jenes Telegramm des Grafen von Bismarck eingelaufen war, bestimmte der Herzog von Coburg den Major von Jacobi zu dem verhängnißvollen Schritte, welcher das Schicksal der hannoverschen Armee entschieden hat.

Ein Bataillon der Brigade Bülow war nach Mechterstedt, einem Dorfe an der Eisenbahn in der Mitte zwischen Eisenach und Gotha, geschickt worden, um Eisenbahn und Telegraph zu zerstören. Während des hierbei entstehenden Schützengefechtes mit einer aus Eisenach herbeigeführten Infanterieabtheilung war der Bataillons-Commandeur von dem Major von Jacobi telegraphisch benachrichtigt worden, daß Preußen die hannoverschen Bedingungen angenommen habe, weßhalb Feindseligkeiten zu vermeiden seien. Der Bataillons-Commandeur, welcher die Vorgänge in Gotha nicht kannte, trug um so weniger Bedenken, dieser Nachricht entsprechend zu verfahren, als sein Auftrag bei Mechterstedt erfüllt war. Unter Festhaltung der eingenommenen Stellung brach er das Gefecht ab und schickte jenes Telegramm an den ihm gegenüber befehlenden preußischen Officier und so gelangte dasselbe nach Eisenach. Hier war vor der Zerstörung des Telegraphen ein anderes Telegramm an den Commandeur der preußischen Garde-Bataillone eingelaufen, worin diesem die bevorstehende Ankunft eines General-Adjutanten des Königs von Preußen zur Entgegennahme der Befehle Seiner Majestät des Königs von Hannover angezeigt wurde. Und beide Telegramme wurden nunmehr von Eisenach aus dem Oberst von Bülow übersandt. Das Schicksal hat es gewollt, daß sie ihr Ziel vor Beginn des Kampfes erreichten. Unsere Kanonen

Digitized by Google

ſtanden bereit, das Feuer auf die Stadt zu eröffnen; die Truppen waren im Begriff, gegen letztere vorzugehen.

Der Oberſt von Bülow war ſich nun wohl bewußt, daß er von dem Major von Jacobi keine Befehle entgegen zu nehmen hatte. Dennoch glaubte er, deſſen Telegramm nicht unbeachtet laſſen zu dürfen, weil er vorausſetzte, daß dieſer Officier zu einem ſo wichtigen Eingreifen befugt ſein müſſe und daß wirklich die Grundlage für eine friedliche Uebereinkunft gefunden ſei, zu deren förmlichen Abſchluß der preußiſche General-Adjutant die Befehle unſeres Königs entgegen nehmen ſolle. Daß der Major von Jacobi dem ihm ertheilten Befehle zuwider in Gotha geblieben war, wußte der Oberſt von Bülow ebenſowenig, wie er die Antwort des preußiſchen Miniſterpräſidenten auf den von Gotha nach Berlin gerichteten Vorſchlag kannte. Daß der Major von Jacobi auf Grund dieſer Antwort ſich zu dem Telegramm nach Mechterſtedt herbeigelaſſen hatte, konnte der Oberſt von Bülow am wenigſten vermuthen. Von jedem Entſchluß, den er faſſen mochte, konnte viel abhängen. Deshalb berief er alle Abtheilungs-Commandeure ſeiner Brigade und legte ihnen die Frage vor, ob der Befehl zur Einnahme Eiſenachs, bei welcher vorausſichtlich deutſches Bürger- und Soldatenblut im Bruderkampfe fließen werde, jetzt noch ausgeführt werden dürfe? Dieſe Frage wurde einſtimmig verneint. Da es Abend geworden war, ſchloß der Oberſt von Bülow, um ſeinen erſchöpften Truppen für die Nacht Ruhe zu ſichern, hierauf den Waffenſtillſtand ab, welcher uns des ſicheren Erfolges abermals beraubte. In dieſer Nacht aber ſchon führte die Eiſenbahn von Caſſel bedeutende Verſtärkungen dem Feinde in Eiſenach zu. Von allen Seiten, mit allen Mitteln wurden die Truppen des Generals von Falckenſtein auf das Eiligſte um uns zuſammengezogen.

Unſere Gegner benutzten die Unterhandlungen, auf welche der König Georg ſich eingelaſſen hatte, um uns mit überlegenen Kräften einzuſchließen.

23.

Am Schluß jenes traurigen 24. Juni erhielt die Armee den Befehl, dort zu ruhen, wo ſie ſich befand. Der König nahm ſein dürftiges Quartier in einem leeren Schloſſe im Dorfe Groß-Behringen.

In der Nacht wurde ich mit einem Auftrage an den Commandeur der bei Mechterſtedt ſtehenden Truppen geſchickt, wo ſich auch die Reſerve-Cavallerie befand, bei der ich weitere Befehle abwarten ſollte.

Im Anfange dieſes Rittes trat mir auf einſamem Wege ein Mann in bürgerlicher Tracht entgegen und fragte, wo er unſere nächſte Batterie

Digitized by Google

antreffe? Auf meine Gegenfrage, was er da wolle und wer er sei, erfuhr ich, daß ich den jüngsten Lieutenant unserer Artillerie vor mir hatte, der aus Stade kam, wo er am Morgen des 18., als die Preußen Besitz von der Stadt genommen hatten, vor Abschluß der Capitulation davon gegangen war. Nach mühe- und gefahrvollen Hin- und Hermärschen erreichte er endlich die Armee.

Nachdem ich bei Mechterstedt meinen Auftrag erfüllt hatte, ritt ich nach dem Bivouac des Garde-Cüraſſierregiments. Bei der Lagerwache stieg ich ab und ging an dem Regiment entlang nach Wichard's Schwadron. Es brannten nur wenig Lagerfeuer, an welchen die Leute ihre schmale Kost bereitet hatten. Im Dämmerlicht der Sommernacht hoben sich gegen den Horizont die Gestalten der stehend schlafenden Pferde ab. In Reihen lagen die Riesenleiber der Cüraſſiere. Alles war still; nur dann und wann schnaufte ein Pferd, schnarchte ein Cüraſſier. Bei dem Schwadronsposten angelangt, fragte ich nach der Lagerstelle der Officiere. Der Mann wies auf ein Häuflein Stroh seitwärts der Mannschaft; hier schliefen zwei Officiere. Ich beugte mich zu ihnen hinunter, Wichard war nicht dabei. Ich trat zu den schlafenden Cüraſſieren; am Flügel lagen unter einer Decke zwei lange Figuren, die Köpfe ruhten auf den Feldmützen, das gelbe Haar leuchtete fast in der Nacht. Das waren die Brüder Kort. Ich faßte sie an, sie sprangen auf und erkannten mich gleich. Als ich nun verlangte, daß einer mir helfe, Wichard zu finden, sagte Wilhelm Kort: „Ich bin gleich wieder hier“ und entfernte sich.

„Wo ist Ihr Pferd, Herr Lieutenant?“ fragte Friedrich Kort.

„Bei der Lagerwache.“

„Ich werde es besorgen; was noch an Hafer da ist, soll es haben. — Herr Lieutenant, unser König hat dem Coburger und dem Preußen ja wohl seinen Frieden angeboten? Es wurde gesagt, wenn wir an der Eisenbahn wären, hätten wir gewonnen. Da ständen die Bayern. Nun sind wir an der Eisenbahn und doch nicht hinüber geritten.“

„Vielleicht geht es noch los, Friedrich“, antwortete ich.

„Das wäre uns schon recht. Wenn es nur vorwärts geht. Hier gibt es keinen Hafer mehr und bei dem Gras können die Pferde nicht bei Leibe bleiben.“

Jetzt kam Wilhelm Kort, er trug ein brennendes Holzscheit in der Hand und schritt leuchtend voran, ich folgte ihm. Nicht lange waren wir gegangen, als eine menschliche Gestalt auf uns zu kam. „Da kommt Herr

Digitized by Google

Lieutenant", sagte Wilhelm Kort. Wichard war freudig überrascht, mich zu sehen. „Hast Du Nachrichten von Haus?"

„Leider nicht! Ich hatte einen Auftrag hierher und will ein paar Stunden bei Dir bleiben. Du hast wohl auch keine Nachrichten?"

„Gar keine!" antwortete er traurig. „Komm', ich habe unter jenem Eichbaum gelegen, laß uns dorthin gehen."

Wilhelm Kort legte das brennende Holz an jenem Platze nieder und ging.

„Marschiren wir nicht endlich weiter?" fragte Wichard jetzt. „Alle sind ungeduldig. Das Zögern macht von Stunde zu Stunde uns schwächer, den Feind stärker."

„Der König denkt vielleicht nicht so. Ehe ich wegritt, war die Rede davon, der Waffenstillstand solle von unserer Seite nicht gekündigt werden. Der König will den ihm angemeldeten preußischen General-Adjutanten in Groß-Behringen empfangen. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als daß er die Hilfe der Bayern erwartet, welche, wenn sie näher heran kämen, einen großen Theil der gegen uns bestimmten Streitkräfte auf sich ziehen, uns Luft machen würden. Oder der König hofft auf österreichische Siege, welche Preußen nachgiebiger machen würden. Vielleicht ist es auch nur die im letzten Augenblicke eintretende Scheu, Blut zu vergießen."

Wilhelm Kort kam wieder. Er trug noch Holz herbei und machte neben uns ein helles Feuer. Dann ging er fort.

„Ich maße mir kein Urtheil an," begann nun Wichard. „Ich halte aber in unserer Lage das Warten für das Gefährlichste. Sollten wir schließlich die Waffen vor einer Uebermacht niederlegen, ohne sie gebraucht zu haben? Das geht nimmermehr. Oder sollen wir sie lediglich, weil es die Ehre verlangt, gebrauchen? Tödten und tödten lassen ohne jeden anderen Zweck? Das wäre sündhaft."

„Es ist ja nicht unmöglich," antwortete ich, „daß in diesem äußersten Nothfalle der König von seinem Gewissen zu einem anderen Entschlusse getrieben würde und Preußen das bewilligte, was es vor der Kriegserklärung forderte."

„Unmöglich ist es nicht. Hältst Du es aber für wahrscheinlich?"

„Ich weiß nicht, welche Macht die schreckliche Verantwortlichkeit über den König hätte. Leider bestärken ihn, wie ich fürchte, die Männer, denen er sein Vertrauen schenkt, in seinem Starrsinn."

Wilhelm Kort kam noch einmal. „Hier ist eine Decke für Sie, Herr Lieutenant," sagte er mir, „der Morgen wird kalt."

Digitized by Google

„Ich danke, Wilhelm! Nun brauche ich Nichts mehr.“

Als er fort war, sagte Wichard: „Ich war eingeschlafen. Da weckte mich ein gräßlicher Traum. Die Angst hatte mich aufgetrieben, als Du kamst.“

„Du ängstigst Dich wohl, weil Du keine Nachrichten von Clotilde hast?“

„An sie denke ich immer, auch an meine Eltern; aber das war es nicht. Ernst, stelle Dir vor, ich müßte auf ein Quarré losreiten, in dem mein Bruder steht!“

Erst diese Worte erinnerten mich daran, daß die beiden Gardebataillone, welche uns in Eisenach gegenüber standen, von dem Regiment waren, dem Christian angehörte. Die Aufregung und Geschäftigkeit der letzten Stunden hatten mich hieran nicht denken lassen. Da ich schwieg, legte Wichard seine Hand auf meine Schulter und blickte mich an, als fordere er mein Mitleid und meine Hilfe. „Ich erfuhr,“ sprach er, „daß in Eisenach zwei Bataillone von Christians Regiment angekommen sind.“

„Armer Freund!“ sagte ich. „Hoffentlich ist Christian nicht dabei, dies ist sogar wahrscheinlich. Sein Regimentscommandeur wußte gewiß, daß Du bei uns dienst und wird deshalb Deinen Bruder bei dem dritten Bataillon gelassen haben; aber laß uns versuchen, Gewißheit zu erhalten. Die Verhandlungen, welche bald wieder beginnen, Parlamentäre, die hin und her gehen, werden die Möglichkeit dazu bieten. Ich will, wenn ich kann, die bestimmte Frage nach Eisenach schicken —“

„Nein,“ unterbrach er mich. „Ich habe auch schon daran gedacht. Die Gewißheit, daß der Bruder mir nicht gegenüber steht, würde einen Stein von meinem Herzen nehmen; aber die Antwort könnte auch die Gewißheit des Gegentheils bringen und mich zaghaft machen. Laß uns Gott vertrauen. — Du mußt todtmüde sein, es wird schon heller, wir wollen versuchen zu schlafen.“

Wir schwiegen, legten uns einer an des anderen Seite und schlossen die Augen; aber zum rechten Schlaf gelangten wir nicht.

Kaum eine Stunde mochte verflossen sein, als ein Unterofficier Wichard weckte, um ihm zu melden, daß von der Lagerwache ein Mann zu dem Schwadronsposten geführt sei, welcher, von der Seite des Feindes kommend, festgehalten war. „Er behauptet, daß Herr Lieutenant ihn kennen.“

Wichard ging mit dem Unterofficier, und ich sah im Morgengrauen bei dem Posten einen Mann, dessen Haltung und Tracht mir bekannt

Digitized by Google

vorkam. Ich ging deshalb nach und hörte, daß Wichard „Alfred!“ rief. Nun lief ich zu ihnen. Alfred hatte die Kleidung angelegt, in der er von Hamburg nach Hannover kam. Unter dem Eichbaum erzählte er uns, weshalb.

„Ich fuhr gestern Nachmittag bis zu der Bagage der Brigade Bülow. Dort ließ ich meinen Wagen, nachdem ich mich aus den Schätzen meines Koffers anders gekleidet hatte. Als nach dem Abschluß des Waffenstillstandes unsere Truppen in ihre Nachtstellung zurück gingen, blieb ich in einem Busche liegen, und da ich annehmen konnte, daß in diesem Augenblick die paar Preußen nicht jeden Steg bewachen würden, ging ich vorwärts. Niemand hinderte mich daran, ich kam nach Eisenach hinein.“

„Was wolltest Du da?“ rief ich besorgt aus. „Du konntest als Spion festgehalten und erschossen werden.“

„Spioniren wollte ich nicht, und einen Hamburger Kaufmann werden sie nicht gleich erschießen.“

„Was wolltest Du denn in Eisenach?“ fragte jetzt Wichard.

„Ordentlich zu Abend essen,“ antwortete er lustig. „Ich habe sogar noch ein Frühstück für uns mitgebracht.“ Er entleerte seine Taschen ihres Inhaltes. „Doch bringe ich noch etwas Besseres,“ fuhr er fort. „Unter unseren Feinden ist Christian nicht.“

„Ach!“ rief Wichard jetzt aus, indem er aufsprang und Alfred umarmte. „Um das zu erfahren, bist Du unter die Preußen gegangen.“ Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

„Mäßige Dich doch!“ antwortete ruhig der treue Freund. „Ist denn das so 'was Großes?“

„Wie hast Du es erfahren?“

„Eines nach dem anderen! Ich ging ruhig meines Weges durch die Straßen Eisenachs, ohne einem Soldaten zu begegnen. Die waren wohl alle noch außerhalb der Stadt. Die Einwohner standen in Gruppen zusammen und waren froh, weil die Beschießung der Stadt und die Straßenkämpfe ihnen wenigstens für jetzt erspart blieben. Ich fragte nach dem besten Gasthause. Dort trat ich ein. In der Gaststube war nur der Wirth, ein gutmüthig gesprächiger Mann. Ich bestellte ein Abendessen und eine Flasche Wein und lud ihn ein, letztere mit mir zu leeren. Dabei sagte ich ihm, wer ich sei. Er kannte mehrere Hamburger, die bei ihm logirt hatten; von einigen konnte ich ihm Nachricht geben. So wurden wir gute Freunde. Er erzählte, daß die Eisenacher die Hannoveraner den ganzen Tag erwartet hätten, die beiden preußischen Bataillone konnten

Digitized by Google

dagegen Nichts machen. Viele Einwohner wollten die Stadt verlassen, aber die Preußen ließen sie nicht hinaus. — Hier unterbrach ich den Wirth: „Sollte ich nicht aus der Stadt kommen können! Ich wollte in dieser Nacht fort.“ „Zu Wagen gewiß nicht,“ antwortete er. „Zu Fuß möchte es gehen, wenn Sie die kleinen Wege kennen. Nach Süden zu, da stehen die Schildwachen nicht so dicht.“ „Die Wege kenne ich nicht. Können Sie mir einen Führer verschaffen?“ „Das ist gefährlich! Doch mein Hausknecht ist ein zuverlässiger Mann. Für ein gutes Trinkgeld thut er es vielleicht!“ „Lassen Sie ihn kommen.“ Die Zuneigung des Hausknechts gewann ich leicht mit einem Geschenk, welches ich zu verdoppeln versprach, wenn er bei der Hand wäre, mich zu führen, sobald ich das Gasthaus verlassen würde.

„Nun saß ich noch einige Zeit im Gespräch mit dem Wirth. Da kamen drei preußische Hauptleute lachend in die Stube; ich glaube, sie haben über die Zögerung der Hannoveraner gelacht. Als sie uns sahen, wurden sie stiller, setzten sich an einen anderen Tisch und sprachen leiser, so daß wir sie nicht verstehen konnten; aber sie waren sehr guter Laune. Das konnte ich ja wohl begreifen, dennoch verdroß es mich, und ich mußte mich zusammennehmen, um mich nicht zu verrathen. Als sie nun in der gemüthlichsten Stimmung waren, ging ich an sie hinan, stellte mich höflich vor und fragte nach Christian und Graf Eberhard. Zuerst waren sie sehr vornehm; da ich aber Angaben machte, welche ihnen meine Berechtigung zu der Frage erklärten, gaben sie mir Antwort. „Der Lieutenant, nach dem Sie fragen, ist nicht mit hier und kommt auch nicht hierher, der Graf Eberhard ist im Hauptquartier der schlesischen Armee.“

„Du bist gut!“ sagte Wichard und drückte dem Freunde die Hand. „Du hast eine Last von mir genommen.“

„Wie kamst Du aus Eisenach heraus?“ fragte ich.

„Das war nicht so leicht, wie hinein zu kommen. Der Hausknecht versuchte es an mehreren Stellen vergeblich. Endlich gelang es, indem wir durch mehrere Gärten schlichen. Dann führte er mich in der Richtung auf Wilhelmsthal. Die Wartburg lag über uns, und in der Erinnerung an Martin Luther überkam mich wahrhaftig ein Gefühl für Preußen, daß nicht das katholische Oesterreich durch diesen Krieg Gewalt bekomme über uns. Wir hörten die Eisenbahnzüge, die von Westen her kamen. Mein Führer behauptete, sie brächten Preußen von Cassel. Als wir uns weit genug von der Stadt entfernt hatten, führte er mich durch den Wald östlich. Westlich wäre ich zwischen die Preußen gerathen, wogegen ich

Digitized by Google

wußte, daß ich bei Mechterstedt durchkommen würde. Daß ich Dein Regiment hier träfe, wußte ich nicht. Unser Zusammentreffen laßt uns für eine gute Vorbedeutung nehmen."

Im Bivouac wurde es lebendig. Die Pferde riefen nach dem Morgenhafer, der noch nicht da war; doch erhielt manches von ihnen wenigstens ein Stück Brot von seinem Reiter. Die Leute traten zum Appell zusammen; darauf reinigten sie Waffen, Sattelzeug und Kleidung und führten abtheilungsweise die Pferde zur Tränke. Dann kamen die ausgesandten Requisitions-Commandos. Was sie an Lebensmitteln brachten, genügte kaum für einen Tag. Der Morgenimbiß war schnell bereitet und verzehrt. Die Pferde wurden wie in der Caserne geputzt und, als das Ende des Waffenstillstandes heranrückte, gesattelt. Die Regimenter waren marschfertig.

Vergeblich warteten wir auf einen Befehl. Wieder klagte man, daß es nicht vorwärts ging.

Alfred schlief unter dem Eichbaum. Als Wichard seinen Dienst gethan hatte, legte er sich zu ihm und schlief auch. Mich ließ die Erwartung eines für mich persönlich bestimmten Befehls nicht zur Ruhe kommen. Ich unterhielt mich mit den Officieren, die in der Nacht geschlafen hatten und gern ein Gespräch führten.

Die Sonne, wieder wie an allen diesen Tagen von keiner Wolke verdeckt, stand schon ihrem höchsten Punkte nahe, als mir der Befehl zuging, nach Groß-Behringen zu kommen. Dieselbe Ordonnanz brachte eine Ordre an die Armee, wonach die Truppen vorläufig in dem Bezirke, den sie augenblicklich inne hatten, bleiben sollten, und außerdem die Nachricht von einer Uebereinkunft, zu welcher die Verhandlungen mit dem im Hauptquartier eingetroffenen General-Adjutanten des Königs von Preußen geführt hatten. Dieselbe lautete:

Es besteht bis auf Weiteres Waffenstillstand zwischen den Königlich preußischen und den Königlich hannoverschen Truppen. Der eventuelle Wiederbeginn der Feindseligkeiten wird befohlen werden.

Groß-Behringen, den 25. Juni 1866.

Gez.: v. Alvensleben
Generall. u. General-Adjut.

Gez.: Dammers,
Oberst u. General-Adjut.

„Das ist eine sonderbare Form," sagte Wichard's Schwadronschef. „Weshalb fehlt die übliche Festsetzung einer Kündigungsfrist? Nach diesem Wortlaut kann der Feind uns sagen lassen, daß er uns im nächsten Augenblicke angreifen werde. Sollen wir immer gesattelt haben?"

Digitized by Google

Die Unzufriedenheit der Officiere war unverkennbar. Keiner hatte das Vertrauen, daß der Waffenstillstand für uns vortheilhaft sei. Gestern während des kleinen Scharmützels bei Mechterstedt waren Officierspatrouillen weiter nach Süden geritten. Nirgends hatten sie Spuren gefunden, daß bayerische Truppen heranrückten. Von unserem Marsche hatten die Einwohner schon Kunde gehabt, als wir noch in Heiligenstadt waren; ebensowohl konnten sie Nachrichten aus Süden haben. Es erschien deshalb unwahrscheinlich, daß die Bayern uns auf wenige Märsche nahe waren; dagegen war nicht zu bezweifeln, daß die sich sammelnden Preußen uns bald durch überlegene Streitkräfte in ihre Gewalt bekommen würden, und in dem Raume, den unsere Armee noch beherrschte, konnten wir aus Mangel an Lebensmitteln nicht lange mehr existiren. Daß dem Waffenstillstande ein Frieden folgen werde, glaubte keiner der Kameraden. Man scheute sich, auf die Führung unserer Armee zu schelten. Um so erbitterter wurde man gegen den Feind.

Die Officiere wurden zum Befehl gerufen. Die Pferde sollten abgesattelt, die Zeit benutzt werden, alles so gut wie möglich in Stand zu setzen. Wichard war geweckt worden, und Alfred erhob sich auch. Nachdem ich ihm von den neuesten Nachrichten Kunde gegeben, erklärte er, noch bei Wichard bleiben zu wollen. Mein Pferd wurde herangeführt, ich sagte den Freunden und Kameraden Lebewohl und nahm auch von den Brüdern Kort Abschied.

In Groß-Behringen erfuhr ich, daß der König seine Entscheidung auf die ihm im Auftrage des Königs von Preußen von dem General von Alvensleben gemachten Vorschläge bis zum folgenden Morgen vorbehalten hatte und die Armee am Vormittage des 26. Friedenscantonnements im Umkreise von etwa einer Meile von Langensalza beziehen sollte. In der betreffenden Ordre war auf die Möglichkeit hingewiesen, daß wir in den Quartieren bereits preußische Truppen vorfänden, mit denen Collisionen vermieden werden sollten, zu welchem Zwecke jene Cantonnements dem preußischen commandirenden General von Falckenstein mitgetheilt waren. Dies Alles klang, als hätten wir schon den Frieden; und doch glaubten meine Kameraden an Letzteren nicht, ich fand sie je nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit in soldatischem Ingrimm oder stoischer Ergebung.

Augenblicklich war nichts mehr zu thun, und das war für mich eine Wohlthat. Ich konnte mich kaum noch auf den Füßen halten, die Müdigkeit überwand Hunger und Durst. Im Schatten eines Bauerngehöftes legte ich mich in das Gras und schlief.

Digitized by Google

In der Nacht wurde ich geweckt. Ein nach Eisenach geschickter Officier hatte die Nachricht gebracht, daß der General von Falckenstein den Waffenstillstand nicht anerkannt, vielmehr beschlossen habe, uns anzugreifen. Sofort wurden Befehle an die Truppen geschickt. Diese mußten in der Nacht theils vor, theils zurück marschiren, um die Stellungen zu erreichen, worin wir den Kampf annehmen wollten. Wir hatten den blinden König in unserer Mitte. Hätte er für seine Person abreisen wollen, woran er nicht dachte, es hätte mit Sicherheit nicht mehr geschehen können.

Hier standen die Truppen wieder wartend, aber diesmal wartend auf den Feind, und das belebte den Geist. Jedoch der Feind kam nicht. Statt seiner erschien um 5 Uhr Morgens ein preußischer Parlamentär, um anzuzeigen, daß der General von Falckenstein erst jetzt die dienstliche Mittheilung von dem Waffenstillstande erhalten habe und denselben respectiren werde.

Unsere Truppen marschirten hierauf nach den Cantonnements um Langensalza ab.

Ehe sie zur Ruhe kamen, traf bei der Brigade unseres linken Flügels, von Gotha kommend, ein preußischer Parlamentär ein mit der Ankündigung, daß der jetzt in Gotha commandirende preußische General von Flies Befehl erhalten habe, uns anzugreifen, nachdem der Waffenstillstand seit 10 Uhr Morgens abgelaufen sei. Dies war die Stunde, bis zu welcher der König seine Antwort nach Berlin senden wollte. Der mit Letzterer nach Eisenach geschickte Officier war indeß vom General von Falckenstein abgewiesen worden.

Vor unserem linken Flügel trat schon preußische Cavallerie unseren Husaren gegenüber feindlich auf.

Nun wurden neue Befehle ertheilt, unsere Truppen wieder hin und hergezogen. Es war schwer, ruhige Besinnung zu behalten, welche nöthiger denn je war, um Verwirrungen zu vermeiden. Die sich widersprechenden Maßregeln mußten der Mannschaft den Glauben an eine feste Armeeführung nehmen. An Frieden dachte Keiner mehr; daß wir nicht ohne Kampf enden könnten, leuchtete Jedem ein. Aber die Rollen waren vertauscht; nicht mehr wir waren in der Lage, angreifend vorzugehen, sondern der Feind bereitete einen Angriff vor, und bis die Zeit dazu gekommen sei, ermüdete er uns.

So kam es, daß während dieses 26. Juni die Armee ruhelos der Hitze und dem Hunger ausgesetzt blieb. An Lebensmitteln stand nur das Wenige, was in den unmittelbar besetzten Ortschaften noch aufgefunden

Digitized by Google

wurde, zu Gebote, und auch das konnte nicht vollständig benutzt werden, weil die meisten Truppentheile nicht die Zeit zum Abkochen fanden.

Inzwischen war der preußische Oberst von Döring nach Langensalza gekommen mit dem Auftrage, dem König Georg noch einmal ein Bündniß auf Grundlage der Berliner Sommation vom 15. Juni anzubieten. Von dem König war dies abgelehnt, von dem preußischen Oberst hierauf der Waffenstillstand förmlich gekündigt worden.

Selbst in dieser äußersten Lage beharrte Georg V. darauf, seine Souveränetät uneingeschränkt behaupten zu wollen. Was er für das Recht seiner Krone hielt, galt ihm mehr als alles andere Wohl und Weh. Aber man muß auch sagen, daß dem Kriegsherrn das Nachgeben jetzt, da es als ein mit den Waffen erzwungenes erscheinen mußte, viel schwerer geworden sein würde.

In der That war noch ein Ausweg für uns vorhanden, und es schien, als wolle der König ihn einschlagen. Man beschloß, hinter die Unstrut zurückzugehen. Die Truppen wurden dahin in Bewegung gesetzt und versammelten sich in der Nacht auf den ihnen nördlich des Flusses angewiesenen Lagerplätzen. Nur eine Arrièregarde: drei Schwadronen als Vorposten auf den südlichen Straßen und ein Bataillon zu ihrer Aufnahme in Langensalza, blieb jenseits der Unstrut. Nach Mitternacht verließ das Hauptquartier Langensalza und bivouakirte hinter der Mitte der Armee. Auch der König hat die letzte Hälfte der Nacht auf freiem Felde zugebracht.

Die Armee hätte, nachdem die Trains vorausgeschickt waren und die Truppen einige Stunden geruht hatten, früh am Morgen rückwärts ausweichen können, um den Harz zu gewinnen. Da sie mit dem Feinde noch nicht in nächster Berührung war, so konnte der erste Marsch nicht gestört werden und wahrscheinlich blieb die Armee für mehrere Tage von dem verfolgenden Feinde um einen Marsch getrennt. Freilich waren Mann und Pferde müde und matt, wir kamen aber in frische, noch nicht ausgezehrte Gegenden. Wir ließen vermuthlich ein paar Tausend Nachzügler zurück, gewannen aber Zeit. Vielleicht machten die nachrückenden süddeutschen Verbündeten uns Luft, oder es trat an der österreichischen Grenze eine entscheidende Wendung zum Nachtheil Preußens ein. Jedenfalls war das Ausweichen in ein vom Feinde unbesetztes Land das Einzige, was uns retten konnte.

Statt dessen wurde beschlossen, in der eingenommenen Stellung den Angriff abzuwarten und auf diesem ganz unvorbereiteten Schlachtfelde eine Defensivschlacht zu schlagen. Bei dem Zustande der Armee konnte

Digitized by Google

dieser Entschluß keinen anderen Zweck haben, als vor dem Untergange die Waffenehre zu wahren. Die Schlacht mußte uns die unersetzbare Munition kosten, unsere physische Kraft vernichten. Sie mußte uns wehrlos machen, einerlei ob wir siegten oder besiegt wurden.

Die Sonne ging am klaren Himmel auf. Unsere linke Flügelbrigade stand bei dem Dorfe Nägelstädt, die rechte bei dem Flecken Thamsbrück, die beiden anderen im Centrum bei dem Dorfe Merxleben; hinter Letzteren die Reserve-Cavallerie, seitwärts die Reserve-Artillerie. Wir hatten für die 8000 Schritt lange Stellung nicht mehr als 16000 Kämpfer, eine geringe Verhältnißzahl. Freilich war die Unstrut, die außerhalb der Brücken von Cavallerie und Artillerie nirgends, von Infanterie an einigen Stellen, doch schwierig überschritten werden kann, vor unserer Front für den Feind ein bedeutendes Hinderniß. Unsere Flanken aber waren offen, und die Unstrut hemmte unsere Bewegungen nach vorwärts.

Südöstlich von Merxleben steigt das linke Flußufer gleichmäßig zu einer Höhe mit breitem Plateau, dem Kirchberg, an. Auf ihm steht nahe am Dorfe die Kirche. Von dieser Höhe übersieht man das Land, in welchem wir während der drei letzten Tage hin und hergezogen waren. Es lag in friedlicher Stille. Bei unseren Vorposten war Alles ruhig. Kein Schuß fiel, und vergeblich suchte man weiterhin nach Staubwolken, den Verkündigern marschirender Colonnen.

Ein Dienstritt führte mich nach allen Brigaden. Ich sah mein altes Regiment, Alfred war wieder bei ihm, ich fand ihn in Zettel's Nähe. Heinrich Lang bot mir ein Stück Brot und Speck an; ich ließ es ihm, konnte aber seine gute Absicht mit den Nachrichten über Kort's belohnen, die er noch nicht gesehen hatte. Ich sah meine Vettern, Jobst war durch seinen wackeren Ritt zu Ansehen im Regiment gelangt. Zuletzt konnte ich noch einen Augenblick bei Wichard bleiben. Ich fand ihn, wie alle Kameraden, in der aus ernsten Gedanken und frohem Muth sich bildenden Stimmung, welche den braven Soldaten vor dem Kampfe erhebt. Es war 9 Uhr und noch Alles still vor uns. Man glaubte, der Tag werde abermals ohne Entscheidung vorübergehen oder dachte wieder an die Bayern, die vielleicht nahe waren und den Feind hinderten, uns anzugreifen. Ich ritt nach Merxleben zurück. Die Sonnenglut war schon groß, es wurde ein drückend heißer Tag.

Jetzt, als ich über eine Anhöhe, bei der Reserve-Artillerie vorbei kam, rief ein Kanonier: „Da!" und wies südwärts über die Unstrut. Jenseits unserer Vorposten war die Wolke eines Kanonenschusses sichtbar,

Digitized by Google

gleich erhob sich eine zweite. Wir hatten dort keine Artillerie, die Schüsse kamen vom Feinde. Es war $9^1/_2$ Uhr. Dort schießen Deutsche auf Deutsche! Dieser traurige Gedanke wird durch viele Herzen gezittert haben. Nun war es entschieden, daß wir angegriffen würden. Die Nachricht verbreitete sich schnell, und bewirkte, daß augenblicklich jede Ermüdung verschwand.

Eine unserer Batterien besetzte den Kirchberg. Man sah, daß unsere Vorposten sich auf Langensalza zurückzogen. Ihr folgten feindliche Colonnen. Unsere Artillerie auf dem Kirchberge that einige Schüsse aus ihren gezogenen Kanonen, welche unser jetziger Feind uns geliefert hatte. Gleich darauf antwortete eine preußische Batterie. Der erste von ihren Schüssen, welcher in unsere Batterie traf, warf deren Commandeur um. Schwerverwundet lag er in seinem Blute. Er schickte die Kanoniere, welche ihren geliebten Chef an die Kirchhofmauer trugen, zu den Geschützen zurück.

Zum ersten Male war ich in einem Gefecht. Den Anmarsch des Feindes, welchen man vom Kirchberge übersehen konnte, soweit nicht einzelne Höhen, besonders der zweitausend Schritt entfernte und den Kirchberg überhöhende „Jüdenhügel" ihn verdeckten, beobachtete ich mit der größten Aufmerksamkeit. Dann kamen die ersten preußischen Kanonenschüsse nach dieser Stelle, sie schüchterten mich ein. Jener brave Kamerad, der zerrissen, bei vollem Bewußtsein, ohne einen Schmerz zu äußern, dalag, war der erste Verwundete, den ich sah, dessen heldenmüthige Ergebung ich bewunderte. Doch sogleich fesselte der Kampf meine Aufmerksamkeit wieder und, je ernster er wurde, um so weniger vermochte ich an etwas Anderes zu denken, als nur an ihn. Der Seelenzustand des Soldaten in der Schlacht ist ein höchst merkwürdiger. Die Gedanken sind vollständig von der Blutarbeit gefangen genommen; sie haben die Freiheit verloren, andere Richtungen zu verfolgen. Man vergißt sich selbst, Eltern und Geschwister, ich glaube Weib und Kind. Man sieht den Nächsten fallen, ohne sich um ihn zu bekümmern. So ergriffen ist man von der grausamen Nothwendigkeit, den Feind zu vernichten, Menschen zu tödten, — Menschen, welche diesmal unsere deutschen Brüder waren.

Unsere Truppen jenseits der Unstrut wurden zurückgedrängt, mußten, um nicht abgeschnitten zu werden, Langensalza räumen und zogen sich auf das Centrum zurück. Der Angreifer folgte lebhaft und besetzte den Jüdenhügel mit Artillerie.

Digitized by Google

Die Chaussee, welche nach Merxleben hinein führt, bildet unmittelbar vor diesem Dorfe ein langes enges Defilé: hier fließt die Unstrut in zwei Wasserläufen und vor den beiden Brücken ist die Straße auf der einen Seite durch einen hohen Damm, auf der andern durch den tiefen Salzabach begrenzt.

Aus Merxleben gingen einige Bataillone zur Aufnahme der von Langensalza kommenden Vortruppen über die Brücken, unsere Geschützzahl auf dem Kirchberge wurde vermehrt; aber auch auf der anderen Seite wurde das Artilleriefeuer stärker und als unsere Truppen das rechte Flußufer vollständig geräumt hatten, rückten die feindlichen Bataillone zum Angriff der Unstrutlinie heran. Jedoch nur gegen das Centrum. Unsere schwachen Flanken waren nicht gefährdet, unsere Gefechtsfront verkürzte sich um die Hälfte, die beiden Flügelbrigaden wurden näher an Merxleben herangezogen.

Es war Mittag, als sich auf dem so eingeengten Raume ein stehendes Feuergefecht zu größerer Heftigkeit entwickelte. Man konnte jetzt die Stärke des Feindes ungefähr erkennen. Unsere Artillerie, die nach und nach auch auf anderen Punkten eingriff, brachte mehr Geschütze als der Gegner in's Feuer, mußte aber mit der unersetzbaren Munition sparsam verfahren. Von unserer Cavallerie war ein nicht unerheblicher Theil zu den Beobachtungen weiterhin nach beiden Seiten, zu den unerläßlichen Fouragirungen in entfernte Ortschaften, zur persönlichen Schutzwache des Königs abcommandirt. Die am Gefecht theilnehmende Cavallerie war zwar der feindlichen bedeutend überlegen, konnte aber zunächst nicht zur Wirkung gebracht werden. Unsere Infanterie war an Zahl der Bataillone stärker als die feindliche, ihre Waffe jedoch, wir fühlten es schmerzlich, dem Zündnadelgewehr durchaus nicht gewachsen. Wir erstaunten über die Entfernungen, aus welchen die preußische Infanterie uns Verluste zufügte, wie bald darauf über die Masse von Blei, mit der ihr Schnellfeuer uns überschüttete.

Denn nicht lange blieb sie entfernt. Energisch vorgeführt, besetzte sie die Oertlichkeiten, Gehölze, feste Fabrik- und Mühlenanlagen, die sich ihr am rechten Flußufer schützend darboten. Unsere Infanterie hatte außer dem schmalen Dorfrande Merxleben's solche Deckungen nicht. Sie mußte, um ihre Schußentfernung zu verkürzen, über das offene Feld bis an die Unstrut hinan. Auch dadurch war sie wie unsere Artillerie im Nachtheil, daß sie das blendende Sonnenlicht vor sich hatte. Unsere Verluste wurden groß.

Digitized by Google

Ich hatte den in Reserve stehenden Brigaden einen Befehl überbracht und ritt durch das Dorf zurück. Je weiter nach vorn, um so ärger sah es darin aus, die Häuser zerschossen, einige in Brand, Dächer stürzten ein, abgeschossene Steine prasselten nieder. Dazwischen wurden Verwundete getragen, Aerzte suchten nach Räumen, sie niederzulegen. Nahe der Brücke am Hange des Kirchberges standen einige Geschütze. In dem Augenblick, als ich bei ihnen ankam, fiel ein Offizier todt nieder. Im Vorbeireiten erkannte ich in ihm den Lieutenant, der mir vor drei Nächten begegnete, als er die Armee erreicht hatte. Sein Jünglingsgesicht lächelte.

Auf dem schutzlosen Kirchberge hielten die preußischen Geschosse reiche Ernte. Menschen und Pferde stürzten, von Granaten zerrissen, von Gewehrkugeln getroffen. Geschütze wurden unbrauchbar. Und aus diesem, vom Pulverdampf nicht dicht genug verschleierten Gewühl erschallt jetzt ein Hurrah unserer Kanoniere. Drüben über dem Jüdenhügel steigt eine große Rauchwolke in der stillen Luft empor; unsere Geschütze müssen ein preußisches Munitionsfuhrwerk in die Luft gesprengt haben. Und um so sorgfältiger, unbekümmert um Alles, was nicht zu ihrem Dienst gehört, laden und richten die Artilleristen, nur noch von wenigen Officieren geleitet, ihre Geschütze. Nach den in ihrer Mitte Gefallenen blickt Keiner; die Verwundeten wegzutragen, dazu verstehen sie sich nur auf besonderen Befehl.

Es war wichtig, unsere Batterien vor allzuschweren Verlusten zu wahren. Sie mußten die gegenüber und sehr gedeckt stehende Artillerie bekämpfen, damit diese nicht Muße fand, ihre Schüsse auf den einzigen Ausgang, das Brückendefilé, zu richten, durch welches schon jetzt unsere Cavallerie gern vorgebrochen wäre, hätte dieses nicht wegen der nahen, versteckten, von ihr unerreichbaren feindlichen Infanterie verboten werden müssen. Ich wurde beauftragt, den Befehl an die Reserve zu bringen, noch ein Bataillon über den Kirchberg an die Unstrut zu schicken, um an dieser Stelle unsere Infanterie zu verstärken. Ein Bataillon meines alten Regiments wurde hierzu bestimmt. Am rückwärtigen Fuße der Höhe entwickelte es sich zur Gefechtsordnung, dann ging es vorwärts. Oben angekommen wurde es vom heftigsten Feuer empfangen. Im Laufschritt eilte es dem Flusse zu. Heinrich Lang hob, als er bei mir vorbeikam, den Arm wie zum Gruß und stürzte todt nieder. Weiterhin fiel Kastor, von einer zerspringenden Granate tödtlich getroffen; neben ihm Lücke mit zerschmettertem Bein. Alfred lief herbei, kniete bei Kastor nieder, legte sein Ohr an den Mund des Sterbenden, vielleicht seinen letzten Willen zu

Digitized by Google

hören. Ein Arzt kam, doch vergeblich; noch ein Zucken, und der eine der bis jetzt unzertrennlichen Freunde war dahin. Alfred erhob sich und lief dem Bataillon nach. Einige Zeit später sah ich ihn wieder. Er führte den verwundeten Zettel den blutigen Weg zurück. Ich konnte ihm nicht helfen, ich mußte davon.

Des Feindes Stärke in dem unbeweglich stehenden Gefecht kostete uns von Augenblick zu Augenblick neues Blut; aber der Zeitpunkt war gekommen, wo mit Sicherheit zu erkennen war, daß wir außerhalb der jetzigen Gefechtsfront ernsthafte Angriffe nicht zu besorgen hatten. Wir konnten zur offensiven Entscheidung schreiten.

Es war 1 Uhr, als auf unserem rechten Flügel, westlich von Merxleben, die Bataillone zum Angriff sich formirten und vorgingen. Wohlgeordnet marschirten die Treffen, ohne das feindliche Feuer zu beachten, bis an die Unstrut. Hier warf sich Linie nach Linie das Ufer hinab, den Fluß zu durchwaten; dem Dorfe Merxleben zunächst und mir deshalb sichtbar das Garde-Regiment. Als das andere Ufer erreicht und erstiegen war, drangen unsere Schützen, mein Vetter Günther einer der Ersten, die feindlichen Tirailleurs vor sich hertreibend, über die Wiesen und erreichten den mit Bäumen und Büschen bewachsenen Rand des tief eingeschnittenen Salzbaches.

Die Infanterie, welche den Dorfrand besetzt hielt, brach jetzt über die Brücken vor, und die am Fuße des Kirchberges Fechtenden überschritten den Fluß. Nur weiter abwärts, auf unserem äußersten linken Flügel gelang das Letztere nicht. Dort, wo die Unstrut tiefer, ihr Ufer höher ist, machten mehrere Bataillone mit zum Theil sehr schweren Verlusten wiederholte, aber vergebliche Versuche, die feindliche Seite zu behaupten. Schwimmend, oder bis an die Schultern im Wasser, vermochten die Leute nicht, die Gewehre und Patronen trocken zu erhalten. Wenn sie drüben waren, wurden sie von dem preußischen Schnellfeuer zurückgeworfen. Das Wasser röthete sich von dem Blute.

Auch vor dem Centrum und rechten Flügel stockte der Angriff. Die schützenden Terraingegenstände befähigten den Gegner zu dem hartnäckigsten Widerstande, den er, an manchen Punkten in großer Minderzahl, auf das Heldenmüthigste leistete.

Was würden solche Truppen, die preußischen und die unsrigen, ausrichten, wenn sie Arm an Arm kämpften! Der Fluch der deutschen Stämme führte sie gegen einander, und wie die alten Germanen zerfleischten sie sich in Kampfeslust.

Digitized by Google

Ueber die Merxlebener Brücken stürzen sich von unserer Cavallerie die nächsten Schwadronen, ihrem Drange zu früh nachgebend, in das todtbringende Vorland. Sie kommen, von Dämmen und Sumpf gehemmt, nicht weiter. In ihren Reihen gelichtet, müssen sie ausharren; denn zurück können sie nicht, die enge Straße ist von den hastig Nacheilenden gesperrt.

Unsere Artillerie hilft mit ihren Schüssen, wo sie kann; aber dicht vor dem Feinde muß die Infanterie den Ausschlag geben. Sie hat diese harte Arbeit, bis sie des Feindes in dem Bette der Salza, in den Hohlwegen und Steingruben, vor Allem in den festen Gebäuden und hinter den Mauern der Gärten Herr wird. Viel Blut wird hier vergossen, die Officiere fallen in großer Zahl. Günther führt eine Compagnie, im dichtesten Kugelregen bleibt er gesund.

Zahlreiche Gefangene sind in unserer Gewalt und, wehrlos, wieder unsere Brüder. Sie, die eben unsere Kameraden niederstreckten, erfahren keinen Haß mehr. Mitleidig reicht der Niedersachse dem Thüringer und Rheinländer, dem Schlesier und Brandenburger die Hand.

Der Feind ist auf seine letzten Stützpunkte: die Stadt Langensalza, den Jüdenhügel und das vor diesem liegende Gehölz zurückgeworfen. Nun reiten drei Dragoner-Schwadronen, bei ihnen Jobst, am linken Unstrutufer in scharfer Gangart nach Nägelstädt. Dort lassen sie die Pferde einen Augenblick verschnaufen und tränken sie aus dem Flusse. Dann reiten sie — es ist 3 Uhr — über die Brücke und jenseits dem Lärm der Schlacht entgegen. Endlich sehen sie ein paar feindliche Bataillone und noch näher, von einer anderen Infanterieabtheilung beschützt, feuernde Artillerie. Auf diese stürzt sich, der Kartätschen und Gewehrkugeln nicht achtend, die vorderste Schwadron und nimmt die Kanonen, diese Trophäen, mit dem Leben ihres Schwadronchefs und noch manches Braven bezahlend. Jetzt bricht eine preußische Escadron, welche bis dahin gedeckt gestanden hat, hervor; aber auch unsere folgende Schwadron ist angekommen. Bei deren Anritt wird das Pferd, welches Jobst reitet, von einer Flintenkugel getroffen. Es trägt seinen Herrn weiter bis in das Reitergetümmel, hier bricht es zusammen. In einem freien Augenblick macht der Gestürzte sich los, da ist er wieder von Feinden umringt; stehend erwehrt er sich ihrer mit wuchtigen Hieben, bis der Sieg unserer Dragoner ihn befreit.

Die feindlichen Bataillone hatten sich zurückgezogen; es war dies die Zeit, als die Preußen auf der ganzen Linie den Rückzug antraten. Die Dragoner auf diesem äußersten Theile des Schlachtfeldes, zu schwach um

Digitized by Google

allein mehr zu vollbringen, mußten sich für jetzt mit zwei dem Feinde abgenommenen Geschützen und einer Anzahl von Gefangenen begnügen.

Inzwischen hatte unsere Infanterie mehr Terrain gewonnen. Der rechte Flügel war in die Stadt Langensalza eingedrungen und hielt sie ganz in Besitz, der Feind räumte den Jüdenhügel und zuletzt auch das Gehölz vor Letzterem, wobei eine große Zahl von Gefangenen in die Hände unserer stürmenden Infanterie und der aus dem Brückendefilé vorjagenden Husaren fiel. Endlich, nach der tapfersten Gegenwehr, hatte der Feind die schützenden Deckungen verloren. Sein Rückzug führte über die offene Fläche, unsere schon lange ungeduldig wartende Cavallerie übernahm die Verfolgung. Auch diese war nicht leicht; die taktische Ausbildung, die musterhafte Disciplin des Feindes setzte ihr ausdauernden Widerstand entgegen.

Es war 4 Uhr, als ich die Reserve-Cavallerie am Jüdenhügel vorbeireiten sah, erst die Garde-du-Corps, dann die Garde-Cürassiere. Ich winkte Wichard zu, aber er bemerkte es nicht. Hinter dem Garde-Cürassier-Regiment ritt auf einem Husarenpferde, welches seinen Reiter verloren haben mochte, Alfred, in seiner Fußgängertracht eigenthümlich aussehend. Er wollte mich nicht sehen und war gleich im Staube verschwunden. Ich wäre auch gern mitgeritten. Jetzt, da die Schlacht zu Ende ging, ließ die Spannung nach. Man dachte wieder an die Lieben, und meine Gedanken wollten, seit ich eben Wichard gesehen hatte, nicht wieder froh werden.

Doch es gab noch viel zu thun. Unsere Infanterie und Artillerie waren ohnmächtiger als sie sich fühlten. Noch hielt der Reiz des Kampfes sie aufrecht, noch drängten einzelne Bataillone und Batterien der dahin jagenden Cavallerie nach, noch hob sie die Siegeslust über jedes andere Gefühl hinweg; aber der Rückschlag konnte nicht lange mehr ausbleiben. Keiner von allen diesen sonnendurchglühten Tagen war so heiß wie der heutige, die Truppen hatten bei ungenügender Verpflegung seit mehreren Tagen und Nächten keine Ruhe gehabt. Vor allen Dingen brauchten die Bataillone und Batterien, welche sich verschossen hatten, Munition, falls solche überhaupt noch vorhanden war.

So mußte denn der nahe liegende Gedanke, dem geschlagenen Feinde mit der ganzen Armee nachzumarschiren, aufgegeben werden. Wenn die Bataillone und Batterien sich zum Gefechte hergestellt hatten, wurde es Nacht, und wenn wir, jedenfalls unter Zurücklassung zahlreicher Ermatteter, die zwei und eine halbe Meile nach Gotha zurückgelegt hätten, würden wir mit unzulänglicher Munition, mit geringer physischer Kraft einen neuen Feind gefunden haben: die auf der wiederhergestellten Eisenbahn schnell

Digitized by Google

dahin geführten frischen Truppen. Weitere Märsche in den Thüringer Wald hinein, einen nicht ermüdeten Feind auf den Fersen, konnten keinenfalls gelingen. Waren die Bayern, wie einige unverbürgte Nachrichten behaupteten, uns nahe, — thatsächlich waren sie es nicht — so thaten wir besser, unsere Kräfte zu sammeln, um demnächst wirksamer eingreifen zu können.

Es wurde deshalb beschlossen, die Verfolgung der Cavallerie zu überlassen. Uebrigens sollte die Armee sich ordnen und auf dem Schlachtfelde lagern.

Während dieser Anordnung ritt der König mit dem Kronprinzen und dem Kriegsminister auf der Straße von Merxleben nach Langensalza. In dieser Stunde war die Blindheit ein Glück für den König, denn sie verbarg ihm das Elend, das zu seinen Füßen lag. Der Kronprinz war weiß im Gesicht vor Schrecken und Grausen, sein junges Gemüth schien tief ergriffen zu sein. Des Kriegsministers gelbes Gesicht war unbeweglich wie sonst. Hier habe ich sie zum letzten Male gesehen.

24.

Mit wehenden Fahnen, mit klingendem Spiel marschirten die Bataillone nach ihren Lagerplätzen. Der hannoversche Soldat fühlte die Genugthuung des ruhmwürdigen Tages. Der Mann in Reih und Glied war des Glaubens, daß unsere Sache nun gewonnen sei, daß der Preuße — wie er sich ausdrückte — jetzt den Frieden unseres Königs annehmen werde. Diejenigen, welchen die letzten Tage den endlichen Untergang der Armee vor Augen geführt und die sich gefürchtet hatten, schimpflich heimkehren zu müssen, weil sie nicht geschlagen hatten, waren nicht nur befriedigt, sondern, da die Schlacht eine entschieden siegreiche gewesen, auch stolz.

Gefangene auf Gefangene — wir brachten deren über 900 unverwundete ein — wurden vor den Augen unserer Soldaten nach Langensalza geführt. Die beiden eroberten Geschütze zogen an ihnen vorüber. Preußische Gewehre und andere Ausrüstung lagen in Menge auf dem Schlachtfelde. Das waren erhebende Bilder; dagegen verschwand der Schmerz, welchen der Anblick der Verwundeten, Hannoveraner und Preußen durch einander, hervorrief, und selbst die Gedanken an die Trauer, welche dem Tode so vieler Tapferer im Vaterlande folgen würde, mußten für jetzt zurücktreten.

Lange Reihen von Wagen brachten die Verwundeten nach Langensalza oder Merxleben und dem entfernteren Kirchheilingen.

Digitized by Google

Südlich von Langensalza, im Felde vor dem Gothaer Thor waren wir vom Pferde gestiegen. Die Kameraden legten sich nieder, einige schliefen sogleich. Mich hielt die Besorgniß um die Freunde wach, ich wäre ihnen gern nachgeritten; wir hatten aber noch Befehle zu erwarten, und deshalb konnte ich nicht fort. Die letzten Schüsse waren längst verhallt. Ich setzte mich an die Landstraße. Noch hatten die Krankenwagen keine Cürassiere gebracht.

Da sah ich Jobst daher reiten und neben ihm einen Unterofficier seines Regiments. Jobst führte sein Pferd mit der rechten Hand, den linken Arm trug er in einer Binde; also auch er war verwundet, aber leicht. Ich stand auf und ging ihm entgegen.

„Das war ein herrlicher Tag, Ernst!“ sagte er, als ich bei ihm war. „Schade, daß er vorbei ist.“

„Du bist verwundet.“

„Leicht. Ich wollte beim Regiment bleiben, aber der Arzt litt es nicht. Der dritte Theil unserer Schwadron ist todt oder verwundet, die Officiere alle.“

„Schrecklich! Wie bist Du verwundet?“

„In dem Quarré stach ein Kerl mit dem Bajonett nach mir. Ich riß das Pferd noch rechtzeitig zurück, sonst hätte ich den Stich in den Bauch gekriegt. Nun ist er bloß durch die Hand gegangen. Aber ich habe ihn bezahlt!“ Er ließ den Zügel los, um mit dem rechten Arm die unverkennbare Bewegung, wie er seinen Gegner niedergehauen habe, auszuführen.

„Wohin willst Du jetzt?“

„Ich weiß nicht genau. In ein Lazareth.“

Der Unterofficier zeigte mir einen Zettel. Auf diesem war die Straße und Hausnummer von Langensalza verzeichnet, wohin er Jobst begleiten sollte. Gleich nachdem wir am Nachmittage wieder in den Besitz der Stadt gekommen waren, hatte man mit der thätigsten Unterstützung der Bürger in öffentlichen Gebäuden und geeigneten Privathäusern Lazarethe eingerichtet. Der Unterofficier sprach: „Herr Lieutenant sollte eigentlich fahren, aber die Wagen waren rar. Die Wunde ist nicht so leicht. Der Doctor meint, Herr Lieutenant würde wohl ein tüchtiges Wundfieber bekommen.“

„Dann reite weiter, Jobst. Ich besuche Dich, sobald ich kann. Günther ist gesund. Ich will ihm Nachricht schicken.“

Dabei sah ich ihn an; denn ich wußte nicht, wie das Verhältniß

Digitized by Google

der Brüder augenblicklich war. Es mußte ein gutes sein, denn Jobst antwortete: „Bitte, thu' das."

„Weißt Du etwas von Wichard?" fragte ich, als er weiter reiten wollte. Er hielt sein Pferd wieder an und erwiderte mit traurigem Tone: „Wir waren in demselben Quarré. Er ist nicht so leicht davon gekommen, wenigstens sehr schwer verwundet."

„Herr Gott!"

„Er liegt auf einem der ersten Wagen, Alfred ist bei ihm."

„Adieu, Jobst! Gute Besserung!" rief ich ihm zu und eilte zu meinem General. Ich bat ihn um Urlaub; sobald etwas Bedeutendes vorfiele, käme ich zurück. Er gewährte meine Bitte. Ich schrieb ein paar Worte auf, die ich an Günther schickte, gab meiner Ordonnanz die nöthigen Weisungen und ging bekümmerten Herzens dem Krankenzuge entgegen. Arme Clotilde, arme Clotilde!

Nach einer längeren Wegstrecke traf ich die Wagen. Neben dem zweiten ging Alfred, ganz mit Blut begossen. — Er hatte sich freiwillig in die größten Gefahren gestürzt. Blickte er so finster vor sich nieder, weil er nicht darin umgekommen war? Er hätte für den Freund, der sein glücklicher Nebenbuhler war, gern sein Leben hingegeben. Gewiß dachte er an Clotilde; das Leid, welches ihr bevorstand, zerriß sein Herz. Er sah nicht auf, wie im schweren Traume ging er des Weges. Erst als ich nahe bei ihm war, bemerkte er mich. Er blieb stehen und machte ein Zeichen des Schweigens. Der Wagen fuhr an mir vorbei, auf dem Stroh lag der Freund. Sein Kopf war verbunden, sein Gesicht bleich, die Augen geschlossen. Helm, Küraß und Pallasch lagen zu seinen Füßen.

„Wichard lebt!" sagte Alfred leise. Das sollte ein Trost sein; aber die Thränen, die über die Backen dieses eisernen Mannes fielen, zeigten, wie trostlos er selbst war.

„Hat er einen Schuß in den Kopf?"

„Nur einen Streifschuß, die Kopfwunde ist unbedeutend. Auch ein Stich unter dem rechten Arm ist nicht gefährlich. — Aber eine Kugel, die der Küraß nicht abhielt, steckt in seiner Brust."

Ich preßte Alfred's Hand. Wir gingen neben einander, ohne ein Wort sprechen zu können. Dann brach ich das Schweigen. „Er kommt wohl nach Langensalza?"

„Ja," und er nannte mir dasselbe Haus, wohin Jobst gewiesen war.

„Ich gehe mit. Ich gehe zu dem Grafen Platen. Dem König wird

Digitized by Google

man gestatten, Depeschen fortzuschicken. Es gelingt mir vielleicht, daß ein Telegramm an Wichard's Eltern mitgeht."

„Ich habe auch schon gedacht, so müßten wir es machen."

Wir gingen an den Wagen. Wichard lag ruhig, wir schritten stumm nebenher. Endlich hielt ich Alfred an, damit er spreche. Nahe bei dem Wagen wollte er es nicht; er fürchtete, die bekannten Stimmen möchten den Freund wecken oder aufregen.

„Hast Du gesehen, wie er verwundet wurde?"

„Ich sah, daß er stürzte."

„Erzähle doch!"

„Vor uns stand ein preußisches Bataillon im Quarré. Wichard's Schwadron warf sich drauf. Die Flanke, auf welche sie los ritt, gab zwei Salven ab, wovon schon Viele stürzten. Dann brach die Schwadron in das Quarré ein und hier stürzte Wichard."

„Warst Du mit in dem Quarré?"

„Ich konnte mein Pferd nicht halten, es lief mit. In diesem Augenblick kam von der anderen Seite eine Dragoner-Schwadron, auch sie bekam auf große Nähe starkes Feuer und muß ebenfalls sehr gelitten haben; aber auch sie kam hinein. Die Infanterie war, so viele gesund blieben, aus einander gesprengt; die Stelle, wo sie gestanden hatte, war bedeckt mit todten und verwundeten Menschen und Pferden. Das Blut floß. Ich ließ mein Pferd laufen, zog Wichard unter seinem röchelnden Pferde heraus, mit Hilfe eines Cürassiers trug ich ihn zur Seite. Hier schnallte ich den Küraß los und sah nun erst das aus der Brust rieselnde Blut. Der Regimentsarzt schüttelte den Kopf, legte rasch stillende Verbände an; mehr Zeit hatte er nicht, er ritt dem weiter wogenden Gefechte nach. Wichard lag besinnungslos da. Nun dauerte es lange, bis andere Aerzte und Krankenwagen kamen. Mir ist nie eine Zeit so lang geworden. Einer von diesen Aerzten vervollkommnete Wichard's Verband und sagte, er müsse gleich transportirt werden. Endlich konnten wir fort."

„Kam Wichard gar nicht zu sich?"

„Nach dem letzten Verbande. Der Arzt flößte ihm einige Tropfen ein, da erwachte er, sprach auch Etwas. Dann schloß er die Augen wieder. Als wir ihn auf den Wagen legten, klagte er. Seitdem ist er still, aber er athmet."

An den Bivouacs traten die Kameraden, welche Alfred und mich erblickten, theilnehmend heran. Ich war kurze Zeit bei ihnen stehen geblieben und hatte sie gebeten, nach Alfred's Wagen zu forschen und ihn

Digitized by Google

nach Langensalza zu schicken; für Alfred mußte ich sorgen, denn er dachte nicht an sich. Dann eilte ich, um wieder zu ihm zu kommen, an mehreren Wagen vorbei. Auf dem einen erkannte ich den Cadet, mit welchem ich von Hannover weggefahren und der in Göttingen zum Officier befördert war. Ein Soldat auf dem Wagen bewachte ihn, weil er bewußtlos tobte.

In Langensalza wurden wir mehrere Male aufgehalten, Fuhrwerke und Menschen hemmten den Verkehr. Auf den Dächern lag der abendliche Sonnenschein, als wir vor dem Gebäude anlangten, in dem Wichard gebettet werden sollte. Auch der junge Lieutenant, von dem ich eben sprach, wurde hierher gebracht. Es war ein Schulhaus, in einem großen Hofe günstig gelegen.

Als Wichard die Treppe hinauf getragen wurde, hörte ich die ersten Laute aus seinem Munde, Schmerzenslaute, die er ohne Besinnung ausstieß. In einem nicht gar kleinen Zimmer auf ein gutes Bett wurde er niedergelegt. Eine ältere Dame, wohl eine mildthätige Bewohnerin der Stadt, war geschäftig, mit den rasch gesammelten Hilfsmitteln den Arzt zu unterstützen.

Nun eilte ich nach dem Schützenhause, wo der König wieder wohnte, um den Grafen Platen zu suchen. In den Straßen marschirten Truppen, denen hier Quartier angewiesen war. Knaben und Bürgermädchen reichten den Durstenden Wasser. Um die Gefangenen hatten sich andere Einwohner versammelt, Speise und Trank unter sie vertheilend. Noch hielten Wagen mit Verwundeten an mehreren Orten; die Aerzte suchten, von angesehenen Bürgern geführt, nach weiterem Unterkommen.

Vor dem Schützenhause waren die beiden eroberten Kanonen aufgestellt.

Auf meine Frage wies man mich in den Garten. Darin ging des Königs Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf und ab. Seine aristokratische Gestalt war ungebeugt, unter seinen dunkelen Haaren erschien sein blasses Gesicht noch weißer. In seiner Begleitung war ein Herr mit röthlichen Haaren, mir unbekannt, seiner Haltung nach ein Untergebener des Ministers. Letzterem trug ich sofort meine Bitte vor. Er hörte mich, mit dem Kopfe nickend, höflich an und versprach mir, ein Telegramm zu vermitteln. „Wollen Sie es besorgen," wandte er sich an seinen Begleiter, der mich, nachdem ich mich empfohlen hatte, in eine Stube führte, worin zwei Schreiber beschäftigt waren. Ich schrieb die an Wichard's Vater adressirten Worte auf: „Wichard verwundet in Langensalza, Alfred hier, er und ich gesund. Ernst." Ich dankte dem fremden Herrn und lief nach dem Schulhause zurück.

Digitized by Google

Darin waltete jetzt die leise, eilige Rührigkeit, welche einem Kriegslazareth nach der Schlacht eigen ist. Die Chirurgen waren an der Arbeit. Wichard aber lag anscheinend im festen Schlaf. Alfred gab mir mehr durch Zeichen als durch Worte zu verstehen, daß unser Freund, als man ihn entkleidete und der Chefarzt nach dem Verbande sah, einen Augenblick zum Bewußtsein gekommen war. Er hatte Alfred erkannt, das Wort Clotilde gehaucht und nach der Mittheilung, daß ich des Telegramms wegen fortgegangen sei, gelächelt. Der Chefarzt hatte den Verband für vorläufig genügend erklärt und es für besser gehalten, dem Kranken für die Nacht Ruhe zu lassen.

Alfred und ich kamen hierauf in den quälenden Zustand, aus Müdigkeit nicht eigentlich wachen, aus Besorgniß nicht wirklich schlafen zu können, aus dem wir erst erlöst wurden, als die Dame von vorhin mit einem Krankenwärter eintrat und uns im Auftrage des Chefarztes dringend bat, einige Stunden zu schlafen. Sie sagte, der Boden des Hauses sei leer, dorthin habe sie für uns ein paar Bunde Stroh, auch etwas Speise und Trank bringen lassen. Zugleich kündigte sie Alfred an, daß im Hofe sein Wagen sei. Halb träumend gingen wir hinaus, ich folgte dem Freunde die Treppe hinunter und wurde erst in der frischen Luft ganz wach. Jetzt fiel mir ein, daß ich mich noch nicht um Jobst bekümmert hatte.

Ich fand ihn mit anderen leicht verwundeten Officieren im Zimmer eines Nebengebäudes. Günther war gekommen. Alle schliefen, nur meine beiden Vettern noch nicht. Ich kam dazu, als sie nahe daran waren sich zu streiten. Sie sprachen von den Preußen, deren Tapferkeit und Disciplin beide anerkannten. Dennoch schalt Jobst auf sie mit verschiedenen Kraftworten, wogegen Günther mit Recht behauptete, die Politik gehe die Soldaten nichts an, und er vertheidigte die Preußen mit den Worten: „Wenigstens Alle, die dem Garderegiment zu schaffen machten, betrugen sich ganz vortrefflich.“ Ich bat das Gespräch der schlafenden Kameraden wegen abzubrechen und selbst zu schlafen und wollte weggehen, als die Thür sich öffnete. Ein Bürger Langensalza's trat ein, in jeder Hand eine leuchtende Laterne; ihm folgte derselbe Herr, den ich vor ein paar Stunden bei dem Grafen Platen getroffen hatte. Er trug eine weiße Fahne in der Hand und theilte uns mit, daß er auf Allerhöchsten Befehl komme, den verwundeten Officieren den Gruß Seiner Majestät zu bringen.

„Na, Herr,“ sagte Jobst, „das ist sehr gnädig. Aber seien Sie doch so gut und wecken die Schlafenden nicht.“

„Ist mein Telegramm fort?“ fragte ich dringend. Er erkannte mich

Digitized by Google

und antwortete bejahend. Nun ging ich schnell hinaus, um die sonderbare Procession im Hauptgebäude anzukündigen, wo ihr denn auch der Eintritt in die Krankenstuben von dem Chefarzt verweigert wurde.

Dann stieg ich die Treppen hinauf auf den Boden. Alfred war noch nicht hier. Ich erquickte mich an den Gaben der mildthätigen Dame, legte mich auf das Stroh und war bald fest eingeschlafen.

Als ich erwachte, stand eine Ordonnanz vor mir mit zwei Schalen Kaffee und zwei Stücken Brot. Die Dame schickte dies und ließ uns sagen, Wichard sei aufgewacht.

Alfred lag neben mir, noch im tiefen Schlaf. Ich rüttelte ihn auf. Er hatte seine Hamburger Bürgerkleider aus dem neben ihm stehenden Koffer angelegt und erklärte seine Verwandlung: „Ich habe das blutige Zeug weggeworfen, ich brauche es nicht mehr."

Wir traten leise in Wichard's Zimmer, die Vorhänge waren vor das Fenster gezogen. Trotz des Halbdunkels erkannte er uns, streckte uns die linke Hand entgegen und lächelte, sprach aber kein Wort.

Die Dame führte uns gleich wieder hinaus. Ich war sehr froh, weil Wichard mir nicht mehr so krank erschien. „Lange sollten Sie nicht bleiben nach des Arztes Bestimmung," sagte die Dame. „Nun gehen Sie nach meinem Hause, dort finden Sie Bekannte."

Sie bezeichnete uns ihre Wohnung und ging wieder in Wichard's Zimmer.

„Ob Clotilde schon da ist?" sagte Alfred mit erregter Stimme.

„Das ist ja unmöglich," antwortete ich. „Nicht einmal von Hannover könnte sie hier sein, selbst wenn die Preußen Reisende zu uns lassen."

„Sie können in Gotha oder Eisenach gewartet haben."

„Wie kommst Du zu der unwahrscheinlichen Annahme? Die Unsrigen, die keine zuverlässigen Nachrichten über uns hatten, werden diese zu Hause abgewartet haben, so schwer es ihnen geworden sein mag."

Jetzt blieb Alfred wie erschrocken stehen. „Ich habe Zettel's Schwiegervater keine Nachricht geschickt!" rief er aus.

„Hast Du das versprochen?"

„Nein, aber Du hättest es gestern Abend mit besorgen können."

„Dem Minister hätten wir kaum mehr zumuthen dürfen, die Sache wird wohl allgemein geregelt werden. Ist Zettel schwer verwundet?"

„Den Arm wird es ihm wohl kosten. Ich sah, daß ihm der Degen entfiel und daß er taumelte. Er hat viel Blut verloren. Der Arzt legte ihm ein Tourniquet an und hat ihn dann nach Kirchheilingen fahren lassen."

Digitized by Google

„Ich will mich nachher erkundigen, ob wir heute Telegramme und Briefe fortschicken können.“

„Ich glaube es. In dieser Nacht, als ich für mein Gefährt eine Unterkunft suchte, begegnete mir einer unserer Officiere, der als Parlamentär bei den Preußen gewesen war. Er sagte, Telegramme und offene Briefe nur persönlichen Inhalts würden durchgelassen.“

Wir traten in das bezeichnete Haus und fragten nach den Fremden, die hier sein sollten. Ein Dienstmädchen führte uns in eine Stube, wo, den Kopf in die Hand gestützt, Frau von Leinau in einem grauen Reisekleide saß. Sie kam uns entgegen und begrüßte uns traurig. „Welches Wiedersehen! Gottlob, daß Sie gesund sind! Wie geht es Wichard?“

Wir erzählten von ihm.

„Ich will ihn pflegen, bis seine Angehörigen hier sind. Die gute Dame ließ mich nicht gleich zu ihm, hat uns aber dies Quartier gegeben.“

„Sie sind also nicht allein gekommen.“

„Mein Mann ist auch hier. Er ist fortgegangen, um sich nach den Verwundeten seines alten Regiments zu erkundigen.“

„Wie schön, daß Sie solche Theilnahme zeigen! Sie erweisen Ihren Freunden eine Wohlthat damit.“

„Als wir den Ausbruch des Krieges erfuhren, reisten wir gleich nach dem Norden ab. Seit zwei Tagen waren wir in Gotha. Erst in dieser Nacht erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren. Es waren schreckliche Tage! Ich höre die Kanonenschüsse von gestern noch jetzt.“

„Wie haben Sie uns so schnell gefunden?“

„Ihre Cavalleristen hielten uns bei den Vorposten an. Man geleitete uns zu einem Officier, der meinen Mann nicht kannte, sich aber bald überzeugte, daß er es mit einem ehemaligen hannoverschen Officier zu thun hatte. Er schickte uns zu Wichard's Regiment und da erfuhren wir das Traurige. O Gott, wie gräßlich ist das!“

Sie bedeckte ihre schönen, weinenden Augen mit den Händen. Dann sah sie uns wieder freundlich an. „Ich bin von dem ersten Schrecken noch erschüttert. Bei unserem kranken Freunde will ich ganz heiter sein.“

Da ich Wichard nun in der besten Pflege wußte, so kehrte ich zu meinem Dienst zurück. Wir waren in Langensalza einquartiert worden.

Die Gefallenen wurden beerdigt. Der König hat der Bestattung beigewohnt. Die Verlustlisten wurden zusammengestellt. Sie ergaben, daß wir über hundert Officiere und dreizehnhundert Unterofficiere und Soldaten an Todten und Verwundeten verloren hatten.

Digitized by Google

Den Truppen wurde eine Ansprache des Königs mitgetheilt, welche die Allerhöchste Anerkennung ausdrückte.

Am Morgen hatten die Generale und Obersten der Armee unsere Lage erwogen und danach eine Eingabe an den König gerichtet, in der sie auf Eid und Ehre erklärten, daß bei dem geringen Munitionsbestande, der Erschöpfung der Truppen und der Unmöglichkeit, sie länger zu ernähren, sowie bei der Uebermacht des Feindes neues Blutvergießen unnütz und eine Capitulation anzurathen sei.

Der Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen machte sich immer schmerzlicher fühlbar. Außer unseren Verwundeten nahmen mehrere Hundert preußische Verwundete Hilfe und Pflege in Anspruch. Die aus dem Stegreif dürftig geschaffenen Lazarethe waren überfüllt, es fehlte darin an dem Nothwendigsten. Die große Hitze steigerte die Gefahr.

Die gesunden Gefangenen, deren Zahl sich durch diejenigen, welche von den Einwohnern verborgen gehalten waren, noch vermehrt hatte, wurden nach Gotha geführt und den Preußen ausgeliefert.

Der Feind, welcher uns gestern angegriffen hatte, war bei Gotha bereits am Morgen darauf durch sieben Bataillone und zwei Batterien verstärkt. Von Eisenach und weiter westlich rückten am Nachmittag des 28. die Generale von Goeben und von Beyer gegen Langensalza vor. Von Norden marschirte der General von Manteuffel heran, seine Vortruppen erschienen eine Meile von Langensalza. Wir waren von mehr als vierzigtausend Mann umringt.

Der König befahl dem General von Arentsschildt, mit dem Feinde eine militärische Capitulation abzuschließen.

Die Bedingungen der letzteren, welche ein vom General von Falckenstein in unser Hauptquartier entsandter Major stellte, erhielten durch den von dem König von Preußen mit dem Abschluß der Capitulation beauftragten General von Manteuffel, der persönlich nach Langensalza kam, mehrere Zusätze und Erläuterungen, welche den überlegenen Staat, wie die hannoversche Armee ehrten.

An dem Morgen des 29. Juni entlud sich ein gewaltiges Gewitter über Langensalza, den Menschen als eine Erlösung von der glühenden Luft der vorigen Tage willkommen. Statt Tageslicht wurde Finsterniß, die Blitze schossen, die Donner schallten und dröhnten, der Regen rauschte auf die Dächer nieder und ergoß sich über die Bivouacs.

Unter diesem himmlischen Accompagnement wurde die Capitulation bekannt. Als unsere Soldaten erfuhren, daß die ruhmreiche Armee, der

Digitized by Google

sie mit Stolz angehört hatten, aufgelöst werde, daß sie ihre Fahnen, Waffen und Pferde dem Feinde, den sie vor zwei Tagen besiegt hatten, überliefern sollten, geriethen sie in eine unbeschreibliche Aufregung, welche die Bande der bisher tadellosen Disciplin zu sprengen drohte. Ein Theil von ihnen, vielleicht die, welche physisch am Meisten ermattet waren, überließen sich einer stumpfen Gleichgültigkeit, unwillig noch einen Dienst zu thun, den Befehlen ferner zu gehorchen. Sie hingen ihr Lederzeug an die Gewehrpyramiden, stießen ihre österreichischen Käppis auf die Bajonette und warfen sich nieder oder zerstreuten sich. Andere, die Energischeren, waren geneigt, ihre Wuth an irgend einem, und wäre es der unschuldigste, Gegenstand auszulassen. Einige hielten laute Reden, denen Niemand zuhörte. Bärtige Männer liefen, wie von Angst getrieben, hin und her, als suchten sie den Trost, welchen sie sich selbst nicht zu geben vermochten. Viele erwiesen den Oberen die Ehrenbezeigungen nicht mehr, in der Meinung, daß eine aufgelöste Armee auch keine Vorgesetzten mehr habe. Und selbst die Besten vergaßen in ihrer Verzweiflung die gewohnten Formen. Mehrere, denen ich persönlich unbekannt war, ergriffen, die Thränen auf den Backen, meine Hand und preßten sie krampfhaft. Einer stellte sich vor mich, hob drohend die Arme gen Himmel und schrie gegen den Donner an: „Der Herr der Heerscharen zürnt. Seine Blitze werden den Preußen erschlagen!"

„Beruhige Dich, Freund," sagte ich. „Nach langer Dürre ist Regen Segen."

Er ließ die Arme sinken, neigte den Kopf auf die Brust und ging still davon.

Und fügsam waren sie Alle. Eine freundliche Zusprache, eine ruhige Ermahnung stärkte sie, ein strenges Wort schreckte sie auf und brachte sie zu sich. So wurde binnen Kurzem die Disciplin hergestellt. Die Officiere allein hätten dies nicht vermocht; denn ihrer waren zu wenig, um überall rechtzeitig einzugreifen. Zum größeren Theil verdanken wir diese Thatsache, die nicht minder Ruhm verdient als der Sieg in der Schlacht, unseren ausgezeichneten Unterofficieren. Sie behielten die Leute im Auge, sammelten die sich zerstreut hatten und verstanden es, durch ernste Warnung, vernünftiges Zureden, durch den Hinweis auf die hannoversche Soldatenehre, die bis zum letzten Augenblicke glänzend erhalten werden müsse, die Verzweifelten zur Besinnung, zur Ordnung zurück zu führen. Wahrlich, es war ein vortrefflicher Geist in dieser unglücklichen Armee!

Da mir ein Auftrag nach einem entfernten Cantonnement ertheilt wurde, bestellte ich mein Pferd nach dem Lazareth, wo ich mich nach

Digitized by Google

Wichard's Befinden erkundigen wollte. Ich fand ihn wie gestern, er war schwer krank, die Aerzte hatten die Kugel in der Brust vergeblich gesucht. Leider hatte der Küraß, ohne hinreichenden Widerstand gegen das aus nächstem Abstande treffende Zündnadelgeschoß, dessen Kraft so geschwächt, daß es in dem Körper stecken geblieben war. Felicia und Alfred wichen nicht von seinem Lager. Seine Augen fragten mich wieder nach Clotilde. Ich tröstete ihn leise, daß sie kommen werde. Grausam quälte mich in der allgemeinen schweren Trauer die Sorge um sie und den geliebten Freund.

Doch mochte ich nicht davon gehen, ohne auch den Vetter besucht zu haben. Den Leichtverwundeten war die Capitulation nicht verschwiegen worden. Während ich seine Stubengenossen in großer Aufregung fand, bewahrte der heftige Jobst eine Ruhe, die mir auffiel. Er sagte weiter Nichts, als daß der Arzt, der ihn als fieberkrank behandele, sich irre; er habe kein Fieber und könne das Bett verlassen.

Als ich nun mein Pferd auf dem Hofe besteigen wollte, wurde ein Sarg aus dem Hause getragen. Ich fragte den Arzt, wer darin liege, und er nannte mir den jungen Lieutenant, der am Abend des 27. mit Wichard zugleich hierher gebracht wurde, meinen Bekannten von der Eisenbahn. „Er war zu jung," erklärte der Arzt. „Die Anstrengungen hatten seine Kräfte verbraucht. Er erwartete seine Eltern, sie kommen zu spät." O wie viel Glück hat diese Zeit zerstört! Arme Eltern! Noch hofft Ihr, und bald ist Euch das Traurige gewiß. Alles ist zusammengebrochen und unter Trümmern beweint Ihr Eueren eigensten, schwersten Verlust. —

Auf der Landstraße traf ich die Reserve-Cavallerie, die einst so glänzenden Regimenter, auf ihrem letzten Ritt. Sie waren nach Langensalza beordert, um im Bivouac vor der Stadt Pferde und Rüstung abzugeben. Sie waren sehr zusammen geschmolzen, Wichard's Schwadron nur noch ein Häuflein. Vergeblich suchte ich die Brüder Kort. Endlich fragte ich nach ihnen. „Beide todt." —

Als ich gegen Abend nach Langensalza zurück kam, begegneten mir die ersten unserer Infanterie-Regimenter, die bereits, was sie den Preußen überlassen mußten, abgegeben hatten und nun nach Cantonnements näher bei Gotha marschirten, von wo sie auf der Eisenbahn der Heimath zugeführt werden sollten. Ihnen fehlte Alles, was eine Truppe äußerlich schmückt. Dennoch marschirten die Leute, die Feldmütze auf dem Kopfe, einen Stock in der Hand, in den Reihen wohl geordnet, mit fester Haltung. Sie wollten stolz darein schauen, aber mancher beherrschte die Thränen

Digitized by Google

nicht. Und was sie stolz machte, was der Capitulation das Bitterste nahm, es war ein trauriger Trost: der blutige Sieg in einer vergeblichen Schlacht.

Als ich nun wieder nach dem Lazareth kam, liefen vor dem Gebäude, unruhig fragend und suchend mehrere Krankenwärter hin und her. Jobst war verschwunden. Nach dem letzten Tagesbesuche des Arztes, als der Wärter das Erforderliche für die Nacht geordnet und die Leichtkranken sorglos für kurze Zeit verlassen hatte, war Jobst aufgestanden und davon gegangen. Seine Kameraden hatten geschlafen. Seine Sachen hatte er mitgenommen. Der schuldige Krankenwärter behauptete, der Herr Lieutenant könne sich in der kurzen Zeit gar nicht gekleidet haben, sondern müsse mit den Kleidern in der Hand davon gegangen sein. Am Nachmittage war sein Diener bei ihm gewesen, die Beiden hatten leise zusammen gesprochen. Nun war nach dem Diener geschickt, der Bote aber noch nicht zurück.

Im Lazareth hatte man eine Ordonnanz beauftragt, mich, wenn ich käme, zu dem Arzt zu führen, der mich nicht mit einer Mittheilung über Jobst, sondern mit einer anderen empfing, die mich viel näher berührte. „Die Eltern und Braut Ihres Freundes sind gekommen," redete er mich an. „Wir lassen sie heute nicht mehr zu dem Kranken. Morgen früh wollen wir ihn auf die Freude vorbereiten. Er ist nicht kränker, aber — wir dürfen es nicht verhehlen — auch nicht besser. Sie finden die Angekommenen im Thüringer Hof."

Ich wäre weg geeilt, ohne wieder an Jobst zu denken, hätte der Arzt jener Mittheilung nicht mehr hinzugefügt. Er fuhr aber fort: „Ihr Herr Vetter —"

„Ich habe schon gehört," unterbrach ich ihn. „Hatte er starkes Fieber? Phantasirte er?"

„Nein. Im Paroxismus ist er nicht fortgegangen. Aber seiner Heilung kann es schaden. Der Wärter muß für seine unverzeihliche Sorglosigkeit streng bestraft werden."

In diesem Augenblick trat der so Beschuldigte in das Zimmer und meldete, daß der Diener mit den Pferden des Herrn Lieutenants vor einer Stunde das Quartier in der Stadt verlassen habe.

„Wahrscheinlich ist mein Vetter im Zorn über die Capitulation davon geritten," sagte ich, den Thürgriff in der Hand. „Er scheint sich ebenso wie er hierher gekommen ist, in die Heimath zurückschleichen zu wollen."

In dem bezeichneten Gasthofe fand ich meine Schwester mit Wichard's

Digitized by Google

Eltern. Alfred war bei ihnen. Clotilde fiel mir in die Arme und weinte still an meiner Brust. Alfred hatte schon Alles, vorsichtig, schonend, erzählt; aber die Herrschaft, die er sonst über sich ausübte, war beinah dahin. Der Geliebten Angst wühlte in seinem Herzen. Die Anderen bemerkten das nicht, sie vermochten nur an ihre Noth zu denken. Der Baron und die Baronin trugen außer der schrecklichen Gewißheit von des ältesten Sohnes schwerer Verwundung die Sorge um den zweiten. Die Nachricht von Gefechten an der böhmischen Grenze erreichte sie unterwegs; von Christian aber hörten sie nichts, seit die preußischen Armeen ihren Vormarsch gegen Oesterreich begannen.

Adele hatte mit nach Langensalza gewollt, man konnte sie kaum zurückhalten. Nun hatten meine Eltern sie mit nach Hannover genommen, wo sie der Leidensstätte näher waren und mein Vater seinen Landsleuten Rath und Hilfe anzubieten wünschte.

Am folgenden Morgen wurden zuerst der Baron und die Baronin an Wichard's Lager geführt. Gleich darauf holte ersterer meine arme Schwester, die sich gewaltsam zusammenraffte, zu dem ersehnten traurigen Wiedersehen ab.

Felicia überließ ihren Platz den Näherberechtigten und wandte ihre stille, wohlthuende Pflege Anderen zu.

Aus Hannover trafen Aerzte und, da man dort von dem in den Lazarethorten herrschenden Mangel gehört hatte, schnell zusammengebrachte reiche Vorräthe ein. Und da nach dem Abmarsch unserer Truppen in Langensalza auch genügender Wohnraum von den, in der menschenfreundlichen Hilfe nicht nachlassenden, Bürgern angeboten wurde, so war es möglich, den Kranken wie den Pflegenden Erleichterungen zu verschaffen.

Für Clotilde und Wichard's Eltern hatte Alfred im Laufe des Tages auf das Beste gesorgt. Am Nachmittage suchte er mich auf. Von seinem Wagen reichte er mir die Hand zum Abschied. „Ich sehe Dich vor Deiner Abreise nicht wieder," sagte er. „Ich fahre nach Kirchheilingen zu Zettel. Auch nach den anderen Verwundeten unseres Regiments will ich mich erkundigen. Diese Gegend verlasse ich nicht, so lange Wichard hier ist; aber in Langensalza bin ich jetzt nicht nöthig."

Er drückte mir die Hand und fuhr davon.

Ich mußte jene Orte der Schmerzen verlassen. Die Truppen nach der Heimath zu geleiten, war noch ein schwerer Dienst der hannoverschen Officiere.

Und auch dieser wurde uns nicht leicht gemacht. Der festgestellte

Digitized by Google

Fahrplan erlitt durch eingeschobene preußische Militärzüge so bedeutende Störungen, daß unsere Truppen in dem jetzt eingetretenen Regenwetter auf den Straßen und Plätzen Gotha's viele Stunden, einzelne Regimenter einen Tag und eine Nacht warten mußten, bis die Eisenbahnwagen sie aufnahmen.

Diese Geduldsprobe bestanden die Heimgesuchten ohne Murren. Kein Verstoß gegen die Subordination und Disciplin erniedrigte ihr unverschuldetes Geschick. Das beste Loos hätten sie verdient.

25.

Die Hälfte der ehemaligen hannoverschen Armee sollte nach Celle, die andere nach Hildesheim befördert und dort in die Heimathsbezirke entlassen werden. Die Fahrt wurde durch viel Aufenthalt peinlich verlängert. Erst am 3. Juli kam ich mit einem der letzten dieser Züge in Hildesheim an.

Kein Empfang mit äußerem Glanz und Ehren, welche man den Siegern bietet, war uns bereitet; aber Tausende füllten den Bahnhof immer, wenn hannoversche Soldaten erwartet wurden. Weit aus Stadt und Dorf waren sie her gereist, die Lieben zu empfangen, deren sie mit Angst gedacht, von denen sie keine Nachricht hatten. Vergrämte Gesichter blicken in die Reihen der Angekommenen, mit der gespanntesten Erwartung forschen sie, nach den Gesuchten. Man hört den Freudenschrei des Wiedersehens, den Schreckensruf der Enttäuschung. Die Geängstigten stürzen auf die Soldaten zu, welche die Regimentsnummer der Vermißten tragen und denen es hart ankommt, die traurige Wahrheit auszusprechen. Ich hörte einen Schrei von entsetzlicher Verzweiflung, er kam von einem jungen Mädchen, mitleidige Menschen führten sie weg.

Bis auf den Perron und die Eisenbahngeleise drängte sich die Menge. Es war schwer, die Ordnung zu erhalten und Unglück zu verhüten, denn die Züge fuhren hin und her und das Volk vergaß Alles über der Begierde, die Ankommenden zu sehen. Da mußten gar die preußischen Landwehrmänner, welche die Garnison bildeten, von den hannoverschen Beamten gegen die eigenen Landsleute zu Hilfe gerufen werden. Jene alten, bärtigen Soldaten gingen mitleidig und schonend an's Werk. Ob sie auch von rohen Gesellen und ungezogenen Buben gescholten und geschimpft wurden, sie thaten als hörten sie es nicht und drückten geduldig die Menschen von der Stelle fort, wo sie nicht sein durften.

Digitized by Google

Wie anders war es jetzt in Hildesheim, als im vorigen Herbst. Keine Banner und Fahnen zieren die Straßen, nicht schön geschmückte Damen füllen die Fenster, unter welchen die königliche Familie ihren Einzug hielt. Die Gesichter sind trübe, die Frauen in Trauergewändern, der Domplatz ist öde. Vor dem Hause, aus welchem königliche Gnaden flossen, schlich heute ein gebrochener Mann, den scheuen Blick zu Boden heftend, unruhig wie in Angst, einsam auf und nieder. Es war der Landdrost Wermuth. Seit dem Sturze seines königlichen Herrn war er ohne Halt, nicht lange darauf hat man ihn in seinem Zimmer todt aufgefunden.

Am Tage nach meiner Ankunft führte der Dienst mich wieder nach der Eisenbahn. Ein Haufen Menschen stand zusammen und aus ihm heraus hörte ich den schrecklichen Ruf, der mich gestern erschüttert hatte. Ich ging hin. „Die Wahnsinnige ist wieder da, sie wartet immer auf die Ankommenden," sagte ein Mann, der mir behilflich war, durch die Menge zu dringen. Welch' trauriger Anblick! Der alte Bauer Kort und seine Frau knieten vor Minna Kort, die sich zur Erde geworfen hatte. Wir mußten das unglückliche Mädchen in das nahe Irrenhaus bringen.

Ich verließ Hildesheim am selben Abend. Vor der Abfahrt hörte ich, daß die Preußen Tages zuvor einen großen Sieg über die Oesterreicher erfochten hätten, der wahrscheinlich den Ausgang des Krieges entschied. Auf meine Landsleute machte dies wichtige Ereigniß keinen tiefen Eindruck, sie waren zu erfüllt von dem, was ihnen nahe lag.

Meinen Vater, der mich in Hannover auf dem Bahnhofe erwartete, fand ich gealtert. Die Angst um die Kinder, der Gram um das leidende Vaterland hatten auch seine energische Natur geschwächt. Der Augenblick, als er mich in seine Arme schloß, war der erste, in dem er den Kummer vergaß. Wir fuhren gleich nach dem Hôtel zu meiner Mutter, die mit fast ungestümer Freude mich empfing. Adele war zugegen und äußerte ihre Theilnahme auf das Liebenswürdigste, und doch empfand ich, daß sie nicht herzlich gegen mich erscheinen wollte.

Nun mußte ich über unsere Angehörigen in Langensalza ausführlich berichten und von dem glänzenden Cavallerie-Angriff sprechen, bei dem Wichard verwundet wurde. Das führte mich auf Alfred, und ich erzählte, wie heldenmüthig, wie aufopfernd sich dieser merkwürdige Mann in der ganzen Zeit benommen hatte. Adele hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, ihre Augen leuchteten, sie wurde blaß und roth und vergaß fast sich selbst.

Digitized by Google

Im Austausch der Nachrichten erfuhr ich neben viel Traurigem manche edele Handlung von Bekannten und, da solche Zeiten die Menschen näher zusammen bringen, auch von Unbekannten. An der Sammlung für die darbende Armee hatte selbst der Aermste sich betheiligen wollen. Aurelius war mit dem Transport der ersten Vorräthe nach Gotha gefahren und hatte Zettel's Frau zu ihrem Manne, welchem der rechte Arm abgenommen war, nach Kirchheilingen geleitet.

Das Gespräch von unserem kurzen Feldzuge machte meinen Vater lebendig. Er hatte jede Nachricht von der Armee mit Begierde empfangen, verglichen, geprüft und die Ueberzeugung gewonnen, daß wir unsere Schuldigkeit im vollen Maße gethan, nur Ehre und nicht den geringsten Makel dem alten hannoverschen Waffenruhme hinzugefügt hatten. Er war stolz auf die Armee und auf den Sohn, der ihr angehörte.

Dieselbe Theilnahme und Gesinnung, den gleichen Stolz auf unsere Waffen nahm ich an den folgenden Tagen überall bei den Hannoveranern wahr. Sie waren wohl ein Balsam auf die Wunde, welche die Capitulation geschlagen hatte, aber heilen konnten sie dieselbe nicht. Ich und die meisten Kameraden hatten die Folgen der kleinen Souverainetät zu bitter empfunden, als daß wir in der Armee, wie sie in ihrer ohnmächtigen Selbständigkeit bestanden hatte, wieder hätten dienen mögen. Als ich am nächsten Morgen meine Civilkleider anzog und wehmüthig meine Uniformstücke weglegte, fühlte ich schmerzlich, wie sehr das Herz an den Erinnerungszeichen vergangener Tage hängt. Aber ich dachte nicht daran, diese Uniform wieder zu tragen, und habe mich nur noch einmal damit bekleidet, an einem der folgenden Tage, als die Generale mit ihren Stäben der Königin in Herrenhausen die Aufwartung machten.

Das Lob der Königin war in aller Munde. Sie hatte in der schweren Zeit, allein stehend, ihre Stellung richtig erkannt und auf das Würdigste behauptet.

Die ehemals so besuchte Herrenhäuser Allee war leer, der Schloßhof unbelebt, keine Schildwache stand da. Die Aufwartung der preußischen Generale und die preußische Ehrenwache hatte die Königin sich verbeten. Ein Kammerherr führte uns durch das stille Schloß nach den Gemächern Ihrer Majestät. Kaum hatten wir uns aufgestellt, als sie mit den beiden Prinzessinnen ohne Gefolge eintrat. Sie waren in tiefe Trauer gekleidet; das in diesen wenigen Tagen erbleichte Haar der Königin glänzte weiß unter der schwarzen Haube. Sie antwortete auf die kurze Ansprache mit bewegter Stimme, indem sie der Armee dankte und ihre Theilnahme an

Digitized by Google

dem Schmerz, der in viele Häuser eingekehrt war, ausdrückte. Dann sprach sie in ungewohnter Weise kräftig, als habe die Leidenszeit ihren Geist gestärkt. Sie sprach es aus, daß sie wenig Hoffnung habe, uns und unsere Kameraden wiederzusehen. Sie täuschte sich weniger als ihre Unterthanen über die Zukunft. Sie kannte den König und ahnte, daß seine Unnachgiebigkeit ihm und ihrem Sohne den Thron kosten werde. Wehmüthig grüßend entließ sie uns mit dem Hinweis, daß Gott Alles zum Besten lenke.

Das wahre Mitgefühl und die Ergebung der Königlichen Frau, die uns vereinsamt und verlassen erschien, rührte uns tief. In welchem Glück und strahlenden Glanz hatten wir sie gesehen! Jetzt stand sie vor uns, nicht irdischen Verlust beklagend, nicht verzagend, aber wie eine trauernde Mutter den Tod der Söhne beweinend. Diesen schmerzlichen und doch schönen Eindruck habe ich von der Königin Marie, die ich in jener Stunde zum letzten Male sah, bewahrt.

Die Stadt Hannover hatte einen anderen Charakter angenommen. Die Merkmale, welche sonst die Residenz erkennen ließen, waren verschwunden. Die Hannoveraner blieben, so viel sie konnten, zu Hause. Die Straßen waren leerer. Man begegnete fast nur fremden Gesichtern. In unseren Casernen lagen preußische Truppen, die gute Disciplin hielten und manche kleine Neckereien nicht beachteten. Die preußischen Officiere hielten sich zurück; wo man sie sah, zeigten die meisten Mitgefühl und einen würdigen Ernst. Die hannoverschen Kinder trugen ihren Patriotismus mit gelbweißen Fähnchen und dergleichen Kundgebungen zur Schau. Eigentlicher Haß gegen Preußen trat in der ersten Zeit der feindlichen Occupation nicht zu Tage. Damals hielt die Mehrzahl der Hannoveraner das Schicksal der verlorenen Selbständigkeit noch für vorübergehend. Die alten Leute verwiesen gern auf ähnliche oder schlimmere Zustände, welche sie im Anfange des Jahrhunderts erlebt hatten und nach denen doch Alles wieder gut geworden war.

Mich brachte ein sonderbarer Vorfall in die erste Verbindung mit der preußischen Militärbehörde. Eines Mittags, bald nach meiner Heimkehr, kam der Diener meines Vetters Jobst in großer Aufregung zu mir und meldete, daß sein Herr schwer krank im Henriettenstift liege. Dabei machte er ein Zeichen mit der Hand auf der Stirn, um anzudeuten, daß Jobst verrückt geworden sei. Ich ließ eine Droschke holen; bis sie kam, erzählte der Diener, was sich zugetragen. Als er mit seinem Herrn Langensalza verlassen hatte, waren sie die Nacht hindurch geritten, am andern Tage

Digitized by Google

hatten sie in einem Walddorfe, den Namen wußte er nicht, geruht; in der folgenden Nacht waren sie wieder geritten. Dann waren sie in die kleine Stadt Osterode gekommen und darin den Tag und die Nacht darauf geblieben, um nun am Tage und langsamer weiter zu reiten; denn Jobst fühlte sich matt, und obgleich er nicht klagte, merkte sein Diener ihm an, daß er Schmerzen hatte. Zuletzt waren sie in die Nähe von Hildesheim gekommen, und nun hatte Jobst sich wieder verbergen wollen. Deshalb waren sie den Tag über in einem Dorfe geblieben, welches sie in der letzten Nacht verlassen hatten.

„Bei diesem Ritt," erzählte der Diener weiter, „wurde der Herr sonderbar. Er sprach mit sich selbst, hielt oft an und lauschte, dann jagte er wieder. Mir kam die Furcht, daß es nicht recht bei ihm sei. Und so war es. Als wir am Morgen bei Hannover am Döhrener Thurm waren, glaubte ich, der Herr werde auf der Chaussee nach der Stadt reiten. Da hielt er wieder, blickte den Thurm an, sah sich um. Dann blickte er an dem Thurm hinauf, nahm die Mütze ab und verbeugte sich, wobei er rief: „Hannovers Spartaner!" — Das ist ein Buch, was er sich kaufte, als wir noch bei der Garde-du-corps standen. Der Herr gab es mir damals zu lesen, es war eine sehr schöne Kriegsgeschichte von dem Döhrener Thurm. Die fiel ihm jetzt ein; aber als wisse er nun erst, wo wir waren, bog er von der Chaussee ab und ritt in den Wald hinein. Als wir uns auf diesem Wege der Stadt genähert hatten, ritt er an die Waldgrenze und sah preußische Infanterie, die auf dem Felde exercirte. Sogleich kehrte er in das Gebüsch zurück, pfiff leise ein lustiges Lied, verließ den Reitweg und näherte sich dem Grenzgraben des Waldes, wo wir am nächsten bei den preußischen Soldaten waren. Da auf einmal setzt er hinüber, jagt auf sie los, läßt den Zügel los, den er mit der rechten Hand halten mußte, zieht den Säbel und greift die Infanterie an. Ich jagte hinterher und schrie: „Mein Herr, mein armer Herr!" Die Soldaten liefen auseinander. Es war ein Glück, daß der Herr das Pferd nicht mehr regieren konnte, sonst hätte er Unglück angerichtet. Die Zügel waren herunter gefallen, er sauste, mit dem Säbel in die Luft schlagend, weiter bis an eine Barrière. Er ritt den großen Pharao, der so sicher sprang und jetzt auch springen wollte, sich aber in die Zügel verfangen hatte. Er sprang zu kurz, schlug vorn über und brach das Genick, der Herr war vorn weg geschleudert, sprang wieder auf und schlug mit dem gesunden Arm um sich. Glücklicherweise war der Säbel weggefallen. Die Soldaten hielten den Herrn, bis ein preußischer Major kam, der ihn nach

Digitized by Google

dem General-Hospitale bringen lassen wollte. Auf meine Bitte trugen sie ihn nach dem Henriettenstift, wo wir dicht bei waren. Mich ließ der preußische Major mit meinem Pferde nach unserer Garde-du-corps-Kaserne führen."

Der Arzt des Henriettenstiftes beruhigte mich, mein Vetter hatte ein rasendes Fieber, nicht mehr. Dann fuhr ich mit dem Diener nach der preußischen Commandantur, legitimirte den kranken Jobst und befreite den Diener mit seinem Pferde. Darauf schrieb ich an Onkel Georg, wie es mit seinem Aeltesten stand. Denn Günther war nicht in Hannover. Wie die meisten Kameraden, welche an ihre ehemalige Garnison durch Nichts mehr gebunden waren, hatte er sich zu seinen Angehörigen begeben, jedoch erst, nachdem er sich bei seinem Regiments-Commandeur zum Wiederantritt des Arrestes gemeldet und hierauf den Befehl erhalten hatte, die Entscheidung bei seinen Eltern zu erwarten. Der König hat ihm den Rest der Strafe, die ohne Mitwirkung der preußischen Behörde nicht vollzogen werden konnte, im Gnadenwege erlassen.

Die Angelegenheiten der aufgelösten hannoverschen Armee konnten nur durch Mitwirkung ihrer Officiere geregelt werden. Die Preußen ließen es deshalb geschehen, daß der General von Arentsschildt und die unteren Truppenbefehlshaber in gemietheten Räumen ihre Bureaus einrichteten, in welchen hannoversche Officiere, Unterofficiere und Soldaten aus- und eingingen und wie früher, nur in bürgerlicher Kleidung, ihren Dienst versahen. Weil den preußischen Behörden selbst an einer ordentlichen Abwickelung der Geschäfte gelegen sein mußte, so fand dieser modus vivendi nach und nach die Anerkennung unserer Feinde. Durch die Feststellung der persönlichen Verhältnisse, sowie durch Rathschläge und Fürsprache haben jene anonymen Bureaus das Schicksal vieler alten Unterofficiere und Soldaten erleichtert.

Diese Thätigkeit zog für mehrere Stunden die Gedanken von den schweren Sorgen, welche jeder Tag brachte, einigermaßen ab. Nur selten kamen gute Nachrichten. Die beste war, daß Adelens Bruder Christian gesund geblieben war. Dagegen wurden viele hannoversche Familien durch Todesbotschaften aus dem österreichischen und preußischen Heere in neue Trauer versetzt. Graf Eberhardt fiel bei Königgrätz. Das war auch für mich ein Verlust. Wir hätten Freunde werden können; denn er empfand Zuneigung für mich, und ich schätzte seinen geraden Charakter und seinen Verstand. Sein sprudelndes und mein ruhigeres Temperament würden einander ausgeglichen haben. Meine Eltern beklagten mit mir den Tod

Digitized by Google

dieses begabten Mannes; Adelens Theilnahme ging nicht über das Mitgefühl hinaus, welches fremdes Unglück einflößt.

Die täglichen Nachrichten über Wichard's Zustand erregten abwechselnd Furcht und Hoffnung. Meine Eltern wollten nach Langensalza fahren. Zwar wußten sie, daß die Baronin für Clotilde wie für ein eigenes Kind sorge, aber die Trennung von der leidenden Tochter war hart. Adelens Sehnsucht dorthin war nicht minder lebhaft. Sie warteten auf Aurelius' Rückkehr, weil er über die Zweckmäßigkeit der Reise ein sicheres Urtheil abgeben könnte. Endlich kam er und berichtete genau. Die größte Ruhe und sorgfältigste Pflege sei für Wichard nothwendig, und für beides sei gesorgt. Dennoch rieth er zu der Reise, obgleich die Anwesenheit meiner Eltern und Adelens dem Kranken vielleicht verborgen bleiben müsse. Eine Wohnung hatte er gefunden. Ich sah, wie Adele sich über den nun gefaßten Entschluß freute. Am andern Morgen reisten sie ab.

Die Ansichten über die Zukunft unseres Königreichs gingen in den ersten Wochen nach der Capitulation von Langensalza in den Gesprächen, wie in der Presse weit auseinander. Während außerhalb Hannovers viele Stimmen laut wurden, welche im Interesse Deutschlands die Entthronung der besiegten Fürsten und die Einverleibung ihrer Länder in Preußen forderten, war den meisten Hannoveranern der Untergang ihres Staats undenkbar. Sie hielten einen ehrenvollen Frieden auf Grund von Zugeständnissen, welche der König Georg jetzt machen werde, noch für möglich. Und könne der König selbst sich hierzu nicht verstehen, so werde er dem Throne zu Gunsten des Kronprinzen entsagen, und dieser mit Preußen Frieden schließen. Die Officiere hofften auf eine Herstellung der Armee in der Weise, daß dieselbe unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen nach preußischen Grundsätzen reorganisirt würde, wobei die alten Regimenter erhalten, die Officiere bei ihren Mannschaften bleiben könnten.

Aurelius gehörte zu den Männern, welche den König Georg richtig beurtheilten und die Voraussetzung seiner Nachgiebigkeit für einen Irrthum erklärten, trotzdem aber noch einen Versuch für geboten erachteten, den blinden Monarchen über die Gefahren aufzuklären, von denen er und sein Haus bedroht waren.

Der König hatte sich mit dem Kronprinzen von Langensalza nach einem altenburgischen Jagdschlosse begeben; jene Männer in Hannover wußten, daß seine bisherigen Rathgeber ihn drängten, nach Wien zu reisen. Wenn der König Georg dies that, wenn er durch seine persönliche Anwesenheit an dem besiegten Kaiserhofe die Absicht bekundete, in der Feind-

Digitized by Google

schaft gegen Preußen zu beharren, so schwand jede Hoffnung auf Versöhnung. Es wurde deshalb von jener Seite Alles, was möglich war, unternommen, um den König zu warnen; aber vergeblich, er begab sich mit dem Kronprinzen nach Wien.

Freilich war auch in Hannover eine Partei, welche das Heil von der starrsten Unnachgiebigkeit gegen Preußen erwartete und trotz ihres befangenen Urtheils leider den Einfluß besaß, Stimmung zu machen. Sie bestand, einzelne Ausnahmen abgerechnet, aus dem kleinen Adel, der im hannoverschen Lande viel bedeutet und wenig Aussicht hatte, in einem großen Staate ähnliche Geltung zu gewinnen. Daß Diejenigen, welche der Königlichen Familie persönlich nahe gestanden hatten, an die Entthronung nicht glauben und, wäre sie unabwendbar, einem anderen Herrn nicht dienen mochten, war begreiflich und achtungswerth. Daß aber Diejenigen, welche sich in den letzten Jahren von dem Hofe zurückgezogen und, statt eine Stütze des wankenden Thrones zu sein, ihr Mißvergnügen mit der Regierung des Königs Georg zur Schau getragen hatten, jetzt einen ritterlichen Windmühlenkampf begannen, war unklug und, da es Unfrieden unter den eigenen Landsleuten erzeugte, nicht zu billigen.

Tante Balbina bestrebte sich, in Wort und That ihre Feindschaft gegen Preußen unzweifelhaft zu machen. Die politisch mäßigen oder unbestimmten Elemente duldete sie nicht in ihrem Kreise. Die Schauspielerin Mira, welche sich den Preußen näherte, betrat ihr Haus nicht mehr. Meine Besuche waren ihr nicht willkommen; ich ließ mich aber, um den Familienzusammenhang aufrecht zu erhalten, nicht abschrecken. Eines Morgens fand ich einen Goldschmied bei ihr. Sie entwarf mit ihm Broschen, in welche ein Geldstück mit dem Bilde des Königs gefaßt werden, und Tuchnadeln, die zu Ehren der Königin ein Marienblümchen darstellen sollten. Bald darauf trug sie auf ihrem Trauerkleide eine solche Brosche, Herr Müller aber eine solche Tuchnadel und im Knopfloche ein gelbweißes Band. Und Beide freuten sich, daß dies unter den Anhängern der sich bildenden Welfenpartei Mode und als Wahrzeichen fester Gesinnung betrachtet wurde. Die Preußen waren so klug, die ungefährliche Demonstration nicht zu bemerken.

Die Ende Juli zwischen Preußen und Oesterreich in Nikolsburg abgeschlossenen Friedens-Präliminarien riefen, obgleich ihr Inhalt nicht unerwartet war, in Hannover neue Aufregung hervor. Jetzt sahen Diejenigen, welche auf die Herstellung des Königreiches gerechnet hatten, ihre Hoffnung schwinden; denn es blieb kein Zweifel mehr, daß Preußen unser

Digitized by Google

Land annectiren würde. Diejenigen aber, welche die Einigung der Nation seit Jahren aufrichtig gewünscht hatten, freuten sich der Aussicht, welche die Zukunft dem Deutschen Vaterlande eröffnete. Freilich ging die zunächst zu erwartende Einheit unter Preußens Führung nur bis zum Main, und es blieb neben Norddeutschland und dem aus Deutschland scheidenden Oesterreich eine aus Bayern und den kleineren süddeutschen Ländern sich bildende Staatengruppe, auf deren preußenfeindliche Gesinnung Frankreich rechnete. Indeß hatte Preußen in diesem Kriege bewiesen, daß es aus Norddeutschland bald eine mächtige Wehr machen könne, und man durfte dem Geiste der Nation vertrauen, daß jene Gruppe in nicht ferner Zeit dem größeren Theile sich anschließen werde. Der Wunsch entstand, daß der König von Preußen den Titel „Kaiser von Norddeutschland" annehmen möge, der — so hoffte man — dereinst in den besseren „Kaiser von Deutschland" übergehen werde.

Aber auch die opferwilligsten Gemüther wurden von dem bevorstehenden Untergange der stolz und behaglich genossenen Selbständigkeit des engeren Vaterlandes mit Wehmuth erfüllt, das Mitleid mit dem Schicksal der Königsfamilie regte sich in verstärktem Maße, Jeden bewegte der Sturz der alten Welfen-Dynastie. Die Treue und Anhänglichkeit äußerte sich am heftigsten in den Adelsgeschlechtern, welche dem Fürstenhause durch Generationen hindurch nahe gestanden hatten. Sie sprach sich aber auch bei den Bürgern der Städte und den Bauern des platten Landes lebhaft aus. In der Residenz, welche sich unter den Königen Ernst August und Georg V. außerordentlich gehoben und verschönert hatte, traten Besorgnisse über die Verluste ein, welche Handel und Gewerbe erleiden würden, wenn der von dem Königlichen Hofe, den obersten Staatsbehörden, den Gesandtschaften fließende Gewinn aufhörte. Hierzu kam die Abneigung gegen preußisches Wesen. Dem Hannoveraner war der Brandenburger, welcher für den Repräsentanten des Preußenthums galt, nicht sympathisch. Ueber die Selbstzufriedenheit der Berliner witzelten die selbstzufriedenen Hannoveraner gern. Die preußische Bureaukratie, die Alles über denselben Leisten schlage, den preußischen Dienst, der mit rücksichtsloser Härte, zuweilen mit nutzloser Derbheit seinen Zweck über das Wohl der Dienenden stelle, fürchteten sie. Und einzelne Fehlgriffe der neuen Regierung bestärkten sie in ihrem Mißtrauen.

Aus den Eindrücken dieser Tage rief mich ein Telegramm meines Vaters nach Langensalza. Wichard's Zustand hatte sich äußerst verschlimmert. Ich reiste mit dem nächsten Zuge ab und kam doch zu spät. Die Kugel

Digitized by Google

in der Bruſt hatte noch einen kleinen Weg gemacht und auf dieſem den Lebensfaden zerriſſen.

Mein Vater führte mich gleich an Wichard's Leiche. Ein ſchmerzlicher Zug lag auf dem ſchönen bleichen Antlitze des Freundes, der ſo gern gelebt hätte.

Die Angehörigen waren zerſchlagen. Die Hoffnung, daß der Geliebte dem Leben erhalten werde, hatte ſich in wenigen Stunden in den grauſamſten Schmerz verwandelt. Der Baron und Adele ſuchten nach Kraft, die Anderen zu tröſten. Die Baronin ließ den lindernden Thränen freien Lauf. Aber Clotilde! Man hatte ſie kaum ohne Gewalt von der Leiche trennen können. Nun ſaß ſie, bleich wie Wichard, mit trockenen Augen, wortlos, theilnahmlos da. Selbſt meine Ankunft ſchien ſie nicht zu empfinden. Meine Mutter, von der höchſten Angſt gequält, hielt die unglückliche Tochter in ihren Armen. Alfred ſtand unbeweglich an eine Wand des Zimmer gelehnt, den kummervollen Blick ſeines blaſſen Geſichts auf Clotilde gerichtet.

Ein evangeliſcher Geiſtlicher Langenſalza's ließ ſich melden. Er kam aus eigenem Antriebe. Ich ſah, daß meiner Mutter und der Baronin der Beſuch willkommen war. Ein alter Herr, mit ſpärlichem weißen Haar, auf deſſen milden Zügen ein köſtlicher Frieden lag, trat ein. Er nahm neben Clotilde Platz. Ich hatte noch niemals den Werth des geiſtlichen Zuſpruchs ſo empfunden, wie in dieſer Stunde. Seine ſchlichten Worte von Gottes Willen, von der kurzen Trennung und der ewigen Vereinigung mit dem Geliebten ſchmolzen das Eis des Grams, welches das Herz meiner armen Schweſter erſtarrt hatte. Sie brach in Thränen aus. Uns Allen hatte der Prediger Kraft gegeben.

Auch die Theilnahme, welche viele Langenſalzaer zu erkennen gaben, wirkte wohlthuend. Der Beſuch der Dame, welche Wichard zuerſt gepflegt hatte, wurde auf Clotildens Wunſch angenommen. Dann kamen Leinau's. Clotilde lag lange weinend in Felicia's Armen; in dem Gefühle, daß dieſe Wichard lieb gehabt hatte, wollte ſie ſich gar nicht von ihr trennen.

Etwas beruhigter konnten wir Männer die trauernden Frauen verlaſſen. Nun richtete der Baron die Gedanken auf das unvermeidlich Nahe, die Beſtattung. Er war zweifelhaft, was er thun ſolle. Er glaubte, daß Wichard gewünſcht haben würde, ſein Grab neben denen der Kameraden auf den Friedhöfen des Schlachtfeldes zu haben. Er ſelbſt wünſchte im Sinne der Baronin und Clotildens die Leiche in der Familiengruft beizuſetzen. Da eröffnete Alfred uns, daß Wichard, als er gleich nach der

Digitized by Google

Verwundung noch auf dem Schlachtfelde zu sprechen vermochte, den Wunsch, auf dem Gute beigesetzt zu werden, bestimmt ausgesprochen habe. Er sagte: „Da bin ich bei Clotilde.“ Diese Worte, welche zögernd und kaum verständlich aus Alfred's Munde kamen, entschieden, und ich übernahm mit seiner Hilfe die Vorbereitungen.

Clotilde gewährte der gefaßte Beschluß eine Beruhigung. Und da Leinau's den Wunsch meiner Eltern, mit uns nach dem Gute zu fahren, erfüllen wollten, so war auch durch Felicia's Begleitung ein Trost für meine Schwester gewonnen. Wir Alle bereiteten uns, den Ort der Schmerzen zu verlassen.

In der von theilnehmenden Andächtigen gefüllten Kirche sprach der greise Prediger, an die Schicksale der braven Hannoveraner anknüpfend, eine ergreifende Trauerrede. Dann geleiteten der Baron, Alfred und ich den Sarg nach Gotha. So kam ich noch einmal durch das Land, worin unserer Armee die härtesten Entsagungen auferlegt waren. Die anderen Mitreisenden vereinigten sich mit uns, als der Zug zur Abfahrt bereit war. Eine lange, traurige Eisenbahnfahrt brachte uns nach Holstein.

Die Beamten des Barons empfingen den Sarg am Bahnhofe, am Dorfeingange erwarteten ihn die aus der Umgegend gekommenen Freunde und die Gutseingesessenen.

Mit feierlichem Trauergesange wurde die Leiche des von Allen geliebten jungen Herrn nach der Kirche gebracht und dort nach der Predigt und Einsegnung unter Zephirius' Orgelklängen in die Gruft der Väter getragen.

26.

Am Tage nach der Bestattung kehrte Alfred zu seinen Geschäften nach Hamburg zurück. Er hätte sich am liebsten den Dankesworten entzogen, die ihm alle Leidtragenden auf das Herzlichste auszusprechen wünschten. Clotildens Hand lag lange in der seinigen, sie ließ sie ihm gedankenlos, und er hielt sie schmerzlich fest. Auf Adelens Gesicht trat ein Zug von Bitterkeit, als ihre Eltern um seine baldige Wiederkehr baten und er ihr die Hand zum Abschied reichte. Der alte Capitän hatte Alfred's hochsinnige Handlungen mit Bewunderung vernommen und dies durch sein Benehmen mehr als durch Worte ausgedrückt. Nun wartete er am Gitter des Schloßhofes und nahm, als Alfred wegfuhr, den Hut vor seinem jungen Freunde ab.

An demselben Tage verließen Eichborn's uns. Bertha fühlte, daß ihr längeres Bleiben jetzt weder Adele noch Clotilde zum Trost gereicht

Digitized by Google

hätte. Nur wenn Clotilde mit meinen Eltern und Felicia allein war, fand ihr Herz einige Ruhe.

Herr von Leinau hatte alte Verbindungen in der Umgegend und reiste hin und her.

Auch die Schloßbewohner blieben am liebsten allein.

So bewegten sich unsere Tage still dahin. Ich beschäftigte mich mit unseren Familienpapieren und fing an, diese Erzählung zu schreiben. Ich war viel in des Capitäns Gesellschaft, um mit ihm von dem Kriege und seinen Folgen zu sprechen, und ging oft zu Zephirius. Den Greis beugte der Gram meiner Schwester, er bedurfte der Zerstreuung.

Der Monat August endete mit dem Friedensschluß, welchem die Einverleibung Hannovers und Schleswig-Holsteins in die preußische Monarchie folgte.

Mein Vater sah in der Entthronung des Königs Georg, in der Verdrängung des Herzogs Friedrich zwar Handlungen gegen das geschriebene Recht, erkannte darin jedoch solche Fügungen in den Geschicken der Völker, welchen nach Gottes Rathschluß die Menschen sich unterwerfen sollen. Er sagte: „Die annectirten Länder bringen der Einheit Deutschlands die größten Opfer, und Preußen, welchem der Sieg vergönnt ist, übernimmt mit seinen Erfolgen schwere Verpflichtungen. Es muß an sich selbst Entsagung üben, um den Schatz, den es gehoben hat, richtig zu würdigen. Wenn es sich die neuen Unterthanen versöhnen will, muß es über preußisches Wesen hinaus deutsch fühlen und regieren."

Die Briefe, welche ich nach der Annection erhielt, zeigten mir, daß die Kameraden auch jetzt noch an der Hoffnung, unsere Regimenter als preußische wieder errichtet zu sehen, festhielten. Einige unserer alten Generale hatten bei dem preußischen Gouvernement diesen Wunsch befürwortet.

Der Baron war mit der Lösung der schleswig-holsteinschen Frage zufrieden. Nach zwanzigjährigem Kampfe hatte seine Heimath endlich einen festen Halt und klare sichere Zustände gewonnen.

Nun kehrte auch Christian aus dem Felde zurück und kam bald darauf nach dem Gute. Sein Besuch brachte die erste Freude in das Schloß. Seine Eltern wurden wieder empfänglich für das Glück. Adele aber verharrte in ihrem Trübsinn, keine Hoffnung brachte auf ihre Wangen das blühende Roth der Jugend zurück. Frau Charlotte klagte oft, daß der Gram von ihrem Liebling nicht weichen wolle. Mich mied Adele, und ich suchte sie nicht.

Die Erntezeit war auf dem Gute ohne fröhliche Feste zu Ende gegangen,

Digitized by Google

die Blätter welkten und fielen, als ein Brief mich nach Hannover rief, wo viele im Lande zerstreute Kameraden sich zu Besprechungen über Angelegenheiten, die aus ihrem früheren Verbande noch zu lösen waren, versammeln wollten.

Daß dabei unsere Zukunft zur Sprache kommen würde, war vorauszusehen. Das preußische Gouvernement hatte die Uebernahme der ehemaligen hannoverschen Officiére in den preußischen Militärdienst in Aussicht gestellt. Es war aber wahrscheinlich, daß wir in alle Winde zerstreut würden; die Hoffnung, zusammen zu bleiben, mußten wir aufgeben. Jeder Einzelne mußte sich nun klar darüber werden, was er thun wolle. Da ich in meinem Berufe zu bleiben wünschte, so war ich nicht zweifelhaft, daß ich nur in der preußischen Armee mich befriedigt fühlen würde. Es war bekannt, daß auch der König von Sachsen geneigt war, hannoversche Officiere anzustellen. Dort kamen sie aber in dieselben kleinen Verhältnisse, die für Hannover unglücklich geendet hatten. Für mich hätte es deshalb der Zureden des alten Capitäns, daß ich preußischer Officier werden solle, um so weniger bedurft, als mein Vater dieser Absicht keineswegs entgegen war. Er sagte: „Die alten Officiere werden schwerlich in die fremden Verhältnisse sich finden; die jüngeren, welche noch Zeit vor sich haben, müssen den Versuch machen. Hannovers Schicksal ist nicht mehr zu ändern, deshalb setze Jeder seine Kräfte ein, das Neue heilsam zu gestalten. Indeß sind die Wunden noch offen. Schon jetzt in die Reihen derer einzutreten, die vor Kurzem unsere Feinde waren, hat etwas Verletzendes. Ihr müßt die Sache an Euch kommen lassen. Wird nach einiger Zeit der preußische Dienst Dir angeboten, so geh' mit Gott muthig an's Werk. Manches wird Euch schwer werden, und Anderes werdet Ihr von den Preußen noch lernen müssen. Ihr werdet aber auch das Bessere, was die hannoverschen Officiercorps auszeichnete, dorthin übertragen und vielleicht hier und da einen guten Einfluß ausüben."

Nun war ich wenigstens über meinen eigenen Entschluß im Klaren und beruhigt, als ich die Reise nach Hannover antrat; aber voll Sorge um Clotilde trennte ich mich von den Meinigen. Wir vermochten nicht, sie von ihrer Schwermuth zu befreien; ihren Schmerz wollte sie für sich allein tragen. Sie zeigte uns und Felicia die rührendste Liebe, sie klagte nicht, sie weinte nicht mehr, und willig befolgte sie die Wünsche, welche ihr ausgesprochen wurden. Die Zusprüche des Pastors, den sie lieb hatte wie er sie, hörte sie gern und dankbar. Als der Arzt verlangte, daß sie an den kühleren Herbsttagen nicht in die Kirche gehe, befolgte sie ohne

Digitized by Google

Widerspruch selbst diesen Rath, und wir wußten, welches Opfer sie damit brachte. In der Kirche, nahe der Gruft, worin Wichard ruhte, war sie am liebsten. Sonst besuchte sie jeden Gottesdienst und ging auch zu anderer Zeit an den geweihten Ort, um bei den klagenden Tönen von Zephirius' Orgelspiel sich in die Gedanken an den Geliebten zu verlieren. — Nur ein Wunsch versetzte sie in so heftige Erregung, daß man auf ihn verzichtete. Meine Eltern wollten mit ihr reisen, um sie zu zerstreuen. Der Arzt rieth zu einem Aufenthalt im Süden. Clotilde drückte aber ihr Verlangen, zu Hause zu bleiben, so dringend, so verzweiflungsvoll aus, daß dieser Plan aufgegeben wurde.

Herr von Leinau fuhr mit mir nach Hannover. Vor dem Kriege hatte er die Absicht gehabt, sich dort dauernd niederzulassen; er wollte sehen, ob das unter den jetzigen Umständen noch rathsam sei.

Niemals hat die Heimkehr in einen vertrauten Wohnort mich so ergriffen, wie diesmal die Ankunft in Hannover.. Ich kam in ein anderes Land, in eine andere Stadt. Die weißgelbe Farbe und das hannoversche weiße Pferd an den Schlagbäumen und in den Wappen waren verschwunden. Die neuen Hoheitszeichen nahmen ihren Platz ein. Von den herrschaftlichen Gebäuden wehte die schwarzweiße Fahne. Wir waren Preußen geworden. Mir schien mein Hausrecht verletzt zu sein. Hier, wo ich vor Kurzem etwas, wenn auch noch so wenig, bedeutete und zu sagen hatte, galt ich gar Nichts mehr. Die Erbgesessenen waren verdrängt, Eindringlinge herrschten an ihrer Stelle und hatten Hannover den Hannoveranern fremd gemacht.

Die preußische Garnison war zu einer bedeutenden Stärke angewachsen, viele Beamte aus jenem Staate hatten hier Verwendung gefunden. Sie, wie die preußischen Officiere und andere von dort zahlreich Eingewanderte waren nicht mehr, wie anfangs, zurückhaltend. Sie fühlten sich auf eigenem Grund und Boden.

Die Straßen waren nicht leer und öde, wie in der ersten Zeit nach der Occupation. Man sah viele fremde Gesichter, die neugierig und vergnügt den errungenen schönen Besitz betrachteten. Auch ein reges geschäftliches Treiben hatte sich bereits entwickelt. Die frühere Eleganz, das stillere, vornehme Leben war verschwunden; aber es ließ sich erkennen, daß Handel und Wandel in anderer Art Ersatz finden würden.

Die Königin Marie hatte Herrenhausen verlassen und vorläufig in der Marienburg ihren einsamen Wohnsitz genommen. Mehrere Familien waren fortgezogen; der Hofadel, welcher zu Ihrer Majestät nicht in den nächsten Beziehungen stand, war abgereist. Tante Balbina hatte treu in

Digitized by Google

der Stadt ausgeharrt und fuhr oft zu der unglücklichen, von dem Gatten und dem Sohn getrennten Königin.

Zu dieser allgemeinen Veränderung alter lieber Verhältnisse und Umgebungen kam die sehr beklagenswerthe Spaltung, welche die Verschiedenheit des politischen Standpunktes in die Familien und nahe befreundeten Kreise trug. Die blinden Anhänger des blinden Königs schürten den Parteihaß zu einem Feuer an, welches, weiter um sich greifend, das ehemals so einträchtige Officiercorps zu erfassen drohte.

Die edelsten Elemente der alten hannoverschen Gesellschaft, welche das Schicksal des Fürstenhauses und des Landes nicht minder beklagten, als die Heißsporne der Welfenpartei, suchten dem Unabänderlichen die Schärfe zu nehmen, den Uebergang in die neuen Verhältnisse zu ebenen und den erhabenen Gewinn der verstärkten Machtstellung Deutschlands in das rechte Licht zu setzen. Zu ihren Führern gehörten Aurelius und Frau Elisabeth; ihnen schlossen sich diejenigen hannoverschen Officiere an, die ein feindseliges Auftreten gegen Preußen für unrichtig hielten, jedoch aus irgend einem Grunde nicht in den preußischen Dienst zu treten beabsichtigten. Zettel war geheilt, aber einarmig. Er konnte also nicht daran denken, Soldat zu bleiben, übte sich im Schreiben und aller Hantierung mit der linken Hand und hoffte auf eine Anstellung im Communaldienst. Zu ihnen gehörte auch Pollux, der ein mißvergnügter, ungeselliger Mann geworden war und sich nimmer dazu verstehen konnte, die Uniform derer zu tragen, welche seinen Kastor getödtet hatten.

Mein Vetter Jobst war aus dem Henriettenstift geheilt entlassen. Nur war seine linke Hand steif geblieben; doch konnte sie den Zügel halten und das genügte Jobst. Uebrigens war er milder geworden. Frau Elisabeth, welche ihn während seiner Krankheit oft besuchte, scheint sein Gemüth erweicht zu haben; denn er hatte ihr, als er das Bett noch nicht verlassen durfte, einen Brief an seinen Vater dictirt, worin er diesen um Verzeihung bat und auf die Verbindung mit der Schauspielerin verzichtete.

Das Letztere wurde ihm dadurch erleichtert, daß Pauline und Mira bei dem Schauspiel in Berlin angestellt waren und Hannover verlassen hatten.

Nach seiner Genesung war Jobst eine kurze Zeit bei seinen Eltern gewesen, dann nach Wien gereist und jetzt einer der eifrigsten Agitatoren für die Sache des Königs Georg. Vorübergehend sah man ihn hier und da in Hannover, und dann verschwand er wieder. Im Lande hatte er sein Hauptquartier in Celle aufgeschlagen und zwar im Hause von Onkel Wilhelm, der sich mit seiner Familie nach dieser Stadt, deren erste

Digitized by Google

Gesellschaft immer äußerst exclusiv und jetzt eifrigst welfisch war, zurückgezogen und meine Cousine Marie zu sich genommen hatte, damit diese Celle's high life genieße.

Günther fand ich in Hannover. Auf ihn hatte unser hartes Geschick ebenfalls einen läuternden Einfluß ausgeübt. In den preußischen Dienst wollte er nur aus dem Grunde nicht eintreten, weil seine Eltern ihn — wie er sich ausdrückte — verfluchen würden, wenn er es thäte. Er hoffte in den königlich sächsischen Dienst zu kommen. Auch hierzu hatte Onkel Georg seine Zustimmung anfangs verweigert, weil Günther als sächsischer Officier in einem künftigen Kriege, auf welchen die Welfenpartei rechnete, verhindert sein könnte, gegen Preußen zu kämpfen. Erst nachdem mehrere Söhne aus welfisch gesinnten Häusern den sächsischen Dienst gewählt hatten, hielt Onkel Georg Günther's Verlangen für zulässig und gab nach.

Die Welfenpartei schloß ihre Häuser für Jeden, der ihr nicht zweifellos angehörte. Die, nicht immer geschickten, Versuche der Preußen, eine Versöhnung herbei zu führen und in ihre Gesellschaft einzutreten, wurden mit größter Entschiedenheit, zuweilen schroff, zurückgewiesen. Die preußischen Officiere und Beamten waren zahlreich genug, um einen Kreis für sich zu bilden, und gaben es auf, ihn auf die Hannoveraner auszudehnen.

So bildeten sich nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in anderen Orten des Landes drei, wohl nach Rang und Stand in verschiedene Classen gesonderte, aber in sich zusammenhaltende, von den anderen getrennte Gesellschaften. Herr von Leinau fand in den gebildetsten und unbefangensten Familien den ihm und Felicia zusagenden Umgang. Aurelius zog ihn an und er wußte, wie hoch Felicia Frau Elisabeth schätzte. Und mehr noch als dieses fesselte ihn seine alte Anhänglichkeit an den Ort. Er beschloß, trotz aller Veränderungen in Hannover zu leben.

Die Officiere der aufgelösten Armee befanden sich in einer äußerst schwierigen Lage. Die zum großen Theil jungen Männer waren ohne Beschäftigung, sie selbst und ihre Familien um ihre Zukunft besorgt. Diejenigen, welche preußische und andere Dienste nehmen wollten, mußten vorher durch einen förmlichen Abschied ihres alten Fahneneides entbunden werden, und es hieß, daß der König Georg, dessen Agitatoren eine Restauration des Königreichs Hannover über kurz oder lang verhießen und vor jeder fremden Verpflichtung warnten, seinen Officieren den Abschied nicht ertheilen wolle. Die preußische Regierung hatte sich über diese peinliche Sache in officieller Weise bisher nicht geäußert. Die preußischen Officiere beklagten sich, daß es ihnen nicht gelinge, mit den hannoverschen

Digitized by Google

Kameraden in Verbindung zu treten, und wir hielten uns aus einer Scheu, zu weit entgegen zu kommen, von ihnen zurück. So regte die Officierfrage die Gemüther mehr auf. Sie drohte, einige junge Officiere zu unrichtigen Handlungen fortzureißen.

In dieser mißlichen Lage war es von Werth, daß eine große Zahl von uns in der Stadt Hannover zusammenkam, um die verschiedenen Ansichten auszutauschen und zu berichtigen. Noch einmal bewährte sich glänzend die alte schöne Kameradschaft. Sie mahnte die Hastigen zur Geduld und Vorsicht; sie erinnerte daran, daß die blanke Ehre unseres Officiercorps auch auf dem schwierigen Wege, der jetzt noch zurückgelegt werden mußte, durch keinen Hauch getrübt werden dürfe. Es sollte deshalb der Einzelne nicht für sich sorgen, so lange ein gemeinsames Handeln möglich war. Unsere früheren Verbände waren noch nicht ganz zerrissen; unsere ehemaligen Vorgesetzten, an ihrer Spitze der General von Arentsschildt, noch unsere Vertreter. Wir mußten abwarten, was höheren Orts sei es von hannoverscher, sei es von preußischer Seite, geschehe.

Da wir aber leider nicht mehr hoffen durften, zusammen zu bleiben, so mußten wir zu dem schmerzlichen Schritte uns entschließen, das Eigenthum des Officiercorps aufzulösen. Es betraf dies hauptsächlich die Messe, die ein halbes Jahrhundert hindurch der bildende und erheiternde Sammelpunkt des Officiercorps gewesen war. Glückliche Erinnerungen knüpften sich an ihre, jetzt von den Preußen benutzten Räume, aus denen unser Eigenthum entfernt worden war.

Alfred ein Andenken zu geben, war Allen ein Bedürfniß. Ein schönes silbernes Trinkgefäß, von deutscher Kunst im Mittelalter gefertigt, wurde ihm übersandt.

Die Verwundeten des Regiments, welche der Hilfe bedurften, wurden nicht vergessen. Zu solchen gehörte Lücke nicht. Er war einbeinig, aber übrigens gesund zu Weib und Kind zurückgekehrt und Frau Elisabeth hatte dafür gesorgt, daß ihm das fehlende Glied durch ein künstliches so gut als möglich ersetzt wurde.

Felicia war nun auch nach Hannover gekommen, Clotilde hatte sie nicht länger zurückhalten wollen. Sie war traurig und konnte ihre Sorge um meine Schwester nicht verbergen. Um so mehr eilte ich nach Hause.

Der erste Schnee fiel, als ich auf dem Gute ankam. Die Natur war still, kein Luftzug spielte mit den weißen Flocken, die auf die kalte Erde niedersanken. Die Leute im Dorfe blickten mich bei ihrem Gruße ernst an. Zephirius begegnete mir; ohne ein Wort zu sagen, preßte er meine

Digitized by Google

Hand und ging weiter. In meiner Angst wurde die letzte kurze Wegstrecke mir lang.

Ich erschrak, als ich Clotilde sah. Wie im Traum, mit müdem Schritt kam sie zu mir. Ihre Augen waren größer, ihre Gestalt kleiner geworden. Auf ihrem Angesicht mischte sich mit dem tiefsten Weh ein Glanz, als sei ein neuer Hoffnungsschimmer über sie gekommen.

Mein Vater hatte einen berühmten Kieler Arzt zugezogen. Auch dieser vermochte keinen Trost zu geben.

Schweigsam, nachsinnend, mit Wichard's Briefen und Geschenken beschäftigt, verbrachte Clotilde die Tage. Alles that sie geräuschlos, behutsam, als fürchte sie, die Geister, die sie umgaben, zu verscheuchen. Oft sah sie uns an, als flehe sie um unsere Verzeihung.

Sie verließ das Haus nicht mehr. Wichard's Eltern und Schwester kamen oft. Sie empfing sie mit rührender Herzlichkeit und blickte sie an, als labe sie sich an den Zügen, die an den Geliebten erinnerten.

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr. Eines Morgens, das Weihnachtsfest war nahe, stand sie nicht mehr auf. Noch einmal kam der Kieler Arzt. Als er uns verließ, sprach er voll Theilnahme: „Sie werden einen traurigen Weihnachten haben."

Alfred hatte mir das Versprechen abgenommen, ihn zu benachrichtigen, wenn wir um Clotilde das Schlimmste befürchteten. Ich schrieb ihm jetzt, wie es war.

Sie ließ von der Mutter alle Andenken, welche sie von Wichard besaß, an ihr Bett bringen. Sie beschrieb ihr von jeder Sache den Ort, wo sie lag, und vergaß Nichts von allen Briefen, Geschenken und Erinnerungszeichen. Wichard's Bild mußte ich neben ihrem Lager aufstellen.

Am Tage vor Weihnachten eröffnete uns der Hausarzt, daß ihr Ende sich rasch nähere. Sie selbst verlangte nach Wichard's Eltern und nach Adele. Es war dunkel draußen, als wir uns in dem matt erleuchteten Zimmer um die Sterbende versammelten. Schön und friedlich wie ein Engel sah sie aus. Die langen Haare lagen zu beiden Seiten des feinen, blassen Gesichts, die Augen blickten uns an, die zarten Hände ruhten gefaltet auf der Decke.

Ich wurde hinaus gerufen. Alfred war gekommen. Clotilde wollte auch ihn bei sich haben. Ich bereitete ihn auf ihren Anblick vor und führte ihn zu ihr. In der Thür stand Adele, er bemerkte sie nicht. Seine Augen suchten Clotilde, und als er sie erblickte, verließ den geistesstarken Mann die Fassung. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er mit

Digitized by Google

Küssen bedeckte und nicht los ließ. An dem Bette kniete er nieder und sprach, Alles vergessend: „Clotilde, Clotilde, wie habe ich Dich geliebt!“

Aus Adelens Brust klang ein Klageton, nur mir hörbar, da ich neben ihr stehen geblieben war. Sie preßte die Hand auf ihr Herz und sank auf einen Stuhl.

„Guter Alfred,“ sagte Clotilde, „lebe glücklich.“

Mit einer matten Bewegung entzog sie ihm die Hand, um sie mit der anderen zu falten. Noch einmal blickte sie um sich nach Jedem von uns. Alfred blieb unbeweglich, knieend sah er in die Augen, die sich schlossen. An der anderen Seite beugte meine Mutter sich im tiefsten Gram über das entschlafene Kind..

Am heiligen Abend, um die Stunde, in der vor einundzwanzig Jahren Gott den Eltern die Tochter, mir die Schwester schenkte, ist sie zur ewigen Glückseligkeit eingegangen.

Wieder versammelten wir uns an dem Altar um einen Sarg. Clotilde sollte neben Wichard zur Ruhe bestattet werden. Chorgesang ging der Rede des tief erschütterten Predigers voran. Als er die Leiche eingesegnet und das Gebet gesprochen hatte, ließ Zephirius die Orgel ertönen. Mächtig durchbrauste sein Spiel die Kirche, während wir dem Sarge nach der Gruft folgten. Schwächer, zitternd klang es uns nach, dann jubelte es noch einmal auf und wurde plötzlich still. — Der alte Cantor war zusammengebrochen und ist nicht mehr erwacht.

* * *

An dieser Jahreswende richteten viele Trauernde den gramerfüllten Blick rückwärts, auf das unwiederbringlich Verlorene.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

Von

J. Hartmann,

Königlich preußischer General-Lieutenant z. D.

Zweiter Theil:

Per aspera ad astra.

Dritte unveränderte Auflage.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1890.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

Einleitung 1

1. Politische Lage. — Eintritt in den preußischen Dienst. — Cassel. — General von Plonski. — Wieder Rekrut, aber nur Muth 1

2. Garnisonparole. — Preußischer Officierstisch. — Die Feier des 22. März 11

3. Die nächsten Kameraden. — Die Vorgesetzten. — Der Luxemburger Handel. — Preußische und hessische Familien 20

4. Inspicirung. — Ein Schritt über den Main. — Sonderbares. — Herr von Möller 28

5. Wilhelmshöhe. — Jahrestag von Langensalza. — Wiedersehen. — Welfische Versuche 38

6. Münden. — Chattische Art. — Ein welfischer Agent. — Der König besucht Cassel. — Gesellschaft in Wilhelmsthal 50

7. Preußische Manöver. — Im Bivouac. — Wichtige Begebenheit . . 59

8. Fremd in der Heimath. — Trennung. — Die Schulmeister in Uniform. — Annäherungen. — Beförderungen außer der Tour 68

9. Weiße Tannenbäume. — Oesterreicher und ihre Parteikämpfe . . . 77

10. Kurhessen in der Fremde. — Die Aue im Winter. — Feuersbrunst. — Unter der Kattenburg. — Bestrebungen der Depossedirten . . . 86

11. Prinz Napoleon. — Personal-Veränderungen. — Unerwartete Bekanntschaften 97

12. Zwei Vaterländer. — Ultramontane Angriffe. — Beförderung und Versetzung 107

13. Die Garnison in der altpreußischen Stadt. — Hilf dir selbst. — „O Magdeburg, du Starke." — Auf dem Dome 118

14. Welfen-Logik. — Hannoveraner im sächsischen Dienst. — Welfenlegion. — Der König besucht Schleswig-Holstein. — Neue Freunde 127

15. Ein Zwist um Hannover. — Hochzeitsfahrten 138

16. Plötzliche Wandlung. — Häusliche Weihnachtszeit 148

Digitized by Google

Seit

17. Carneval. — Blick in die Hauptstadt. — Ein welfisches Rechenexempel. — „Thee und Tanz im Casino“ 157

18. Preußischer Fleiß. — Napoleons Friedensrede am 18. Januar. — Großes Fest der Gesellschaft. — Ein Altmärker. — Ein Freund aus Süddeutschland. — Der Agent Meding. — Schönster Tag in Magdeburg 167

19. Noch einmal auf Wilhelmshöhe. — Ein junger Franzose. — Politische Zustände in Frankreich. — Ueberfall 178

20. Der König in Magdeburg. — Die preußische Marine. — Frohe Stunden in Berlin 189

21. Geist in den Armeebehörden. — Graf Bismarck. — Welfisches. — Ein Jesuit in der Familie 199

22. Hannoversche Beamte in Preußen. — Empfangsabend einer Schriftstellerin. — Ball im königlichen Schlosse. — Die Garde 209

23. Gesellschaft der Militärschriftsteller. — Auf dem Tempelhofer Felde. — Friedlicher Sommersanfang. — Das französische Plebiscit. — Der lange Gesuchte im Hause 219

24. Ollivier: „Der Frieden war niemals gesicherter.“ — Prinz Leopold von Hohenzollern. — Der französische Botschafter in Ems. — Die Antwort des Königs 228

25. Französisches Kriegsgeschrei. — In den Straßen von Berlin. — „Nur laufende Sachen.“ — Der König kommt! — Die Wacht am Rhein und das Eiserne Kreuz 240

26. Geordnete Kraft. — Auf der Höhe von Fröschwiller. — Der Kronprinz. — Vormarsch in Frankreich. — Rechtsschwenkung. — Sedan . . . 251

27. Im Lazareth. — Aus der Ferne herbeigeeilt. — Des Deutschen Hoffen wird erfüllt. — Gesundung 267

28. Nach Paris. — Jeder Deutsche hilft. — Ein alter Etappen-Commandant. — An Loire und Loir 277

29. Jahreswechsel im Felde. — Le Mans. — Der 18. Januar. — Waffenstillstand und Frieden. — Pariser Commune. — Rückmarsch . . . 288

30. Einzug in Berlin. — Schluß 299

Digitized by Google

Per aspera ad astra.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wunden, welche das Jahr 1866 geschlagen hatte, waren tief und schmerzlich. An dem vergrößerten Preußen lag es zumeist, sie zu heilen, damit die Nation in freierer Kraft erstarke.

Die Aufgabe war nicht leicht. In Deutschland, welches der Artikel IV des Prager Friedens durch die Mainlinie in zwei Stücke getheilt hatte, bekämpften noch Mißtrauen und Mißgunst den Staat Friedrichs des Großen, in den annectirten Ländern waren die Gegner zahlreich und die depossedirten Fürsten erwarteten eine Wiederaufrichtung ihrer Throne. Nur dem Kriege, nicht der Feindschaft Oesterreichs hatte der Frieden ein Ende gemacht. Die Franzosen blickten mit Eifersucht auf den Glanz der preußischen Siege, ihr Kaiser mit Besorgniß auf das werdende Deutschland. Und der Papismus rüstete sich zum Angriff auf die wachsende protestantische Macht.

Was ich in diesen Jahren erlebte, was der Annectirte in Preußen fand und empfand und wie die Zustände sich weiter entwickelten, will ich jetzt zu schildern versuchen.

1.

In Berlin säumte man keinen Augenblick, das Errungene zu sichern und auszubilden. Vor Allem schritt man dazu, die Länder nördlich des Mains auf Grundlage der im Juni 1866 gestellten Forderungen zu einem stärkeren Bunde zu vereinigen und die neuen Provinzen den preußischen Armee-Einrichtungen entsprechend militärisch zu organisiren. Schon im September trat diese Vergrößerung der bewaffneten Macht ein. In den Elbherzogthümern wurde das IX., in Hannover das X., in Hessen-Cassel

Digitized by Google

mit Nassau und Frankfurt das XI. Armeecorps gebildet. Der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Nassau hatten ihre Truppen des Eides entbunden und ihre Officiere, welche in den preußischen Dienst übernommen wurden, erhielten bereits im November ihre Anstellung.

Wir hannoverschen Officiere standen ohne unsere Schuld diesen Kameraden nach. Der König Georg ließ sich erst in den letzten Tagen des Jahres bewegen, denjenigen Angehörigen seiner aufgelösten Armee, welche ihre Entlassung zu haben wünschten, den Abschied zu ertheilen. Zu unserer traurigen Lage hatte sich die Besorgniß gesellt, daß wir in die preußische Armee zu spät, mit ungünstiger Anciennetät eintreten würden.

Indeß hatte die Regierung versprochen, uns nach der Charge und dem Patent, welche wir in Hannover besaßen, zu placiren, und vertrauensvoll meldeten sich zu Anfang des Jahres 1867 etwa 450 hannoversche Officiere oder zwei Drittel aller zum activen Dienst in dem preußischen Heere.

Mit Spannung erwarteten wir nun unser Geschick. Aber noch lange mußten wir uns gedulden; denn es war für die Militärbehörden eine mühevolle Arbeit, uns angemessen zu vertheilen, um so mehr, je gewissenhafter man dabei verfahren wollte.

Mit lebhafter Theilnahme folgten wir den Ereignissen in Deutschland. Am 24. Februar eröffnete der König Wilhelm den Reichstag, welcher die Verfassung des norddeutschen Bundes berathen sollte, mit einer Rede, die alle deutschen Herzen freudig schlagen und das Ausland erkennen ließ, daß an die Stelle des ohnmächtigen Bundes ein Staat getreten war, kräftig und willens, das halb vollendete Werk durchzuführen. An Deutschland wandte sich die Rede des Königs, alle Erfolge Preußens sollten Stufen zur Wiederherstellung und Erhöhung der deutschen Macht und Ehre sein; die ganze Nation zu einigen, stellte er sich und dem norddeutschen Bunde zur Aufgabe.

Der Argwohn gegen den Berliner Hof nahm ab, das Vertrauen zum Grafen Bismarck mehrte sich, in den süddeutschen Staaten drängte ein großer Theil der Bevölkerung zum engen Anschluß an Preußen. Schon jetzt ließ sich erkennen, daß der Main uns nicht von einander schied, daß im Fall der Noth der deutsche Süden dem Norden die Hand zu Schutz und Trutz reichen würde.

Anders hatte es der französische Kaiser erwartet. Er hatte die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich zu seinen Gunsten zu leiten geglaubt und das Resultat des Krieges so lange nicht für ungünstig angesehen, als er die Aussicht, aus den allein stehenden süddeutschen Staaten

Digitized by Google

einen zweiten Rheinbund zu machen, nicht aufzugeben brauchte. Jetzt erkannten die französischen Politiker, daß unser Volk sich ihrem Einflusse entziehe. Napoleon III., auf dessen Glücksstern gleichzeitig die Vorgänge in Mexiko, welche er frevelhaft herbeigeführt hatte, einen trüben Schatten warfen, hielt sich nicht mehr für so sicher auf seinem Cäsarenthron und die Franzosen nicht mehr für so unbesiegbar, wie früher. Er schränkte die Rede- und Preßfreiheit ein und beschloß, die Lehren des deutschen Krieges in seiner Armee so schnell wie möglich zu verwerthen. Dem jetzt gefürchteten Zündnadelgewehr folgte in Frankreich bald das bessere Chassepotgewehr.

Am 14. März bekam ich Nachricht von der Cabinetsordre, durch welche der König Wilhelm unter dem 9. März die Einsetzung der hannoverschen Officiere in preußische Truppentheile befohlen hatte. Wir waren auf alle Armeecorps, auf alle Provinzen von Ostpreußen bis zum Rhein vertheilt. Ich war nach Cassel versetzt.

Froh, daß die Würfel endlich fielen, erschien mir das Uebrige zunächst gleichgültig. Meinen neuen, wegen seiner Umgebungen gerühmten, nicht sehr entfernten Garnisonort kannte ich nicht. Wir hatten in Hannover wenig Verbindung mit Cassel gehabt. Der Baron und die Baronin wußten wohl von dieser oder jener der dortigen Familien, waren jedoch keiner derselben persönlich bekannt. Die Zustände am Hofe des Kurfürsten hatten nähere Beziehungen erschwert. Die Kurhessen galten für tüchtige Menschen, die abgeschlossen gelebt, muthig und ausdauernd mit ihrer Regierung gekämpft hatten. Daß sie weniger schmerzlich als die Hannoveraner den Untergang ihres Staats empfanden, war begreiflich, weil die Zustände in ihrem Lande lange übel und viel schlechter, als in dem ehemals glücklichen, nur in den letzten Jahren leidenden Königreich Hannover gewesen waren.

Um meinen Bestimmungsort so schnell wie möglich zu erreichen, auch um den schweren Abschied von meinen trauernden Eltern abzukürzen, verließ ich schon am folgenden Tage das Gut.

In Hamburg blieb ich einige Stunden bei Alfred.

„Du wirst Dich sehr vereinsamt fühlen," sagte er. „Du bist nicht gewohnt, allein zu leben."

„Und doch ist es mir lieb, daß ich nicht unter Landsleuten bleibe. Ich fürchtete mich, eine hannoversche Garnison zu bekommen, und beneide diejenigen unserer alten Kameraden nicht, die sich an einigen Orten in größerer Zahl zusammenfinden. Da werden sie sich den Preußen um so schwerer anschließen. In dieser Hinsicht hätte ich Cassel auch nicht gewählt; dort sind halbe Zustände wie bei uns, Altpreußen, Hessen und andere Annectirte."

Digitized by Google

„Du magst Recht haben; wie man die fremde Sprache am schnellsten lernt, wenn man nur in ihr sich verständigen kann. Auch wird Dir das beste Mittel gegen trübe Gedanken, die Arbeit, nicht fehlen und vielleicht wird sie gar bald ernst."

„Krieg? Den haben wir wohl noch nicht zu erwarten. Die Einzigen, welche ihn vielleicht wünschen, die Franzosen, haben viel Zeit nöthig, bis ihre Armee uns gewachsen ist."

„Es ist sehr unruhig in Frankreich. Wir Kaufleute erfahren das. Meine Principale wollen den Ausfall im europäischen Geschäft durch eine neue Unternehmung decken und schicken mich wieder nach London."

In Hannover, wo ich einige Tage bleiben mußte, traf ich viele Kameraden, die sich ebenfalls zur Reise nach ihren preußischen Regimentern rüsteten. Die meisten äußerten sich zufrieden. Man war bei unserer Einrangirung offenbar wohlwollend zu Werke gegangen. Daß Einige Besseres erwartet hatten, war ebenso unvermeidlich, wie, daß manch preußischer Officier durch unseren Einschub sich für geschädigt hielt.

Aurelius, der in den norddeutschen Reichstag gewählt war, kam am letzten Tage meiner Anwesenheit in Geschäften nach Hannover. Er war wohlgemuth und noch gehoben von der überraschenden Mittheilung, welche Bismarck am 18. im Parlamente gemacht hatte: daß die süddeutschen Staaten gleich nach den Friedensschlüssen des vorigen Jahres für den Kriegsfall sich mit Preußen zu gemeinschaftlicher Action verbunden und ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs Wilhelm gestellt hätten.

„Das war den Franzosen der rechte Bescheid," sagte er und seine Augen glänzten. „In den letzten Tagen haben in ihrer Kammer sehr lebhafte Debatten stattgefunden. Thiers, Jules Favre und Andere verlangen, daß Frankreich die Herstellung eines deutschen Reichs durch Preußen nicht dulde, die vertriebenen Fürsten unterstütze, die ‚natürlichen Grenzen' in Besitz nehme. Nun haben sie unsere Antwort!"

Aurelius war von seinen Berliner Eindrücken sehr befriedigt. Er schilderte die edele Erscheinung, die feste und milde Sprache des Königs, die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks. Er sprach von dem Verfassungsentwurf für den norddeutschen Bund: „Einigen ist er nicht liberal genug. Mir scheint nach der anderen Seite, es sind kühne Griffe darin; aber freuen wir uns, daß wir soweit sind! Es war wieder ein vortreffliches Wort von Bismarck: Helfen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon selbst können."

Digitized by Google

So lieb die Freunde mir waren, ich sehnte mich doch aus Hannover fort; überall aus vertrauter Umgebung trat die Vergangenheit quälend hervor, ich fühlte mich fremd in der heimischen Stadt.

Es war dunkel, als der Zug Göttingen erreichte. Erlebtes auf Erlebtes drängte sich heran. Die Kameraden schwebten mir vor, die verstümmelten, die gefallenen. Ich mußte an Wichard denken, an meine liebliche Schwester. Und an Adele, die ihre verlorene Liebe in sich vergrub und ihre Jugendschönheit freudlos trug. Wir hatten uns monatelang nahe gewohnt, ich hatte sie gemieden, sie mich gesucht, um von Alfred zu sprechen, der mit meinen Eltern die innigste Verbindung unterhielt, aber das Gut mied.

Cassel, welches ich in später Abendstunde erreichte, führte mich in die Gegenwart und Wirklichkeit sonderbar zurück. In einem Hôtel am Königsplatze, der — es war die Zeit der Messe — mit Kaufbuden besetzt war, stieg ich ab. Trübe gestimmt und müde legte ich mich nieder und wünschte zu schlafen.

Da drehte der Wächter auf dem Platze unter meinem Fenster seine Schnarre, das altmodige Instrument, dessen Geräusch den Dieben anzeigt, wo er ist. Ich ärgerte mich über den Mann.

Als er ausgeschnarrt hatte, hörte ich ein Ho—ho—ho-Rufen; bald darauf rief eine andere Stimme ebenso oder ähnlich. Was mag das bedeuten? Etwas Bedrohliches wohl nicht, denn es folgte nichts Anderes als wieder ein Ho—ho! Aber es war genug, mich zu peinigen; die Zeit verging und ich konnte nicht einschlafen.

Nun blieb es still. Doch nicht lange. Da ertönte aus der Luft ein anhaltendes Tüt—tüt—tüt. Nach einer Pause begann es wieder, schwächer; ich zählte zwölfmal Tüt! Der Thürmer bläst die Zeit, Mitternacht; vielleicht nach allen vier Himmelsrichtungen. Richtig! Wieder stärker tutete es zwölfmal und dann noch einmal am stärksten zwölfmal. Gott bewahre mich! Wie wird es mir in Cassel ergehen? Mit der Frage schlief ich endlich ein.

Am Morgen fragte ich den Kellner sehr verdrießlich: „Giebt es hier keine Thurmuhren?“

„Freilich.“

„Weshalb bläst denn der Mann die Stunden von dem Thurm?“

„Das ist ein Wahrzeichen von Cassel.“

„Deshalb muß er blasen?“

Digitized by Google

„Das nicht. Die Uhr hat nun einmal nur hundert Schläge für den Tag.“

„Ach so! Was rufen die Leute auf dem Königsplatze in der Nacht? Ho—ho, Hallo oder so?“

„Das ist auch ein Wahrzeichen, das berühmte Echo. Sie müssen es heute Nacht selbst probiren. Sie stellen sich über den Stein, der mitten auf dem Platze ist; auf dem rufen Sie, und dann antwortet es aus der Erde heraus. Jeder, der in der Nacht vorübergeht, macht sich das Vergnügen.“

„Das habe ich gemerkt.“

Ich schickte ihn weg und zog zum ersten Male die preußische Uniform an, wobei ich an die Zeit denken mußte als ich die hannoversche ablegte. Die Aeußerlichkeit zeigte mir, was, mit vielen Anderen, auch ich verloren hatte. Dazu meine verminderte Bedeutung. Als hannoverscher Offizier hatte ich es bereits zu einer gewissen Geltung gebracht; meine Stellung war eine andere als des Lieutenants in der Front, nicht ohne einigen Einfluß gewesen. Nun sollte ich gewissermaßen von unten wieder anfangen und unter ungleich schwereren Verhältnissen, als vor zehn Jahren.

Ich zog die preußische Uniform an mit dem Vorsatz, den Muth nicht sinken zu lassen. Sie war zweckmäßiger, weil billiger, aber nicht so schön, wie meine frühere; denn in Preußen trägt die Linie keine Stickerei. Nachdem ich ganz vorschriftsmäßig gekleidet zu sein glaubte, ging ich, meine Meldungen abzustatten. Zuerst zu meinem Bataillons-Commandeur, dem Major von Trzemonski-Sabrzy. Er war nicht zu Hause. Dann nach der Caserne. Auf dem Hofe exercirten einige Compagnien. Ein Lieutenant des Bataillons kam auf mich zu, ich ging ihm entgegen, nannte meinen Namen und er antwortete: „Birlach. Sie wollen sich melden? Der Major ist weggeritten. Sie sind der Compagnie des Hauptmanns Wulkow zugetheilt. Er ist in der Caserne, ich werde Sie zu ihm führen.“

Der Hauptmann Wulkow, nicht mehr jung, ein starker, mittelgroßer Mann mit rundem, unbeweglichem Gesicht, war in der Stube seines Feldwebels, hörte meine Meldung an, hieß mich dann militärisch kurz, aber freundlich willkommen, fragte wo ich abgestiegen sei, und sprach: „Feldwabel, notiren Sie!“ Seine Sprache hatte für mein Ohr eine auffallend dunkele Färbung. Dann fragte er, ob ich mich schon weiter gemeldet hätte, und befahl auf meine Antwort, daß er der erste meiner Vorgesetzten sei, den ich die Ehre hatte kennen zu lernen, mit befriedigter Miene dem

Digitized by Google

Feldwebel, die Herren aufzuschreiben, bei denen ich mich melden mußte, und eine Ordonnanz zu commandiren, die mich führe.

Als der Feldwebel hinausgegangen war, sagte er: „Ihr Anzug ist ganz richtig. Die Scharpe tragen wir anders. Arlauben Sie, ich warde es Ihnen zeigen. Uebermorgen ist Seiner Majestät Geburtstag. Kommen Sie heute um sachs Uhr in meine Wohnung, da warde ich Ihnen für die Parade die Griffe mit dem Dagen zeigen."

So etwa war sein Dialect.

Als der Feldwebel wiederkam, entließ der Hauptmann mich. Draußen wartete der Premier-Lieutenant Birlach. „Ich gehe ein paar Schritte mit Ihnen," redete er mich an. „Da Sie von Ihrem Hauptmann zu mir kommen, so sahen Sie schon etwas von unserer Musterkarte. Der Hauptmann Wulkow ist Ostpreuße, ich bin Kurhesse, annectirt wie Sie." Weiter sagte er: „Falls Sie noch keine Wohnung haben, empfehle ich Ihnen die bei dem Herrn von Wahlhausen. Sie gehen nahe bei Ihrem Hôtel durch die Wolfsschlucht und brauchen dann nur zu fragen."

Ich dankte ihm und ging weiter. Der commandirende General des XI. Armeecorps von Plonski nahm mich an, eine schmächtige Gestalt mit feinem Kopf, Verstand, großer Ruhe und Herzensgüte im Gesicht. Auch den Gouverneur von Cassel, den Divisions-Commandeur und andere Generale lernte ich kennen. Alle empfingen mich mit Wohlwollen, so daß ich ermuthigt und mit angenehmen Eindrücken zuletzt wieder nach dem Hause kam, in welchem mein Bataillons-Commandeur wohnte, der jetzt anwesend war und mich eintreten ließ. Der Major von Trzemonski, ein für seine Stellung junger Mann, der es verstanden hatte, sich vorwärts zu bringen, wohl kaum so alt wie der Hauptmann Wulkow, sehr sorgfältig gekleidet, mit dem „Pour le mérite" vor dem Rockkragen und mit Manieren, die er gewiß für vornehm hielt, trat mir freundlich entgegen und äußerte den Wunsch, daß es mir in der preußischen Armee gefallen möge. Während er sprach, glitten seine Augen heimlich über meine Gestalt und meinen Anzug, mit dem er zufrieden zu sein schien. Ueberhaupt kam es mir vor, als ob ich ihm gefalle. Vielleicht trug dazu bei, daß ich ihn gleich Herr „Oberstwachtmeister" nannte. Hiernach mochte er mich für gelehrig halten. Trotzdem sprach er: „Manches wird Ihnen schwer werden, denn die hannoveranischen Reglements waren ganz anders, als die unsrigen. Die hessencasselschen Officiere hatten es leichter, die kurfürstlichen Truppen waren preußisch organisirt und bewaffnet. — Uebermorgen ist unseres

Digitized by Google

allerhöchsten Kriegsherrn Geburtstag. Es thut mir leid, daß Sie den Parademarsch noch nicht mitmachen können."

Er mochte mein Erstaunen bemerken, denn er fuhr fort: „Ich mag es nicht wagen. Es ist besser, Sie sehen nur zu. Morgen ist Parole, da kommen Sie, — in diesem Anzug. Ich werde Sie dem Officiercorps vorstellen. Am Tage nach Seiner Majestät Geburtstag sollen Sie den Fahneneid leisten. Adieu!"

Ich war also wieder Rekrut, wie vor zwölf Jahren. Auch damals war meine erste Dienstthandlung das Zusehen bei der Parade an Königsgeburtstag, auch damals wurde ich Tages darauf beeidigt. Wieder Rekrut! Aber nur Muth!

Die Stadt Cassel, so viel ich bei diesem ersten Gange davon sah, gefiel mir gar nicht. Die Häuser, auch ansehnliche und öffentliche Gebäude, waren äußerlich verwahrlost und im Innern selbst da, wo hochgestellte Personen wohnten, ausgetretene Holztreppen und zerrissene Flurtapeten nicht selten, in einem vornehmen Hause kleine, von der Zeit gefärbte, in schmutzigen Regenbogenfarben schillernde Fensterscheiben. Nur den Bäumen der Aue, auf welche ich von der Bellevuestraße einen Blick warf, hatte die allgemeine Vernachlässigung anscheinend nicht geschadet; sie sahen so kräftig aus und waren so groß, daß sie belaubt die Aussicht von der hoch und schön gelegenen Straße verdecken mußten.

Als ich nach dem Hôtel zurückkam, stand da eine Ordonnanz, mit Büchern unter dem Arm auf mich wartend. Der Hauptmann Wulkow schickte allerlei Dienstbücher, mir willkommen zu meiner Instruction.

Dann ging ich zur table d'hôte unten in den Speisesaal, dessen Wände mit mehreren großen Bildern verziert waren. Die des Königs Wilhelm und der Königin Augusta waren, den Rahmen nach zu urtheilen, neu hinzugekommen. Mein Platz wurde mir einem nicht schlecht gemalten Bilde des letzten Kurfürsten gegenüber angewiesen. In meiner Nähe war bis jetzt nur ein Gast, etwas entfernt auf der anderen Seite der Tafel. Ich saß stumm da und betrachtete den depossedirten Kurfürsten.

Aber nicht lange nach mir kam der commandirende General. Er war unverheirathet, sein Haushalt noch nicht eingerichtet, er speiste deshalb täglich in diesem Hôtel. Als ich aufstand, begrüßte er mich freundlich, dann auch den anderen Gast, neben welchem er Platz nahm und dem er mich gütigerweise vorstellte. Dies war ein preußischer Regierungsbeamter, aus den alten Provinzen hierher versetzt. Nun kamen noch einige Herren vom Civil und mehrere Officiere von dem Casseler Husaren-Regiment, Männer

Digitized by Google

aus guten Familien, die meisten Altpreußen, so auch die, welche sich neben mich setzten, die Lieutenants von Ellerbach und von Stromer, und alle von den besten Formen. Sie waren beflissen, mir den Eintritt in die neuen Verhältnisse durch artiges Entgegenkommen zu erleichtern. Der commandirende General sprach nicht viel, und es war seine Gewohnheit, leise zu sprechen; ich freute mich aber an seinem guten und bedeutenden Gesicht. Die Unterhaltung war ungezwungen und munter. Ich kam in dieser Gesellschaft in eine bessere Stimmung.

Nach Tische setzte ich mich zu den Büchern des Hauptmanns Wulkow und nahm zuerst das Exercir-Reglement vor. Das war kein angenehmes after-dinner! Alle Commandos anders! Ich mußte nicht allein Neues lernen; ich sah ein, daß es schwerer sein würde, das Alte zu verlernen. Gleich anfangs „Stillgestanden!“ statt unseres „Vor Euch!“ Gelesen erscheint Letzteres unsinnig, Jenes sehr verständlich. In der Praxis ist es aber anders, denn „Stillgestanden“ wird einsilbig ausgesprochen. Da mußte das Wort ja schwerer sein als der Name meines Majors Trzemonski-Sabrzy. Ich nahm mir vor, bei jedem Commando, welches ich in der nächsten Zeit zu geben haben würde, zwei Verstandesoperationen auszuführen: das hannoversche Commando abzuweisen und erst dann auf das preußische mich zu besinnen. Würde ich einmal aus alter Gewohnheit „Vor Euch!“ commandiren, Keiner verstände mich, Alle hielten mich für verrückt, — es wäre schrecklich!

Länger als zwei Stunden hielt ich es bei der Lectüre nicht aus. Die Nothwendigkeit, mir eine Wohnung zu miethen, Herr von Wahlhausen jenseits der Wolfsschlucht, dann daß ich um sechs Uhr bei meinem Hauptmann sein sollte, fiel mir ein. Wie ich bei Tische gehört hatte, fehlte es an Wohnungen; denn wenige Cassseler waren weg-, viele Altpreußen zugezogen. Die neu angekommenen Familien mußten sich sehr einschränken, und auch für Unverheirathete war es nicht leicht unterzukommen. Die Husarenofficiere riethen, die mir angebotene Wohnung zu nehmen. Ich ergriff Degen und Mütze und ging nach dem Hause des Herrn von Wahlhausen. Dasselbe war besser, als manche, die ich heute gesehen hatte, nicht elegant, aber ordentlich. Ich wurde eine Treppe hinaufgeleitet, der Hausherr kam mir entgegen und führte mich in sein Zimmer. Als ich ihn hier deutlicher sah, fiel mir sein Gesicht auf, als sei es mir bekannt; doch konnte ich mich nicht besinnen. Er machte den Eindruck eines vornehmen, oberflächlich gebildeten Mannes; sein Anzug war tadellos, auf seinem Wesen lag etwas wie Verwilderung. Gleich nach mir trat eine Dame ein,

Digitized by Google

die nicht weit von den Sechzigen sein konnte. „Meine Mutter," sagte Herr von Wahlhausen. Auch ihr Gesicht fiel mir auf, nicht allein der scheue, ängstliche Blick, sondern auch die Züge; ich glaubte es schon gesehen zu haben. Dann stieg der Sohn mit mir die Treppe hinab und zeigte die Wohnung. Sie gefiel mir, und ich miethete.

„Wie werden Sie den heutigen Abend zubringen?" fragte er.

Ich antwortete, daß ich noch Dienst habe, darauf studiren müsse und wohl nicht mehr ausgehen werde.

„Ich leiste Ihnen gern im Hôtel Gesellschaft."

Mich bedankend versprach ich, um neun Uhr in den Speisesaal zu kommen und ging nach der Wohnung meines Hauptmanns, die am Raude der Stadt in einem Garten war. Zwei Knaben, seine Söhne, spielten darin; aus einer Stube klangen andere Kinderstimmen. Die Familie mußte sich in der engen Behausung gewiß sehr behelfen. Als ich gemeldet war, kam der Hauptmann, den Degen an der Seite, heraus und ging mit mir auf dem Wege, welcher den Garten der Länge nach theilte, auf und ab. Jedesmal wenn er umkehrte, trat ich wieder an seine linke Seite, weil ich wußte, daß diese Sitte in Preußen genau befolgt wird. Während er mich, nur von Dienst sprechend, unterhielt, sah er mehreremale nach meiner Mütze, die aber nach Form und Farbe der seinigen ganz gleich war, so daß ich in dieser Beziehung ein gutes Gewissen hatte. Die Abenddämmerung war eingetreten, der Garten leer; da schritt er mit mir in eine Laube, die uns vor profanen Blicken schützte.

„Nun werde ich Sie auf einige Formen aufmerksam machen. Legen Sie einmal die Hand an die Kopfbedeckung. Nebenbei gesagt, wir kommen zu einem Vorgesetzten immer im Helm."

„Das habe ich nicht gewußt."

„Wenn Sie mit einem Vorgesetzten sprechen, behalten Sie die Hand an der Kopfbedeckung. Legt er seine Hand auf ihren Arm, — so —, um Ihre Hand herunter zu ziehen, so leisten Sie Widerstand. Nur wenn er wirklich die Ehrenbezeigung nicht länger will, nehmen Sie Ihre Hand herunter. — Jetzt die Griffe mit dem Degen."

Ich meldete, daß ich übermorgen die Parade noch nicht mitmachen solle.

„Die Griffe müssen Sie doch lernen."

„Ich habe die Beschreibung derselben in dem Exercir-Reglement gelesen."

„Na, lassen Sie sehen."

Ich leistete Gutes, er war sehr zufrieden und die Lection zu Ende. Als ich um neun Uhr in den Speisesaal kam, war Herr von Wahl-

Digitized by Google

hausen schon da, der einzige Gast. Nur das Ende der Tafel, an dem wir Mittags gesessen hatten, war erleuchtet. Er hatte unter dem Bilde des Kurfürsten Platz genommen, ich setzte mich ihm gegenüber. Das Gespräch kam gleich in lebhaften Gang. Ich trug wenig dazu bei, denn er erzählte gern bei seinem Glase Wein. Er war ledig geblieben, sein Vater als Beamter vor langen Jahren außerhalb Landes auf eine Kurfürstliche Herrschaft versetzt und dort gestorben; seine Mutter mit ihrer Mutter, einer Greisin, deren Geist, wie ich zu verstehen glaubte, umdüstert war, erst vor Kurzem zurückgekehrt. Herr von Wahlhausen hatte anscheinend nichts Anderes zu thun, als mit den beiden alten Damen hauszuhalten.

Bei seinen Mittheilungen aus dem Cassseler Leben, die mich sehr interessirten, vermied er, von dem Kurfürsten und dessen Familie zu sprechen, was mir taktvoll erschien, zuletzt aber auffiel und wohl die Veranlassung wurde, daß ich nach dem Bilde über ihm sah, wobei ich jetzt eine große Aehnlichkeit desselben mit Herrn von Wahlhausen entdeckte. Ich verbarg meine Ueberraschung vielleicht nicht genug, denn mein lebendes Gegenüber warf einen forschenden Blick auf mich. Deshalb erzählte ich ablenkend, daß ich heute einen früheren kurhessischen Officier, den Lieutenant Birlach kennen gelernt habe, worauf ich erfuhr, daß dessen Vater Wahlhausens Arzt war. Als ich nun erwähnte, daß, wie ich gehört hätte, noch ein anderer vormals kurhessischer Officier, der Premier-Lieutenant von Norgart, in meinem Bataillon stehe, glitt ein Schatten über sein Gesicht. „Sie werden die Familie kennen lernen," entgegnete er, „seine Mutter und Schwester. Es ist ein sehr gesuchtes Haus, ein althessisches, aber den Preußen gastlich geöffnet."

Er leerte sein Glas, stand auf und sagte: „Also morgen früh erwarte ich Sie." Ich begleitete ihn bis an die Hausthür. Es war erst zehn Uhr, der Königsplatz noch belebt, das dreifache Geräusch der vorigen Nacht noch nicht zu fürchten. Ich eilte zu Bett und schlief mit dem Gedanken: Ein sonderbarer Ort, dieses Cassel! — schnell ein.

2.

Am anderen Mittage fand ich mich so zeitig zur Parole ein, daß der Major von Trzemonski vor Beginn der dienstlichen Handlung seine Officiere versammeln und mit ein paar freundlichen Worten mich bei ihnen einführen konnte. Dann fand die Parade der neuen Wachen und darauf die Ausgabe der Parole statt. Zu letzterem Akte bilden alle Adjutanten um den Gouverneur oder Commandanten des Ortes einen Kreis. Sämmtliche

Digitized by Google

auf dem Platze anwesende Officiere legen die Hand an den Helm und bleiben in dieser Stellung, bis in jenem Kreise der Eine dem Anderen die neue Parole in das Ohr geflüstert hat. Ueber diese Förmlichkeit, welche in Hannover nicht beobachtet wurde, spottet man wohl, ohne sie recht zu würdigen. Hat sie auch keine sachliche Bedeutung mehr, sie erinnert an den Ernst des Dienstes, und man achtet in ihr das alte Herkommen.

Nach diesem Akte ging ich zu den anderen Officiercorps, deren Commandeure mich ihren Officieren vorstellten. Die Husaren, mit welchen ich gestern dinirt hatte, nickten mir zu, und die Lieutenants von Ellerbach und Stromer reichten mir die Hand. Ueberhaupt zeigte man sich verbindlich, was dem Fremden angenehm ist und mich ermuthigte.

Diese Form, sich bekannt zu machen, welche wir in Hannover ebenfalls nicht befolgten, weil wir bei unseren kleinen Verhältnissen überall frühere Beziehungen fanden, ist eine passende Art der Einführung. Wie ich später wahrnahm, geht in einer größeren preußischen Stadt selten eine der wöchentlichen Garnison-Parolen ohne die Vorstellung neu Angekommener vorüber. Trotz dieser steten Bewegung kennen sich von den Officieren verschiedener Armeecorps nicht viele.

Der häufige Wechsel und auch die größere Verschiedenheit der persönlichen Verhältnisse, der Familie und Erziehung lassen das preußische Officiercorps nicht so zusammenwachsen, wie das kleine hannoversche, welches ein durch langjährige Bekanntschaft vertrauter Bund war, der auch nicht so sehr, wie es im preußischen Dienst geschieht, auf die vorgeschriebenen Zeichen der Unterordnung zu halten brauchte.

Die Lieutenants des Bataillons nahmen mich mit an ihren Officierstisch, welcher fortan der meinige sein sollte. Man hatte zu meiner Begrüßung eine süße Bowle gemacht, die statt anderen Weins von Anfang an getrunken wurde. Der äußere Abstand von der Eleganz unserer Messen war groß, auch der innere; letzterer besonders dadurch, daß, seltene Ausnahmen abgerechnet, nur die Lieutenants an dieser Mittagstafel theilnahmen. Die älteren Officiere, welchen die hannoverschen Messen Gelegenheit gaben, in gemüthlicher Weise erziehend zu wirken, hielten sich in Preußen von dem Mittagstische der jüngeren fern. Man mochte es diesen gönnen, daß sie zwischen dem Vor- und Nachmittagsdienste einmal sich selbst überlassen, durch keinen Vorgesetzten gehemmt seien, aber die Fröhlichkeit, wenn auch nicht der Lärm, war an unseren hannoverschen Tafeln ebenso groß. Auf die Form wurde an meinem jetzigen Tische wenig Rücksicht genommen.

Digitized by Google

Man kam und ging nach Gefallen. Am meisten choquirten mich einige Manieren mehrerer altpreußischen Kameraden.

Meine Tischgenossen waren außer zwei Kurhessen und einem Nassauer Altpreußen aus verschiedenen Provinzen, ein Jeder bestrebt, die neue Kameradschaft fester zu schließen und das Seinige zu einem guten Einverständniß beizutragen. Die Lebensanschauungen gingen freilich weit auseinander. Die Kurhessen und der Nassauer waren in bemittelten Verhältnissen aufgewachsen und leichtlebig, die Altpreußen von Kindheit an mehr zur Arbeit gewöhnt. Unter letzteren befanden sich einige, die ihre Erziehung wohl nur dem Cadettenkorps verdankten; einer Namens Herhudt, war Abiturient eines Gymnasiums wie ich. Er war Adjutant eines Obersten und der älteste Premier-Lieutenant im Bataillon. Auf ihn folgte der Lieutenant von Norgart, auf diesen ich, und deshalb erhielt ich meinen Platz zwischen den Beiden. Sie waren in meinem Lebensalter, hübsche Männer, bei Herhudt die Gestalt schön, bei Norgart das feine Gesicht anziehend, Jener, von Geburt ein Erfurter, machte den Eindruck einer ernsten, freudig angeregten Natur, während Norgart ein fröhliches Gemüth zu besitzen und nur vorübergehend nachdenklich zu sein schien. Ich glaubte, bei Beiden den Einfluß der politischen Begebenheiten des letzten Jahres zu erkennen. Mir gegenüber saß Birlach, ein komisch grämlich-lustiger Mensch, und neben ihm zwei Altpreußen, von Tumann und von Rößlin.

Ich dankte Birlach, daß er mir die Wohnung bei Wahlhausens empfohlen habe, in der ich schon behaglich eingerichtet sei, und setzte hinzu: „Noch heute werde ich den Damen meine Aufwartung machen.“ Hierauf wandte ich mich an Norgart: „Sie kennen die Familie wohl auch?“

„Gar nicht!“ antwortete er in einem ablehnenden Ton.

Die Unterhaltung bei Tisch war von Anfang an laut. In meiner Nähe neckten die Altpreußen und Kurhessen einander. „Nehmen Sie dies weck,“ rief Tumann einer aufwartenden Ordonnanz zu, die ihn mißverstand und weg ging.

„Nun lauft der Mensch hinaus!“ sagte Birlach.

„Wie schreiben Sie lauft?“ fragte Tumann.

„Wie schreiben Sie weck?“ fragte Birlach.

„Die unganzen Fenster in der Orangerie sind ja wohl bei der Mainzer Explosion zersprungen?“ sagte Rößlin.

„Zuerst und als sie nicht wieder heil wurden, hat es ein Hagelwetter gethan,“ entgegnete Birlach. „Jetzt kann Preußen sie einsetzen lassen.“

So lange die harmlosen Späße an der, dazu freilich herausfordernden

Digitized by Google

Oberfläche Cassels blieben, gingen die Kurhessen scherzend darauf ein. Als aber die Spötteleien den kurfürstlichen Hof berührten, machte Norgart eine ärgerliche Bemerkung, was Herhudt veranlaßte, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

In später Nachmittagsstunde ließ ich mich bei Frau von Wahlhausen anmelden. Mein Besuch wurde angenommen. In einem dämmerigen Zimmer empfingen sie und ihr Sohn mich freundlich, aber nicht unbefangen. Herr von Wahlhausen machte durch eine Bewegung auf die Gestalt aufmerksam, welche in einem Lehnstuhl am Fenster saß. Indem ich mich mit einigen Worten dahin wandte, sagte er: „Großmutter ist harthörig.“ Die alte Frau, welche den Achtzigern nahe sein mußte, jedoch nach der Art, wie sie sich schnell aufrichtete, rüstig war, sah mich aus ihren tiefen Augen, die unter dem rauhen weißen Haar fast schwarz erschienen, einen Augenblick an und wies auf einen Stuhl ihr gegenüber. Während nun wir Anderen, recht deutlich sprechend, uns unterhielten, wobei sie still sitzend aufmerksam zuhörte, fiel mir an ihrer Tochter Manches auf, was einer Dame nicht wohl anstand. Ihr Anzug war für das Haus reichlich geschmückt, ihre Redeweise etwas polternd und nicht immer zart. Ich erklärte mir dies aus ihrem langjährigen Aufenthalte in dem, von den Stätten der Bildung entfernten Orte.

Nachdem mein Besuch hinreichend lange gedauert hatte, stand ich auf und sagte: „Ich muß noch fleißig sein, denn morgen an Seiner Majestät Geburtstag —“

Da rief die Greisin mit heiserer Stimme: „Fünfzehnte November.“

Die Tochter flüsterte ängstlich: „Mutter hat Sie mißverstanden.“

Jene aber sah ihre Tochter zürnend an, rief „Josephine!“ und fuhr mich anstierend, fort: „Auf Wilhelmshöhe.“

Um in ihre Vorstellung von Festen auf der Wilhelmshöhe einzugehen, für welche die Jahreszeit noch nicht gekommen war, entgegnete ich: „Das ist zu früh —“

„Zu früh,“ unterbrach ihr Großsohn mich. Ich machte meine Verbeugung, die Alte lächelte und sprach vor sich hin: „Napoleon.“

Herr von Wahlhausen begleitete mich an die Treppe. Hier sagte er: „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen eben in das Wort fiel. Großmutter wird leicht aufgeregt, und das müssen wir vermeiden.“

In meiner Stube suchte ich Napoleon und den 15. November in dem Gothaischen Hofkalender und fand dieses Datum bei Hieronymus Napoleon als dessen Geburtstag. Nun fiel mir dieses Königs Leben ein, welches

Digitized by Google

in Cassel manche Beziehung zurückgelassen haben mochte, und jetzt wurde mir auch klar, was ich in dem Gesichte der Frau von Wahlhausen Bekanntes gesehen hatte. Es waren die oft betrachteten Formen des Untergesichts, besonders des Kinns der Bilder von Bonaparte. Aus dem Hause, worin ich jetzt lebte, schienen geheime Fäden rückwärts nach verschiedenen Höfen zu führen. Doch was ging das mich an? Die Wohnung war gut und die Bedienung aufmerksam. Ueber das preußische Reglement vergaß ich Jerome und den Kurfürsten.

Als ich am anderen Morgen auf dem Wege nach der Kirche, in welcher sich die Spitzen der Behörden mit dem Militär zur gottesdienstlichen Feier vereinigten, durch die geschmückten Straßen ging und die Menschen in freudiger Stimmung sah, überfiel mich in der Erinnerung an die früheren Geburtstagsfeste des Königs Georg Heimweh und große Wehmuth. In Hannover konnte sich die Theilnahme an dem heutigen Tage unmöglich in ähnlicher Weise wie in Cassel zeigen, wo die meisten Einwohner sich den Preußen angeschlossen hatten. Hier war die preußische Besitznahme eine Erlösung von tief eingefressenem Uebel; dort hatte sie ein Staatswesen vernichtet, an welchem die Unterthanen mit Liebe hingen. Auch unter dem blinden, verblendeten und schlecht berathenen letzten König waren Moral und gute Sitte, um welche die tüchtigen Hessen seit Generationen kämpfen mußten, dem Volke nicht geschmälert. In meiner Heimath hatte die Mißregierung einiger Jahre kein solches Uebermaß der Willkür erzeugt, Bestechlichkeit nimmer eine hohe Stufe der Gesellschaft erklommen, Rohheit und Schmutz die Krone niemals besudelt. Dagegen hatte die Annection des Kurfürstenthums vererbten Zuständen schlimmster Art ein Ende gemacht und die preußische Regierung durch die glücklichste Wahl der hierher geschickten Persönlichkeiten bald die neue Provinz sich befreundet. Der commandirende General und mehrere der ihm unterstellten höheren Officiere waren für ihre Aufgabe vorzüglich geeignet und an der Spitze der Civilverwaltung stand ein ausgezeichneter Mann, der Oberpräsident von Möller, ein Staatsmann von feinem, hochgebildetem Geiste, welcher das allgemeine Vertrauen schnell gewann. Die ärgsten Mißstände wurden sofort beseitigt, der erniedrigende Druck hörte auf, einer freieren Bewegung war Raum gegeben. Deshalb konnten die Kurhessen den heutigen Tag mit den Altpreußen dankbaren Herzens festlich begehen, während er in Hannover den Zwiespalt vielleicht nur erweiterte.

Diese Betrachtungen begleiteten mich in die Kirche, und recht trübe gestimmt setzte ich mich zwischen meine neuen Kameraden. Als aber der

Digitized by Google

Prediger darauf hinwies, daß die Hand des Allmächtigen den König Wilhelm zum Heile Deutschlands geführt habe, da wich die Wehmuth von mir; denn nun wurde mir wieder gegenwärtig, wie undeutsch Georg V. gehandelt, welches Blut er für seinen Wahn vergossen hatte und daß er noch jetzt bestrebt war, zur Schmach des Vaterlandes mit Hülfe unseres Erbfeindes sein kleines Reich wieder zu gewinnen. Und auch ich sagte im Herzen dem König Wilhelm, dem ich treu dienen wollte, Dank.

Nach dem Gottesdienste fand auf dem Friedrichsplatze die Parade statt, der ich, ein Rekrut, zuschauend beiwohnen sollte. Als ich die tadellos aufgestellten Truppen erblickte, schwand vor der Soldatenluft alles Leid; und als ich vor ihnen das Monument des Landgrafen sah, der seine Landeskinder nach Amerika verkaufte, da fühlte ich die Nothwendigkeit der eingetretenen Veränderungen für Deutschland und den Glauben an dessen glücklichere Zukunft noch stärker in mir.

Ueber preußische Paraden wird viel gesprochen, Unkundige machen sich über dieselben zuweilen lustig. Auch ich begriff damals noch nicht ganz, weshalb in Preußen so großer Werth auf Förmlichkeiten gelegt wird; erst später erkannte ich, wie nothwendig dieses hier ist. Die parademäßige Dressur ist bei der jährlichen Einstellung vieler, zum Theil nicht leicht auszubildender Leute, bei den von der Mannschaft außer Reih und Glied in dem Militairhaushalte zu verrichtenden Arbeiten, ein unentbehrliches Mittel, um den Mann zu gewöhnen, jeden Befehl schnell und ohne Schwanken auszuführen und in allen Dingen genau nach der Vorschrift zu handeln. Und weil die Pünktlichkeit hierin dem erfahrenen Beobachter zum Prüfstein dient, sagt man wohl, daß die Truppe, welche den besten Parademarsch macht, sich am besten schlägt.

Neu war mir auch die schöne Sitte, daß jede Fahne beim Passiren gegrüßt wird. Man ehrt damit den Truppentheil und seine Thaten. Selbst der Allerhöchste Kriegsherr versäumt dies niemals.

Neben mir stand ein Offizier, welcher zu der neuen Kriegsschule in Cassel commandirt war. Als mein Bataillon, der Major von Trzemonski an der Spitze, vorbei marschirte, sagte er: „Ihr Major kennt die Berliner Paraden ganz genau, er marschirt wie auf dem Tempelhofer Felde.“ Das Bataillon kam gut vorbei. Im October war die allgemeine Wehrpflicht in den neuen Provinzen eingeführt, und schon marschirten die Ende November eingestellten hessischen Rekruten sicher und mit guter Haltung.

Nach der Parade versammelten sich heute sämmtliche Officiere des Bataillons zum gemeinschaftlichen Mahle in der Officier-Speiseanstalt.

Digitized by Google

Der Raum war mit der Büste des Königs, preußischen Flaggen, Waffen und Guirlanden passend decorirt und die Musik spielte. Der Major von Trzemonski brachte die Gesundheit des Königs aus und beobachtete bei dem Hochrufen, ob wir Annectirten auch ordentlich mit riefen. Ich konnte nach meiner Ueberzeugung einstimmen und that es in angemessener Stärke. Dann sang die ganze Tischgesellschaft das von der Musik gespielte „Heil Dir im Siegerkranz." Daß mir dies gefiel, kann ich nicht behaupten. Einmal wandelte mich hierbei abermals etwas von Wehmuth und der thörichte Aerger an, daß die Preußen auch das „God save the king", freilich schon im vorigen Jahrhundert, annectirt hatten. Und dann war der Gesang keineswegs schön, Birlach sang neben mir sehr laut und sehr falsch, mein Bemühen, ihn zu den richtigen Tönen zu verhelfen, war ganz vergeblich. Nur der Enthusiasmus, mit dem gesungen wurde, hatte etwas Wohlthuendes. Bald darauf stimmte die Musik das Preußenlied an und auch dieses wurde in derselben kräftigen Art mitgesungen.

Nach dem Essen ließ man die Tische wegräumen und die Lieutenants begannen, unter sich zu tanzen. Nicht allein die jungen; Tumann und Rößlin waren bei diesem, mir unter solchen Umständen fremden Vergnügen die unermüdlichsten. Die Altpreußen, mit Ausnahme von Herhudt, tanzten nicht elegant, und im Allgemeinen wurde es ein bischen wild und sehr laut, worüber die älteren Herren am anderen Ende des Zimmers sich recht zu freuen schienen. Der Major sprach mit Diesem und Jenem, auch mit Lieutenants, wobei ich mehrere Male hörte, daß letztere auf seine Anrede sagten: „Herr Oberstwachtmeister sind sehr gnädig!" Selbst der Hauptmann Wulkow bat einmal: „Wollen der Herr Oberstwachtmeister die Gnade haben." Diese Ausdrucksweise kam mir zu subaltern vor.

Während des Tanzes fragte Birlach mich: „Wollen wir nicht etwas spazieren gehen?" Gern hätte ich dies gleich gethan, um aus der engen Luft und dem aus dem Fußboden aufsteigenden Staube herauszukommen. Da aber die Vorgesetzten noch da waren, so mochte ich als Neuling mich nicht entfernen und sagte dies. „Ganz recht", antwortete er. „Ich warte."

Endlich konnten wir weggehen. Als wir auf der Straße allein waren, fing Birlach an: „Es ist doch gut, daß wir preußisch geworden sind." Ich entgegnete: „Ich bin derselben Meinung; aber Sie sind es wohl nicht Alle?"

„Doch, die Meisten."

„Auch Norgart?"

„Der erst recht."

Digitized by Google

„Es liegt immer ein Schleier auf seinem Gesicht.“

„Das sind persönliche Verhältnisse. Sie werden es noch erfahren. Das Haus seiner Mutter gehört zu den angenehmsten. Nogart ist ein vortrefflicher Mensch, auch ein guter Offizier, nur etwas verwöhnt. Daß wir so anstrengenden Dienst haben, ganz anders als zu kurhessischer Zeit, verdrießt ihn. Er kann nicht so viel musiciren, er spielt sehr schön Geige, auch Streichquartette und solche Sachen; und seine Schwester Clavier.“

„Das ist hübsch.“

„Ja freilich. Musik ist hier besser als anderswo.“

„So?“

„Und Spohr hat tüchtige Violinlehrer hinterlassen,“ fuhr er fort, ohne bemerkt zu haben, daß ich jene Behauptung anfechten wollte.

„Mit Wahlhausens scheinen Norgarts nicht befreundet zu sein,“ sagte ich jetzt.

„Haben Sie die Damen gesehen?“

„Gestern machte ich meinen Besuch.“

„War die alte Denka auch sichtbar?“

„Wer ist das?“

„Die Großmutter.“

„Ja wohl.“

Wir standen einen Augenblick still, um den hübschen Blick auf die Aue zu genießen; dann stiegen wir zu letzterer hinunter, und Birlach fing wieder an: „Herr von Wahlhausen war früher ein wilder Mensch, bis er eine unglückliche Liebe hatte. Jetzt lebt er sehr ordentlich. — Dies ist das berühmte Marmorbad.“

Ich freute mich über den herrlichen Park, den ich zum ersten Male betrat und der in einigen Wochen, nach Entfaltung der Blätter und Blüthen, ungemein schön sein mußte.

„Hier sind die seit Jahren zerbrochenen Fensterscheiben,“ sagte mein Begleiter, als wir auf dem großen Wege an der Orangerie vorbei gingen.

„Bei Tisch erzählten Sie, daß Herr von Möller in Alles Ordnung bringe. Weshalb läßt er dieses Aergerniß nicht beseitigen?“

„Das wird mit dem kurfürstlichen Hausfideicommiß zusammenhängen, dessen Verhältnisse zu der Regierung noch nicht geregelt sind.“

„Weshalb sehen aber auch die Privathäuser in Cassel so verfallen aus? Das hat doch mit dem hier erübrigten Gelde Nichts zu thun.“

„Wer sein Haus anstreichen lassen wollte, mußte eine Concession haben, und die bekam er nicht ohne Douceur.“

Digitized by Google

„Pfui!“

„Das hätten Sie hier oft sagen können.“

Er brach ab. Ein hochgewachsener Herr mit grauem Haar und etwas gekrümmten Rücken, eine alte und eine junge Dame kamen uns entgegen. Birlach grüßte sie, was freundschaftlich erwidert wurde.

Als wir uns weit genug entfernt hatten, sagte er: „Das sind Velenburgs.“

„Ein schönes Mädchen,“ bemerkte ich.

„Schön und eine Erbin und wird doch wohl sitzen bleiben, weil die Eltern sich ganz zurückziehen. Die Velenburgs sind immer, weit in die landgräflichen Zeiten zurück, in oberen Hofstellen des hessischen Fürstenhauses gewesen.“

Während er dies sagte, stellte ich die stille Betrachtung an, wie anders diese Familie ihren Landsmann grüßte, als die Welfen sich gegen die in den preußischen Dienst getretenen Hannoveraner benahmen, welche sie, und waren es auch alte Freunde, nicht mehr kennen wollten.

Uebrigens war die Aue leer, es fing an dunkel zu werden, und die meisten Menschen in Cassel waren festlich beschäftigt, wenn nicht anders, so doch mit der Vorbereitung der Illumination.

Wir Beiden wanderten noch weit zusammen, bis wir zu dem Mannschaftsballe des Bataillons gehen mußten. Als wir in die Stadt zurückkamen, brannten schon viele Lichter. Wir gingen an den verfallenden Mauermassen der groß angelegten Kattenburg vorbei, deren Bau im Erdgeschoß aufgehört hatte und seit vielen Jahren der Zerstörung preisgegeben war. Dann kamen wir durch ein paar enge Gassen, an deren Ausgängen rechts und links Ketten hingen.

„Was bedeuten die Ketten?“ fragte ich. Birlach blieb stehen, um mir die Sache zu erklären: „Dies war ehemals das Quartier der Juden. Abends durften sie nicht hinaus, dann wurden zum Zeichen hiervon die Straßen mit den Ketten gesperrt. Das ist aber schon lange her.“

„Dann brauchten die Ketten nicht mehr da zu hängen.“

„Eigentlich nicht.“

Wir waren am Ziel. Den geschmückten Saal füllten die Unterofficiere und Soldaten mit ihren Frauen und Freundinnen. Das Officiercorps empfing den Bataillons-Commandeur, dieser brachte wieder die Gesundheit des Königs aus, dann wurde der Ball eröffnet und die Casselerinnen tanzten gern auch mit den Altpreußen. Den Lieutenants wurden die Tänzerinnen zugeführt, und Tumann und Rößlin drehten sich im Kreise

Digitized by Google

unermüdlich wie nach unserem Essen. Der Commandeur und die Hauptleute entfernten sich nach kurzem Aufenthalt, und gleich nach ihnen ging ich nach Hause, auf Umwegen, um noch die Illumination zu sehen. Wenige Häuser waren dunkel geblieben. Wahlhausens hatten nicht illuminirt.

Die letzten Stunden des Tages benutzte ich, einen langen Brief an meine Eltern zu schreiben. Sie erwarteten ausführliche Nachrichten von mir.

Am folgenden Tage wurde ich vereidigt und war nun voll und ganz preußischer Soldat.

3.

Die nächste Zeit verlief in gleichmäßiger Thätigkeit des Dienstes und meines Studiums für denselben. Von Tag zu Tag fühlte ich mich sicherer und mein Gemüth gelangte zu größerer Ruhe; denn auch die Nachrichten von meinen Eltern lauteten so gut wie möglich. Mein Vater, der Baron und der alte Capitän hatten in Hamburg noch einen Tag mit Alfred verlebt, welcher darauf nach London abgereist war. Aus den Briefen meiner Mutter klang gegen ihren Willen immer die Klage ihres Herzens. Als wolle sie sich von ihr losmachen, schrieb sie gleichgültige Dinge. Und Anderes vermied sie, Adele nannte sie nicht. Ihr letzter Brief enthielt Folgendes von Interesse: „In voriger Woche wurden wir durch den Besuch von Jobst überrascht. Es war doch eine Zerstreuung. Er ist ein eifriger Welfe und am Hofe des Königs Georg sehr beliebt. Er selbst sprach hiervon nicht, blieb zwei Tage, bat aber, uns wieder besuchen zu dürfen. Er ist vorsichtig, fast verschlossen, in seiner Rede geworden und wenig theilnehmend. Was ich von Dir erzählte, hörte er kaum an; nur was Du von der Familie Wahlhausen schriebst, schien ihn zu interessiren."

Diese Mittheilung aus meinem Briefe war mir unangenehm. Ich unterließ zwar auch ferner nicht, meiner Mutter zu erzählen, was sie zerstreuen konnte, bat jedoch, das Persönliche für sich zu behalten.

Von meinen neuen Kameraden gefielen Herhudt und Birlach mir am besten. Besonders zu Letzterem, mit dem mich auch der Dienst zusammen brachte, kam ich bald in ein näheres Verhältniß. Er führte mich bei seinen Eltern ein, in deren Hause er wohnte. Der Vater, ein angesehener Arzt, war ein kluger, menschenfreundlicher Herr, von feinem Humor; die Mutter eine heitere Dame, angenehm, gesprächig, unbefangen und natürlich. Ich ging, wenn ihr Sohn mich dazu aufforderte, gern zu ihnen.

Ein Zufall brachte mich mit einem dritten Kameraden in erfreuliche Verbindung. Eines Sonntags lockte mich die Frühsonne in das Freie.

Digitized by Google

Die Cassseler, die, was sie Gutes hatten, gern lobten, sprachen oft von der schönen Wilhelmshöhe. Ich kannte letztere noch nicht, schob meine Bücher bei Seite und wanderte hinauf. Als ich dort ankam, saß vor Schombardts Hôtel der Lieutenant von Ellerbach, dessen Schwadron in dem Wilhelmshöher Marstall untergebracht war und der hier in den Wintermonaten recht einsam gewohnt hatte. Er rief mir schon von Weitem guten Morgen zu, ich setzte mich zu ihm. Er war lebhaft, gescheut, von einnehmendem Aeußeren und liebenswürdigem Benehmen. Es stellte sich heraus, daß er den Grafen Eberhard gekannt hatte, und dies gab zu weiteren Mittheilungen Anlaß. Ich erfuhr, daß seine Eltern auf dem Familiengute in der preußischen Lausitz lebten, zwei ältere Brüder gleichfalls in der Armee dienten und von seinen drei Schwestern eine noch unverheirathet war. In der Unterhaltung verstrichen ein paar Stunden. Dann wünschte ich seine Pferde, auch die der Escadron zu sehen und sprach davon, wie sehr ich das Reiten entbehre, nachdem ich in meiner letzten hannover'schen Dienststellung beritten gewesen sei. „Wollen Sie eins meiner Pferde versuchen?" Dies nahm ich dankbar an, er ließ satteln und sagte, als wir davon ritten: „Na hören Sie, Sie sitzen gut."

Wir ritten durch die mit Recht bewunderten, weit berühmten Anlagen in den Wald. Ich hatte mich lange nicht so wohl gefühlt. Das Reiten erfrischt das Gemüth wie den Körper und ist in schöner Natur ein großer Genuß. Wir gefielen einander, und er schlug vor, daß ich öfter an Sonntagen komme und mit ihm reite, was ich dann auch mehreremale gethan habe.

Als wir zurück ritten, kam uns an dem „See Lac", wie die Leute hier sagten, eine Equipage entgegen. Ellerbach parirte, wir ließen die Pferde in Schritt gehen, es kam mir vor, als setzte er sich schöner in den Sattel. Ich erkannte in dem Wagen Herrn und Frau von Velenburg mit ihrer Tochter und grüßte, auch Ellerbach grüßte, was höflich erwidert wurde. Das junge Mädchen blickte auf und sogleich vor sich nieder.

„Die halten sich ja wohl ganz von uns zurück?" sagte ich, als wir von dem Wagen entfernt waren.

„Die Particularisten werden schon zu uns kommen," antwortete er. „Es sind ihrer zu wenig, und Cassel ist klein, man muß sich begegnen."

„Der Gegensatz ist auch nicht so scharf, wie in Hannover. — Begegneten Sie dieser Familie schon öfter?"

„Einigemale, zuerst als ich mit Loeringen ritt." — Das war ein Kurhesse, der bei den Husaren diente. „Seitdem grüße ich sie."

„Mir ist es ähnlich ergangen."

Digitized by Google

Ellerbachs näherer Bekanntschaft mich freuend, kehrte ich nach der Stadt zurück.

Mit meinem Hauptmann stand ich auf einem guten Fuße. Er war ein etwas derber und im Dienst peinlicher, in seinem Fache aber sehr bewanderter, braver Mann. Er beurtheilte seine Untergebenen richtig und besaß, wenn ihm auch andere Geistesgaben fehlten und außer seinem Berufe und seiner Familie die Welt ziemlich gleichgültig war, die Fähigkeit, Untergebene zum Dienst geschickt zu machen und zu rechtschaffenem Wandel anzuhalten.

Mein Major schien mich nicht so günstig, wie der Hauptmann, zu beurtheilen. Er gehörte zu denjenigen Preußen, deren ich später mehrere kennen gelernt habe, welche Alles, was nicht auf ihrem Boden gewachsen war, für weniger brauchbar hielten, die Annectirten immer als Fremde betrachteten und, nicht nur unter sich, auch so nannten. Er mißtraute meinen Leistungen, vielleicht auch meiner politischen Gesinnung. Obgleich er in seiner Redeweise höflicher gegen mich, als gegen die altpreußischen Lieutenants war, so verbarg er doch nicht, daß er sich auf letztere mehr verlasse.

Mit dieser Anschauung meines Bataillons-Commandeurs stand das Lob, welches er bei mehreren Gelegenheiten Birlach ertheilte, im Widerspruch. Birlach war ein tüchtiger Officier, hatte aber nicht Gelegenheit, Hervorragendes zu leisten, und scherzte selbst über die ihm zugewandte Vorliebe des Majors.

Alle höheren Vorgesetzten waren wohlwollend gegen mich, aus eigenem Takt oder auch weil der commandirende General durch sein Beispiel zu erkennen gab, daß die Annectirten rücksichtsvoll behandelt werden sollten. Solche Direktiven wurden stets genau beachtet.

So lange die neuen Dienstverhältnisse mich ganz in Anspruch nahmen, hatte ich mich um die Politik wenig bekümmert. Unter den Kameraden war fast nicht die Rede davon und andere Menschen hatte ich mit Ausnahme von Birlachs Eltern nicht gesprochen. Ein Brief meines Vaters lenkte zuerst meine Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen, welche zwischen Napoleon und dem König der Niederlande über Luxemburg im Gange sein sollten. Das Großherzogthum hatte seine Eigenschaft als deutscher Bundesstaat durch die Auflösung des Bundes verloren, während in der deutschen Bundesfestung Luxemburg die preußische Besatzung noch geblieben war. Mein Vater schrieb besorgt, daß Bismarck vielleicht gar die Unthätigkeit Frankreichs während unseres vorjährigen Krieges durch die Ein-

Digitized by Google

willigung in die Abtretung dieses Landes sich gesichert habe, und auch der Doktor Birlach hegte solche Befürchtungen, die ich nach Aurelius' Erzählungen von dem in Berlin herrschenden deutschen Sinn für unbegründet hielt. Doch konnte nicht mehr bezweifelt werden, daß Napoleon mit dem König von Holland über den Handel einig geworden war, daß Letzterer das Großherzogthum an Frankreich verkaufen und Napoleon sich durch den neuen Besitz den Weg zu weiteren Landerwerbungen bahnen, den Franzosen, die immer unzufriedener wurden, schmeicheln und Preußen schwächen wollte. Die öffentliche Meinung in Deutschland, diesseits wie jenseits des Mains, sprach sich entrüstet über diesen Handel, lebhaft gegen die unruhigen, den Frieden immer bedrohenden Franzosen aus. Andererseits benutzten die Ultramontanen, welche in Napoleon den Hort, in Preußen den Feind des Papstthums sahen, und die Anhänger der entthronten Fürsten die Gelegenheit zu neuen Anfeindungen des norddeutschen Bundes.

Am 1. April interpellirte Rudolph von Bennigsen im Reichstage zu Berlin die Regierung über die Luxemburger Angelegenheit, worauf der Graf Bismarck sofort eine Antwort gab, die, so vorsichtig sie klang, den deutschen Standpunkt entschieden wahrte. Und bald erfuhr man, daß unser Gesandter im Haag den König von Holland über die Ansichten unserer Regierung aufgeklärt und Letzterer nun die Ratification des Kaufvertrages abgelehnt hatte. Das war abermals eine Niederlage Frankreichs und man mußte wohl erwarten, daß Napoleon zu einem verzweifelten Mittel greifen würde, seinen erlöschenden Glanz herzustellen. Indeß merkte man im dienstlichen Leben Nichts von der Möglichkeit eines nahen Krieges; Alles ging seinen ruhigen Weg.

Eines Tages, als ich mit Birlach in dessen Haus trat, kam Herr von Velenburg die Treppe herunter und redete meinen Kameraden an: „Sie haben sich ja lange nicht bei uns sehen lassen, kommen Sie bald Abends."

„Sehr gern, Excellenz," antwortete Birlach und stellte mich vor. Der alte Herr machte eine höfliche Verbeugung und sagte mir: „Wenn ich Sie bitten darf, begleiten Sie Ihren neuen Freund."

Ueberrascht verneigte ich mich, und er verließ das Haus. Die zuvorkommende Einladung fiel mir auf, die letzten Worte klangen, als wisse Herr von Velenburg etwas von meinen alten Freunden.

„Meine Eltern haben von Ihnen erzählt," sagte Birlach, als wir in seiner Stube waren. „Herr von Velenburg kommt oft zu uns, Vater ist seit vielen Jahren sein Arzt."

Nun wollte ich zwar meiner Trauer wegen Gesellschaften vermeiden,

Digitized by Google

einige Besuche bei den Damen meines Bataillons und der höheren Officiere mußte ich aber dennoch machen. Ich gab am folgenden Tage meine Karten bei Herrn und Frau von Velenburg ab und begann meine anderen Visiten. Der Major von Trzemonski war unverheirathet und hatte in seinem Bataillon nur zwei Damen. Die eine traf ich nicht zu Hause, Frau Hauptmannin oder richtiger Herr Hauptmann Wulkow nahm mich an. Die Stube war mit soliden Möbeln überfüllt, die Wände hingen voll Bilder in glänzenden Rahmen. Aus der Nebenstube klangen Kinderstimmen.

„Meine Frau wird sich freuen und gleich hier sein," sagte der Hauptmann. „Nehmen Sie Platz. Sie sehen, wie eng wir wohnen und doch war dies das beste Quartier, was wir bekommen konnten. Wir haben wenigstens frische Luft und lange wird es ja nicht mehr dauern."

„Suchen Herr Hauptmann eine andere Wohnung?"

„Ich warte, bis ich Major bin. Wer weiß, wo wir dann hinkommen. Durch meine Versetzung hierher hat man mich in meinem schlechten Avancement etwas vorwärts bringen wollen; dafür läßt man sich das schon gefallen. — Else, kommst Du noch nicht?"

In einer Tapetenwand wurde eine schwere Portiere zurückgezogen und Frau Hauptmannin Wulkow, eine schöne Gestalt, trat ein.

„Sie kommen aus Hannover, Herr Lieutenant?" nahm sie, sich auf ein Sofa niederlassend, das Wort. „Ich kenne die Stadt nicht, hörte sie aber sehr rühmen. Wie gefällt Ihnen Cassel?"

„Gut, gnädige Frau. Ich bin freundlich aufgenommen, und im Sommer muß Cassel angenehm sein."

„Nun ja. Wir sind seit September hier, der Sommer mag für Einiges entschädigen."

„Meine Frau kann Königsberg nicht vergessen."

„Du auch nicht," entgegnete sie, ihn anlächelnd. „Es war das erste Mal, daß ich meine Vaterstadt verließ."

„In Preußen wird man oft versetzt," bemerkte ich.

„Wir haben darin Glück gehabt und nur in Königsberg gestanden."

„Weshalb wir noch immer Hauptmann sind," warf er ein. „Aber meine Frau hat das feldmäßige Leben schnell gelernt."

„Was hilft's?" sagte sie. „Man richtet sich ein."

In der Folge habe ich wahrgenommen, daß die preußischen Damen, die von dem wechselvollen Leben der Männer von früh an hören, über die Ortsveränderungen leicht hinweg kommen. Ueberall finden sie in den Berufskreisen ihres Mannes einen Halt und den gegebenen Umgang. Die

Digitized by Google

Veränderungen der Scene und Personen beleben die Gesellschaft, vertiefen sie freilich nicht.

Von den Familien der höheren Officiere interessirte mich diejenige des Obersten von Molinski, weil Herhudt dessen Adjutant war. Die gewinnende Persönlichkeit, die militärischen Eigenschaften des Obersten paßten recht wohl für die hier zu lösende Aufgabe der Versöhnung und der Reorganisation. Dagegen hatte seine sehr wohlhabende, aber keineswegs vornehm erzogene Gemahlin zu einiger Kritik Veranlassung gegeben. Es hieß, daß sie komisch und, bürgerlich geboren, auf den Adel ihres Mannes um so stolzer sei. Ihre Tochter Clara galt für hübsch und liebenswürdig. Mit ihr wurde Herhudt, welcher discreter Weise von Molinski's wenig sprach, zuweilen geneckt, worauf ich keinen Werth legte, weil gewöhnlich ein Adjutant zu der Familie seines Commandeurs in ein näheres Verhältniß tritt.

Die Oberstin empfing mich in Gesellschaft ihrer Tochter. Sie war eine kleine corpulente Frau mit geröthetem Gesicht und unruhigen Augen, das junge Mädchen eine schlanke, anmuthige Blondine von vielleicht zwanzig Jahren.

„Der Uebertritt in unseren Dienst ist ihnen gewiß sehr schwer geworden," so fing Frau von Molinska die Unterhaltung an.

„Er wurde mir durch Manches hier erleichtert."

„Wer so gut königlich ist, wie wir, fühlt mit Ihnen," fuhr sie, mich süßlich anblickend, fort. „Nach Hannover wären wir auch gern gegangen. Der Hof des Königs von Hannover war ja wohl glänzend?"

„Außerordentlich! Etwas altmodisch."

„Ach, das ist hübsch! Aber wie so?"

„Es waren zum Beispiel nur solche Damen hoffähig, welche eine Reihe adeliger Vorfahren nachweisen konnten, wenn —"

„Hm —" unterbrach sie mich und sah vor sich nieder. Ihre Tochter blickte mich prüfend an. Nach einer kurzen Verlegenheitspause sprach jene: „Wie gefallen Ihnen unsere altpreußischen Officiere? Die vom Bataillon kennen Sie wohl schon?"

„Sehr gut! Ganz besonders Herhudt."

Jetzt sah die Tochter plötzlich vor sich nieder. Die Mutter redete weiter: „Sie haben einen ausgezeichneten Commandeur, den Herrn von Trzemonski-Sabrzy. Das ist ein Mann! Er hat den Pour le mérite und eine große Zukunft."

Während dieser Worte hatte Fräulein Clara den Kopf wieder ge-

Digitized by Google

hoben und mich aus ihren hübschen Augen klar und fest angesehen. Ich begegnete dem Blicke und sprach zu ihr in Gedanken: „Mein Fräulein, Sie haben eine alberne Mutter, aber einen eignen Willen.“

Den letzten Besuch stattete ich bei der Frau von Norgart ab. Ihr Haus machte durch sein stilvolles und gut erhaltenes Aeußere sogleich einen angenehmen Eindruck. Einige Stufen führten in den von vier Säulen getragenen Vorbau. Ein Portier öffnete die Thür. Ein Livreediener meldete mich an.

Die Damen, welchen ich im dritten Zimmer meine Verbeugung machte, die Mutter und die Schwester des Lieutenants von Norgart, überraschten mich durch ihre Schönheit. Beide hatten die Gesichtszüge des Lieutenants, nur noch feiner, und wie er volles braunes Haar und dunkele Augen. Frau von Norgart war eine stattliche, weltklug, aber auch gutmüthig aussehende Dame, welche man kaum für ein Fünfzigerin halten konnte; Fräulein Olly von Norgart, zehn Jahre jünger als ihr Bruder, ein Bild vollkommener Jugendfrische. Um so weniger begriff ich die feinen Kummerlinien auf der schneeweißen Stirn und um den lieblichen Mund dieses anmuthigen Mädchens.

„Sie sind kein Fremder für uns,“ begann Frau von Norgart, „Hugo hat von Ihnen erzählt. Ihre Eltern sind nicht so glücklich, ich habe den Sohn behalten.“

Sie bot mir einen Sitz neben ihrem Platze an. „Sie sind zur guten Jahreszeit gekommen und werden sich über unsere Gegend freuen.“

„Schon jetzt that ich es bei mancher Aussicht und vielen Bäumen, deren Wuchs man fast mehr bewundert, wenn sie ohne Laub sind.“

„Hat Hugo etwa von der Liebhaberei seiner Schwester gesprochen, unbelaubte Bäume zu zeichnen?“

„Nein, gnädige Frau. Doch begreife ich das vollständig.“

„Freilich ist ein Baum im vollen Frühling am schönsten,“ sagte jetzt Fräulein von Norgart mit natürlichem Ausdruck und einem ungewöhnlich angenehmen Organ; „aber ich bringe ihn nur richtig auf die Leinwand, wenn ich weiß, wie er unter den Blättern aussieht.“

„Wäre doch Jeder so gewissenhaft!“ rief ich aus. „Viele stellen die Dinge falsch dar, weil sie den Zusammenhang nicht kennen.“

Die Mutter sah mich an, als hätte ich etwas Ueberraschendes gesagt; die Tochter schlug die dichten Augenwimpern nieder.

„Gewiß!“ sagte Jene und fuhr dann fort: „Da Sie sich für Bilder zu interessiren scheinen, so sind Sie wohl schon in unserer Gallerie gewesen?“

Digitized by Google

„Noch kam ich nicht dazu. Ich hörte zu meiner Freude, daß man sie jetzt leichter sehen kann, als zu kurfürstlicher Zeit, wo sie fast immer verschlossen war.“

Da ich wahrnahm, daß meine letzten Worte die Damen unangenehm berührten, setzte ich hinzu: „Was mußten wir uns vor sechszig Jahren gefallen lassen, was hat Napoleon Alles nach Paris geschleppt! Nur gut, daß wir die Bilder wieder haben!“

„Nicht alle,“ sagte das Fräulein. „Und auch der damalige Kaiser von Rußland hat Unrecht gethan, denn er hat sich mehrere der besten angeeignet.“

„Wer weiß, ob nicht einer seiner Nachfolger sie herausgeben muß,“ scherzte ich.

„Es ist günstig, daß Herr von Möller so viel Kunstsinn und feines Verständniß besitzt,“ sprach jetzt die Mutter. „Er interessirt sich lebhaft für unsere Gemäldesammlung und denkt schon an einen Neubau. Da würden die Schätze erst recht an das Licht kommen.“

Die Eindrücke, welche ich bei diesem Besuche erhielt, vervollständigten einige Andeutungen, die mir über Norgarts gemacht waren, ohne dieselben aufzuklären. Auch an dieses Haus mochte irgend ein Cassseler Dämon angeklopft haben. Er hatte gewiß keinen Einlaß gefunden, aber wohl die Ruhe der Bewohner gestört, deren vornehme, edele Denkungsart keinen Zweifel zuließ und die meine Theilnahme erregten.

Schon an einem der folgenden Tage wurde ich von Herrn und Frau von Velenburg eingeladen, mit Birlachs den Abend bei ihnen zuzubringen. Auf dem Wege dahin sah ich Jene vor mir, ich holte sie ein und wir gingen zusammen. Nicht weit von Velenburgs Hause begegnete uns der Major von Trzemonski, grüßte Birlachs Eltern sehr verbindlich und sah mich verwundert an. Der Doktor erwiderte den Gruß auf das Höflichste, machte aber weitergehend ein moquantes Gesicht. Der Major sah sich noch einmal um, als wir in das Haus traten.

Herr von Velenburg stellte mich seinen Damen vor. Seine Gemahlin hieß mich mit dem sanften Ausdruck ihres Gesichts freundlich willkommen. Ihre Tochter, von dem Doctor und der Doctorin „Fräulein Julia“ angeredet, hatte sehr regelmäßige Züge, dunkelblondes Haar und eine eben voll erblühte, mittelgroße Gestalt, welche sie stolz trug.

Bald nach Beginn des Gesprächs stellte sich heraus, daß Herr von Velenburg die Familienbeziehungen des Barons und der Baronin, auch meiner Mutter kannte, was mich nicht wunderte, weil er ein Hofmann von

Digitized by Google

altem Adel war, und solche Herren die Geschlechter der Standesgenossen im Auge zu behalten pflegen. Aber angenehm wurde ich überrascht, als er von meines Vaters Dienstaustritt wie von einem bekannten Ereignisse und in ehrender Weise sprach, wobei er mit wehmüthigem Tone andeutete, daß in Kurhessen betrübende Fälle solcher Art häufiger gewesen seien.

Als nun gar Frau von Velenburg schonend merken ließ, daß sie nicht allein den Grund meiner eigenen Familientrauer, den sie von Birlachs erfahren haben mochte, sondern auch Wichards Dahinscheiden wußte, wovon ich bis jetzt mit Niemandem in Cassel gesprochen hatte, da erzählte der Doctor, was in seinem Hause gegen mich noch nicht erwähnt worden war, daß Herr von Velenburg und er im vorigen Jahre nach der Schlacht bei Langensalza dahin gereist und dort längere Zeit geblieben waren, wo sie dann die Schicksale einzelner Familien vernommen hatten. Dies Alles, herzlich und natürlich ausgesprochen, brachte mich den edelen Menschen sogleich nahe, und ich versuchte, den Gefühlen, die mich bewegten, dankenden Ausdruck zu geben. „Der Doctor gehörte dahin, und ich hatte in Cassel Nichts zu thun," erwiderte Herr von Velenburg. „Nachdem der Kurfürst als Gefangener weggeführt war, hatte ich keinen Dienst mehr und, in Langensalza zu helfen, erleichterte unser Gemüth."

Wohl um den kleinen Kreis von den trüben Gedanken abzuziehen, fragte mich Frau von Velenburg: „Wie heißt der preußische Husarenofficier, mit dem Sie ritten, als wir Ihnen auf Wilhelmshöhe begegneten?"

Ich nannte Ellerbachs Namen, erzählte, was mich mit ihm in nähere Verbindung gebracht hatte, und sprach von dem Grafen Eberhard, über dessen Familie der Hausherr ebenfalls orientirt war. So fanden sich viele Beziehungen, welche die Unterhaltung weiter führten und sämmtlich erkennen ließen, daß Herr von Velenburg ein ebenso vorurtheilsfreier, wie ritterlicher Mann, seine Gemahlin eine zu ihm glücklich passende Frau von liebevollem Gemüth war. Nur wie die Tochter eigentlich sei, erfuhr ich an diesem Abend nicht, denn Fräulein Julia sprach wenig. Daß sie aufmerksam zuhörte, zeigte der zuweilen sehr lebendige Ausdruck ihres schönen Angesichts.

4.

Die Inspicirung des Bataillons durch den commandirenden General nahte heran. Der Werth, welcher in der preußischen Armee auf die Inspicirungen gelegt wird, war für mich etwas Neues. Die zu demselben Commandobereich gehörigen Armeetheile sind räumlich so weit getrennt,

Digitized by Google

daß die höheren Vorgesetzten die meisten ihrer Untergebenen nur einzelnemale im Jahre sehen. Deshalb hängt das Urtheil über letztere zum großen Theil von dem Ausfall dieser periodischen Prüfungen ab, welchen auch die Truppen in der Garnison des Inspicirenden unterworfen werden, um deren Commandeure übrigens nicht minder selbständig gewähren zu lassen und Alle mit demselben Maße zu messen. Das Licht, welches diese Besichtigungen geben sollen, wirft aber einen Schatten vor sich her: das ist die Furcht Derer, die inspicirt werden; Vieler, wenn auch nicht Aller. Ich habe Männer kennen gelernt, die im Kriege den überlegendsten Feind nicht fürchteten und im Frieden vor einer Inspicirung die Ruhe verloren; während andere diesem Friedensfeind ebenso kaltblütig, wie dem Kriegsfeind ins Antlitz sahen. Und da Solche ohne Frage vorzuziehen sind, so ist es für die Beurtheilung der Personen zu bedauern, das der Inspicirende nicht die Tage vor der Prüfung unsichtbar bei den Truppen sein kann.

Der Major von Trzemonski hatte für sein Avencement, geschweige denn für seine Existenz nicht zu fürchten; denn er war ein befähigter Officier, und der General von Plonski wußte an seinen Untergebenen Alles zu schätzen. Dennoch brachte ihn die bevorstehende Inspicirung, die erste, welche er als Commandeur erlebte, in eine fieberhafte Aufregung, welche er vergeblich hinter erzwungener Ruhe zu verbergen suchte. Vor dem Geburtstage des Königs hatte er, wie die Kameraden erzählten, kein Ende finden können, sein Bataillon für die Parade einzuüben, und seitdem quälte er dasselbe von früh Morgens bis zum Abend in einer, der Ausbildung keineswegs förderlichen Weise mit den Vorbereitungen für die Inspicirung. Er wollte durchaus „gut abschneiden", wie die Preußen dies nennen, welches Bestreben ganz ehrenhafte Motive haben kann, bei ihm aber nur aus der Sucht entsprang, etwas Besonderes zu sein und mit der Zeit eine große Rolle zu spielen.

Weil ich diese, von der erwarteten Besichtigung affizirte Gemüthsstimmung erkannte, so fiel mir sein gegen mich verändertes Benehmen weniger auf. Er war plötzlich beflissen, mir seine Gewogenheit bemerkbar zu machen, und ich nahm an, daß er hiermit Nichts weiter bezwecke als mir, einem integrirenden Theile seines Bataillons, den Muth zu geben, dessen Alle bedurften, um vor dem commandirenden General zu bestehen.

Die Besichtigung verlief gut für den Major und auch für mich. Der General von Plonski befahl, daß ich die Compagnie des Hauptmanns Wulkow vorexercire, und lobte mich bei der Schlußkritik, die, weil es Sitte ist, daß die in der Garnison anwesenden höheren Officiere aller

Digitized by Google

Waffen den Besichtigungen beiwohnen, viele Zuhörer hatte. Nicht etwa nur hierdurch gewann ich größeres Vertrauen für meine Zukunft, sondern noch mehr durch das Urtheil, welches ich, jetzt zum erstenmale, einen commandirenden General über Alles, was er gesehen hatte, abgeben hörte. Dies geschah in so belehrender, klarer und gemessener Weise, daß ich eine vermehrte Hochachtung vor den preußischen Institutionen und ihren obersten Trägern empfing.

Das Lob, welches der General von Plonski hierbei den neu errichteten Truppen seines Armeecorps ertheilte, war nicht ohne politische Bedeutung. Dieselben, erst vor einem halben Jahre aus Stämmen verschiedener Regimenter zusammengesetzt und in einem Drittel ihrer Stärke durch Rekruten aus den neuen Provinzen ergänzt, bildeten bereits in sich einheitliche Körper, die an Kriegsbrauchbarkeit den alten Truppen wenig nachstanden. Die nach allen Richtungen fest gewurzelten Einrichtungen geben der preußischen Armeeorganisation eine Dehnbarkeit, welche immer neue Formationen einzufügen gestattet, ohne die Haltbarkeit des Ganzen zu schwächen, und die in allen Chargen waltende Tradition und Schule erleichtert die Erziehung fremder Elemente. So stand schon im Frühjahr 1867 das vergrößerte Heer in allen Theilen gleichmäßig gebildet und ausgerüstet, schlagfertig da.

Wir hatten deshalb die Drohungen unserer westlichen Nachbarn um so weniger zu fürchten, als die Verbesserungen in der französischen Armee unmöglich weit fortgeschritten sein konnten. Wenn auch die Chassepots, wie die Pariser Zeitungen schwatzten, Wunder thaten, noch waren sie nicht in erheblicher Zahl vorhanden und viel länger mußte es dauern, bis die Franzosen sie zu gebrauchen lernten. Im Gegentheil wurden jene Drohungen uns förderlich, weil sie die deutschen Länder südlich des Mains auf die Unsicherheit ihrer vereinzelten Existenz und auf die Mangelhaftigkeit ihrer Wehrverfassung hinwiesen.

Die Regierung des Großherzogthums Hessen, von dem nur ein Theil zum norddeutschen Bunde gehörte, schloß, obgleich sie separatistisch und österreichisch gesinnt war, eine Convention mit Preußen ab, durch welche die hessen-darmstädtischen Truppen auch im Frieden dem Oberbefehl des Königs Wilhelm unterstellt wurden. Sie sollten dem preußischen Heerwesen entsprechend organisirt werden und als „Großherzoglich Hessische Division" eine dritte Division des XI. Armeecorps bilden. Ihr Commandeur, der Prinz Ludwig von Hessen, kam nach Cassel. Der General von Plonski stellte ihm die Officiercorps vor und gab hierbei seiner Stellung

Digitized by Google

als Vorgesetzter Seiner Großherzoglichen Hoheit einen auffallend bestimmten Ausdruck. Vielleicht that er dies, um die Strenge des preußischen Dienstes überhaupt hervortreten zu lassen, damit der Prinz sich auf sie berufe in den Kämpfen, welche seiner Gewissenhaftigkeit und militärischen Einsicht bei der Ausführung der Convention am Darmstädter Hofe bevorstanden.

Um noch einmal auf die günstig verlaufene Inspicirung zurückzukommen, wir Kameraden freuten uns, daß unser Bataillon „gut abgeschnitten" hatte, und am meisten gönnte ich meinem Hauptmann die Genugthuung, daß die richtige Handhabung der Disciplin und Ausbildung in seiner Compagnie hervorgehoben worden war. Er hatte mit großer Sorgfalt, Menschenkenntniß und praktischem Geschick die kurhessischen Rekruten zur Ordnung und Thätigkeit gebracht. Man merkte es im Volksleben und noch mehr in der Truppe, wo man dem gemeinen Manne näher tritt, daß die Mißregierungen auf der Bevölkerung lasteten. Die von der Natur geistig und körperlich gut ausgestatteten Leute waren gleichgültig, dem Trunke geneigt. Ihre urkräftige chattische Art war jedoch nicht erstorben, sondern zeigte bereits gute Erfolge einer verständigen Erziehung.

Der Frühling kam nun mit Macht. Ich war nach der Inspicirung nicht mehr ausschließlich von dem Dienst in Anspruch genommen und machte, um mit der Umgegend bekannt zu werden, weite Spaziergänge, allein oder mit Birlach oder Herhudt.

Als ich mit Ersterem eines Tages über die Fuldabrücke ging, hielt er mich an und wies mit vaterstädtischem Stolz auf deren Asphalttrottoir, das einzige dieser Art in Cassel: „Das ist ganz 'was Neues, aber noch aus kurfürstlicher Zeit. Ausgezeichnetes Trottoir, nicht wahr?"

Unmöglich konnte ich ihn in dieser Unkunde lassen. „In Hannover werden alle Trottoirs so gemacht," antwortete ich, auch mit partikularistischem Stolz, „schon seit Jahren."

„Na, na!" machte er, überzeugt, daß ich prahle.

„Gewiß! Da ist ja der Asphalt her."

„Ei, wirklich? Ich glaubte, dies sei nur hier."

„Sie sind ein blinder Hesse," sagte ich, und er lachte.

Herhudt sprach sich, wenn wir allein waren, gern aus. Da konnte ich dann wohl erkennen, daß sein Herz durch Fräulein von Molinskas Neigung beglückt war, was mich besorgt machte, weil die Mutter gewiß einen vornehmeren Schwiegersohn verlangte. Herhudt selbst deutete einmal an, daß sie auf den Major von Trzemonski speculire, und erzählte nun weiter, wie Letzterer sich seit Monaten vergeblich bemühe, bei Velenburgs Zutritt

Digitized by Google

zu erhalten, und seine Promenaden nirgends anderswo als in der Gegend ihres Hauses mache. Meine hieraus entspringende Vermuthung, daß die Bekanntschaft mit Velenburgs mich plötzlich in den Augen meines Commandeurs gehoben habe, bezeichnete Herhudt als zweifellos richtig, worauf er fortfuhr: „Der Major hält sich für unwiderstehlich; er ist von seinem Kommen, Gesehenwerden und Siegen überzeugt. Schade, daß Ersteres, das Hinkommen zu der Dame seiner Wahl, ihm bisher nicht gelang; das Weitere fände sich von selbst. Nicht etwa, daß er sich aus der Ferne in das Mädchen verliebt hat. Nicht reizt ihn diese schöne Gestalt, sondern die Annectirung einer Particularistin reizt ihn. Das wäre, wie er sich einbildet, eine politische That, für ihn ein großer Schritt auf den Stufen zur höchsten Macht. Die reiche Erbin aus vornehmem hessischem Geschlecht vermöchte ihn in die Garde und immer weiter zu bringen."

„Wie können Sie dies so bestimmt sagen? Er hat es Ihnen doch nicht anvertraut."

„Das Urtheil über den Major habe ich mir selbst gebildet, das Uebrige sammelte ich mit dem ganzen Schatz meiner hiesigen Personalkenntnisse in wenigen Monaten ein. Hätten Sie nur den vorigen Winter mit uns verlebt! Alt- und Neupreußen wetteiferten in Liebenswürdigkeit, und da hielten von Letzteren Einige mit ihren Casseler Geschichten nicht zurück."

„Ich habe noch keine Indiscretion gehört."

„In den drei oder vier Familien, welche Sie einmal gesehen haben. Ich will auch die Anderen nicht tadeln, die aus der Schule schwatzen. Da sie mit Steinen werfen, wohnen sie wohl nicht in einem Glashause. Die Casseler sind gutmüthig und meinen es nicht böse; aber sie sind vergnügungssüchtig. Das „Morgen wieder lustig," was ihnen die Eltern erzählt haben, wirkt nach. Die preußische Gesellschaft ist ihnen zu trocken, sie thun etwas Würze daran."

Ich hatte Lust, mir von Herhudt mehr erzählen zu lassen, als ein Reiter uns begegnete. Sein eleganter Anzug, sein schönes Pferd, der Reitknecht hinter ihm in schwarzem Rock und Hut ohne Cocarde fielen mir auf. Herhudt ging vorbei, ohne zu grüßen.

„Wer mag das sein?" fragte ich.

„Das ist der Prinz Nicolaus."

„Wie kommt der hierher?"

„Er wohnt immer in Cassel."

„Jetzt noch? Was hält ihn in Cassel, mit wem geht er um?"

Digitized by Google

„So viel ich weiß, mit Niemand. Die Leute sagen, er wolle Fräulein von Norgart heirathen und rechne darauf, daß seine Eltern die Verbindung endlich zugeben."

„Liebt denn Fräulein von Norgart ihn? Sind sie verlobt? Wie denkt Frau von Norgart darüber?"

„Verlobt sind sie nicht, und seit wir hier sind, kommt er nicht mehr in ihr Haus. Frau von Norgart ist eine kluge Frau, und Mutter und Tochter haben dem Prinzen gewiß niemals größere Annäherungen, als schicklich, gestattet."

Wir waren an die Fuldabrücke gekommen, und abermals gelangte ich nicht zu weiteren Fragen, weil ein sonderbares Schauspiel unsere Blicke auf sich zog. Die Brücke war mit springenden und schlagenden Menschen beiderlei Geschlechts und aus verschiedenen Ständen gefüllt, Kindern und Erwachsenen. Mehrere Männer hatten ihre Röcke ausgezogen und schlugen damit in die Luft; dieselben Bewegungen machten die Mädchen mit ihren Schürzen. In der Menge erkannte ich Herrn von Wahlhausen, der hin und her sprang und seinen Hut schwenkte. Er sah uns nicht, Keiner achtete auf uns, Alle schienen von einer augenblicklichen Tollheit befallen zu sein.

„Was machen Die?" fragte Herhudt.

„Ich begreife es nicht."

„Wir kommen da nicht durch. Lassen Sie uns die Fähre benutzen."

Wir gingen stromauf, wo eine Fähre nach der Aue hinüber führte.

„Was ist da auf der Brücke?" fragte Herhudt den Fährmann.

„Das ist alle Jahre, die Maikäfer sind da."

„Hat das was zu bedeuten?"

„Nu, es ist so Mode bei uns. Es macht Vergnügen, die ersten zu fangen, und Welche glauben, sie hätten Glück davon im Jahr."

Als wir am anderen Ufer waren und durch die Aue nach unseren Wohnungen gingen, sagte Herhudt: „Ihr Hauswirth hofft am Ende mit dem ersten Maikäfer Fräulein von Norgart zu fangen, trotz des Korbes, den sie ihm gegeben haben soll."

Seit diesem Nachmittage bedauerte ich Herrn von Wahlhausen noch mehr. Er und seine vereinsamten Damen hatten mir schon oft leid gethan. Es waren drei unglückliche Existenzen, so viel man wahrnahm ohne einen Verwandten, die Damen ohne eine Freundin. Sie empfingen außer dem Doctor Birlach keinen Besuch. Arme kamen oft in's Haus, und keiner von diesen ging unbeschenkt. Auch das liebevolle Betragen gegen einander

Digitized by Google

zeigte ihr gutes Herz. Weshalb führten sie ein so zurückgezogenes Leben? Der Sohn war durch kein öffentliches Amt gebunden. Weßhalb verließen sie den Ort nicht, wo er nur Qualen empfand? Er kam zuweilen unter diesem oder jenem Vorwande in mein Zimmer, hauptsächlich wohl um sich mit mir zu unterhalten. Er hatte von der Welt nicht viel gesehen, in Cassel eine lustige Jugend verlebt und war, wie die meisten seiner Mitbürger, von dieser Stadt blind eingenommen; leugnete zwar die Mißstände, welche hier geherrscht hatten, nicht, hatte aber für jeden eine Erklärung und bezweifelte, daß es in anderen Orten und Ländern besser sei. Von dem Kurfürsten und dessen Familie sprach er nicht. Als ich die Rede auf den Prinzen Nicolaus brachte und zu verstehen gab, daß ich einen vertraulichen Umgang zwischen Letzterem und ihm voraussetze, verneinte er dies kurz und rauh. Die Politik berührte er einmal; nachdem er dabei aber gehört hatte, daß ich gut preußisch gesinnt sei, that er es nicht mehr, wie er auch übrigens vermied, mit den Preußen in Verbindung zu kommen. Er verkehrte mit einigen Herren, die ihn zu regelmäßigen Promenaden abholten. Abends suchte er seine Bekannten in einem Club auf, welcher von Preußen nicht besucht wurde.

Die alte Denka hatte ich nicht wiedergesehen. Der Doctor Birlach sprach über sie so wenig, wie über seine anderen Patienten; auch die Doctorin äußerte sich über die Casseler behutsam. Von ihnen erfuhr ich mithin über meine Hausgenossen nichts Neues. Mit Frau von Wahlhausen, welche in ihrem Haushalte sehr thätig war, wechselte ich bei zufälligen Begegnungen freundliche Worte. Je mehr sie die Scheu vor mir ablegte, um so deutlicher erkannte ich, daß sie nicht die Erziehung einer Dame genossen hatte. Als ihr Sohn eines Mittags mit ihr und der alten Denka spazierenfahren wollte, sagte er mir, dies sei das einzige Vergnügen seiner Großmutter. Sie fuhren öfter aus, und einmal, als der Wagen vor der Thür stand, sah ich die Greisin am Arm ihres Enkels rüstig die Treppe herunter kommen. Sie erkannte mich und neigte, für meinen Gruß dankend, ihr Haupt.

Um mich von meinen neuen Kameraden nicht abzusondern, besuchte ich mehr als meiner Neigung entsprach, Abends die Wirthshäuser, in welchen sie die letzten Stunden des Tages verlebten. Diese Gewohnheit der altpreußischen Officiere wies auf einen bemerkenswerthen Unterschied zwischen ihrem Lebensgange und dem der annectirten Officiere hin. Letztere waren mit ihrer Heimath, welche sie selten verließen, ganz verwachsen, mit dem Stückchen Erde, auf welchem schon ihre Voreltern gelebt hatten,

Digitized by Google

durch tausend Fäden verknüpft. Von den Altpreußen besaßen nur wenige eine Stätte, zu der sie immer wieder zurückkehrten; die meisten waren mit dem Vater von einem Berufsorte nach dem anderen gekommen und hatten als Jünglinge, wenn nicht als Knaben, das elterliche Haus verlassen. Ihnen wurde der militärische Verband die Familie; in dem angewiesenen Kameradenkreise suchten sie nach dem Dienste eine ungestörte, bequeme Geselligkeit. Ihre Bekanntschaft auszudehnen, mit anderen Ständen in Berührung zu kommen, danach verlangten sie nicht. Sie waren jedoch aufmerksam und entgegenkommend, wo sich die Gelegenheit bot, und in den großen Gesellschaften, welche der Winter gebracht hatte, bemüht gewesen, sich angenehm zu erweisen.

Nachdem ich unter den Kameraden genauer bekannt geworden war, ging ich seltener in ihre Abendversammlungen und gewöhnlich nur, wenn Herhudt, der ebenfalls gern bei Büchern und Arbeit zu Hause blieb, dorthin kommen wollte. Einzelne Abende brachte ich bei Birlachs Eltern zu, und jetzt forderte mich auch Norgart eines Tages auf, ihn zu seiner Mutter zu begleiten.

Als wir deren Haus betraten, meldete der Diener: „Der Herr Oberpräsident ist bei der gnädigen Frau."

„Ach, das ist gut," sagte Norgart, sich zu mir wendend, und führte mich in die Zimmer.

Ueber den weichen Teppich schreitend, hörten wir durch die offene Thür Fräulein von Norgart sprechen: „Sie haben wieder Recht behalten. Damals glaubten wir es nicht."

Ihre Mutter nannte dem Oberpräsidenten meinen Namen, er machte in seinem Sessel eine etwas aufrichtende Bewegung, und Frau von Norgart nahm, während wir uns an den Tisch in die noch freien Fauteuils setzten, den Faden der Unterhaltung wieder auf: „Künftig will ich Ihrer Voraussicht ganz vertrauen. Ich würde mir hierdurch die Furcht vor Krieg in den letzten Wochen erspart haben." Bei diesen Worten reichte sie ihrem Sohne die Hand.

„Sehen Sie!" entgegnete theilnehmend der Oberpräsident und fuhr mit weicher, volltönender Stimme, die trotz seines leisen Sprechens jedes Wort deutlich hören ließ, fort: „Allerdings spitzte sich die Luxemburger Frage so scharf zu, daß der Graf Bismarck mit einer Kriegsdrohung antwortete. Jetzt behält, dem Londoner Vertrage dieses 11. Mai zufolge, der König der Niederlande das Großherzogthum als einen von den Mächten

Digitized by Google

für neutral erklärten Staat. Er läßt die Festungswerke schleifen, und wir ziehen unsere Besatzung zurück. Somit ist dieser Streit erledigt."

„Das klingt, als gäbe es bald andern Streit," äußerte Frau von Norgart.

„Von unserer Seite gewiß nicht," meinte Herr von Möller, „und hoffentlich von der anderen nicht wieder. Freilich mag die übele Laune der Franzosen durch die Niederlagen, welche die nichtswürdige Politik Napoleons in Mexiko erlitt, noch verschlimmert werden."

„Herr von Bardeleben erzählt schreckliche Dinge aus Mexiko," sprach Fräulein Olly.

Sie meinte einen jungen Mann, Kurhesse von Geburt, der in der österreichischen Armee gedient hatte, mit dem Kaiser Maximilian nach Mexiko gegangen, von dort nach Auflösung der österreichischen Legion in seine Heimath zurückgekehrt war und jetzt als preußischer Officier in Cassel stand.

„Und gewiß richtig," sagte Herr von Möller, indem er wie zu einer Bestätigung den Kopf neigte. „Seine Schilderung des unglücklichen Maximilian entspricht ganz dem Eindrucke, welchen ich von dem Erzherzog vor mehreren Jahren in Triest bekam."

Während er auf den Wunsch der jungen Dame den Fürsten schilderte, der, von Thatendurst und Napoleons Arglist verleitet, einem tragischen Ende entgegen schritt, verglich ich das Bild, welches ich mir von dem ersten Oberpräsidenten der preußischen Provinz Hessen-Nassau nach dem, was man über ihn hörte, gemacht hatte, mit dem mir gegenüber sitzenden Original. Sein Aeußeres entsprach wohl meiner Vorstellung. Der ansehnliche Körper, von der Fülle, die zu dem Alter einiger fünfzig Jahre paßt, trug einen Kopf, nicht schön, aber von großer Wohlbildung, mit freier, denkender Stirn, sehr lebhaften Augen und doch gleichmüthigem Ausdruck. Die behagliche und zugleich bewegliche Erscheinung war gebietend und dabei gewinnend. Er erfreute sich großer Beliebtheit bei allen Ständen. Daß er, ein unverheiratheter Herr, auch Familien, die nicht zu unserer Gesellschaft gehörten, aufsuchte, wurde von dieser wohl bespöttelt, war jedoch unter den obwaltenden Umständen eine gute Politik, da es seinen Einfluß verbreitete. Er liebte den Umgang mit Damen. Vielleicht war es nur sein Schönheitssinn und der Wunsch, sich an der Auffassung gebildeter Frauen zu belehren, was ihn nach dieser Richtung zog. Das hieraus entstehende Gerede ließ er gänzlich unbeachtet.

Als jetzt eine Pause im Gespräch entstand, redete er mich an.

Er hatte in das Haus, welches er in Cassel provisorisch bewohnte,

Digitized by Google

einen befreundeten, ebenfalls unverheiratheten Rittmeister aufgenommen, der ihm in den Erholungsstunden Gesellschaft leistete.

Daß dieser Kamerad von den nach Cassel gekommenen Officieren erzählte und auch von mir gesprochen haben mochte, war anzunehmen, und daß der Oberpräsident, der in Minden geboren war und dessen Verwandte nicht weit von Hannover lebten, die Verhältnisse meiner Heimath genau kannte, erklärlich. Aber es überraschte mich angenehm, daß er von meinem Vater, dem er persönlich nicht begegnet war, wie von einem bekannten Manne sprach.

Nicht lange verweilte er bei diesem Gegenstande. Als er mir die Artigkeit der freundlichen Worte über meinen Vater erwiesen hatte und Frau von Norgart, daran anknüpfend, von den Zuständen in Hannover sprach, sagte er: „Gewiß, die Verhältnisse sind dort schwieriger als hier, liegen aber offener zu Tage.“ Und nun lenkte er das Gespräch mit der scherzhaften Wendung ab: „Was sind die Welfen und ihre Legion gegen die mystères de Cassel!“

Norgarts wurden von dieser Bemerkung peinlich getroffen. Frau von Norgart wiederholte etwas empfindlich: „Mystères de Cassel?“ Herr von Möller nahm auch mein Erstaunen wahr. Ich hatte von einer Welfenlegion noch nichts gehört. Um weitere Fragen zu verhindern; fuhr er sogleich fort: „Heute war ich in diesem Jahre zum ersten Male auf Wilhelmshöhe.“

Frau von Norgart, die zu erfahren hoffte, was er mit den mystères de Cassel meinte, verbarg ihre Ungeduld nicht, schwieg aber still; der Oberpräsident auch, weshalb meine Gedanken ihm neben seiner Gutmüthigkeit etwas schalkhafte Bosheit zuschrieben.

„Waren Sie noch nicht im Wilhelmshöher Schlosse?“ fragte die junge Dame mich. „Sie finden darin viele Sehenswürdigkeiten, auch Bilder.“

Ihr Bruder bemerkte: „Sie reiten lieber in den Wald, wie ich gehört habe.“

„Auch die Rotunde auf dem Schlosse enthält ja wohl eine Merkwürdigkeit?“ warf ich hin. Da Norgarts hierauf nicht eingingen, erklärte Herr von Möller: „Die Wandfläche ist mit großen Portraits aus dem hessischen Fürstenhause bedeckt. Alle Felder sind voll bis auf eines, welches für den letzten Kurfürsten Platz bietet.“

„Und noch Etwas darin müssen Sie sich zeigen lassen,“ setzte Norgart hinzu, „was nicht zu sehen war und nicht mehr zu sehen ist.“

„Das muß in der That sehenswerth sein,“ sagte ich lachend.

Digitized by Google

„Die Preußen haben es entdeckt und ihm gleich ein Ende gemacht," sprach seine Schwester, worauf er erzählte: „Als im vorigen Herbst preußischerseits das Schloß nntersucht wurde, fand man eine doppelte Wand und in dieser versteckt ein Archiv: Schriftstücke von großem Werth, wie man sagt."

„Ich glaube wohl," bestätigte der Oberpräsident. „Das bringt mich wieder zu den mystères. Der Kurfürst verlangt die Herausgabe von Familienpapieren, die nach seiner Behauptung in dem Versteck gelegen haben, aber unter den darin gefundenen Sachen fehlen."

„Man irrte sich da oft," sagte Frau von Norgart.

„In diesem Falle wohl nicht," entgegnete er. „Alles deutet darauf hin, daß einer von den Wenigen, welche den Versteck kannten, die Papiere weggenommen hat."

Die letzten Worte versetzten Frau von Norgart in größere Unruhe. Sie suchte sich zu fassen und gleichgiltig zu fragen: „Hat die Untersuchung weiter Nichts ergeben?"

„Keine Spur," antwortete Herr von Möller, indem er aufstand, um nach Hause zu gehen.

„Was enthalten die Papiere?"

„Das weiß ich nicht. — Nun habe ich noch eine Bitte. Es handelt sich um die Veränderungen in meinem künftigen Hause. Wollen Sie Ihren Rath zu der Einrichtung geben?"

„Sehr gern", antwortete Frau von Norgart.

„Darf ich Sie morgen früh, schon um neun Uhr, in meinem Wagen abholen?"

„Sie finden mich bereit."

5.

Mit meinen Eltern stand ich in ausführlicher Correspondenz. Meine Mutter schrieb mir Alles, was auf dem Gute vorfiel, nur von Adele fast Nichts. Jobst war wieder da gewesen; sie fürchtete, er treibe auch in Holstein politische Heimlichkeiten. Der Baron hatte ihn nicht freundlich, der alte Capitän sogar unhöflich behandelt.

Auch von Alfred erhielt ich einen langen Brief. Er glaubte den Zweck, weshalb er diesmal nach London geschickt war, zu erreichen. „Ich studiere wieder Afrika und was sich dort machen läßt, wenn der Suez-Canal fertig sein wird." An einer anderen Stelle schrieb er: „Eine große Freude war für mich der Umschwung in der Meinung der Engländer

Digitized by Google

über Deutschland. Bei meiner ersten Anwesenheit in diesem Lande nahm ich zu meinem Aerger wahr, wie gering die Deutschen als Nation geschätzt wurden. Jetzt fängt man an, uns zu respectiren."

Nach einem Spazierritte mit Ellerbach besah ich das Innere des Wilhelmshöher Schlosses, welches mich nach dem, was bei Frau von Norgart davon erzählt worden, noch mehr interessirte. Der alte Castellan führte mich. Unten zeigte er mir die „historischen Zimmer," wie er sich ausdrückte, worin der Kurfürst im vorigen Sommer gewohnt hatte, bis die Preußen ihn als Gefangenen wegführten. In der Rotunde brachte ich die Rede auf die Entdeckung des Archivs, der Castellan sagte unbefangen: „Ich hatte keine Ahnung, daß es existirte, und bin so lange im Schlosse;" und ohne daß ich ihn aufgefordert hatte, setzte er hinzu: „Von den Papieren soll 'was fehlen. Das muß vorher weggekommen sein, denn die Preußen haben Alles bewacht."

Im Mai bezog die Doctorin Birlach eine Sommerwohnung in Schombardt's Hôtel auf der Wilhelmshöhe, was sie in jedem Jahre zu thun pflegte, weil ihr Mann seines ärztlichen Berufs wegen Cassel nicht verließ. Er und der Sohn blieben in der Stadtwohnung. Ich führte Ellerbach bei der Doctorin ein, und da sie jetzt Nachbarn und oft allein waren, so bildete sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen. Nun wurde Ellerbach auch mit Velenburgs bekannt, die zuweilen bei der Doctorin vorfuhren.

Eines Tages hatte es während einer Marsch- und Felddienstübung, die unser Bataillon am Osthange des Habichtswaldes machte, stark geregnet. Beim letzten Ruhehalt hingen noch schwere Wolken am Himmel. Die Lieutenants waren zusammengetreten, Birlach blickte nach der Wilhelmshöhe hinauf, und Norgart sah auch dahin. Tumann faßte meinen Arm und wies mit der andern Hand auf die Beiden, welche schweigend ihre Augen nach dem Herkules richteten, und Rößlin nickte ihm lächelnd zu. Endlich drehten sie sich um, und Birlach behauptete: „Der Abend wird gut."

„Was wird er gut!" sagte Norgart. „Schlecht wird er."

„Ei, sehen Sie doch den Kopf an, der ist ganz hell," entgegnete der Erste.

„Weil die schwarze Wolke dahinter steht," erwiderte der Andere. „Sie können es ja am Octogon sehen."

„Ja, nein," rief Birlach. „Die Wolke macht es nicht, der Abend wird schön."

Digitized by Google

„Die Cassseler sehen an ihrem Herkules das Wetter ganz genau," sagte Tumann.

„Das thun wir wirklich," meinte Birlach und lachte.

Der Major befahl: „An die Gewehre!" Während wir zu unseren Compagnien gingen, sagte mir Birlach: „Mein Vater läßt Sie fragen, ob Sie gegen Abend mit uns nach Wilhelmshöhe fahren wollen."

„Sehr freundlich! aber bei diesem Wetter?"

„Das Wetter wird gut."

„Gern! Ich komme."

Wirklich klärte es sich am Nachmittage auf. Ich fuhr mit Birlachs, Vater und Sohn, nach Wilhelmshöhe. Die meisten Cassseler schienen mehr Norgarts, als Birlachs Ansicht gewesen zu sein, denn es war leer oben; auf dem Platze vor Schombardts Hôtel saßen nur auswärtige Gäste. Weiter zurück sahen wir die Doctorin Birlach in der Gesellschaft von Frau und Fräulein von Velenburg; auch Ellerbach hatte sich eingefunden. Wir setzten uns zu ihnen.

„Ist Ihr Herr Gemahl nicht mitgekommen?" fragte der Doctor Frau von Velenburg.

„Ja. Er macht seinen Spaziergang und holt uns dann ab."

Die Doctorin war guter Dinge, Frau von Velenburg freundlich theilnehmend, ihre Tochter und Ellerbach schienen zufrieden zu sein. Wir unterhielten uns auf das Angenehmste.

Da sahen wir den Major von Trzemonski den Platz betreten, sich unter den Fremden umblicken, dann uns entdecken. Nun avancirte er siegessicher, grüßte höchst elegant und bat den Doctor, ihn bekannt zu machen. Jener kam dem Wunsche höflich nach und sprach dann: „Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Major? Bitte, nehmen Sie hier Platz." Er wies auf den Stuhl, von welchem ich soeben aufgestanden war, zwischen sich und seiner Frau. Dem Major schien das nicht der liebste Platz zu sein, doch ließ er sich nieder.

„Es ist sehr schön hier," wandte Herr von Trzemonski sich an Frau von Velenburg. „Ich bin begierig, die weltberühmten Wasserkünste zu sehen."

„Am Himmelfahrtstage springen sie zum ersten Male," nahm der Doctor das Wort. „War unsere Wassersaison vorbei, als Herr Major im Herbst zu uns kamen?"

„Wenigstens war ich damals nicht rechtzeitig hier draußen. Die große Fontaine ist ja wohl das Merkwürdigste? Die von Sanssouci imponirt schon, und die hiesige soll noch höher sein."

Digitized by Google

„Doppelt so hoch," berichtete der Doctor.

„Waren die Damen noch nicht in Sanssouci?" fragte der Major, über die erhaltene Belehrung hinweggehend. „Ach, da sollten Sie die Reise doch nicht versäumen. Potsdam ist außerordentlich sehenswerth. Von Babelsberg haben Sie gewiß schon gehört, gnädiges Fräulein? Das ist die Perle."

„Wir reisen vielleicht einmal hin," sprach der Doctor weiter. „Es ist lange her, seit ich zuletzt in Berlin war, welches viel größer geworden sein muß. Wo ich damals außerhalb der Stadtmauer vor dem Potsdamer Thor zwischen Feldern und Gärten wohnte, soll Alles mit Häusern bebaut sein."

„Alles!" versicherte der Major und wollte sich wieder an die Damen wenden, von denen Velenburgs wie unbeweglich da saßen, während die Doctorin im Interesse ihres Sohnes eine höfliche Aufmerksamkeit an den Tag legte. Herrn von Velenburg hatte ich vom Schlosse herkommen sehen. Als er uns erblickte, war er, seine vergrößerte Gesellschaft beobachtend, einen Augenblick stehen geblieben und seitwärts ausgebogen. Der Doctor sagte: „A propos, Herr Major, mein Sohn erzählte mir, daß Sie Ihren Officieren neulich ein Chassepotgewehr gezeigt haben. Ist das wirklich besser als das Zündnadelgewehr?"

„Es schießt schneller und weiter, hat aber noch einige Fehler," antwortete der Gefragte etwas ungeduldig.

Jetzt kam Herr von Velenburg zu uns und erwiderte die Vorstellung des Majors mit einer nichtssagenden Verbeugung. „Es wird wieder regnen," redete er seine Frau an, „ich habe den Wagen zumachen lassen."

„Haben Sie nach dem Herkules gesehen?" fragte der Doctor. Herr von Velenburg nickte. Sein Wagen kam, er und seine Damen verneigten sich und fuhren davon.

„Es fängt schon an," sagte der Doctor, eine Hand ausstreckend und das Gesicht nach oben richtend. „Da wollen wir lieber auch fahren. Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten, Herr Major?"

Dieser stieg mit uns ein und sagte, als der Wagen in Bewegung war: „Es ist schade, daß Excellenz von Velenburg sich so von uns zurückhält."

„Doch begreiflich, Herr Major," entgegnete der Doctor, „wenn Sie seine Stellung zu dem Kurfürsten bedenken wollen."

„Sehr achtenswerthe Treue," meinte Jener, „nur sollten wir unschuldige Werkzeuge der Weltgeschichte nicht darunter leiden."

Digitized by Google

„Leiden Sie darunter?“ fragte der Doctor und sah ihn voller Theilnahme an.

„Nun, angenehm ist es nicht, so kühl empfangen zu werden.“

„Sie müssen das etwas der Localität zumessen. Auf Wilhelmshöhe, nahe am Schlosse, wo Herr von Velenburg früher als einer der Vornehmsten aus und ein ging, ist er immer verstimmt.“

„Dann brauchte er ja nicht dahin zu gehen.“

„Da haben Sie vollkommen Recht! Er thut es nur seiner Damen wegen. Die sind es auch, die nicht von Cassel weg wollen.“ Hierbei sah er den Herrn von Trzemonski, welcher durch die letzten Worte angenehm berührt schien, wieder an. „Aber ich schicke sie doch Alle in ein Bad.“

„Und dann ist Herr von Velenburg nicht consequent,“ äußerte nun der Major. „Der Lieutenant von Ellerbach hat, wie es scheint, in der Familie Aufnahme gefunden.“

„Das ist zu viel gesagt. Uebrigens hat dies eine besondere Bewandtniß,“ erklärte der Doctor. „Da sind alte Beziehungen.“ Jetzt sah er mich an. „Herr von Velenburg hat einen Freund oder Verwandten des Lieutenants von Ellerbach, der bei Königgrätz fiel, einen Grafen — wie hieß er doch? Sie haben ihn auch gekannt.“

Nach dieser Aufforderung nannte ich den Namen des Grafen Eberhard.

„Eberhard gekannt.“

„So!“ sagte der Major befriedigt. —

Pfingsten war vorbei. Auch ich hatte die berühmten Wasserwerke gesehen, wobei mir das Merkwürdigste die Hast war, mit welcher die Casseler vom Octogon ab den Berg hinunter stürzten und die Fremden mit sich rissen. Bei jeder Station blieben sie stehen, bis die Wasser ankamen und in demselben Augenblicke stürzten die Menschenwogen weiter bergab. Auf die Weise sah man eigentlich Nichts. Man muß das erst lernen. Das zweite Mal blieb ich unten und genoß das Schauspiel vom Anfang bis zum Ende.

Solch' heitere Stunden waren Erfrischungen, die ich gern auf mich wirken ließ, um meine ernste Stimmung nicht überhand nehmen zu lassen. Besonders jetzt, da die traurige Zeit der Gedenktage des vorigen Jahres begann. Von Langensalza war unter den Kameraden noch nicht die Rede gewesen. Ich vermied davon zu sprechen und sie auch. Es ist jedoch zu viel verlangt, daß junge Officiere von dem Tage schweigen, an welchem sie ihr erstes Siegesreis pflückten, und ich begriff deshalb vollständig, daß am 27. Juni bei Tisch Tumann sagte: „Heute war die Schlacht bei Nachod.“

Digitized by Google

War dies doch wirklich eine ruhmvolle Schlacht! Da er aber hinzusetzte: „Wollen wir nicht eine Bowle machen?“ so antwortete Herhudt: „Nein, denn es war auch die Schlacht bei Langensalza.“

„Ach, das ist ja wahr!“ rief Tumann und schlug mit der Hand auf sein Knie. „Na, seien Sie nicht böse!“

„Gewiß nicht! Dazu fehlt jeder Grund,“ sprach ich freundlich.

„Jetzt will ich Ihnen sagen,“ fiel Rößlin ein, „daß wir uns um diese Stunde ganz nahe gegenüber standen an der Unstrut. Vielleicht haben wir uns deutlich gesehen.“ Er reichte mir die Hand, die ich herzlich schüttelte.

Als der Nachmittagsdienst beendet war, ging ich nach Hause. Ich mochte nicht in Gesellschaft sein. Obgleich ich in Veranlassung dieser Erinnerungen an Alfred ehegestern, an meine Eltern gestern Briefe abgeschickt hatte, begann ich doch, ohne Lust etwas Anderes zu thun, wieder einen Brief an meinen Vater. Es war die Abendzeit. Wie wir damals um den verwundeten Wichard gesorgt, stand deutlich vor meinen Augen. Da wurde mir ein Telegramm überreicht, es war aus London und lautete: „Wehmüthig der Lieben gedenkend Dein Alfred.“ —

Und gleich darauf erhielt ich einen Brief meiner Eltern. Dieser brachte Freude in den Trauertag, denn mein Vater schrieb: „Die Erinnerungen regten die Baronin so auf, daß der Baron sich schnell entschloß und gestern mit ihr und Adele nach Doberan gereist ist, damit die Gedanken in anderer Umgebung und durch die Verwandten etwas abgelenkt werden. Er hat Christian dahin bestellt. Zu Wichard's Todestag wollen sie zurückkommen. Nun beabsichtige ich, diese Zeit mit Deiner Mutter in Deiner Nähe zu verleben und zwar am liebsten auf der Wilhelmshöhe, welche Du so sehr empfiehlst. Telegraphire, ob wir dort Unterkommen finden.“

Am folgenden Tage hatte ich Dienst, deshalb ließ ich gleich einen Wagen kommen, der mich nach Schombardt's Hôtel brachte, nicht zu spät, um den Wirth noch zu treffen. Ich fand, was ich wünschte.

Draußen war kein Mensch mehr zu sehen, weder Casseler noch Kurgäste. Ich fragte nach Ellerbach, er war nicht in seiner Wohnung. Ich ging an dem öden Schlosse vorbei in den Park und setzte mich auf eine Bank an den Teich. Die Luft war ruhig, man hörte kein Rauschen in den Zweigen und sah keine Bewegung auf dem Wasser. Alles war still, die gefiederten Sänger der Nacht hatten ihre Liebeslieder ausgesungen und schliefen in den Gebüschen. Es wurde nicht finster, das Octogon war deutlich zu erkennen und zu beiden Seiten der großen Lichtung hob der dunkele Wald sich gegen den Himmel ab. Noch immer spiegelte sich im

Digitized by Google

Teiche die Umrahmung prächtiger Bäume. Der Sterne Glanz und Zahl mehrte sich, ihr Flimmern war in der scheinbar ruhenden Welt die einzig sichtbare Bewegung. „Thou, nature, art my goddess", diese Worte fielen mir ein, als ich das wundervolle nächtliche Bild in mir aufnahm. Ueber Alles, was uns quält, hebst du, göttliche Natur, uns empor.

Lange hatte ich sinnend und genießend da gesessen, als ich Schritte hörte. Aus dem Walde kam eine Gestalt langsam heran. Ich erkannte Ellerbach, der mich nicht bemerkte und ohne meinen Zuruf vorüber gegangen wäre. „O!" rief er erfreut aus und setzte sich zu mir. Er fragte nicht, was mich herführte, aber er sagte, was mir wohlthat: „Ich habe heute an Sie gedacht, es war ein trauriger Tag!"

Ich drückte ihm die Hand und erwiderte: „Er endigte aber mit einer guten Nachricht und dieser angenehmen Begegnung." Dann erzählte ich, durch seine Theilnahme angeregt, von meinen Eltern und sprach von Wichard und Clotilde.

„Wie bedauere ich Ihre Familie!" sagte er. „Die Opfer des Krieges fallen ungleichmäßig. Meine Eltern haben alle Kinder gesund wieder bekommen, obgleich wir drei Brüder und ein Schwager im Felde standen. Und Ihren Schmerz begreife ich am meisten, weil ich weiß, wie lieb man eine jüngere Schwester hat. Ich war schon sechs Jahre alt, als meine Schwester Auguste geboren wurde, sie wurde mein Liebling, und als die älteren Geschwister das Haus verlassen hatten, waren wir, wie Sie und Ihre Schwester, auf einander angewiesen."

Das Gemüth, welches Ellerbach an diesem Abend zeigte, brachte mich ihm noch näher. An seinem Verstande und seiner Strebsamkeit hatte ich mich schon öfter erfreut. Er war auf dem Gute seines Vaters herangewachsen, bis er in die mittleren Klassen des Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Letzteres hatte er in der schlesischen Stadt, wo sein ältester Schwager als Landrath lebte, einige Jahre besucht, war aus der Ober-Secunda in eine Vorbereitungsanstalt für das Fähnrichs-Examen gekommen und dann in ein schlesisches Cavallerie-Regiment getreten. Seitdem hatte seine geistige Entwickelung nur auf dem militärischen Gebiete Förderung gefunden, und er fühlte selbst das Bedürfniß, seine allgemeinen Kenntnisse zu vermehren. Meine Empfehlungen dieses oder jenes Buches erfreuten ihn; wenn ich es ihm brachte, las er es mit Interesse, und seine Urtheile darüber waren oft sehr zutreffend. Im Ganzen stellten sich in ihm die Anschauungen einer guten altpreußischen Adels-Familie dar. Seine Eltern schienen tüchtige Menschen zu sein, welche an den Pflichten und Rechten

Digitized by Google

ihres Standes festhielten und ihre Ehrenhaftigkeit, Anhänglichkeit an das preußische Königshaus und fast ausschließliche Vorliebe für den militärischen Dienst auf die Kinder übertragen hatten.

Ungefähr auf derselben Stufe geistiger Ausbildung wie Ellerbach standen Norgart und Birlach. Auch sie verdankten der Familie die Grundlagen für das Leben, Norgart dem Kreise, welchen seine Mutter mit seinem Sinn in ihrem reichen Hause um sich versammelte, Birlach dem Charakter seines thätigen, immer denkenden Vaters, seiner liebevollen Mutter. Ueber ihnen stand Herhudt, welcher seine guten Anlagen durch Aufmerksamkeit auf sich und Andere und durch ernste, hinreichend weit getriebene Studien selbständig ausgebildet hatte.

Meine Eltern kamen. Das Glück des Wiedersehens war unbeschreiblich groß und überwand den Gram, welcher sie niedergebeugt hatte. In der Nähe des Sohnes lebten sie auf, die Schönheit der im hellsten Sonnenlicht glänzenden Landschaft regte sie freudig an.

Der Schmerz hatte in meiner Mutter eine Reizbarkeit zurückgelassen, die ich an der Art erkannte, wie sie alsbald von einem, am Tage vor ihrer Abreise stattgehabten, unangenehmen Auftritt sprach.

Jobst war gekommen und gleich nach ihm der alte Capitän erschienen, um zu erklären, daß mein Vetter den Gutsbezirk verlassen solle oder arretirt werde. Der Capitän hatte die Beweise in Händen, daß Jobst auch in Holstein junge Männer verleiten wollte, sich der preußischen Wehrpflicht zu entziehen und in die Welfenlegion einzutreten, die auf holländischem Boden gesammelt wurde. Nun hatte mein Vater dem Neffen vorgehalten, welch' ein Verrath an Deutschland, wie thöricht noch dazu dieses Unternehmen, wie unverantwortlich es sei, urtheilslose Menschen zu einer sträflichen Handlung zu veranlassen, sie einer höchst unsicheren Zukunft entgegen in die Fremde zu führen. Jobst hatte schweigend zugehört, dann um einen Wagen gebeten und freundlich Abschied genommen.

„Für Georg V., den Urheber alles Unglücks, ließ er Dies über sich ergehen! Für einen solchen König wollen die Welfen Krieg mit Euch!" sagte meine Mutter. Wie war ihr politischer Standpunkt ein anderer geworden! Sie hatte den König Georg nicht mehr vertheidigt, seit er ihren Mann kränkte; jetzt griff sie ihn an, weil er die Preußen bekämpfen wollte, denen ihr Sohn angehörte. Sie war mit den politischen Folgen des Krieges, welcher ihr das tiefste Leid gebracht hatte, versöhnt, weil Vater und ich es waren. Mit ihren Brüdern, mit ihren alten Freunden

Digitized by Google

unter den Welfen würde sie ganz gebrochen haben, wenn mein Vater nicht verlangt hätte, daß sie wenigstens den brieflichen Verkehr mit ihnen fortsetze.

Meine Eltern waren auf der Herreise einen Tag in Hannover bei Leinaus geblieben und erzählten, wie sehr die Gegensätze sich dort verschärft hatten. Während in Holstein die „Augustenburger", die Anhänger des Herzogs, die neue Ordnung der Dinge, wenn auch innerlich widerstrebend, doch ruhig anerkannten; während in Cassel die Menschen verschiedener Gesinnung sich in keinem Falle herausfordernd begegneten, zeigten die Welfen ihre Unversöhnlichkeit immer schroffer und setzten sich dabei selbst herab, denn sie begingen grobe Verstöße gegen die Schicklichkeit und gesunde Vernunft.

Von Barons und deren Freunden, die so fortlebten, wie ich sie verlassen hatte, wurde ausführlich, nur von Adele wenig gesprochen. Sie wäre still, hörte ich, immer thätig und hülfbereit und liebenswürdig gegen meine, wie gegen ihre Eltern. An Christian hatten Barons Freude; auch über Friedrich konnten sie nicht klagen, nur entsprach seine Laufbahn ihren Wünschen nicht. Er war in den österreichischen Staatsdienst getreten, wozu sein Vater die Einwilligung nicht versagen mochte, so ungern er sie gab. Guido hatte die Anstellung vermittelt und der frühere sächsische, seit dem vorigen Herbst österreichische Minister von Beust, in dessen politische Pläne die Unterstützung des preußenfeindlichen Norddeutschen paßte, hatte den jungen Holsteiner willkommen geheißen.

Mein Vater war viele Jahre nicht, meine Mutter niemals in Cassel gewesen, und Beide überraschte trotz Erinnerungen und Beschreibungen die Schönheit des Wilhelmshöher Parks. Ihr Aufenthalt befriedigte sie bald auf das Vollständigste. Daß sie Birlachs und Ellerbachs Bekanntschaft gleich machten, verstand sich von selbst, und da die Casseler oft heraus kamen, so knüpften sich binnen Kurzem auch andere Verbindungen an, die meinen Eltern, welche zu Hause in größerer Einsamkeit lebten, eine wohlthätige Zerstreuung waren.

Zu den Personen, welche sie gelegentlich kennen zu lernen hofften, gehörte auch mein Bataillons-Commandeur. „Herr Major von Trzemonski erscheint oft," sagte Ellerbach, und die Doctorin lachte. „Velenburgs sind aber seit jenem Tage nicht hier gewesen," flüsterte er mir zu. Als wir an einem der nächsten Abende wieder beisammen waren, rief Ellerbach, den Weg hinunterblickend: „Da kommt Herr Major von Trzemonski."

„Wollen wir ihm entgegen gehen?" fragte mein Vater. Ich machte die Beiden mit einander bekannt. „Große Ehre!" sprach der Major. Wir

Digitized by Google

kehrten mit ihm um. „Na, Ihrem Herrn Sohn gefällt es bei uns.“ Vater erwiderte das Passende, während der Major nach allen Plätzen sah, ohne das Ersehnte zu finden. Wir kamen an unseren Tisch, meine Mutter empfing ihn auf das Liebenswürdigste, und wir setzten uns. Die Unterhaltung wollte nicht recht vorwärts, Vater gab sich Mühe, aber Herr von Trzemonski war nicht bei Laune. Nur einmal ließ er seinen Geist leuchten. Die Doctorin hatte auf Mutters Frage nach einem Kaufmann für Damen-Toilette geantwortet: „Wallach.“

„Der kurfürstliche,“ warf er witzig lächelnd ein. „Recht gut. Natürlich, ein Berliner Laden ist es nicht, aber die gnädige Frau kaufen da recht gut.“

„Der kurfürstliche?“ fragte mein Vater.

„Interessant! Er hatte, als er kurfürstlicher Hoflieferant geworden war, ein neues Schild machen lassen, worauf unter seinem Namen dieser Titel stand. Das sieht der Kurfürst im Vorbeifahren, läßt halten und den Mann rufen. „Erst der Kurfürst, dann der Wallach!“ Das Schild ist geändert, man kann es noch sehen. — Charakteristisch?“

Ich freute mich, daß der Doctor Birlach kam, mit dem mein Vater sich lieber unterhielt. Er begrüßte auch den Major auf das Verbindlichste und sagte, indem er sich setzte und an seine Frau wandte: „Velenburgs haben mich in ihrem Wagen hergebracht, sind aber gleich umgekehrt. In der That, es ist besser, es wird schon etwas kühl für Herrn von Velenburg. Endlich habe ich es durchgesetzt, sie gehen nach Karlsbad.“

Der Major, aber auch Ellerbach, verbargen bei dieser unerwarteten Nachricht ihre Ueberraschung nicht. Ersterer empfahl sich bald. Als er weg war, fragte die Doctorin: „Nach Karlsbad schickst Du Velenburgs?“

„Herr von Velenburg leidet an einem quälenden Uebel,“ antwortete ihr Mann, „der Unentschlossenheit. Er glaubt, daß der Anstand ihm einen Besuch bei dem Kurfürsten vorschreibt, und andererseits, daß dieser Besuch ihm keine Freude machen wird. In Karlsbad ist er mit seinen Damen gut aufgehoben und nahe bei Horowitz. Wenn sie wiederkommen, ist er den Zweifel los.“

„Dann weiß er, daß der Besuch ihm keine Freude gemacht hat,“ sagte mein Vater.

„Ganz gewiß.“ —

Meine Eltern waren in meiner Wohnung Herrn von Wahlhausen begegnet, der einige höfliche Worte sprach, welche keine Aufforderung

Digitized by Google

enthielten, zu seinen Damen hinauf zu gehen. Mutter würde ihr gefolgt sein, weil sie Letztere kennen zu lernen wünschte.

Einmal hatten sie auch einer Garnisonparole zugeschaut, um den commandirenden General wenigstens zu sehen; denn zu seiner persönlichen Bekanntschaft fand sich schwerlich eine Gelegenheit. Der General von Plonski durchstreifte als eifriger Fußgänger zwar oft den Wilhelmshöher Park, suchte jedoch die einsamsten Wege.

Eines Nachmittags hatte der Oberpräsident auf einer Spazierfahrt mit Frau und Fräulein von Norgart vor Schombardts Hôtel den Wagen verlassen, sich durch Frau von Norgart bei meinen Eltern eingeführt und lange bei ihnen verweilt. Und einige Tage später war ihnen der General von Plonski begegnet, wo dann mein Vater sich kurz und gut zu einer Anrede entschlossen hatte, welche von dem commandirenden General in der freundlichsten Weise aufgefaßt und benutzt worden war, seinen Weg in ihrer Gesellschaft fortzusetzen. Von seiner, wie von Herrn von Möllers liebenswürdigen Persönlichkeit waren sie auf das angenehmste berührt. So traf Alles günstig zusammen. Nur daß sie Velenburgs nicht kennen lernten, hatten sie zu beklagen.

An einem Sonntag Morgen waren sie nach Cassel zum Gottesdienst gekommen und in der Mittagsstunde gingen wir, da es nicht zu warm war, in die um diese Tageszeit leere Aue. Nur ein Miethwagen hielt am Ufer des Bassins. Wir gelangten bis an den Ort, wo ein Schiffer die Gelegenheit bietet, nach den „Sieben Hügeln", der kleinen Insel, zu kommen, welche die merkwürdige Eigenschaft besitzen soll, daß auf ihr Veilchen und andere Blumen lange vor dem Eintritt des Frühlings, fast zwischen Eis und Schnee, blühen. Wir ließen uns hinüber fahren, schritten zwischen duftenden Rosen nach einem Platze im Gebüsch und befanden uns unerwartet Herrn von Wahlhausen und seinen Damen gegenüber. Wir grüßten sie freundlich, er nannte meiner Eltern Namen, und die alte Denka machte, wie bei meinem Besuche, ein Zeichen, daß Mutter sich neben sie setzen möge. Ich redete sie laut an, und sie lächelte mir bekannt zu. Mutter sagte Frau von Wahlhausen Artiges über meine Wohnung, und Vater ließ sich von ihrem Sohn über die Schönheit des Aue-Parks und die Wunder der Sieben Hügel unterhalten. Dann wurde von Wilhelmshöhe gesprochen, wobei die Greisin ihr Verständniß mehrere Male durch das Wort „schön" zu erkennen gab. Nun fragte ihr Enkel meinen Vater, wann er zuletzt hier gewesen sei, und dieser antwortete: „Als ich meine Studien in Göttingen beendigte, 1827."

Digitized by Google

„Da wurde ich geboren," bemerkte Jener.

Frau von Wahlhausen blickte auf, als mißfalle ihr etwas an diesen Wörten.

„Wir mußten weg," sprach die Denka.

„Vater wurde versetzt," unterbrach der Enkel ihre Rede.

„Blieben Sie lange fort?" fragte meine Mutter.

„Wir sind erst im vorigen Jahre wiedergekommen", antwortete leise Frau von Wahlhausen.

Die Alte nickte und rief: „Er kommt!"

„Du hast mich mißverstanden," sagte ihre Tochter und beugte sich liebevoll zu ihr. Sie aber, ohne auf diese Worte zu achten, wiederholte mit zuversichtlicher Geberde: „Er kommt wieder."

Jetzt trat Herr von Wahlhausen heran: „Wir müssen gehen." Seine Mutter reichte der alten Denka den Arm. Sie erhob sich, streichelte der Tochter Wangen und redete, indem sie sich wegführen ließ, weiter: „Wenn Napoleon hier ist, wird Alles gut."

Frau von Wahlhausen und ihr Sohn grüßten, davon gehend, mit bekümmertem Gesicht.

Wir blieben zurück und schwiegen eine Weile. Dann fing meine Mutter an: „Das ist ja unheimlich! Du solltest eine andere Wohnung nehmen."

„Weshalb?" entgegnete ich. „Weil die alte Frau schwachsinnig ist?"

Auch mit Velenburgs wurden meine Eltern noch bekannt. An einem der folgenden Tage sagte mir Birlach vor Tisch: „Ich soll Ihnen bestellen, daß unsere Familien heute um 6 Uhr nach Schönfeld kommen."

Dies ist eines der kleinen Schlösser, worin König Jerome seine Vergnügungen genossen hat, in einem mäßig großen Park eine halbe Stunde von Cassel anmuthig gelegen.

Unsere Familien waren daselbst noch nicht lange vereinigt, als Ellerbach geritten kam, nicht zur Ueberraschung der Doctorin, die ihn von diesem Ausfluge in Kenntniß gesetzt haben mochte. Und bald kamen auch Velenburgs. Sie wollten am anderen Tage abreisen und Birlachs hier Lebewohl sagen.

Herr von Velenburg und mein Vater hatten viele Anknüpfungspunkte, die älteren Damen Stoff zum Gespräch genug, Fräulein Julia und Ellerbach unterhielten sich nicht minder lebhaft. Ich fühlte mich überflüssig, und Birlach ging es wohl ebenso, denn er kam meiner Bitte gern nach

Digitized by Google

und zeigte mir den Park. Erst als die Gesellschaft aufbrechen wollte, fanden wir uns wieder ein.

So verliefen die Wochen in allem Betracht angenehm für meine Eltern, denen es schwer wurde, sich von mir und Cassel zu trennen, und die recht erfrischt nach dem Gute zurückkehrten. Mir aber war meine neue Garnison durch ihren Besuch viel heimischer geworden.

6.

Bei der letzten Parole im Juli stattete Ellerbach, den ich seit dem Abend in Schönfeld nicht gesehen hatte, seinen Vorgesetzten aus irgend welcher Veranlassung eine Meldung ab. Dann kam er auf mich zu, ich ging ihm entgegen.

„Was ist denn?“ fragte ich.

„Ich habe bis zum Manöver Urlaub.“

„Das hat sich ja schnell gemacht,“ erwiderte ich und sah in sein vergnügtes Gesicht. „Wohin gehen Sie?“

„Nach Haus.“

„Werden Sie dort die ganze Zeit bleiben?“

Er blickte mich zutraulich an, ließ meine Frage unbeantwortet und sagte: „Ich fahre noch heute. Leben Sie mir recht wohl! Reiten Sie meine Pferde, wann Sie wollen.“

Der Husar wird meinem Major den hessischen Goldfisch wegfangen, dachte ich.

In der zweiten Woche des Augusts erhielt ich zu meiner großen Freude einen Brief von Zettel, mit der linken Hand recht gut geschrieben, worin er mir anzeigte, daß die Ehepaare Aurelius, Wellmeier und er selbst mit seiner Frau am Sonnabend nach Münden fahren wollten und hofften, daß ich auch dahin käme.

An dem bestimmten Nachmittage war ich der erste auf dem Bahnhofe von Münden und empfing sie. Als wir, uns begrüßend, noch auf dem Perron standen, setzte sich der Eisenbahnzug wieder in Bewegung. Ich blickte nach den Coupés in die Höhe und sah in meines Vetters Jobst Gesicht. Er erkannte mich und trat zurück. Ich rief „Jobst!“ Er zog das Fenster in die Höhe und der Zug fuhr davon. „Das war mein Vetter Jobst!“ rief ich aus.

„O!“ sagte Zettel. „Wie ist der in den Zug gekommen? Wir haben ihn nirgends einsteigen sehen.“

Digitized by Google

„Könnte er sich nicht unsichtbar machen, so wäre er längst arretirt," scherzte Aurelius.

Nicht lange darauf saßen wir im kühlenden Schatten der Bäume an der Höhe und genossen den Blick auf die Waldberge rundum, auf die Stadt und die Flüsse, welche im zitternden Sonnenlicht unter uns lagen.

Aurelius und der Senator beschrieben ihre lustigen Studentenfahrten von Göttingen hierher und nach Cassel und die tollen Späße, welche sie in der Kurfürstlichen Residenz getrieben hatten.

„Wie gefallen Ihnen die blinden Hessen?" fragte mich Zettel.

„Die sind nicht so blind, wie unsere Welfen," fiel Aurelius ein.

„Ach, laß uns die hier vergessen", unterbrach ihn bittend seine Frau.

„Doch in komischer Weise blind für ihr Land, da geht Nichts darüber," erklärte der Senator. „Das ist chattische Art. Die Chatten hielten sich immer gesondert. Beachten Sie nur, wie unsere Landesgrenze die Sprache abschneidet; Plattdeutsch hört man im nächsten hessischen Dorfe nicht mehr."

„Mir gefällt der Volksstamm sehr gut," sagte ich. „Es ist Mannhaftigkeit, Charakter darin. Und in den Casseler Familien, welche ich näher kennen gelernt habe, fühlte ich mich gleich heimisch. Bei ihnen hat das böse Beispiel mehr abschreckend gewirkt, als gute Sitten verdorben."

Die heiterste Stimmung herrschte in unserer kleinen Gesellschaft. Aurelius war so vergnügt, wie ich ihn früher niemals gesehen hatte. Auch der Senator schien mit den großen Veränderungen des letzten Jahres zufrieden zu sein, nur etwas gezerrt von dem Zwiespalt zwischen der preußischen und welfischen Partei, welcher sich auch in der Stadtverwaltung fühlbar machte. Zettel hatte eine passende Anstellung erhalten. Und wie die Stimmung der Männer auf ihre Frauen wirkt, zeigte sich an der Fröhlichkeit, mit welcher unsere Damen die schönen Stunden genossen, trotz der Politik, von der zu sprechen Aurelius nicht lassen konnte.

„Der Bundeskanzler hat wieder einen großen Erfolg gehabt. Der Zollvertrag knüpft die süddeutschen Staaten fester an Norddeutschland, als die nur für den Kriegsfall bestimmten Allianzverträge; das, alle deutschen Länder umfassende, Zollparlament wird die Einigung bedeutend weiter führen."

„Wenn nicht Frankreich mit einem Kriege dazwischen fährt," äußerte besorgt der Senator.

„Dann erst recht!" sprach lebhaft Aurelius. „Und Napoleon verdiente es. Er mischt sich in Alles, lediglich um seines Prestiges willen.

Digitized by Google

Jetzt wollte er in Verbindung mit Dänemark den Artikel V des Prager Friedens für sich ausnutzen, ist aber wie bei dem Luxemburger Handel von Bismarck abgewiesen."

„Wir Soldaten bemerken Nichts, was einen Krieg nahe erscheinen ließe," sagte ich, wogegen Zettel anführte, daß die Franzosen durch Rede und Schrift die Dänen zum Deutschenhaß anspornten und schon wieder übermüthig gemacht hätten.

„Sollte nicht die Ermordung des Kaisers von Mexiko Jeden warnen, Frankreich zu vertrauen?" meinte Frau Aurelius.

„Fremde Erfahrungen läßt man sich selten zur Lehre gereichen," erwiderte der Senator.

Als ich nun erzählt hatte, was ich von dem Lieutenant von Bardeleben über Mexiko und das unglückliche Kaiserpaar gehört, sagte Aurelius: „Wer sich den Ultramontanen in die Arme wirft, ist immer verloren."

Schnell entflohen die Stunden. Die Sonne war hinter den Bergen hinabgesunken, das Abendroth auch von den höchsten Bäumen gewichen; über dem Werrathal stand der zunehmende Mond, Gewölk um ihn her. Die Luft kühlte sich ab, erst jetzt wurde es ganz angenehm draußen, und die hannoverschen Freunde, welche in Münden übernachten und anderen Tages die Dampfschifffahrt das schöne Weserthal hinab nach Hameln machen wollten, dachten noch nicht daran, in die Stadt hinabzusteigen. Ich mußte mit dem Abendzuge zurückfahren, blieb so lange wie möglich bei ihnen und eilte nach der Eisenbahn, wo ich das sonnendurchglühte Coupé unmittelbar vor der Abfahrt erreichte. Heiß kam ich nach Cassel und beschloß, mich durch ein Fuldabad zu erfrischen. Freilich war es schon so dunkel, wie es in dieser Nacht werden konnte, aber Fährmann und Bademeister mußten noch verfügbar sein.

Auf dem nächsten Wege vom Bahnhofe nach der Fulda begegneten mir unter der Kattenburg auf engem, selten betretenem Fußsteige zwei Männer, die mich scheu anblickten; und dann, allein gehend, Herr von Wahlhausen. Er konnte mir nicht ausweichen, was er anscheinend gern gethan hätte, und sagte in einem Tone, der seine Ueberraschung erkennen ließ: „Ich glaubte, Sie wären in Münden."

Um nicht aufgehalten zu werden, antwortete ich nur: „Ich war dort" und ging weiter, ohne zu fragen, woher er das wisse. Da ich Niemandem etwas davon gesagt hatte, mochte er es zufällig auf dem Bahnhofe erfahren haben. Ich kam gerade zur rechten Zeit an die Fähre und sprang hinten in das schmale Boot, in welchem vorn ein Mann mit breitkrämpigem

Digitized by Google

Hut saß, der mir den Rücken zukehrte, während in der Mitte der Fährmann im Begriff war, seine Ruder einzuschlagen. Als die Spitze des Fahrzeuges das andere Ufer noch nicht berührte, erhob der Mann auf der vorderen Bank seine große und breite Gestalt, sprang an das Land und erschütterte dabei wie Tell mit gewaltigem Fußstoß das Schiff so heftig, daß ich, der stehen geblieben war, umfiel und fast in das Wasser gestürzt wäre. Als ich mich aufgerichtet hatte und ärgerlich nach dem rücksichtslosen Menschen sah, drehte er sich nach mir um. Das Mondlicht wollte mir helfen oder mich necken, denn es durchbrach in diesem Augenblick die Wolken und erleuchtete das Gesicht meines Vetters Jobst. Ich warf dem Fährmann seine Bezahlung zu, drängte mich an ihm vorbei an's Land, lief dem Davonschreitenden nach und kam um die Hausecke, als die Thür eines mit zwei Schecken bespannten Wagens zugeschlagen wurde, der schnell wegfuhr.

Am andern Morgen redete ich Herrn von Wahlhausen mit der Frage an: „Sie hörten wohl von meinem Vetter, daß ich in Münden war?"

„Er sagte es mir."

„Ich wußte nicht, daß Sie ihn kennen."

„Wir haben uns gestern zum ersten Male gesehen," erwiderte er, grüßte und ging weg.

Nicht lange nach diesem Vorfall verbreitete sich schnell die unerwartete Nachricht, daß der König in den nächsten Tagen Cassel besuchen wolle. Die Freude der Altpreußen war mir sehr bemerkenswerth; sie äußerte sich so natürlich, so lebhaft, daß sie die Casseler mit sich fortriß, die um so eifriger wurden, den neuen Landesherrn festlich zu empfangen. Ausschmückungen der Straßen und Häuser, Aufzüge und was sonst bei solchen Gelegenheiten üblich ist, bereitete sich in kurzer Zeit wie von selbst, und als der König kam, wurde er wahrhaft herzlich begrüßt.

Ich mußte wieder an Hannover denken, nicht allein an den Zwiespalt der politischen Meinungen, sondern noch mehr an die andere Art von Zuneigung, welche Georg V. genossen hatte, in welchem man den angestammten König liebte, aber nicht den thatkräftigen Herrscher verehrte, der, an der Spitze eines großen Volkes, seiner Nation der Hort war. Ich dachte an die Zeit, als ich meinen jetzigen König als Prinzen gesehen und mit Anderen den Wunsch gehegt hatte, er möchte unser Bundesfeldherr sein. Jetzt war er der oberste Heerführrr der Deutschen, der in einem gewagten Kriege siegreiche Held.

Digitized by Google

Daß zu den Veranstaltungen, welche für seine Anwesenheit getroffen wurden, mein Major in den Uebungen für die Parade das Seinige beitrug, versteht sich von selbst. Die Parade fand in der Aue statt, an einem sonnigen Tage, in der schönsten Umrahmung der prächtigen Bäume und vor einer unzählbaren Zuschauermenge. Vor der Orangerie standen die Damen in bunten Gewändern und winkten zu den Freudenrufen mit ihren weißen Tüchern. Die Truppenschau fiel zur Zufriedenheit des Königlichen Kriegsherrn aus.

Und so verliefen diese Festtage für Cassel in ungestörter Freude, in wachsender Begeisterung. Der Besuch des Königs wirkte vortrefflich auf den öffentlichen Geist, er verband die Kurhessen gewissermaßen persönlich mit ihrem neuen Oberhaupte. Nur Wenige, unter Anderen meine Hauswirthe, hielten sich von diesen Eindrücken absichtlich fern. Zu ihnen würden wohl auch Velenburg's gehört haben, wenn sie in Cassel gewesen wären.

Als der König abgereist war, regte der Jubel, welchen seine Gegenwart hervorgerufen hatte, nachwirkend den Gedanken eines gemeinschaftlichen Vergnügens an. Eine Fahrt nach Wilhelmsthal wurde verabredet, Theilnahme an der Geselligkeit schien mir Pflicht; auch kannte ich dieses anderthalb Meilen entfernte Schloß noch nicht. Seine Rococopracht wurde als zierlich, seine Gemäldesammlung als interessant und seine Umgebung als reizend geschildert. Es galt für die anmuthigste Besitzung der hessischen Regenten. König Jerome hatte es nach seiner Gemahlin, einer deutschen Prinzessin, „Katharinenhof" genannt und dahin manche seiner Belustigungen verlegt.

Familien aus der neuen und alten casselschen Gesellschaft versammelten sich zu der Fahrt. Die Doctorin Birlach erschien mit ihrem Sohn, ihr Mann wollte später nachkommen. Mehrere große Wagen nahmen uns auf. Frau von Molinska nöthigte den Major von Trzemonski, mit ihr und ihrer Tochter einzusteigen. Herhudt suchte mit mir in einem anderen Wagen Platz. Die gute Laune brachte unterwegs über die drückende Schwüle des Sommermittags hinweg und steigerte sich bei dem ländlichen Mahle in der Waldeskühle. Der schönen Olly von Norgart wurde von mehreren Herren der Hof gemacht, was sie freundlich gleichmüthig aufnahm. Die liebliche Clara von Molinska hatte nicht so viele Bewerber; ich glaube, weil man in stiller Uebereinkunft sie entweder meinem Major oder Herhudt überließ, der sich ihr jedoch nicht mehr als schicklich näherte. Das Interesse, welches Norgarts mir einflößten, und meine Theilnahme für Herhudt

Digitized by Google

ließen mich die beiden eben genannten jungen Damen mehr im Auge behalten, als die anderen, zu denen ähnliche Beziehungen mir fehlten. Ich sah, daß Fräulein von Molinska Herrn von Trzemonski etwas neckisch behandelte, und nahm Fräulein von Norgarts Verlegenheit wahr, als einige, mit den intimen Verhältnissen nicht bekannte Herren in ihrer Nähe arglos von dem Prinzen Nicolaus sprachen.

Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft in Park und Wald und ich ging, mir das gerühmte Innere des Schlosses zeigen zu lassen. Die Castellanin machte den Führer. In gewöhnlicher Art hafteten ihre Beschreibungen lange an Gegenständen, wo die eigenen Augen genug thun; über das Historische ging sie, theils aus Behutsamkeit, mehr hinweg. Durch das Gemach, welches König Jerome als Schlafzimmer benutzt hatte und worin neben dem Himmelbette eine Marmorbüste Napoleons stand, führte sie mich hinaus.

Alt und Jung hatte sich weithin vertheilt und unter den Bäumen das Gewitter nicht bemerkt, welches in schwarzen Wolken aufzog und mit Blitz, Donner und Regen plötzlich losbrach. Von verschiedenen Seiten flüchtete man dem Schlosse zu, die Castellanin schloß die Räume in der gewöhnlichen Reihenfolge, wie sie mich geführt hatte, wieder auf, und die Mehrzahl unserer Gesellschaft trat in die Zimmer, welche mir zuerst gezeigt worden waren. Alle suchten Schutz, jedoch mit sehr verschiedener Stimmung. Einige beobachteten das gewaltige Phänomen mit bewundernder Aufmerksamkeit, Andere zuckten bei jedem Blitz zusammen und erbleichten bei dem Krachen des Donners; und während hier und da Einer besorgt nach den noch fehlenden Angehörigen fragte, belustigten sich die Meisten an dem absonderlichen Zwischenfall.

Frau von Molinska hatte ihre Tochter und den Major von Trzemonski in ihre Nähe gezogen und hörte den Reden des Letzteren über die schönen Frauenporträts an den Wänden zu. Als er diesen Gegenstand erschöpft hatte, öffnete er die nächste Thür, blickte hindurch und sagte: „Dieses Zimmer ist auch sehenswerth.“

„Besieh es doch, liebes Kind,“ sprach die Oberstin, und der Major ging mit Fräulein Clara hinein. Ich wollte folgen, indeß hielt Frau von Molinska mich im Gespräch fest, machte hinter dem Major die Thür zu und stellte sich davor. „Ist denn die ganze Gesellschaft beisammen?“ fragte sie. Ich überblickte die Anwesenden, Frau und Fräulein von Norgart fehlten, auch Herhudt sah ich nicht. Andere traten an uns heran, die Oberstin verließ jedoch ihren Platz nicht, bis endlich ein paar Damen sie

Digitized by Google

in eine so interessante Unterhaltung zogen, daß sie die Thür vergaß. Da machte ich letztere unbemerkt auf, schlüpfte hindurch, schloß sie leise hinter mir und gedachte nun, mich an der Unterhaltung Fräulein Claras mit meinem Major zu betheiligen. Aber er war nicht da, statt seiner stand Herhudt mit dem jungen Mädchen in einer Fensternische, und Beide achteten so wenig auf mich, wie auf den Sturm draußen und auf die Hagelkörner, welche an die Scheiben prasselten. Ich ging vorbei und aus der anderen Thür in den nächsten Raum, das Schlafgemach Jeromes. Da wurde ich noch mehr überrascht. In der Mitte desselben stand Frau von Norgart, etwas zurück ihre Tochter und ihnen gegenüber der Prinz Nicolaus, der auf einem Spazierritte hierher geflüchtet sein mochte. Alle drei schienen aufgeregt, der Prinz hatte seine Augen auf das junge Mädchen gerichtet, während die Mutter lebhaft, bei dem draußen tobenden Lärm mir unverständlich, sprach. Hier konnte ich nicht unbemerkt bleiben. Die Damen erschraken, als sie mich sahen. Ich ging, sie grüßend, vorbei und wollte durch die folgende Thür hinaus, als diese sich öffnete und Herr von Wahlhausen die alte Denka und seine Mutter hineinführte. Auch sie mußten zufällig in dieser Gegend von dem Gewitter überrascht sein. Ich trat zurück und wurde Zeuge einer erschütternden Scene.

Zuerst warf mein Hauswirth dem Prinzen einen Blick bitteren Hasses zu, dann sah er mit schmerzlichem Ausdruck Fräulein von Norgart an, die mit ihrer Mutter nach einer verlegenen halben Verbeugung sich dem Zimmer zuwandte, aus welchem ich soeben kam und wohin der Prinz ihnen folgte. Sie gelangten aber nicht so weit, ein schreckliches Gelächter der alten Denka fesselte sie.

Die Greisin hatte das Himmelbett und die Büste erblickt, den Arm ihres, von jener Begegnung abgelenkten, Enkels losgelassen und sich, ohne uns zu berücksichtigen, in dem Zimmer umgesehen. Dann stürzte sie, als wären ihr plötzlich die Kräfte jüngerer Jahre wiedergegeben, an dem Bette vorbei der Wand zu, nach der sie die Hand ausstreckte, als greife sie nach Etwas im Dunkelen. Ihr folgte die geängstigte Tochter. Ein starker Blitz erleuchtete deren weißes Antlitz und das der Marmorbüste und es war, als erschräken diese beiden Gesichter und verwunderten sich über ihr Ebenbild. Frau von Wahlhausen ergriff die an der Wand tastende Hand ihrer Mutter, und in diesem Augenblick stieß letztere das heisere Lachen aus, welches uns mit Grausen erfüllte und Herrn von Wahlhausen zur Ueberlegung brachte. Er vereinigte sich mit seiner Mutter, die Verwirrte zu beruhigen.

Der Prinz und die Damen Norgart entwichen jetzt dem traurigen

Digitized by Google

Anblick, und ich wollte mit ihnen gehen, als Herr von Wahlhausen mich bat, den Doctor Birlach zu rufen. „Er ist hier, er fuhr hinter unserem Wagen her.“ Ich eilte hinaus und fand auch bald den Gesuchten, der sich sogleich zu der alten Denka begab.

Das Gewitter war vorüber, und der Regen hörte auf. Ich wollte, um das Schloß gehend, in die Gesellschaft zurückkehren und fand in dem Haupteingange den Major von Trzemonski, der sich eine Cigarre angezündet hatte und mit der Castellanin ein Gespräch führte. Er redete mich behaglich an: „Ihnen war es auch wohl zu heiß darin?“

„Es war drückend,“ entgegnete ich.

„Der Lieutenant Herhudt kam,“ fuhr er fort, „da habe ich mich beurlaubt. Die Gesellschaft drängt sich immer zusammen, die anderen Räume waren ganz leer. Aber ein verwunschenes Schloß!“ setzte er lachend hinzu: „Ich war beinah gefangen.“

Da ich ihn fragend anblickte, erzählte er: „Da bei dem alten Himmelbette — das werden Sie auch gesehen haben —“

Ich bejahte dies.

„ist eine Tapetenthür. Die machte ich auf und kam in einen ganz dunkelen Gang. Die Thür war zugeschlagen, zurück konnte ich nicht.“

„Wie sind Herr Oberstwachtmeister herausgekommen?“

„Ich fühlte mich weiter und fand am Ende eine Thür offen.“

Nach und nach wagte die Gesellschaft sich in's Freie. Frau von Molinska hatte, als sie aus dem Schlosse trat, ihre Tochter neben sich, und beide sahen verstört aus. Herhudt war einer der Letzten. Er scherzte zwar mit einigen Damen, ich glaubte aber auch in seinem Gesichte eine unangenehme Empfindung wahrzunehmen. Die Damen von Norgart kamen in gelassener Haltung, welche nicht vermuthen ließ, daß sie Aufregendes erlebt hatten. Die Blässe der Tochter mochte man dem Gewitter zuschreiben.

Die Wolken waren verflogen. Die Sonne, im Niedersinken noch warm, trocknete schnell den feuchten Boden. Auf dem freien Platze vor dem Schlosse wollte man sich einrichten, um den köstlichen Abend zu genießen.

Während die Vorbereitungen getroffen wurden, wandten die Gruppen sich hierhin und dorthin. Frau von Norgart redete mich an, mit gleichgültigen Worten, aber mit einem Ton ihrer Sprache und Ausdruck ihrer Züge, welche durch ihre größere Vertraulichkeit mir sagten, daß ich von unserem Erlebniß in Jeromes Schlafgemach schweigen möge; und ihre Tochter richtete die schönen Augen auf mich, als wollte sie mir aus gleichem Grunde Bitte und Dank zeigen.

Digitized by Google

Nun kam der Doctor Birlach, grüßte die Umstehenden, beruhigte seine Frau: „Ich bin ganz trocken geblieben“ und führte längere Zeit die angenehmste Unterhaltung. Als es unbemerkt geschehen konnte, fragte er mich: „Gehen wir etwas?“ Er schlug eine Richtung ein, wo wir bald allein waren. Dann fing er an:

„Wahlhausens sind weggefahren. Da Sie den Auftritt im Schlosse gesehen haben und ihr Hausgenosse sind, halte ich es für zweckmäßig, Ihnen den Zusammenhang mitzutheilen. Manche unter uns wundern sich, daß Herr von Wahlhausen Cassel nicht verläßt. Er kann es nicht; er dependirt von dem Kurfürsten, und der will, daß er hier bleibt. Ich glaube, Wahlhausen muß ihm Nachricht über die hiesigen Menschen und Zustände geben. Das werden Andere auch thun, und wahrscheinlich machen die es schlechter. —

„Aber die alte Denka will auch nicht fort, und der Zwang, ohne welchen sie nicht ginge, würde ihre Krankheit verschlimmern. Nachdem man sie leider nach Cassel zurückgebracht hat, erwartet sie hier täglich die Erfüllung ihres Wahns. Sie ist eine der ersten Geliebten gewesen, welche Jerome bei uns gehabt hat, und er ist ihr nach seiner Art treu geblieben, wenigstens hat bei seiner Flucht 1813 noch ein Zusammenhang zwischen Beiden stattgefunden; denn es ist nicht zu bezweifeln, daß er ihr damals gesagt hat, was er selbst hoffte: „Ich komme wieder.“ Die Vorstellung, daß sich dies erfüllen müsse, hat sich in ihr festgesetzt und ihren Geist umnachtet. Selbst der Tod Jeromes hat daran nichts geändert; als man ihr die Nachricht brachte, hat sie ungläubig den Kopf geschüttelt und lächelnd geantwortet: „Er hat mir gesagt, ein Napoleon kommt wieder.“ Sie nennt ihn immer Napoleon, ich glaube aus Respect. Uebrigens ist sie vernünftig gewesen, hat keiner Aufsicht bedurft, vielmehr bis in ihre alten Tage an nützlicher Arbeit theilgenommen.

„Erst seit ihrer Rückkehr nach Cassel ist das Uebel gewachsen; das Wiedersehen der geliebten Orte hat die fixe Idee verschärft. Sie behauptete, Jerome sei hier; sie wollte ihn in allen Schlössern suchen. In dieser Noth zog ihr Enkel mich zu Rath. Nach und nach gelang es mir, sie zu überzeugen, daß der Ersehnte nicht hier sei. Den Glauben, daß er wieder komme und dann Alles gut werde, ließ ich ihr. Seitdem gehe ich regelmäßig in das Haus. Ich kann die Kranke nicht heilen, aber meine Besuche thun ihr und den beklagenswerthen Angehörigen wohl.“

„Wie beruhigten Sie die unglückliche Frau heute und wie soll ich mich in ähnlichen Fällen benehmen?“

„Berühren Sie die Sache nicht. Wo es aber geschehen muß, gehen

Digitized by Google

Sie schonend auf die wirren Vorstellungen ein. Auf solche Art habe ich in kurzer Zeit das Vertrauen der Greisin und damit Einfluß auf sie gewonnen. So hilft man auch am besten der Tochter und dem Enkel, welche dieses Unglück neben persönlichem Mißgeschick würdig tragen und durch treue Pflege der ältesten Generation die Fehler der eigenen sühnen."

7.

Die Herbstmanöver, an denen ich als preußischer Officier zum ersten Male und mit dem lebhaftesten Interesse theilnahm, hatten begonnen. Dieselben haben ihren größten Werth für die höheren Befehlshaber, welche Truppenmassen führen und das Gefecht mit allen Waffen leiten sollen; sie geben aber auch den unteren Chargen und selbst dem Mann in Reih und Glied Lehren und Eindrücke, die keine andere Uebung gewährt. Zusammenziehungen größerer Truppenkörper, welche in Preußen den Ausbildungsgang eines jeden Jahres beschließen und viel zu der Ueberlegenheit der preußischen Armee beigetragen haben, fanden in dem Königreich Hannover aus finanziellen Rücksichten selten statt. Da half es wenig, daß im Allgemeinen die theoretischen Kenntnisse der Officiere gründlicher, die Reglements besser abgefaßt, Unterofficiere und Soldaten in mancher Beziehung geschulter waren; uns fehlte das, was nur durch regelmäßig wiederkehrende, dem Kriege thunlichst angepaßte größere Truppenübungen zu erreichen ist. Und so war es in allen kleinen Staaten des alten deutschen Bundes; mochten auch die einzelnen Theile ihrer Kriegsmaschinen noch so gut sein, letzteren fehlte die rechte Zusammenfügung und das Oel der Routine.

Dieses und der in der preußischen Armee erzogene, sie durchwehende Geist der Offensive war es, was mir bei den Manövern am bemerkenswerthesten erschien. Das Prinzip unserer Sprichwörter: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt" und „Dem Muthigen gehört die Welt" lebte in allen Führern, wurde in jeder Kritik betont. „Ich muß wissen, was meine Truppen leisten können," hörte ich einen General sagen. „Bis an die Grenze gehe ich immer und, wenn es sein muß, noch darüber hinaus." Ich begriff nun erst recht, daß im vorigen Jahre das preußische Kriegsunternehmen auf den Erfolg des wohl überlegenden Muthes rechnen durfte.

Auch die Gewohnheit und stete Bemühung, sich in den wirklichen Krieg hinein zu denken und, obgleich es nicht Ernst und kein Feind da ist, alle möglichen Handlungen des letzteren zu erwägen und ihnen entgegenzuwirken, zeugte von der unübertrefflichen soldatischen Erziehung. Während ich bis dahin nicht selten Vergleiche anstellen mußte, die zu Gunsten

Digitized by Google

des hannoverschen Dienstes ausfielen und wohl geeignet gewesen wären, mich unlustig zu machen, erkannte ich nunmehr, soweit es aus meiner Stellung geschehen konnte, daß mich das Schicksal in eine Armee versetzt hatte, welche, mit höchster Sachkunde geleitet, von oben bis unten einen kriegerischen Geist pflegt und für ihren Endzweck ungleich vollkommener gebildet wird. So haben eigentlich diese Mannöver zuerst mit dem Wechsel meines Looses mich ganz ausgesöhnt.

Und jetzt hatte Preußen mit allen kleineren Staaten des norddeutschen Bundes Conventionen abgeschlossen, durch welche ihre Truppen in seine Armee-Organisation eintraten. Nicht lange mehr, und auch dieser Zuwachs der bewaffneten Macht besaß eine Leistungsfähigkeit, die unsere neuen Regimenter schon darlegten. Fürwahr, Norddeutschland verfügte über ein mächtiges Heer! Die Freude an solchem Schutz des Vaterlandes brachte mich in eine frohere Stimmung.

Persönliches kam hinzu. In der zweiten Hälfte der Manöver erkrankte unser Adjutant, und ich wurde zu seiner Stellvertretung commandirt. Meine Reitfertigkeit mag hierzu mit die Veranlassung gegeben haben. In Hannover hatte ich ähnliche Dienste in höheren Stellungen geleistet und nach meiner Anciennetät war ich über den mir jetzt zugewiesenen Posten eigentlich hinaus; ich übernahm ihn aber gern, weil er mir Neues zu lernen bot. Hierbei will ich der Kritiken gedenken, zu denen am Schluß jeder Uebung die berittenen Officiere versammelt und die von dem Leitenden und seinen Vorgesetzten gegeben werden. Diese Kritiken können, unter den frischen Eindrücken des eben Erlebten, außerordentlich lehrreich sein und waren es auch hier, am meisten wenn der commandirende General sie gab. Sein Scharfblick und klares Urtheil, seine ruhige Art und der Takt, mit dem er die Fehler besprach, ohne die Autorität Derer, welche sie begangen hatten, zu verletzen, flößten zugleich Respect und Vertrauen ein.

Der Adjutantendienst brachte mich mit Herhudt, den ich nach dem Wilhelmsthaler Abend nicht allein gesprochen hatte, wieder in Verbindung. Die Manöver, obgleich sie in diesem Jahre bei Cassel stattfanden, hatten uns räumlich weiter auseinandergebracht. An dem Mittage vor dem ersten diesjährigen Bivouak — bis dahin cantonnirten die Truppen — hatten wir den Tagesbefehl in Empfang genommen und ritten zusammen unseren Commandeuren nach. Da sagte ich: „Sie sind verstimmt. Ist zwischen Ihrem Oberst und Ihnen —?“

„Er lobt mich weg.“

„Was meinen Sie damit?“

Digitized by Google

„Er hat mir meine Versetzung in Aussicht gestellt. Ich sei lange genug und zu seiner großen Zufriedenheit Adjutant gewesen, und es wäre besser für mich, wenn ich in den Frontdienst zurückträte."

„Sie müssen bald Hauptmann werden, dann macht sich das ja von selbst."

„So lange wird er nicht gern warten."

„Ist im Dienst etwas vorgefallen?"

„Nein."

„Wir haben uns noch nicht von dem Unwetter in Wilhelmsthal unterhalten. Als ich durch das Zimmer ging, worin Sie mit Fräulein von Molinska waren, bemerkten Sie mich nicht."

Er sah mich überrascht an, dann sprach er: „Nun ja. Und plötzlich stand meine Oberstin bei uns, ihre Augen funkelten, und sie führte das Fräulein weg."

„Ich will Ihnen sagen, Herhudt, sie ist unangenehm überrascht gewesen, nicht den Major von Trzemonski bei ihrer Tochter zu finden. Der hatte eine Cigarre vorgezogen."

Nun lachte er zwar, äußerte aber heftig: „Die Oberstin will mich weg haben, und der Mann gibt ihr nach."

„Es hängt nicht von ihm allein ab," erwiderte ich beruhigend.

Mein Major war an diesem Tage besonders guter Laune, er hatte bei dem Manöver ein Detachement geführt und seine Sache gut gemacht. Im Sattel war er ein richtig sehender, schnell entschlossener Soldat; seine Schwächen zeigten sich zu anderen Zeiten. Im Bivouak, seinem ersten als Bataillons-Commandeur, überwog die Besorgniß, etwas zu verfehlen; unruhig ging er hin und her und sah nach Allem selbst.

Während ich an dem, aus ein paar Brettern erbauten Tische die Relation des heutigen Gefechts schrieb, kam Ellerbach. „Grüß' Sie Gott!" rief er mir zu.

„Ach, willkommen!" antwortete ich, ihm die Hand schüttelnd. „Ich habe mich alle diese Tage nach Ihnen umgesehen, aber der Kriegsgott trennte uns. Haben Sie zu Hause Alles wohl gefunden?"

„Danke, ja. Zuletzt bin ich mit meinem Vater etwas umher gereist und komme von Karlsbad."

„So!" sagte ich, herzlich lachend. „Daher Ihre österreichische Anrede. Haben Sie Velenburgs gesehen?"

„Ja wohl, sie kommen in diesen Tagen zurück."

„Hat Ihr Herr Vater die Bekanntschaft gemacht?"

Digitized by Google

„Natürlich! Und es ging beſſer, als ich dachte. Herr von Velenburg iſt ein unbefangener Mann, dem Kurfürſten von Herzen treu und gram.“

„Wie ſo?“

„Er hat ſeine Aufwartung bei dem gnädigſten Herrn gemacht und ſoll davon abermals die unangenehmſten Eindrücke zurückgebracht haben.“

„Woher wiſſen Sie das?“

„Der Regierungsrath Hanfrock“ — ein Caſſeler — „war auch in Karlsbad und hat es mir erzählt. — Da kommt Ihr Major. Weiß er, daß ich in Karlsbad geweſen bin?“

Ich ſah verwundert in Ellerbachs Geſicht und fragte: „Woher ſoll er das wiſſen?“

„Na, hören Sie!“ berichtigte er ſich ſchnell. „Ich meine, daß ich weg geweſen bin.“

„Wir haben nicht von Ihnen geſprochen.“

Der Major kam, wir ſtanden auf. „Bleiben Sie ſitzen,“ ſagte er, „laſſen Sie ſich nicht ſtören. Ich gehe noch wieder fort.“ Er nickte Ellerbach zu und ging.

„Der iſt mir über,“ begann dieſer nach kurzer Pauſe. „Hat keine Ahnung, daß ich —“

„In Karlsbad war,“ ergänzte ich.

Und munter verplauderten wir die kurze Zeit, bis Ellerbach in ſein Bivouak zurückkehren mußte. Er war in der fröhlichſten Stimmung. Als er wieder im Sattel ſaß, fragte ich leiſe: „Wie war es eigentlich? Soll ich meinem Major ſagen, daß Sie in Karlsbad waren?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Das war confuſe!“ Und trabte davon.

„Grüß' Sie Gott!“ rief ich ihm nach.

Der Abend war luſtig verlaufen. Die Altpreußen verſtanden ſehr gut, ſich unter freiem Himmel einzurichten. Die Compagnie des Hauptmanns Wulkow zeichnete ſich auch hierbei aus. Nicht minder wußten Tumann und Rößlin allerlei Nützliches anzugeben, und Erſterer hatte ſich um die Küche Verdienſt und Lob erworben. Hauptmann Wulkow machte, als es kühl wurde, ſelbſt den Grog nach Königsberger Art und behauptete, während er davon mehr als wir genoß, daß dieſes Getränk vor Schlafengehen im Bivouak eigentlich ſchädlich ſei, weil die Kälte des Bodens danach um ſo empfindlicher wirke.

Die Nacht war ſehr dunkel, aber trocken. Bei den Vorpoſten war Alles ruhig. Man hörte Nichts, als nahebei einzelne Schnarcher. Der

Digitized by Google

Major hatte sich unter das Strohdach, welches die Soldaten für ihn gemacht hatten, nieder gelegt, und ich wollte das Gleiche thun, als Schritte sich näherten. Ich ging dem Kommenden entgegen. Es war Norgart. „Sie schlafen auch noch nicht," sagte er. Ich führte ihn zur Seite, wo wir sprechen konnten, ohne die Schlafenden zu stören.

„Das schlechteste Quartier ist besser, als das beste Bivouak," klagte er nun.

„Das finde ich nicht," entgegnete ich. „Ich leiste Ihnen aber gern Gesellschaft, wenn Sie noch etwas gehen wollen."

„Diese preußische Methode," fuhr er fort, „die Leute im September über Nacht draußen liegen zu lassen, halte ich nicht für zweckmäßig. Wenn alle Einrichtungen im Bivouak getroffen sind, was lernt man weiter? Rheumatismus holt man sich."

„Das kann wohl nicht schlimm sein, sonst bivouakirte man nicht seit Jahren," erwiderte ich. „Starke Märsche, Bivouaks und andere Strapazen vervollständigen etwas den Eindruck von dem Ernst des Krieges, und das halte ich für gut."

„Wenn bei einer Mobilmachung die Leute von Urlaub eingezogen werden, sind sie doch nicht mehr daran gewöhnt."

„Sie lernen es aber schneller wieder und was mir die Hauptsache scheint, sie tragen die ersten Unbequemlichkeiten leichter, weil sie ihnen nicht neu sind."

„Uebermorgen kommen wir wieder nach Cassel," sagte er nach einer Weile.

„Sie hängen sehr an Ihrer Vaterstadt. Gewöhnen Sie sich nur bei Zeiten an den Gedanken, daß Sie auch einmal versetzt werden." Hierauf sprach ich von dem, was ich in dieser Hinsicht empfunden, und daß ich gewünscht hatte, bei dem Uebertritt in den preußischen Dienst das Schwere auf einmal durchzumachen und gleich in altpreußische Umgebungen mitten hinein zu kommen.

„Ich wollte, ich hätte Ihre Anschauung," sagte er hierauf.

„Die haben Sie ja, wenn Sie danach verlangen," bemerkte ich. „Das Andere ist Gefühlssache und muß überwunden werden. Dann werden Sie auch finden, wie interessant es ist, Neues kennen zu lernen."

„Ich habe Cassel oft verlassen. Seit mein Vater todt ist, mußte ich meine Mutter und Schwester auf Reisen begleiten. Heuer sind sie nur meinetwegen zu Hause geblieben, weil ich in diesem Sommer keinen Urlaub nehmen wollte."

Digitized by Google

„Da haben Sie gewiß Manches gesehen. Doch interessanter ist, in fremdem Orte leben, in neue Menschen und anderes Denken sich finden.“

„Letzteres können Sie.“

„Das wollte ich nicht sagen.“

„Wenigstens haben Sie sich schnell an uns gewöhnt und scheinen auch gern in Cassel zu sein.“

„Weil hier wie anderswo gute Menschen wohnen und auf diesem Stück Erde romantische Bilder sich entrollen.“

Ich glaube, er sah mich an; es war aber zu dunkel, um in den Zügen zu lesen.

„Anderswo passirt dergleichen auch,“ warf er hin, und seine Sprache klang verdrießlich.

„Sie werden ja böse,“ sagte ich mit heiterem Ton. „Nun schlage ich vor, daß wir uns den mystères, nicht de Cassel, sondern der Mitternachtsstunde entziehen, indem wir vorher schlafen.“

„Wir wollen es versuchen. Aber was die mystères anbetrifft, so scheinen sie auf einen bloßen Irrthum hinaus zu kommen; denn Herr von Möller hat uns nachher erzählt, daß die Sache für ihn erledigt sei, weil der Kurfürst die Papiere gefunden habe.“ —

Ich erwachte, als ich den Major sich rühren hörte. Der Tag graute, es war kalt. Um mich zu erwärmen, ging ich umher und traf Birlach.

„Ein abscheuliches Vergnügen!“ rief er mir zu. Ich wies auf den Hauptmann Wulkow. „Der schläft wie ein Eisbär,“ sprach er nun leiser und schüttelte sich frostig. „Und Tumann und Rößlin haben ohne Aufhören so geschnarcht wie jetzt. Ich habe kein Auge zugethan. Die Sonne geht erst in einer Stunde auf, und dann scheint sie heute doch nicht.“

„Sie haben wohl noch keine Nacht unter dem Wolkendache zugebracht?“

„Ei, Gott bewahre! Es war die erste.“

„Warten Sie nur, in der nächsten wird es schon besser gehen.“

In dem folgenden Bivouak, nördlich von Landwehrhagen, fiel mir vor einem Wagen, der Lebensmittel brachte, ein Scheckengespann auf. Ich glaubte die Pferde wieder zu erkennen, die in der Sommernacht Jobst von der Casseler Fähre wegfuhren, und wandte mich an den Knecht, der meine Vermuthung bestätigte. Er hatte in dem Kutschwagen seines Herrn an jenem Nachmittage einen Fremden von der Eisenbahn bei Kragenhof nach Bettenhausen vor Cassel fahren und Nachts von der Fähre abholen müssen. Hiernach bezweifelte ich nicht mehr, daß Jobst mit Herrn von Wahlhausen eine heimliche Zusammenkunft gehabt hatte.

Digitized by Google

Am Tage nach diesem Bivouac rückten wir in Cassel wieder ein.

Die erste Neuigkeit, welche ich hier erfuhr, war, daß mein Hauswirth sich plötzlich zu einer Reise entschlossen und dieselbe vor wenigen Tagen angetreten hatte. Wohin, sagte Frau von Wahlhausen nicht. Der Zweck konnte kein unerfreulicher sein, denn sie war ganz ruhig.

Ein Brief meiner Mutter enthielt ebenfalls eine Neuigkeit. Im vorigen Winter war in der Stadt Hannover ein Regierungsrath Hatfried, ein früherer Untergebener meines Vaters, gestorben und jetzt die Wittwe ihm gefolgt. Zwei Söhne, von welchen der eine soeben das Staatsexamen als Arzt bestanden hatte, der andere noch studirte, und eine jüngere Tochter waren die Hinterbliebenen. Wir hatten die Familie nicht gekannt, der verstorbene Regierungsrath jedoch meinem Vater nahe gestanden, und Fräulein Hatfried war auf die Einladung meiner Eltern vorläufig in unser Haus gekommen. Meine Mutter schien das junge Mädchen gern um sich zu haben.

Eine wichtigere Nachricht erhielt ich von Alfred. Sein Brief erschütterte mich. Das Handlungshaus gründete eine Filiale in Zanzibar, an der Ostküste des südlichen Afrika. Alfred hatte dieses Geschäft vorbereitet, und seine Chefs bestimmten ihn dazu, dasselbe zu leiten. Er wollte vor seiner, auf den Oktober festgesetzten Abreise nach Hamburg kommen und mir von da vorschlagen, auf welche Art wir uns am besten noch einmal sehen könnten.

Nun trat Alles, was wir zusammen erlebt hatten, vor meine Seele. Das Geringe, wie das Bedeutendste erinnerte mich an sein großes Herz und steigerte meine Furcht, den edelsten Freund ganz zu verlieren. Das Schicksal schien seinem Wunsche Folge zu leisten, indem es ihn in jenes glühende Land führte. Wird er aber jemals wiederkehren? —

Einige Tage später begegnete ich auf meinem Wege zu Frau von Norgart, die mich zu einem kleinen Diner eingeladen, dem Professor Pernice, welcher im Königreich Hannover eine Rolle gespielt hatte. Ich irrte mich nicht, denn seine kolossale Gestalt und sein Gesicht waren mir zu genau bekannt. Er war allein und ging langsam, als wolle er nur die Zeit vertreiben. Da er von mir schwerlich etwas wußte und mich auch nicht beachtete, so hatte er wohl keine Ahnung, welch' bitteres Gefühl er in dem Manne hervorrief, der an ihm vorbei schritt. Sein Anblick erweckte meine Erinnerung an die letzten Jahre, und dies vermehrte den Druck, womit die Gedanken an Alfred mein Gemüth belasteten, so daß ich lieber die Einsamkeit, als die Gesellschaft bei Frau von Norgart aufgesucht hätte.

Digitized by Google

Indeß die Jugend ist elastisch, und eine andere Ueberraschung trug dazu bei, mein Interesse für die Gegenwart wieder zu beleben. Als ich bei Norgarts eintrat, fand ich außer der Wirthin, die mir auf das Freundlichste die Hand reichte, und ihren Kindern einen starken, nicht großen Herrn in sorgfältiger, sehr gewählter Civilkleidung, mit seiner Gemahlin und Tochter, einer Freundin von Fräulein von Norgart. Er hatte kurzgeschnittene graue Haare, einen geschwärzten, sehr gepflegten Schnurrbart, trug auf der Brust den Stern eines kurhessischen Ordens und war ein pensionirter ehemals hessencasselscher General. Ferner den Rittmeister, von dem ich schon einmal gesprochen habe, der ein Hausgenosse des Oberpräsidenten war und dessen Anwesenheit darauf schließen ließ, daß Herr von Möller auch kommen werde. Dann erschien der Divisions-Commandeur mit seiner Gemahlin. Hierauf ein, ebenfalls altpreußischer, Regierungsbeamter; welcher unter Herrn von Möller arbeitete, auch mit Frau.

Als diese Gesellschaft versammelt war, sagte Frau von Norgart, sich an die preußische Generalin wendend, laut genug, um es Alle hören zu lassen: „Excellenz kennen, glaube ich, meine alten Freunde Velenburgs noch nicht, die meine Bitte erfüllen und heute kommen wollen."

Ein leises Ah! klang aus dem Munde der so Angeredeten, und auch den Uebrigen sah man die Freude an, welche die unerwartete Mittheilung erregte. Diese bedeutete eine Versöhnung mehr; wenn man will, für die Altpreußen einen neuen Sieg und für die Kurhessen, welche sich mit denselben gleich anfangs vertragen hatten, eine Genugthuung.

Jetzt traten Velenburgs ein. Die Wirthin eilte ihnen entgegen, führte sie in den Kreis der Anwesenden und nannte die Namen derjenigen, welche ihnen persönlich noch nicht bekannt waren. Die preußische Generalin lenkte gleich das Gespräch mit Frau von Velenburg auf neutralen Boden, auf gemeinschaftliche Bekannte in Dresden. Ihr Mann, welcher schon mehreremale die Kur in Karlsbad gebraucht hatte, redete Herrn von Velenburg auf dieses Bad an und der Rittmeister führte sich bei Fräulein Julia mit der Behauptung, daß man in Cassel die Lust zum Reisen verliere, gefällig ein. So war die Schwelle dieser Begegnung ohne Anstoß überschritten.

Zuletzt kam der Oberpräsident. Er kannte Alle, Velenburgs freilich nur von Ansehen, schien aber durchaus nicht überrascht, diese hier zu finden und ging, indem er voraussetzte, daß seine Person ebenso bekannt sei, über die angenehme Form, in welcher Frau von Norgart ihn vorstellte, leicht hinweg mitten in die Unterhaltung hinein.

Digitized by Google

Die Thüren zum Speisesaal wurden geöffnet. Die Wirthin bat Herrn von Möller, Frau von Velenburg zu führen, und nahm selbst den Arm des Divisions-Commandeurs. Man setzte sich auf die schicklich vertheilten Plätze, und Jeder fühlte sich zwischen seinen Nachbarn und in der ganzen, aus allen Farben gemischten Tafelrunde wohl. Das Gespräch konnte kein gemeinsames sein. Bei der Jugend führte meistens der Rittmeister das Wort; doch verfolgten wir zuweilen auch, was die älteren Herrschaften sprachen, die von Frau von Norgart mehreremale auf neue Gegenstände geleitet wurden. Die Einrichtung, welche der Oberpräsident seiner Wohnung geben ließ, interessirte die Damen. Sie hatten von Herrn von Möllers strengem Geschmack, von den Sculpturen und Bildern gehört, die, von ihm seit Jahren gesammelt, bei der Anordnung der Gemächer gehörig berücksichtigt werden mußten. Herr von Velenburg wußte Manches, was die Entstehungsgeschichte der Casseler Gemäldegallerie betraf, vorzutragen und sprach von den Bildern, die er in der Petersburger Eremitage gesehen hatte. Diese kannte auch der Divisions-Commandeur, da er als junger Gardeofficier nach Rußland commandirt gewesen war, wo er dann auch einen Feldzug im Kaukasus mitgemacht hatte, von dem er belustigend erzählte.

Die beiden Damen neben mir, Fräulein von Norgart und die Tochter des hessischen Generals, waren sehr verschieden. Letztere, hübsch, gescheut, lebensfroh, schien kein Leid zu kennen. Fräulein von Norgart, in deren regelmäßigeren und feineren Zügen ohne Leidenschaft eine milde Ergebung lag, war, ich glaube, an Herzensgüte reicher, jedenfalls für mich anziehender. Mein Gegenüber, Fräulein von Velenburg, eine stolze, mit ihrem Loose zufriedene Schönheit, war in vornehmer Gelassenheit mehr aus Erziehung als Neigung aufmerksam gegen ihre Umgebung. Sie warf zuweilen einen Blick auf mich, der meiner Bekanntschaft mit Ellerbach gelten mochte.

Ihre Eltern erkundigten sich nach Tisch, als die Gesellschaft in den Empfangsräumen umher wandelte, nach dem Ergehen der meinigen, was mir Freude machte; und dasselbe that Herr von Möller, der alsdann weiter fragte: „Haben Sie sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt?“ Ich antwortete, daß ich die Schwierigkeiten überwunden hätte, welche hauptsächlich darin bestanden, daß ich das Gewohnte vergessen mußte. Da sprach er und gab seiner weichen Stimme einen herzlichen Klang: „Sie haben viel Schönes aufgeben müssen.“

Digitized by Google

Diese Worte berührten mich sehr angenehm, und ich erwiderte, ihn dankbar anblickend: „Ja, das ist wahr, und das werde ich niemals vergessen. Aber auch Trauriges ist vergangen; noch heute wurde ich daran erinnert."

„Wodurch?" fragte er.

Nun erzählte ich von dem Professor Pernice.

„Freilich!" sagte er und fuhr nach kurzer Unterbrechung fort: „Der Pernice arbeitet für den Kurfürsten. Zu welchem Zwecke er sich aber, jetzt schon ein paar Tage, hier aufhält, weiß ich nicht; denn er ist mit keiner Behörde in Verbindung getreten und verkehrt mit keinem Menschen außer dem Prinzen Nicolaus."

Dies Diner bei Frau von Norgart war ein Ereigniß für Cassel, weil Velenburgs daran theilgenommen hatten. Es konnte nicht ausbleiben, daß viel davon gesprochen wurde; selbst unter den altpreußischen Kameraden, welche der Gesellschaft nicht nahe standen. Letztere betrachteten es als einen Sieg über die Particularisten, und Tumann sagte: „Die kommen Alle 'ran!" Der Major von Trzemonski mochte aus der Begebenheit neue Hoffnung schöpfen. Jedoch war nur Fühlung gewonnen, der Anschluß noch nicht erreicht. Denn Velenburgs machten keine Visiten und die Altpreußen, welche vor einem Jahre Karten abgegeben und wieder empfangen hatten, konnten den Besuch ihrerseits nicht wiederholen. So mußte man abwarten, wie die Sache sich weiter entwickeln werde.

Mein Hauswirth schien ganz und gar nicht geneigt, nach Tumanns Ausspruch zu handeln. Im Gegentheil, er kam, nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war, nicht wie sonst zuweilen in meine Stube, um ein Wort zu sprechen. Wenn ich ihm begegnete, war er höflich; doch schien er verstimmt zu sein, es lag sogar etwas wie herber Kummer auf seinem Gesichte.

8.

Die Briefe, welche ich in dieser Zeit von meinen Eltern erhielt, ließen meinen Gedanken keine Ruhe. Die Nachricht von Alfreds bevorstehender „Auswanderung nach Afrika," wie meine Mutter sich ausdrückte, hatte auf dem Gute Alle betrübt. In der Sorge um den Freund tadelte Jeder dieses freiwillige Losreißen von der Heimath; nur nicht der alte Capitän, welcher das Unternehmen für ein nützliches und lobenswerthes erklärte. „Der Capitän," schrieb meine Mutter, „hat ja gewöhnlich Recht, aber seine aparten Meinungen sind mir oft unleidlich." Sie, die in ihren

Digitized by Google

Briefen an mich Klagen zu unterdrücken pflegte, hatte diesmal ihre Feder nicht verhindern können, die schmerzlichen Worte zu schreiben: „Wie hätte Alles anders werden können!“

Auch um Adelens Befinden waren sie besorgt gewesen. Sie war in einen so unruhigen Zustand gerathen und der Hausarzt in der Behandlung so unsicher geworden, daß die Baronin mit ihr nach Schwerin gefahren war, um den alten Arzt ihrer Familie zu consultiren, der sich beruhigend geäußert, indeß gewünscht hatte, die Leidende einige Wochen unter seiner Aufsicht zu behalten. Die Baronin hatte deshalb Adele bei den Verwandten gelassen.

Diese Mittheilungen rissen die alte Wunde meines Herzens auf. Ich litt, indem ich an das holsteinische Gut dachte. Etwas Erfreuliches, welches in jedem Briefe wiederkehrte, beachtete ich darüber weniger, als ich gesollt hätte. Es betraf die neue Hausgenossin meiner Eltern, Fräulein Hatfried. Sie war für meine Mutter eine erwünschte Hülfe, ihr wie meinem Vater eine angenehme Gesellschaft und Jeder sprach gern von Mathildens Liebenswürdigkeit, Talenten und tüchtigem Wesen.

Nun war Alfred nach Hamburg und gleich nach dem Gute gekommen, welches er seit Clotildens Tode gemieden hatte. Die Wehmuth war ebenso groß wie die Freude dieses Wiedersehens. Alfred konnte, als er die Räume betrat, in denen meine Schwester gelebt hatte, seinen Schmerz kaum beherrschen.

Die Schloßbewohner empfingen ihn mit größter Liebe, und Alle, selbst die Bauern im Dorfe, gaben das ihm bewahrte gute Andenken in herzlicher Weise zu erkennen.

Der Aufgabe, welche ihn in den fremden, gefährlichen Erdtheil führte, unterzog er sich gern. Er betrachtete den Welthandel aus dem obersten Gesichtspunkte, als ein Mittel, die Cultur zu verbreiten und dem Vaterlande Ruhm und Macht zu erwerben. In der Ueberzeugung, ein gutes Werk, zu dem er sich auf das Vollkommenste bereitet hatte, auszuführen, sah er den kommenden Jahren mit Kraft und Zuversicht entgegen.

Doch, um sein Gemüth ganz frei zu machen, wollte er für den Fall, daß ihm ein vorzeitiger Tod beschieden wäre, über seinen Nachlaß verfügen, wozu er meines Vaters Rath und Beistand in Anspruch nahm, auch an mich einige Fragen richtete. Es war rührend, wie vieler Menschen er sich erinnerte, wie manches harte Schicksal er im Auge behalten hatte und zu erleichtern wünschte.

Digitized by Google

Nun war Alles geordnet, bald mußte er Deutschland verlassen. Da bat er mich, nach Hannover zu kommen und mit ihm noch einmal nach Stade und nach dem Gute zu fahren. Als wir in unserer ehemaligen Garnison, wo wir fast zehn Jahre in größter Vertraulichkeit mit einander gelebt hatten und aus Jünglingen Männer geworden waren, durch die Straßen wandelten und die Häuser betrachteten, an welche gemeinsame Erinnerungen uns knüpften, da berührte uns bei jedem Schritte unfreundlich die Thatsache, daß wir nicht mehr hierher gehörten. Aus den bekannten Fenstern sahen fremde Gesichter, mehr Menschen und eiliger gingen an uns vorbei, und Niemand beachtete und grüßte uns; und als wir auf der Georgstraße still standen — ich war auch in Civilkleidung — und das Theater anblickten, da sprachen ein paar Berliner von uns: „Das sind Fremde."

„Es ist das alte Nest nicht mehr," sagte Alfred. „Wäre es nicht um der Freunde willen, lieber wäre ich nicht gekommen."

Frühere Kameraden wollten uns, als sie mich erkannten, nicht sehen und wichen aus. Es waren Welfen, einige in elegantester, andere in verwahrloster Tracht, alle müßiggängerisch und verdrossen.

„Da wäre mir beinah Dein Vetter Jobst lieber," meinte Alfred. „Der arbeitet doch für eine Idee, wenn auch für eine verwerfliche. Er thut wenigstens etwas und trägt durch die Dummheiten, welche er macht, zur Belehrung der Menschheit bei. Diese halten sich außer aller Mühe und Gefahr, stehlen dem lieben Gott den Tag ab, sich selbst und Anderen zur Last."

Alfred ging zu allen Bekannten, die noch in Hannover waren, hoch und gering; erkundigte sich nach vielen Menschen und gelangte hierdurch zu der Ansicht, welche ich, den Verhältnissen näher geblieben, schon länger hatte: daß die Welfenpartei aus den schwachen Elementen der alten hannoverschen Bevölkerung bestand. Er sagte: „An den Welfen, welche hier das Pflaster treten, hat Deutschland Nichts verloren. Den Forderungen des großen Staates wären sie nicht gewachsen gewesen. Dies zu erkennen, reichte ihr Verstand hin; er war aber nicht weit genug, ihre Blöße zu decken, und deshalb kleiden sich Viele in den vornehmen Welfenmantel."

Die Erheiterung, welche an der alten Heimstätte das öffentliche Leben uns versagte, fanden wir nur bei den Freunden; am letzten Tage noch bei dem Ehepaar Aurelius, welches zum Abschied von Alfred Wellmeiers und Zettels, die milde Frau Elisabeth und die guten Leinau's versammelt hatte. Diese lebten angenehm in nützlicher Thätigkeit und gewohntem Umgange. Sie waren keineswegs mit Allem, was seitens der neuen Regierung

Digitized by Google

geschah, einverstanden und mißbilligten das welfische Treiben; aber da sie weder die Preußen noch die Welfen von sich stießen, so gewannen sie Einfluß auf Erstere und hinderten manchen der Letzteren an schlimmeren Mißgriffen. So gelang es ihnen, der neuen Zeit hier und da einen Stein aus dem Wege zu räumen.

Alfred und ich kamen nach Brunshausen auf dem gewohnten Wege und gingen schweigend vorwärts; denn jeder Steg, jeder Baum flüsterte uns eine Erinnerung zu, die wir nicht aussprechen mochten. An den Dingen um uns schien die Zeit spurlos vorüber gegangen zu sein. Der kleine Fluß zur Seite wand sich in denselben Schwingungen, die Thürme der Stadt wurden an demselben Punkte sichtbar, wie wir es als Knaben beobachtet hatten. Von Stade her auf dem Deichwege kamen zwei Bürger, wir kannten sie von Ansehen; es war die Tagesstunde, in der sie schon vor Jahren ihren Spaziergang hierher machten. Die alten Festungs-Brücken und Thore sahen uns an wie ehedem, und hinter ihnen hatte kein Haus die geringste Veränderung erfahren. Die Straßen waren leer wie vormals und Nichts darin uns fremd, als wenige Menschen, welche vermuthlich von den politischen Stürmen des letzten Jahres hierher verschlagen wurden.

Ohne Abrede schritten wir wie sonst unseren früheren Wohnungen zu. Wir bogen um die Ecke und blieben stehen. Dort war das Haus, worin Clotilde gelebt hatte, das Fenster, aus dem sie uns oft fröhlich zuwinkte. Alfred preßte meine Hand und schritt schnell weiter. Wir kamen an das Haus seiner Eltern; ein unbekanntes Gesicht, welches aus Alfreds Zimmer auf uns nieder sah, schien sich zu wundern, daß wir die alten Wände so aufmerksam betrachteten. Dann gingen wir nach dem Kirchhofe, wo Alfreds Eltern ruhen, und setzten uns auf die Bank an ihrem Grabe.

Hier sagte der schwermüthige Freund, indem er auf den Stein deutete, der seinem Vater zum Gedächtniß errichtet war: „Wo der Letzte des Namens ruhen wird, steht bei Gott!“

Da augenblicklich er selbst dieser Letzte war, so erwiderte ich: „Hoffentlich vergehen bis dahin noch viele Generationen.“ Da sah er mich tief traurig an, ohne ein Wort zu entgegnen. Nach einer Pause nahm er das Gespräch auf: „Ich habe keinen Vater mehr, der seinen Namen fortgepflanzt zu sehen hofft, und keine Mutter, die nach Großkindern verlangt. Du hast Beide und mußt eine Lebensgefährtin nehmen.“

„Ich denke nicht daran.“

„Gott lenkt die Herzen,“ sprach er hierauf. Wir schwiegen nun lange, bis er den Kopf aufrichtete, wieder in mein Gesicht blickte und sagte:

Digitized by Google

„Ich soll Adele nicht mehr sehen. Ich kenne Euch Alle wie mich, nur sie nicht. Habe ich Euch Schmerzen bereitet, so vergebt mir, denn ich bin unschuldig."

„Alfred!" rief ich aus und legte meinen Arm um ihn, wie ich früher so oft gethan hatte.

Er stand auf: „Bitte, laß uns gehen."

Als wir Stade verlassen hatten und auf der Elbe an den transatlantischen Dampfern vorbei fuhren, wandte seine Seele sich wieder dem praktischen Leben zu, und die Wolken schwanden von seiner Stirn. Er nannte mir jedes Schiffes Bestimmung und sprach viel über die Entwickelung, deren nach seinem Erachten Deutschlands Handel bedürftig und fähig sei.

Von Hamburg fuhren wir gleich weiter nach dem Gute. An der Bahnstation erwartete uns mein Vater selbst, und in unserem Hause hatte meine Mutter die Freunde versammelt: Barons, den Capitän, Frau Charlotte und Pastors. Nur Adele fehlte und — ach Clotilde! Aber hätte nicht alles hier meine Gedanken auf die theuere Schwester gelenkt, so würde vielleicht die schwarz gekleidete junge Dame, welche etwas zurück stand, mich an sie erinnert haben. Es war Fräulein Mathilde Hatfried.

Freilich schwand die Aehnlichkeit, als ich sie näher sah und mit ihr sprach. Die Gestalt, so groß wie Clotildens, war kräftiger, und ich hatte ein Bild vollster Gesundheit vor mir. Nur die Form des Kopfes und die Farbe des Haares waren wie bei jener; die Züge dagegen, wenn auch ansprechend, ohne den zarten Hauch, welcher über Clotildens ganzem Wesen lag. Sie sah noch betrübt aus, aber der Verlust, den sie erlitten, hatte nicht das Vernichtende, dem meine Schwester erlag. Sie war jünger und erschien doch selbständiger und gereifter. Sie war unbefangen mit Allen, und bald bemerkte ich, daß Jeder und zumal der alte Capitän sie gern hatte.

Unser Kreis gab sich Mühe, die trüben Gedanken zurückzudrängen und die letzten Stunden in Alfreds Gesellschaft zu erheitern. Er selbst trug viel dazu bei, indem er uns über den Beruf des Kaufmanns interessant unterhielt.

Am Abend verließ er das Gut, um nach Hamburg zu fahren. Am folgenden Abend mußte er seine Reise über London antreten und ich nach Cassel zurückkehren. Von Hamburg ab wollten wir zusammen fahren, bis unsere Wege sich trennten.

Den Abschied in unserem Hause machte er so kurz wie möglich, jede Begleitung lehnte er ab. Mit dem Pastor und der Pastorin, welche seinen Wagen bis zur Pfarre zu benutzen wünschten, fuhr er in der dunkelen Nacht davon.

Digitized by Google

Den Tag darauf verlebte ich mit meinen Eltern ungestört. Fräulein Hatfried kam nicht oft zu uns. In ihrer Abwesenheit priesen sowohl Vater wie Mutter sich glücklich, sie im Hause zu haben. Ersterer sagte, er arbeite jetzt mit mehr Lust, weil meine Mutter inzwischen nicht allein sei, und Letztere freute sich, daß Vater längere Spaziergänge machte, seitdem Mathilde mit ihm ging.

Da meine Eltern bestimmt voraussetzten, daß ich in zwei Monaten wiederkäme — denn es verstand sich von selbst, daß ich Clotildens Todestag und unsere traurige Weihnachtszeit mit ihnen verleben wollte — so fanden sie sich leichter in die Kürze meines Besuchs. In der Nacht fuhr ich mit Alfred von Hamburg ab. Er war wohlgemuth, weil er Alles gethan hatte, wozu Pflicht und Herzensneigung ihn trieben, und Nichts ungeordnet zurückließ. Mit voller Thatkraft begann er nun den neuen, gefährlichen Lebensabschnitt. In Hannover gaben wir uns noch einmal die Hand, und ich kehrte, von dieser Trennung bewegt, nach meiner Garnison zurück.

Der Dienst nahm mich jetzt hinreichend in Anspruch, erst mit den Vorbereitungen für die Einstellung der Rekruten, demnächst mit ihrer Ausbildung — keine den Geist aufregende, aber eine das Nachdenken anregende Thätigkeit, wohlthuend wie jede Pflichterfüllung und erfreulich, weil man den Erfolg von Tag zu Tag sieht. Die preußischen Frontofficiere besitzen in Folge des alljährlich wiederkehrenden Geschäftes, eine große Zahl von Rekruten heran zu bilden, scharfe Augen für die Beurtheilung und viel Erfahrung in der Behandlung der Menschen. Binnen wenigen Monaten Seele und Körper der Leute, von welchen die meisten seit ihrer Schulzeit Beides vernachlässigten, zu entwickeln und zu stählen, ist eine Erziehungsaufgabe, die nicht schablonenhaft gelöst werden kann, vielmehr eine Berücksichtigung des Persönlichen durchaus erfordert. Das Wort von dem preußischen Schulmeister, welcher die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat, kommt weniger den Knabenlehrern zu, als den Schulmeistern in Uniform, den Officieren und Unterofficieren; und was Friedrich der Große reimte:

Aimez donc les détails, ils ne sont pas sans gloire.
C'est là le premier pas, qui mene à la victoire,

findet volle Anwendung auf diesen wichtigen Gegenstand des militärischen Lebens.

Die Routine der altpreußischen Kameraden fehlte mir und zwang mich, jenem Dienstzweige eine um so größere Sorgfalt zu widmen.

Digitized by Google

Bei dem Husaren-Regimente waren einige Veränderungen eingetreten, und der Regiments-Commandeur hatte Ellerbach von der Wilhelmshöher zu einer Casseler Escadron versetzt. Nun betrachtete Ellerbach sich als einen neu Angekommenen, wenigstens machte er noch einmal Antrittsvisiten, auch bei Velenburgs; und nicht lange nachher wurde ich von Herrn und Frau von Velenburg zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Ich fand dort Norgarts, Birlachs, Ellerbach, außerdem einige Casseler, aber auch Preußen, Herren von der Regierung mit ihren Damen, und zuletzt kam der Oberpräsident von Möller mit seinem Rittmeister. Ce n'est que le premier pas qui coûte, dachte ich. Velenburgs waren auf dem besten Wege; auch Ellerbach, wie mir schien.

Herr und Frau von Velenburg machten die vornehmen Wirthe auf die liebenswürdigste Art. Er gab als alter Hofmann einem jeden seiner Gäste etwas mehr als ihm gebührte, und seine freundliche Gemahlin bemühte sich ebenfalls, die fremden Elemente mit einander zu verbinden. Fräulein Julia zeigte wieder dasselbe stolz gelassene, höfliche Wesen und ließ ihr vielleicht freudig schlagendes Herz nicht aus ihren Augen sprechen. Während sie neben Olly von Norgart stand, wurde mir klar, was die Beiden im Wesentlichen unterschied. Man konnte Julia von Velenburg die hoch hinaufstrebende, Olly von Norgart die geduldige Schönheit nennen Erstere leitete wohl mehr ihre Eltern, als diese sie; Letztere war die nachgiebige, nneigennützige Tochter einer sehr klugen Mutter. Weil ich keiner den Hof machte, waren sie unbefangen, und weil das Erlebniß in Wilhelmsthal einestheils, meine Verbindung mit Ellerbach anderentheils Beziehungen zwischen uns geschaffen hatte, aufmerksamer gegen mich, als gegen Manchen sonst, wobei sich Fräulein Olly einfach und herzlich, Fräulein Julia beobachtend, ich möchte sagen berechnend, darstellte.

Schwerer als Ellerbach, welcher mit der „Findigkeit" (wie man in Preußen sagt) des Husaren sich dem Ziele näherte, schien es Herhudt werden zu sollen, den Gegenstand seiner Herzensneigung zu gewinnen. Die Aeußerungen seines Obersten ließen erwarten, daß er Cassel bald werde verlassen müssen. Fräulein von Molinska, der ich einigemale begegnete, sah traurig aus. Und so auch Herhudt.

Da kam er eines Morgens freudestrahlend zu mir auf den Casernenhof. Er war ganz unerwartet in einem anderen Regiment, welches jedoch ebenfalls in Cassel garnisonirte, Hauptmann und Compagnie-Chef geworden. Der Hauptmann, in dessen Stelle er trat, war „außer der Tour" zum

Digitized by Google

Major befördert und zur Adjutantur eines General-Commandos im Osten der Monarchie versetzt.

Beförderungen außer der Tour kannte man in Hannover nicht. Sie sind in einer großen Armee nothwendig, damit Männer, welche zu den hohen Führerstellen berufen scheinen, dieselben vor dem Altwerden erreichen können. Wenn solche Beförderungen Kameraden von hervorragender Begabung treffen, so sind sie erfreulich und werden von den Meisten als nützlich für das Ganze richtig gewürdigt. Selbst mein Hauptmann Wulkow leugnete nicht, daß dieser glücklichere Kamerad, welcher jünger an Dienst und Jahren als er war, eine Bevorzugung verdiente; aber es verdroß ihn trotzdem und war in der That peinlich für ihn, daß er selbst noch nicht Major geworden und den jüngeren Mann in dieser Charge, wenn auch nur wenige Tage, sehen mußte. Die Beförderungen außer der Tour verlieren durch die Versetzungen, welche in einem großen Staate mit ihnen verbunden werden können, an Härte. In einer kleinen Armee, wo man an jedem Orte früheren Verhältnissen wieder begegnet, würden sie der Kameradschaft ungleich gefährlicher sein.

Nachdem ich meine Freude darüber ausgesprochen hatte, daß Herhudt befördert war und in Cassel blieb, fragte ich: „Ist der Oberst von Molinski zufrieden?"

Herhudt lachte und erwiderte: „Weil ich hier bleibe? Nein, er ist verdrießlich. Vielleicht gefällt ihm auch mein Nachfolger nicht."

„Wer ist das?"

„Ich kenne ihn nicht. Er ist aus des Obersten früherem Regiment und heißt Klüder."

„Von Klüder?"

Herhudt lachte wieder und antwortete: „Nein, bloß Klüder;" worauf ich bemerkte: „So weit ich den Geschäftsgang kenne, wird der Oberst von Molinski noch selbst den Lieutenant Klüder zum Adjutanten empfohlen haben."

„Wahrscheinlich," meinte Herhudt. „Beides ist jedoch vereinbar. Die Gesichtspunkte sind verschieden. Der Oberst hielt auch mich für einen guten Adjutanten und wollte doch einen anderen haben."

In der folgenden Woche stellte sich der neue Adjutant bei der Parole vor. Er war bei Weitem nicht so hübsch wie Herhudt, kleiner und breit, mit einem großen Kopf und tief dunkelen, von buschigen Brauen beschatteten Augen, aus denen sehr viel Verstand und Energie und mehr Derbheit, als Schmiegsamkeit blickte. Der Frau Oberstin konnte er unmöglich gefallen.

Digitized by Google

Der December war gekommen. Von den Meinigen hatte ich immer befriedigende Nachrichten erhalten. Adele war wieder bei ihren Eltern, blaß, aber ruhig und, wie der Arzt in Schwerin behauptete, gesund. Alfred hatte einigemale geschrieben, noch einen Gruß in Marseille, als er den europäischen Boden verließ, und einen in Alexandria, als er den afrikanischen betrat.

Nun wurde ich durch Briefe meiner Mutter in große Aufregung versetzt. Ich schreibe die Stelle hier ab:

„Barons erwarten nicht nur Christian, sondern — endlich — auch Friedrich zu Weihnachten. Aber noch mehr! — Ich muß Dir mittheilen, was uns alle quält! — Friedrich hat geschrieben, Guido scheine den Wunsch zu haben, ihn zu begleiten; er spreche oft von dem Weihnachten, den er hier erlebt, als von etwas unvergeßlich Reizvollem. — Unsere Tannenbäume allein würden ihn zu der weiten Reise im Winter wohl nicht verlocken, es ist Adele! Sonst wäre es doch natürlicher, er führe zu den Verwandten, wo sein Töchterchen ist. Mehr haben Barons mir nicht gesagt. Sie sind sehr ernst. Deinen Vater scheint der Baron zu Rath gezogen zu haben, ich frage nicht darnach. Guido ist Katholik! Andererseits sind Barons ihm Friedrichs wegen verpflichtet, und wenn Adele ihn haben will — was können sie dagegen einwenden außer der Religionsfrage? Darin werden Alle fest sein, und daran wird es hoffentlich scheitern, lieber Ernst!"

Dachte meine gute Mutter noch, daß Adele mich heirathen würde? —

Aus einem späteren Briefe:

„Der Baron hat Friedrich geantwortet, Guido wäre willkommen, und jetzt von diesem einen Brief. Er schriebe sehr hübsch, sagt die Baronin, auch allerlei Gutes über Friedrich, und spräche zuletzt die Bitte aus, sie wieder besuchen zu dürfen. Hierauf wird der Baron ihn förmlich einladen. Adele weiß es und scheint einverstanden. Gott wird auch dieses zum Besten lenken, aber ich bin betrübt!"

Gott wird auch dieses zum Besten lenken! Und dennoch überwältigte fast der Schmerz mich. — Aber soll nicht der Mensch selbst lenken, so weit seine Kräfte reichen? Die Vorstellung, ich sei berufen, das stürmisch aufgewühlte Herz Adelens zu lenken, packte mich, um mich gleich wieder zu verlassen.

Jetzt erst hatte sie auf Alfred verzichtet, das ersehnte bescheidene Loos an seiner Seite aufgegeben. Nun griff sie verzweifelnd nach Glanz und Reichthum: oder sie stellte sich vor, daß sie Guido's standhafte Liebe er-

Digitized by Google

widern, seinem Kinde die Mutter ersetzen müsse. Sie wies die Hand nicht ab, welche sie von dem Boden reißen wollte, auf dem ihr Herz stand. Und in ihrer Heftigkeit dachte sie nicht an die Folgen.

Vor dieser Weihnachtszeit fürchtete ich mich und suchte — vergeblich — nach einem Auswege, ihr zu entgehen. Ich durfte meine Eltern in ihrer Trauer nicht allein lassen, und jeder Plan, mit ihnen an einem anderen Orte zusammenzutreffen, war unausführbar. In Hannover hätte der politische Wechsel meinen Vater gequält; auf dem Gute im Kehdingschen war man so welfisch, daß man uns jede Stunde verdorben, mich Preußen nicht einmal geduldet hätte. Und überdies wollten meine Eltern an Clotildens Todestag gewiß den Räumen nahe sein, wo sie gestorben und bestattet war.

So half denn Nichts. Ich mußte dahin reisen, wo auch ich mein Liebesglück geträumt und verloren hatte; ich mußte mich zum Zeugen stellen von Guido's Bemühen und Adelens Entscheidung.

9.

Am Abend des 23. Decembers traf ich bei meinen Eltern ein und bald darauf kamen Christian und Friedrich, um mich im Namen der Schloßbewohner willkommen zu heißen. Es war eine Freundlichkeit von ihnen, die mir wohlgethan haben würde, wäre ich nicht durch Christians große Aehnlichkeit mit Wichard und durch den Gruß, welchen Friedrich mir von Guido überbrachte, an Trauriges erinnert worden. Doch freute ich mich über sie, besonders über Friedrich, der sich vortheilhaft verändert hatte. Er war heiterer, kräftiger, ein hübscher Mann geworden. Das Träumerische schien er abgelegt zu haben, er war angenehm gesprächig, mit ein bischen Wiener Dialect, was nicht störte.

Während der letzten Abendstunden blieben wir unter uns und erzählten, was wir seit dem letzten Wiedersehen erlebt hatten, wobei Fräulein Hatfried dann und wann kleine Bemerkungen einstreute, die immer verständig und erfrischend klangen. Meine Eltern behandelten sie wie ein Kind des Hauses und richteten manches Wort an sie, gerade wie ehemals an Clotilde.

Als Vater sich zurückgezogen und dann auch Fräulein Mathilde uns gute Nacht gewünscht hatte, sagte meine Mutter: „Ein ausgezeichnetes Mädchen! Wir gewinnen sie täglich lieber.“ Sie fing an, ihre Sachen wegzulegen und sprach dabei: „Ich muß Dir noch sagen, daß der Pastor uns morgen früh um zehn Uhr in der Kirche erwartet, nur uns Drei. — Eine Weihnachtsbescheerung findet morgen nicht statt, aber übermorgen im Schlosse; denn der Baron kann sie den Gutsleuten nicht vorenthalten.“ —

Digitized by Google

Ich wollte gehen, damit sie nicht jetzt noch ein Gespräch über Clotilde anfange. Auch sie wollte dies vermeiden: „Guido habe ich heute gesehen," sagte sie. „Ich war bei der Baronin. Er sieht gut aus und gibt sich auf das Liebenswürdigste."

„Wie geht es Adele?" fragte ich so unbefangen wie möglich.

„Du wirst sehen, wie blaß sie ist. Sie zeigt sich gegen Jedermann gleichmäßig freundlich und ist gegen Guido nicht anders. In ihr Herz läßt sie keinen Menschen blicken." — Sie lehnte sich an mich. „Jetzt laß uns schlafen gehen, geliebter Sohn."

Ich küßte sie auf die Stirn. „Gute Nacht!"

Am anderen Morgen fuhren wir nach der Kirche. Der Pastor schloß die Gruft auf und sprach, nachdem wir hinab gestiegen waren, tröstende Worte und ein erhebendes Gebet. Als ich hierauf die beiden Särge mit frischen Kränzen schmücken wollte, erblickte ich auf dem Clotildens einen glänzenden Gegenstand und erkannte, ihn empor hebend und gegen das von oben einfallende Licht haltend, ein Medaillon, welches Alfred immer an seiner Uhrkette trug und worin sich, wie ich wußte, Haare seiner Mutter befanden. Ueberrascht zeigte ich es den Anderen mit den Worten: „Alfred muß hier gewesen sein." Da sagte der Pastor: „Nun kann ich es nicht verschweigen; Alfred wollte nicht, daß ich davon spreche. In der Nacht, als er uns verließ, habe ich seiner Bitte nachgegeben und ihn hierher geleitet."

„Er hielt dieses Andenken werth," bemerkte ich. „Ob es ohne sein Wissen sich gelöst hat oder ob er es absichtlich hier ließ? Mir hat er kein Wort, daß er es vermisse, gesagt, noch geschrieben."

„Auch uns nicht," erklärte meine Mutter. „Wir wollen es mitnehmen."

„Laßt es vorläufig hier," bat ich. „Ich glaube, das entspricht seinen Wünschen besser; wir wollen ihn fragen." Und ich legte das Medaillon wieder auf den Sarg.

Am Nachmittage brachte ein Wagen den Baron, die Baronin, Adele und den alten Capitän zu uns. Beide Damen hatten Trauerkleider angelegt, Adelens Gesicht sah in der schwarzen Umhüllung wie ein schönes Marmorbild aus. Sie begrüßte mich ruhig freundlich; ihr Ausdruck und was sie sprach, wies jede andere Erinnerung als die an Clotilde zurück. Die Theilnahme, welche Alle meinen Eltern zeigten, that mir wohl.

Am folgenden Morgen sah ich die Schloßbewohner in der Kirche wieder. Auch Guido nahm an dem protestantischen Gottesdienst Theil. Zephirius' Kirchenchor bestand noch; der neue Kantor erwies sich in dessen

Digitized by Google

Ausbildung, wie in dem Orgelspiel als ein, freilich nicht so von seiner Kunst beseelter, doch tüchtiger Musiker.

Die Weihnachtspredigt befreite mich aus der Engigkeit des persönlichen Weh's. In gehobener Stimmung verließ ich das Gotteshaus.

Es war ein sonnenheller Wintertag. Die Kirchgänger verweilten noch auf dem Platze, die Einen um mit einander zu sprechen, die Anderen um die Herrschaft und ihren Besuch zu sehen. Die Leute blickten neugierig auf mich, die preußische Uniform war ihnen an mir fremd. Mit manchem alten Bekannten tauschte ich von Weitem einen Gruß.

Nun eilte Frau Charlotte mit vorgestreckter Hand auf mich zu und sagte weiter Nichts als „Ach Gott, Ernst!" so daß ich nicht wußte, wen sie mit ihrer Klage meinte, Clotilde oder Adele.

Dann näherte sich Guido und sprach leise, indem er meine Hand drückte: „Seit wir uns kennen lernten, haben wir viel erlebt." Er bemühte sich, durch die Freundlichkeit weiterer Worte jeden Argwohn, als hasse er den Preußen in mir, unmöglich zu machen.

Meine Eltern wollten sich von der Weihnachtsbescheerung nicht ausschließen, wir begaben uns deshalb Abends in das Schloß; auch Fräulein Hatfried, die lieber zurückgeblieben wäre, jedoch auf Mutters und Adelens Bitte ihre Bereitwilligkeit, an der Feier theilzunehmen, ohne viele Worte ausgedrückt hatte.

Eichborns waren gekommen. Wir versammelten uns in den Zimmern vor dem Saale. Adele trug ein weißes Kleid, auf der Brust einen Strauß von zierlichem Tannengrün. Sie bat ihre Brüder und mich, ihr in dem großen Seitenzimmer, wo die Tische für die Dienerschaft und Andere bereitet waren, bei dem Anzünden der Lichter auf den Tannenbäumen zu helfen. Guido und Fräulein Hatfried boten ihre Hülfe an, der alte Capitän ging ebenfalls mit, Christian dagegen blieb bei Bertha von Eichborn. Da es sich nun traf, daß in dem Zimmer vier große Bäume aufgerichtet waren, so theilte Adele jedem Herrn einen zu, worauf sie selbst mit Fräulein Hatfried die letzten Anordnungen an den Geschenken traf. Geschäftig schritten die Mädchen hin und her. Beide wollten zu der Weihnachtsfreude ein fröhliches Gesicht machen, doch gelang es keiner ganz, und der Grund war so verschieden, wie ihre äußere Erscheinung. Wo das Herz schwerer schlug, ob unter Adelens schneeweißem Kleide oder unter Mathildens Trauergewande, ich weiß es nicht.

Als die Vorbereitungen beendet und Alle versammelt waren, öffneten sich gleichzeitig die Thüren des Saales und des großen Seitenzimmers,

Digitized by Google

und in dem lichterglänzenden Tannenwalde zog ein allerliebstes Bild die Blicke auf sich. Vor dem größten Baume inmitten des Saales standen zwölf Mädchen, alle wie Adele gekleidet. Sie hoben mit ihren frischen Stimmen das schöne Weihnachtslied an:

Stille Nacht, heilige Nacht,

und sangen es ohne Anstoß bis zu Ende. Es waren Adelens kleine Freundinnen, welche sie aus den besten Schülerinnen des Dorfes gewählt hatte. Das Lied hatte Mathilde Hatfried ihnen eingeübt.

Die Zuhörer waren in eine feierliche Stimmung versetzt, und Keiner mochte zuerst die Stille unterbrechen und in die Weihnachtsräume eintreten. Da schritt Adele auf die kleinen Sängerinnen zu und führte sie an die Plätze, wo die Geschenke ihrer warteten. Meine Mutter aber lehnte sich wieder an mich und verbarg ihre Thränen an meiner Brust.

Ich führte sie in den Saal, und nun erkannten wir, wie zart die Baronin den Umständen entsprochen hatte. Die Tannen waren einfacher als in der üblichen bunten Weise verziert und sahen doch wunderschön aus; sie trugen Nichts als die Lichter und einen weißen flockigen Stoff, welcher den Schnee auf den Zweigen täuschend nachahmte.

„Das Leben geht weiter," flüsterte ich meiner Mutter zu, „und ist schön unter guten Menschen."

„Ach, wärst Du nur glücklich!" antwortete sie kaum vernehmlich.

Fräulein Hatfried stand in diesem Augenblick nicht weit von uns allein und betrachtete die Lichterbäume. „Die Christfreude verklärt ihren Schmerz," sagte ich. Da kam auch auf meiner Mutter Gesicht ein Freudenschimmer, und sie ging zu ihr.

Adele waltete überall, ihre weiße Gestalt bewegte sich zwischen Groß und Klein bald in dem Saale, bald in dem Seitenzimmer. Mit freudebringendem Ausdruck und ruhiger Haltung schritt sie von Einem zum Anderen. Wer sie jedoch kannte wie ich, sah, daß in ihr weder Freude noch Ruhe war. Die Vergangenheit wehrte sie von sich ab, vor der Zukunft fürchtete sie sich. Sie suchte Ersatz in der Liebe, welche sie bei diesem, vielleicht ihrem letzten, Christfeste im Elternhause Jedem in reicherem Maße erweisen wollte.

Ganz anders genoß Christian die Stunden. Er hatte nur für Bertha Sinn. Als geschähe es nach Uebereinkunft, Keiner störte weder ihn noch sie.

Der alte Capitän wandte vorzüglich Mathilde Hatfried seine Aufmerksamkeit zu. Frau Charlotte lächelte, und Pastors scherzten darüber.

Digitized by Google

Daß die Elternlose ein Liebling Aller war, ließ sich an diesem Abend wohl erkennen. Mit großer Anmuth dankte sie für die Freude, welche man ihr bereitete; sanft und bescheiden, verständig, auf Scherze eingehend, war sie den Erwachsenen willkommen, von den Kindern begehrt. Sie erinnerte mich oft an Clotilde, so verschieden sie von dieser war.

Guido schien kein Fremder zu sein. Wie ein Zugehöriger des Hauses, unbefangen und sicher, stellte er sich dar. Viele überraschte er durch Gaben, die er mit Geschmack und guter Laune ausgesucht hatte. Das Fest machte ihm wahre Freude, die er lebhaft äußerte. Wenn er eine Leidenschaft für Adele empfand, so verbarg er sie vollständig.

Friedrich war gegen die Seinigen liebenswürdig und gegen die Gäste aufmerksam.

Daß seine Eltern Sorge hatten, Sorge um Adele, ahnte ich, obgleich sie freundlich erscheinen wollten und auch zufrieden aussahen, sobald sie auf ihre Söhne blickten. Am meisten freuten sie sich über den glückstrahlenden Christian.

So wurde der Abend wohlthuend doch für Alle. In der uneigennützigen Hingebung genossen auch die Traurigen das schöne Fest der christlichen Liebe.

Ich hoffte nun die folgenden Tage mit meinen Eltern recht ungestört zu verleben, weil die Schloßbewohner genug Gesellschaft unter sich hatten; und der zweite Festtag ließ sich auch so an. Mutter war mit Fräulein Hatfried von der Kirche nach Hause gefahren, Vater und ich hatten einen Umweg durch den Park gemacht, wobei ich einigemale versuchte, von ihm Näheres über Guidos Absichten zu erfahren, was mir aber nicht gelang, weil er auf diese Sache nicht einging. Dann blieb ich mit den Eltern bis zum Mittagessen allein. Nach Tisch ruhten sie, wie ihre Gewohnheit war. Als ich sie später in der Familienstube wiederzufinden glaubte, war dort Fräulein Hatfried allein. Sie saß mit einem Buche am Nähtisch, und ich setzte mich ihr gegenüber.

„Fühlen Sie sich auf dem Lande nicht sehr einsam?“ fragte ich.

„Gar nicht!“ antwortete sie mit heiterem Ausdruck. „Ich lebte mit meiner seligen Mutter meistens allein und war zufrieden, wenn sie sich nur einigermaßen wohl befand. So lange ich denken kann, war sie kränklich.“

„Da haben Sie das Vergnügen außer dem Hause wohl nicht gesucht?“

„In den Concerten. Sie waren Vaters liebste Erholung, und wenn

Digitized by Google

es möglich war, nahm er mich mit. Auch Mutter liebte die Musik, ich mußte ihr oft vorspielen."

Nun hatten wir einen reichen Stoff der Unterhaltung, die Musik überhaupt und wie sie in Hannover war besonders. Da fanden sich viele Punkte vollster Uebereinstimmung, sowohl was die Componisten, als was die ausübenden Künstler betraf. Das gediegene Urtheil des kaum neunzehnjährigen Mädchens überraschte mich.

„Weshalb fangen Sie nicht wieder an, Clavier zu spielen?" fragte ich. „Die Musik entweiht die Trauer nicht; im Gegentheil, sie ist ein Trost."

„Dasselbe dachte ich neulich, als ich mit den Kindern das Weihnachtslied übte. Aber wenn ich es auch möchte, wäre es nicht eine schmerzliche Erinnerung mehr für Ihre Eltern?"

„Ich glaube, es würde ihnen Freude machen. Wir wollen das Gespräch darauf bringen und dann nach einem Clavierstimmer schicken."

„Das ist nicht nöthig."

„Der Flügel hat lange unbenutzt gestanden."

„Als Ihre Eltern vor einigen Tagen ausgefahren waren, habe ich ihn gestimmt."

„Verstehen Sie das auch?"

„Es ist nicht schwer. Bei uns konnte es nur Abends spät geschehen, wenn Mutter schlief. Deshalb habe ich es gelernt und dann immer selbst gethan."

Wir wurden durch Friedrich unterbrochen, der sich anmelden ließ, um mich zu besuchen. Ich holte ihn zu uns herein. Er unterhielt sich angenehm mit Fräulein Hatfried, bis sie das Zimmer verließ. Dann sagte er: „Ich wollte Dich gern einmal in Ruhe sprechen und komme jetzt, weil zu Hause die Herren politisiren. Davon höre ich in Wien genug."

„Politisirt Christian auch?"

„Fürwahr nein!" antwortete er lachend.

„Wie gefällt Dir die Stille des Landes im Vergleich zum Wiener Leben?"

„Du glaubst nicht, Ernst, wie wohl sie thut! Das laute Treiben würde mich nicht stören, wenn ich dort nur zur inneren Ruhe käme."

„Hoffentlich bist Du gern in Oesterreich."

„Da ich einmal da bin, werde ich nicht gleich hinauslaufen; aber ich habe es mir besser gedacht. Ist in Deutschland auch Streit genug, es sind doch Deutsche. Bei uns arbeitet der Slawe gegen den Deutschen,

Digitized by Google

der Magyar gegen Beide und der Klerus gegen den Staat. Man ist überall gezerrt."

„Früher hattest Du katholische Neigungen," warf ich freundlich ein.

„Ich bin in vieler Hinsicht anders geworden," entgegnete er so eindringlich, als liege ihm daran, nicht mehr nach früheren Eindrücken beurtheilt zu werden. Ich reichte ihm die Hand.

„Krankhafte Verstimmungen hatten in mir unklare Vorstellungen erzeugt," fuhr er ermuthigt fort. „Ich kam in einen Kreis katholischer Freunde, deren zufriedenes Gemüth ich beneidete, deren feierlicher Gottesdienst mich erhob. Rom bestrickte mich ganz. Da ist das Leben in Wien seit Ausbruch des Krieges sehr lehrreich für mich geworden."

Dieses Bekenntniß, welches seine Wandelung wohl erklärte, war mir als ein Zeichen von Vertrauen erfreulich. Ich drückte ihm dies aus, sagte dann aber: „Und dennoch tratest Du in den österreichischen Dienst?"

„Zum preußischen konnte ich mich nicht entschließen," antwortete er in einem Tone, welcher erkennen ließ, daß seine Abneigung gegen Preußen noch nicht ganz geschwunden war. „Und in Oesterreich thun Deutsche Noth. Das war auch Guidos Meinung."

„Hat er ein Herz für Deutschland?"

„Gewiß für die deutschen Oesterreicher. Er ist eine ihrer Stützen in unserem Herrenhause."

In diesem Augenblicke kam meine Mutter mit Fräulein Mathilde in das Zimmer, und Vater folgte ihnen. Friedrich blieb wohl noch eine Stunde. Wir freuten uns über ihn. In der Heimath war sein Herz weit geworden; für Alles, was die Seinigen und uns betraf, zeigte er die wärmste Theilnahme. Hierdurch erinnerte er oft an seine Brüder; aber sein Geist war reicher, er hatte viel gearbeitet und erfaßte alle Dinge, zwar mit lebhafter Phantasie, doch auch mit nie rastendem Nachdenken.

„Wie ist er verändert!" rief ich aus, als er gegangen war.

„Der kranke junge Baum ist in dem fremden Boden gesund geworden," sagte mein Vater.

„Guido hat wohl dazu geholfen," bemerkte ich. Er richtete einen raschen Blick auf mich und entgegnete: „Noch mehr der Umstand, daß alle Elemente des österreichischen Staats mit einander in Streit sind. Similia similibus curantur. Streitsüchtig kam Friedrich hin. Nun zieht er, so rege sein Geist ist, die Stille vor. Der Sturm wird ihm noch oft weh thun, ihn aber hoffentlich stärken."

Digitized by Google

Die Aussicht auf ruhige Tage mit den Eltern schwand schon früh am nächsten Morgen. Mit dem Freudenrufe: „Ernst, ich bin verlobt!“ stürzte Christian in mein Zimmer. Er sah so glückselig aus wie Wichard in jener Sommerfrühe, als ich ihn an Clotildens Seite unter der Esche traf. Jedoch ohne Sorge wie damals konnten wir diese Verbindung begrüßen; denn sie entsprach allen Wünschen, kein Hinderniß lag auf dem Wege der Liebenden, nach menschlichem Ermessen hatte der künftige Gutsherr ein günstiges Loos gezogen.

Meine Eltern fuhren gleich nach dem Schlosse, um zu gratuliren. Mittags besuchte Guido uns, und da ich dort meine Glückwünsche aussprechen mußte, so begleitete ich ihn zurück. Nach gleichgültigem Gespräch kam er auf den vorjährigen Krieg. Er glaubte, daß fortan Oesterreich mit Deutschland in sicherem Frieden leben werde. Er gab zu, daß im Kaiserstaat, besonders in der Armee, sogar in den leitenden Kreisen, viel Feindschaft gegen uns sei. Die politischen Männer aber, welche dächten wie er, hätten die Sache in ihrem Gemüthe abgethan und strebten, Oesterreich im Frieden aufzurichten. Der Ausgleich mit Ungarn sei ihm nicht ganz zusagend, indeß nothwendig gewesen, und deshalb habe er sich auch mit ihm abgefunden. „Wir haben jetzt einen Verfassungsstaat,“ sagte er, „es fehlt nur noch die Aufhebung des Concordats.“ Er gehörte dem liberalen Theil des großen Adels an und kämpfte im Herrenhause für die von dem Abgeordnetenhause bereits angenommenen Gesetze, welche die Ehe und Schule dem übermächtigen Einflusse der katholischen Geistlichkeit entziehen sollten. „Wir haben nicht allein den Klerus, wir haben auch in unseren Familien viele Personen von großer Bedeutung gegen uns, werden aber dennoch siegen, denn unsere Zeit verträgt die Forderungen Roms nicht.“

Die letzte Ansicht theilte ich mehr als seine Zuversicht, da ich bei unserer ersten Bekanntschaft erfahren hatte, wie rasch und nicht immer zutreffend sein Urtheil war. Weil aber seine Freisinnigkeit in religiöser Hinsicht die Verbindung mit Adele zu erleichtern schien, so regte dieses Gespräch mich im Innersten auf.

Die nächste Folge von Christians Verlobung war ein erneuerter lebhafter Verkehr zwischen unserem Hause und dem Schlosse, die Ankunft von Glückwünschenden aus der Nachbarschaft, welche gelegentlich auch meine Eltern besuchten, ein Hin und Her, was nicht enden wollte. So verliefen mehrere Tage unter Zerstreuungen, die mich bedrückten, indem sie mir die Möglichkeit nahmen, Adele auszuweichen. Sie vermied Alles, was an die

Digitized by Google

Vergangenheit erinnerte, und berührte unsere früheren Erlebnisse selbst da nicht, wo Ort und Umstände darauf hinwiesen.

Erst am Sylvestermorgen wurde das Schloß leer. Barons und ihre Gäste fuhren nach Eichborns Gute, um das Neujahrsfest dort zu verleben. Ich nahm vorher Abschied von ihnen, weil ich am 2. Januar abreisen mußte. Adele sagte mir mit freundlichem Gesicht ein kaltes Lebewohl. Meine Eltern hatten Eichborns Einladung abgelehnt.

Der alte Capitän, welcher mit Frau Charlotte ebenfalls zu Hause geblieben war, besuchte uns einige Stunden später. Meine Mutter sagte: „Seit Mathilde hier ist, kommt er öfter als sonst.“ Daß er Fräulein Hatfried gern leiden mochte, war unverkennbar, obgleich er sie weder in ihrer Gegenwart noch Abwesenheit lobte, überhaupt von ihr wenig sprach.

Er hatte eine Weile bei uns gesessen, dann sagte er aufstehend: „Ernst, wollen Sie mit mir in den Dalwald fahren? Ich habe dort mit dem Förster zu sprechen.“ Ich nahm das Anerbieten gern an, wir bestiegen seinen, ungeachtet der recht kalten Luft offenen Wagen und waren vom Hofe auf den hart gefrorenen Weg gefahren, als wir Fräulein Hatfried „Herr Capitän“ rufen hörten. Sie lief uns nach, ohne Hut und Mantel, wie sie in der Stube gewesen war. Der Kutscher hielt. „Sie haben Ihre Handschuh vergessen.“ Er nahm sie, bedankte sich, und wir fuhren weiter. „Ein gesundes Mädchen!“ Mehr sagte er nicht.

Nach einiger Zeit fing er an französisch zu sprechen: „Des Kutschers wegen. Für solche Zwecke ist es mir angenehm, daß meine Frau mich darin übt. Sie darf mit mir französisch parliren, nur nicht wenn sie schilt. Schelten darf sie nur deutsch.“

Ich wollte einen Scherz machen, er gab aber dem Gespräch sogleich eine ernste Wendung, da er fragte: „Wie gefiel Guido Ihnen diesmal?“

„Besser als bei der ersten Bekanntschaft,“ antwortete ich, „er äußert sich politisch unbefangener.“

„Das wohl. Die vorigen Jahre haben ihn klüger gemacht; aber ein Oesterreicher ist er doch geblieben.“

„Wie meinen Sie das?“

„Er hat mir seine politischen Ansichten auseinandergesetzt. Er will Oesterreich von Grund auf reformiren und glaubt, es werde dann, was es im Westen verloren, durch Machterweiterung nach Osten reichlich ersetzen.“

„Darin stimmt er ja mit dem Grafen Bismarck überein.“

„Das ist jetzt eine Strömung in Wien. Es sind aber auch entgegengesetzte da, und so kann es, wie in Oesterreich gewöhnlich, beim Stillstande

Digitized by Google

verbleiben. Erinnern Sie sich das vorige Mal, da hielt Guido Alles in Oesterreich für vortrefflich. Nun er eingesehen hat, daß er irrte, hält er das, was noch kommen soll, für vortrefflich. So waren alle Oesterreicher, die ich kennen gelernt habe; unbeständig. — Jetzt will er wieder heirathen —."

„Adele?" rief ich aus.

„Ja. Aber die protestantische Erziehung der Kinder muß gesichert sein."

„Woher wissen Sie das?" fragte ich, auf das Empfindlichste berührt. „Hat der Baron mit Ihnen davon gesprochen?"

„Nein, und auch kein Anderer. Außer der Familie hat der Baron, so viel ich wahrgenommen habe, nur mit Ihrem Vater, wahrscheinlich der juristischen Punkte wegen, über die Sache gesprochen. Und das ist Recht. Ich könnte auch nichts helfen."

„Glauben Sie, daß Adele mit Guido verlobt ist?"

„Nein, bestimmt nicht! Sie wird im Gegentheil durch ihre Eltern bewirkt haben, daß er jede intime Annäherung vermeidet. Ich kenne Adele und beobachte sie täglich. Sie würde sich jetzt mit Guido verloben, wenn jenes Hinderniß beseitigt wäre. Seine Lage als Wittwer rührt sie."

Er schwieg und ich wußte nach einer längeren Pause nichts zu sagen als: „Kann sie mit ihm glücklich werden?"

„In gewissem Sinne wohl," äußerte er hierauf und seine Stimme hatte einen weicheren Klang als gewöhnlich. „Guidos guter Wille und Adelens fester Charakter könnten sich ergänzen."

Nun wollte er diesen Gegenstand offenbar nicht weiter verfolgen, denn er sprach wieder deutsch und erzählte, daß durch den Wald eine Straße gebaut und in deren Richtung mit dem Niederlegen der Bäume nächstens begonnen werden sollte. Da hatte der Förster Manches einzuwenden, und deshalb fuhren wir nach dem Dalwald.

Daß er meine Begleitung gewünscht hatte, um über Adele mit mir allein zu sprechen, schien mir nicht zweifelhaft zu sein, und ich dachte über die Absicht nach, welche er dabei gehabt haben mochte.

10.

In Cassel waren viele ehemals kurhessische, jetzt preußische Officiere während der Weihnachtszeit auf Urlaub gewesen. Birlach, welcher mich gleich nach meiner Rückkehr besuchte, erzählte, daß die meisten mit ihrer jetzigen Lage unzufrieden seien. Sie klagten über die Kleinheit ihrer Garnison, die schlechte Gegend, in welcher diese lag, über die altpreußischen Vorgesetzten und Kameraden, die geistige Leere in der Gesellschaft und

Digitized by Google

Aehnliches. Sie hatten Birlach unruhig und besorgt gemacht, und er klagte mit einem komischen Seufzer: „Auf solchen Wechsel habe ich nicht capitulirt, als ich in Dienst trat.“

Im Kurfürstenthum Hessen hatten die Officiere noch seltener als im Königreich Hannover ihren Wohnsitz geändert. Viele besaßen ein eigenes Haus, cultivirten ihren Garten und rechneten darauf, dieses Heim niemals zu verlassen. Nur wenn es zur Kenntniß des Kurfürsten kam, daß Einer sich recht wohl fühle, wurde mitunter der behaglichen Existenz plötzlich dadurch ein Ende gemacht, daß man den Glücklichen in eine andere Garnison verwies.

„Als Sie den preußischen Dienst annahmen, mußten Sie darauf rechnen,“ erwiderte ich. „Uebrigens mag Ihren Landsleuten, als sie die heimathliche Luft wieder athmeten, der Unterschied größer erschienen sein, als er ist.“

„Ich versuchte es je früher, je lieber,“ sagte er nun. „Wenn ich noch lange hier bleibe, gewöhne ich mich draußen um so schwerer; und kann ich es mitten in Preußen nicht aushalten, so ist es noch eher Zeit für mich, etwas Anderes zu beginnen.“

Ich neckte ihn: „Die blinden Hessen sehen Manches nicht wie es ist. Zu Hause glauben sie, jenseits ihrer Grenzpfähle nicht leben zu können, und haben sich doch in der Fremde immer wacker gehalten. So thun es ja auch Ihre klagenden Landsleute. Tragen Sie Ihren Wunsch, bald mitten in Preußen hinein zu kommen, dem Major von Trzemonski vor. Dem wird er gefallen, und da er Sie protegirt, thut er vielleicht etwas dafür.“

„Ei, ist das ein Gedanke!“ antwortete Birlach. „Und gleich müßte ich es thun, denn der Major ist noch guter Laune. Er hat überall Neujahrs-Visiten gemacht, auch meinen Eltern und Velenburgs.“ Er lachte und verließ mich in besserer Laune als womit er gekommen war.

Das Benehmen meines Hauswirthes war seit meiner Rückkehr abermals verändert. Er kam wieder unaufgefordert in mein Zimmer, ohne Vorwand, nur aus Bedürfniß der Gesellschaft. Er sprach wenig, war zerstreut und betrug sich zuweilen so auffallend, daß ich fürchtete, das Leben bei der irren Großmutter habe auch seinen Geist getrübt. Seine Stirn war immer umwölkt, sein Blick scheu. Gewöhnlich stellte er sich, die Hände auf dem Rücken, an das Fenster und blickte auf die Straße, grübelnd und schweigend. Oft vergaß er sich, trällerte oder pfiff ein Lied,

Digitized by Google

sprach wohl gar mit sich selbst. Dann raffte er sich plötzlich zusammen und ging, ohne Abschied zu nehmen, davon.

Eines Tages als er in dieser Weise, mich gar nicht beachtend, länger als sonst an dem geschlossenen Fenster gestanden hatte, trat ich zu ihm und war im Begriff ihn anzureden, als der Prinz Nicolaus vorbeiging. Da packte er meinen Arm, murmelte böse Worte, setzte den Hut auf den Kopf und schritt der Thür zu. Dann drehte er um, als hätte er sich eines Anderen besonnen, und stellte sich, ohne den Hut abzunehmen, wieder an das Fenster. Ich weiß nicht, ob ich in diesem Augenblick das Eis brechen und eine Krisis herbeiführen wollte, oder ob ich von dem Prinzen, der uns gar nicht bemerkt hatte, sprach, ohne mir des Zweckes klar zu sein, — genug, ich fragte: „Was für Staatsgeschäfte hat der Prinz Nicolaus mit dem Professor Pernice?“

Nun zuckte er zusammen, und die Worte polterten aus seinem Munde: „Keine Staatsgeschäfte. Der Professor wollte die Wilhelmshöher Papiere haben, aber Nicolaus —“. Hier brach er ab, sah mich erschrocken an und ging hinaus.

Er hatte mehr gesagt, als er sollte. Mir fielen die aus dem Wilhelmshöher Archiv verschwundenen Papiere ein, von denen der Oberpräsident gesprochen hatte. Da Herr von Wahlhausen jeden Verkehr mit dem Prinzen Nicolaus vermied und dennoch wußte, daß, während er selbst verreist, Pernice in Cassel gewesen war, so vermuthete ich, daß auch seine damalige Reise mit diesen Papieren in Verbindung gestanden habe Er kam schon am andern Tage wieder zu mir und that, als ob Nichts vorgefallen sei. Ich behielt den Vorfall für mich, sagte aber gelegentlich dem Doctor Birlach, daß mein Hauswirth mir sonderbar verändert vorkomme. Der Doctor ging über diese Bemerkung mit den Worten hinweg: „Das einzige Mittel wäre, daß er den Ort verließe, und das will er nicht.“

Jetzt herrschte in Cassel eine sehr rege Geselligkeit. Jede Familie that das Ihrige, damit die zusammengewürfelten Elemente sich mehr und mehr vereinigten. Große Feste und kleine Thees füllten überreichlich die Abende, Liebhabertheater wurden arrangirt, Frau von Norgart veranstaltete musikalische Aufführungen.

Der Major von Trzemonski hielt sich für den Löwen des Tages. Die Aufmerksamkeit, welche ihm von mancher Seite geschenkt wurde, steigerte seine Eitelkeit; denn es war nicht allein Frau von Molinska, die ihm um ihrer Tochter willen den Hof machte, auch andere Mütter

Digitized by Google

hielten ihn für eine gute Partie. Frau von Molinska aber wurde von Woche zu Woche verdrießlicher. Seit Velenburgs in einigen Gesellschaften erschienen, konnte es ihr nicht entgehen, daß der Major sich um Fräulein Julia bemühte. Dazu kam, daß der neue Adjutant ihres Mannes sich viel weniger liebenswürdig gegen seine Oberstin erwies, als sie es von Herhudt gewohnt war, daß er ihr sogar mitunter ein recht moquantes Gesicht zeigte, während sie andererseits nicht verhindern konnte, daß der Hauptmann Herhudt ihrer Tochter freundlich begegnete.

Zu den schönsten Winterfreuden gehörten für Viele die Belustigungen auf dem Eise des Bassins in der Aue. An ihnen nahm ich, so oft ich konnte, Theil. Bei gutem Wetter spielte dort in den Mittagsstunden eine der Militärcapellen, und Herren und Damen fanden sich zahlreich ein, nicht allein auf dem Eise, sondern auch zu Fuß oder zu Wagen auf dem Wege am Ufer des Bassins. Hier spazierte der Major von Trzemonski täglich in Erwartung von Velenburgs, welche diesem Vergnügen jedoch fern blieben. Hier fuhren auch wohl Frau und Fräulein von Norgart, welche indeß niemals ausstiegen, wogegen die Oberstin von Molinska mit ihrer Tochter regelmäßig zu Fuß erschien.

Eines Tages sah ich die Oberstin recht unlustig allein am Ufer stehen. Herr von Trzemonski hatte ihr bereits sein Compliment gemacht und war weiter gegangen. Ihre Tochter saß in einem Schlitten, zu welchem der Husaren-Lieutenant von Loeringen sie eingeladen hatte, um dann in der Menge auf der Eisfläche zu verschwinden. Ich holte auch einen Schlitten und bat die Oberstin, sie fahren zu dürfen. Mit dem holdseligsten Lächeln gewährte sie meine Bitte. „Haben Sie meine Tochter gesehen?“ fragte sie, als wir in Bewegung waren.

„Loeringen fuhr sie.“

„Herr von Loeringen ist ein angenehmer Mann. Kennen Sie ihn? Sie sind ja wohl mit den Husaren recht befreundet?“

„Nur mit Ellerbach bin ich genauer bekannt.“

„Herr von Ellerbach gehört zu dem engeren Kreise von Velenburgs, wie ich höre. Daß Velenburgs sich uns endlich angeschlossen haben, ist recht erfreulich; aber es fällt auf, daß sie nicht Alle gleich behandeln.“

„Thun sie das nicht?“

„Ich höre, Herr von Trzemonski-Sabrzy gehört auch zu Velenburgs näherem Umgange. Sie werden es wohl wissen, Herr Lieutenant.“

„Nein, das weiß ich nicht.“

Digitized by Google

In diesem Augenblick fuhr ihre Tochter an uns vorbei, aber nicht Loeringen führte den Schlitten, sondern Herhudt.

„Clara!“ rief die Oberstin. Ich schob meinen Schlitten mit großen, schnellen Schritten weiter.

„Kehren Sie um, Herr Lieutenant!“ sagte sie. „Wir müssen nach Haus.“

Ich befolgte den Befehl. „Wohin soll ich fahren?“

„Zu meiner Tochter. Ich kann sie nicht mehr sehen.

„Wir wollen sie suchen.“

Während ich nun beabsichtigte, Herhudt so lange wie möglich zu vermeiden, sahen wir viele Schlittschuhläufer stillstehen und mit einander sprechen.

„Was ist denn?“ fragte ich Birlach, der dazwischen stand.

„Es brennt in Cassel.“

„Wo?“

„Ich weiß nicht. Wir müssen gehen.“

Die Nachricht verbreitete sich schnell. Die Eisbahn wurde leer. Wir landeten. Fräulein von Molinska kam uns schon entgegen. Wir suchten die nach Hause verlangenden Damen zu beruhigen. Andere Herren traten heran. Herhudt, Birlach und ich empfahlen uns und schritten eilig der Stadt zu.

„Bei uns ist das Feuer nicht,“ sagte Birlach, als wir eine lange Strecke gegangen waren.

„Wer sagte Ihnen das?“

„Ei, sehen Sie es doch an der Fahne auf dem Kirchthurm.“

„Ja so! Das habe ich noch nicht gewußt.“

Jenseits des Friedrichsplatzes begegnete uns ein Bürger, der ein blankes Schild unter dem Kinn auf der Brust trug. Da Birlach ihn kannte und fragte, so erfuhren wir, daß das Haus des Prinzen Nicolaus in Flammen stand.

„Die Zeiten sind schlecht, das wird wohl nieder brennen,“ meinte Birlach, und der Bürger nickte bestätigend. Wir gingen weiter.

„Was bedeutet das Schild an seinem Halse?“ fragte Herhudt.

„Der Mann gehört zu den Spritzen.“

„Da sollte er laufen.“

„Unsere Feuerwehr ist gut.“

„Weshalb soll die Zeit schlecht sein? Es ist ja heller Tag,“ sagte ich.

„Nicht die Zeit. Die Zeiten,“ entgegnete Birlach.

Digitized by Google

„Ein uns Fremden unverständlicher terminus Chattorum", sprach Herhudt.

„Die Zaiten, die Wasserröhren."

„Wenn die Feuerwehr gut wäre, müßten es auch die Zaiten sein," erwiderte ich.

„Na, Sie sollten unsere Zeiten gekannt haben, die kurfürstlichen! Da war Nichts zu machen und jetzt geht nicht Alles auf einmal," entschuldigte Birlach.

Wir gingen nach der Caserne.

Das Haus des Prinzen Nicolaus lag in einem großen Garten von anderen Gebäuden entfernt. Die Luft war ruhig, die Verbreitung des Feuers nicht zu befürchten. Dann und wann kamen Nachrichten. Jemand erzählte, ein überheizter Ofen habe den Brand erzeugt, der länger unbemerkt blieb, weil der Prinz nicht zu Hause war.

Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, kam Frau von Wahlhausen bleich und in großer Aufregung die Treppe herunter, die Domestiken gingen verstört und eilig mit Wasserbehältern und Tüchern. „Mein Sohn ist bei dem Brande verletzt," sagte Frau von Wahlhausen. „Ich erwarte den Doctor."

„Doctor Birlach?" fragte ich. „Vielleicht ist er nicht gleich zu finden. Ist Ihr Sohn schwer verletzt? Soll ich einen anderen Arzt suchen?"

„Nein. Nur den Doctor Birlach," antwortete sie und eilte nach der Küche.

Der Doctor Birlach blieb lange bei Wahlhausens. Als er weg ging, trat ich ihm auf dem Hausflur entgegen und fragte nach den Verletzungen meines Hauswirths. „Ein paar kleine Brandwunden und Hautabschürfungen, es hat Nichts zu sagen, doch muß er einige Tage zu Hause bleiben," war seine Antwort. „Gehen Sie auch nicht hinauf," setzte er hinzu.

Am Abend hörte ich, daß zwischen dem Prinzen Nicolaus und Herrn von Wahlhausen ein wilder Auftritt stattgefunden hatte. Ersterer war noch nicht zurückgekehrt, als Letzterer, von drei Männern gefolgt, in das brennende Haus stürzte und mit den Worten: „Wir wollen die Papiere retten" in das schon von den Flammen ergriffene, von Rauch erfüllte Schlafzimmer des Prinzen drang. Hier stand ein mit Metall beschlagener, unerbrechbarer Kasten. Die Männer wollten ihn wegtragen, konnten ihn aber nicht bewegen, denn er war inwendig an den Fußboden festgeschraubt. Deshalb begannen sie, diesen mit Aexten zu zerschlagen. Da kam, in

Digitized by Google

einen weiten, mit Wasser begossenen Mantel gehüllt, der Prinz. Andere Männer folgten ihm, sie machten sich Platz, der Prinz schloß den Kasten auf und barg den Inhalt unter seinem Mantel.

„Gieb mir die Papiere!“ schrie Wahlhausen, indem er auf den Prinzen zusprang und ihn angriff.

„Wehrt ihn ab!“ befahl dieser seinen Begleitern. „Er ist von Sinnen.“

Die Männer, welche mit Wahlhausen gekommen waren, wollten Letzterem helfen, aber der Prinz kam mit Hülfe stärkeren Beistandes hinaus. Dann war er nach einem Hôtel gefahren, wo er nun wohnte.

Der Anweisung des Doctors Birlach entsprechend, fragte ich nicht, ob ich Herrn von Wahlhausen besuchen dürfe, sondern ließ mich nur nach seinem Befinden erkundigen. Seine näheren Bekannten wurden ebenfalls nicht zu ihm gelassen. Um so mehr wunderte es mich, daß außer dem Heilgehülfen, welchen der Arzt schickte, ein Mann, den ich sonst im Hause nicht gesehen hatte, jetzt oft zu Wahlhausens hinauf ging.

Von dem Prinzen hörte man, daß er seine Zimmer in dem Hôtel am Tage nicht verlasse und nur in der Nacht spazieren gehe.

Eine halbe Woche war seit dem Brande verflossen, als Frau von Wahlhausen mir am Morgen früh sagen ließ, daß ihr Sohn verreist sei. Ich ging hinauf, sie empfing mich mit der Wiederholung derselben Mittheilung und erklärte die plötzliche Abreise durch eine unerwartete Nachricht, welche eine Zögerung nicht gestattet und ihren Sohn verpflichtet habe, auf sein eigenes Befinden keine Rücksicht zu nehmen. Ueberdies wäre er ganz hergestellt. Sie sah ruhig, sogar ungewöhnlich zufrieden aus.

Man hatte von dem sonderbaren Vorfall nicht viel gesprochen. Der Prinz Nicolaus und Wahlhausens lebten so zurückgezogen, daß man sie beinahe vergaß. Diejenigen, welche erst seit der Annexion nach Cassel gekommen waren, kannten sie kaum von Ansehen. Wo ihre Namen jetzt wieder genannt wurden, erzählte man sich wohl von Neuem, daß der Prinz und Herr von Wahlhausen unglückliche Nebenbuhler wären, daß Fräulein von Norgart einen Heirathsantrag des Letzteren abgelehnt hätte, dagegen den des Prinzen vielleicht aus Mitleiden annehmen würde, wenn seine Eltern in diese Ehe willigten, was sie jedoch entschieden verweigerten.

Nun machte er selbst der Sache unerwartet und rasch ein Ende.

In dem Fährhause an der Fulda erkrankte in der Nacht ein Kind. Der Fährmann ruderte über den Fluß, um einen Arzt aus der Stadt zu holen. Als er in dessen Begleitung denselben Weg zurückging und den Fußpfad erreicht hatte, wo ich in jener Sommernacht den zwei Männern

Digitized by Google

und dann Herrn von Wahlhausen begegnete, sahen sie hinter dem Gebüsch einen Lichtschein. Hier fällt die Höhe, auf welcher die Kattenburg gebaut werden sollte, nach der Aue steil ab. Das Licht mußte in der Erde unter diesem unvollendeten Schloßbau sein. Die merkwürdige Erscheinung konnten sie nicht unbeachtet lassen. Sie traten in das Gebüsch und stiegen auf und ab, bis sie sich vor einer, hinter Sträuchern und Erdhaufen versteckten, offenen Thür befanden, durch welche sie dem heller werdenden Scheine folgten. Da erlosch das Licht, sie fühlten sich von starken Armen festgehalten, hörten ein paar Leute fortgehen, nun stieß man sie zurück und ließ sie los. In der Dunkelheit tappten sie nach der Thür, die offen geblieben war. Draußen hörten sie Tritte weglaufender Menschen. Sie setzten ihren Weg nach dem Fährhause fort, und am Morgen zeigte der Arzt die Entdeckung an.

Die Behörde wußte nicht, daß man von jener Seite in die Keller der Kattenburg gelangen konnte. Man begab sich an Ort und Stelle und kam durch die entdeckte Pforte in eine Halle mit nur einer Seitenthür, welche in zwei kleinere, vor Zeiten anscheinend als Wohnung benutzte Räume führte; man sah noch Spuren von Malerei an den Wänden. In einem dieser Zimmer lagen Mauersteine und Schutt, darüber war ein Loch in die Wand geschlagen und hierdurch eine Nische geöffnet. Die frische Bruchfläche der Steine ließ erkennen, daß dies erst kürzlich geschehen war. Eine Verbindung mit den übrigen, ausgedehnten Kellerräumen der Kattenburg war hier nicht vorhanden.

Man forschte weiter nach und ersah aus alten Akten, daß der Erbauer der Kattenburg eine Verbindung mit dem, an jener Stelle entsprechend umzugestaltenden Aue-Park beabsichtigt hatte; durch die untere Halle sollte man in das Freie gelangen. Alte Bedienstete sagten aus, daß der Kurfürst noch als Kurprinz die jetzt gefundenen Zimmer vor vielen Jahren räumen ließ, in jener Zeit, als er nach längerer Abwesenheit mit seiner Gemahlin kam und die Regentschaft führte.

Der Prinz Nicolaus war, sobald er Kunde von der nächtlichen Begebenheit erhalten hatte, in größter Angst mit einigen Dienern nach der Aue geeilt, hatte, blaß und aufgeregt, die Zimmer unter der Kattenburg betreten und darin Alles durchsucht. Nach dem Hôtel zurückgekehrt, war er verzweiflungsvoll auf und ab gegangen, hatte seine Abreise angeordnet, einen Brief an Frau von Norgart abgeschickt und die Stadt verlassen.

Man suchte diese Vorgänge, deren Zusammenhang nicht zu bezweifeln war, in die richtige Verbindung zu bringen und gelangte zu dem Schlusse,

Digitized by Google

daß der Prinz Nicolaus sich in den Besitz der Wilhelmshöher Familienpapiere zu setzen gewußt hatte und hierdurch die Einwilligung seiner Eltern zu der leidenschaftlich begehrten Verbindung mit Olly von Norgart erzwingen wollte; und daß Wahlhausen ihm die Papiere wegnahm. Die Feuersbrunst im Hause des Prinzen bot die erste Gelegenheit. Als dieser Versuch gemacht war, hütete der Prinz den wichtigen Gegenstand, den er Niemandem anvertrauen konnte, persönlich, bis er ihn in den Versteck der Kattenburg brachte, welchen er für den einzigen sicheren Ort hielt. Wahlhausen kannte jedoch diese Räume, vermuthlich durch seine Mutter. Mit Hülfe der Männer, von denen er den Prinzen beobachten ließ, bemächtigte er sich der Papiere. In der Nacht, als der Arzt und der Fährmann die Entdeckung machten, ist er auf der Eisenbahn südwärts abgereist. Der Prinz, seiner Hoffnung beraubt, verließ die Stadt, an welche ihn jetzt Nichts mehr fesselte.

Man bedauerte ihn. Eine schlechte Erziehung hatte sein Gemüth nicht ganz verdorben, und der Kampf, in welchem er jetzt besiegt war, erregte das Mitleid.

Auch Wahlhausen wurde beklagt. Der Auftrag, den von sich zu weisen er nicht die Kraft besaß, hatte das Gewissen des anständig denkenden Mannes beunruhigt, seinen gequälten Geist fast zerüttet. Durch seine Geburt in eine unglückliche Lage versetzt, hatte er, von herbem Kummer geläutert, in einem rechtschaffenen Wandel getrachtet, eigene und fremde Schuld zu sühnen, bis er sich zu einer Handlung verleiten ließ, die ihm bei ruhiger Besinnung verwerflich erscheinen mußte.

Daß er in Betracht der politischen Ereignisse auf der Seite des Kurfürsten stand, leugnete er nicht; daß er Etwas gegen die neue Staatsordnung unternehme, war nie behauptet worden. Doch glaube ich, daß er hierin nicht ganz frei zu sprechen ist; denn ich mußte jetzt annehmen, daß er meinem Vetter Jobst in den versteckten Räumen der Kattenburg jene, in seinem Solde stehenden Männer zugeführt habe, die bereit waren, gegen welfisches Geld am Vaterlande zu sündigen.

Die Behörde verfolgte die in der Kattenburg gemachte Entdeckung nicht weiter, wenigstens erfuhr das Publicum nichts davon. Es war kein Kläger vorhanden, es lag kein Antrag auf eine Untersuchung vor. Man war deshalb nicht genöthigt, sich in die Privatgeheimnisse entwichener Personen zu mischen. Die versteckte Kellerpforte wurde zugemauert und damit die Sache abgethan.

Digitized by Google

Der Oberpräsident, welcher eifrig bestrebt war, Cassel zu verschönern, sprach davon, daß man die Mauertrümmer der Kattenburg, die einen großen Platz mit hübscher Aussicht verunzierten, ganz beseitigen müsse.

Der Doktor Birlach kam öfter zu der alten Denka, die seit der Abreise ihres Enkels in größerer Aufregung war. Frau von Wahlhausen hatte sie dadurch zu beruhigen gedacht, daß sie erklärte, er hole Napoleon. „Das war ein Fehler," sagte der Doctor. „Hätte die Frau mich doch erst gefragt!" Nun erwartete die Greisin den König Jerome jeden Tag.

Norgarts zogen sich eine Weile aus der größeren Gesellschaft zurück, sahen aber die näheren Bekannten gern in ihrem Hause und ich bemerkte, daß Fräulein Ollys schönes Gesicht seit der Abreise des Prinzen Nicolaus noch lieblicher geworden war.

Während dieser Vorfälle lenkte eine andere Neuigkeit das größere Interesse auf sich. Eines Morgens trugen Diener Briefe umher, welche die Anzeige von der Verlobung des Lieutenants von Ellerbach mit Fräulein von Velenburg enthielten. Dieser passende und Glück verheißende Bund wurde von Allen, mit wenigen Ausnahmen, freudig begrüßt. Man legte ihm eine politische Bedeutung bei und urtheilte in dieser Hinsicht je nach dem eigenen Standpunkte. Die hessischen Particularisten, welche jeden Umgang mit den Preußen vermieden, waren unbefangen genug, die Verlobung begreiflich zu finden und Velenburgs deshalb nicht zu zürnen. Bei den Welfen würde dies anders gewesen sein. Auf die Anzeige, welche Herr von Velenburg in ehrerbietigster Form dem Kurfürsten machte, hat er keine Antwort erhalten.

Der Major von Trzemonski war auf die niederschlagendste Weise überrascht. Er bewährte sich jedoch als Mann, ging noch stolzer, war in den Gesellschaften noch gesprächiger und gegen die Damen so liebenswürdig, daß Frau von Molinska wieder Hoffnung schöpfte und von dem Plan, welchen sie in der letzten Zeit verkündet hatte: ihre Tochter zur Erlernung des Haushalts auf das Land zu schicken, nicht mehr sprach.

Nun kamen Ellerbachs Eltern mit seiner Schwester Auguste zu längerem Besuch nach Cassel. Der Vater, ein breitschultriger Herr mit einem Schnurrbart, Rittmeister der Landwehr-Cavallerie, Johanniter-Rechtsritter und Mitglied des Herrenhauses. Die Mutter eine kräftige Dame, etwas ländlich ungezwungen und wie ihr Mann voll Selbstgefühl, aber höflich und gutmüthig. Die Tochter ein hübsches, gesundes und lustiges Mädchen von neunzehn Jahren. Die Eltern des Brautpaares gewannen sogleich ein angenehmes Verhältniß zu einander. In den Standesansichten stimmten

Digitized by Google

sie überein und die noch bestehende politische Meinungsverschiedenheit wurde nicht berührt. Bei den Festen, welche zur Feier der Verlobung und zur Ehre der fremden Gäste von Velenburgs und ihren Freunden veranstaltet wurden, gefielen der Lieutenant von Norgart und Fräulein von Ellerbach einander und dieses Verhältniß konnte sich weiter entwickeln, weil die junge Dame bei Velenburgs blieb, als ihre Eltern Cassel verließen.

Die Zerstreuungen einer lebhaften Geselligkeit leiteten zu meiner Befriedigung die Aufmerksamkeit von Ereignissen ab, über welche zu sprechen mir peinlich war. Ich meine welfische Umtriebe betrübendster Art. Die aus Holland und dann auch aus der Schweiz verwiesene Welfenlegion war Anfangs Februar in Frankreich zuvorkommend aufgenommen worden. Hunderte übel berathener, verleiteter Männer aus meiner Heimath hatten, mit österreichischen Pässen versehen, die französische Grenze überschritten und wollten an der Seite unseres Erbfeindes gegen Deutschland kämpfen. Auch mein Vetter Jobst war in Frankreich. Und am 18. Februar, dem Tage der silbernen Hochzeit des entthronten hannoverschen Königspaares, sprach Georg V. in Hietzing vor einer großen Schaar zu dieser Feier dahin gekommener Hannoveraner seine Ueberzeugung aus, daß die Herstellung des unabhängigen Welfenstaates unfehlbar erfolgen werde.

Der depossedirte Kurfürst ließ sich in ähnlicher Weise vernehmen, indem er aus Prag einen Aufruf an die Kurhessen richtete, worin er mit gleicher Zuversicht seine baldige Wiederkehr als souveräner Landesherr verkündete.

Während diese Agitationen bei den Welfen neue Hoffnungen erweckten, blieben sie in Cassel beinah unbeachtet.

Daß in Wien solche Umtriebe geduldet oder, wie die Pässe der Welfenlegionäre zu beweisen schienen, sogar unterstützt wurden, zeigte, daß auf den Frieden, welchen Oesterreich mit Preußen geschlossen hatte, noch nicht sicher zu bauen war.

Von den Franzosen erwarteten wir nichts Anderes mehr, als eine von verletzter Eitelkeit gestachelte Feindschaft. Die Pariser Presse, die Reden, welche im gesetzgebenden Körper bei Berathung des neuen Militärgesetzes gehalten wurden, die Vergrößerungen und Rüstungen der französischen Armee bezeugten öffentlich, daß sie diese Gesinnung hegten.

Das Uebelwollen der Ultramontanen und Particularisten in den süddeutschen Staaten, welches sich neuerdings bei den Wahlen zum Zollparlament laut machte, trug dazu bei, aller Orten die Feinde Deutschlands zu ermuthigen.

Digitized by Google

Wer aber bei uns diese Vorgänge nicht mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, den ließen sie unberührt. Waren auch noch harte Kämpfe um das deutsche Einigungswerk zu erwarten, das Vertrauen in die Zukunft stand fest.

11.

Warme Mittagstunden im März hatten Frau von Wahlhausen verlockt, mit ihrer Mutter auszufahren. Ich sah sie zurückkommen. Die alte Denka gesticulirte, noch im Wagen sitzend, mit Kopf und Armen. Ihre Tochter war im höchsten Maße geängstigt, sie bedurfte der Hülfe. Ich verließ meine Stube und trat auf den Flur, als sie in das Haus kamen. Die Greisin rief: „Das war er nicht!“ Sie drehte sich um, als wolle sie wieder hinaus, wandte sich abermals, kam auf mich zu, zitternd, mit weit geöffneten Augen, faßte mich an und wiederholte: „Das war er nicht!“ Dann sank sie zusammen, die Tochter hielt sie. Ich holte einen Stuhl, auf den wir sie niederließen. Die Domestiken trugen sie in ihre Wohnung. Ich lief zum Doctor Birlach, der gleich mit mir ging.

„Sie wird dem Prinzen Napoleon begegnet sein,“ sagte er. „Es ist ein Zufall, eine Schickung! Vor einer Stunde hörte ich, daß er hier ist, und eilte, Frau von Wahlhausen zu warnen. Da waren sie schon weggefahren.“

Der Doctor ging zu ihnen hinauf. Bald kam er zurück und in mein Zimmer. „Die Kranke ist erlöst, Gottlob! Sanft eingeschlafen. — Sie pflegte zu sagen: Wenn Napoleon kommt, wird Alles gut. So ist es eingetroffen.“

Er setzte sich und erzählte: „Der Prinz Napoleon verweilt auf einer Reise nach Berlin hier und besichtigt die Orte, wo sein Vater Jerome gelebt hat. Frau von Wahlhausen führte im Schönfelder Park ihre Mutter spazieren. Da begegnen ihnen drei Herren, die Greisin stürzt auf den einen zu und ruft: „Napoleon, Napoleon!“ Er streckt abwehrend die Hände vor. Sie steht starr, tief gekränkt da. Seine Begleiter treten dazwischen und blicken erstaunt auf Frau von Wahlhausen. Gewiß erkannten auch sie eine Aehnlichkeit.“

„So standen die Halbgeschwister einander gegenüber!“ sagte ich, von der Scene ergriffen.

„Die Fremden entfernten sich, ohne ein Wort zu sprechen.“

Auch den Doctor hatte dieser Ausgang bewegt. Er wiederholte, nach der Thür schreitend: „Sie ist erlöst.“

Digitized by Google

Die trauernde Tochter vermißte die kranke Mutter und hätte sie gern noch länger gepflegt.

Nur der Geistliche, zwei Freunde des Enkels und ich begleiteten die Leiche der alten Denka nach dem Kirchhofe.

Einige Wochen später verließ Frau von Wahlhausen Cassel. Sie war ruhiger geworden und äußerte in rührender Weise ihre Freude, mit dem Sohne wieder vereinigt zu werden. „Wir Beiden leben fortan zusammen in einem ganz kleinen, ganz fremden Orte," sagte sie mir zuletzt. Ein Freund übernahm die Verwaltung des Hauses.

Der Prinz Napoleon blieb in Berlin länger als eine Woche und besuchte noch mehrere deutsche Höfe. Ueberall fiel die große Aehnlichkeit seines Kopfes mit Napoleon I. auf. Was diese Reise bezweckte, wurde nicht bekannt.

Meine Erzählung verlangt, daß ich zu den Begebenheiten in der Casseler Gesellschaft zurückkehre.

Der Major von Trzemonski hatte seine Lage durchdacht und verfolgte den Operationsplan, eine reiche, vornehme Kurhessin zu erobern, weiter. Er näherte sich Fräulein von Norgart, die jetzt frei war, und schreckte vor der kühlen Ruhe, mit welcher er empfangen wurde, nicht zurück. Bei den am 22. März, dem Geburtstage des Königs, erfolgenden Beförderungen in der Armee avancirte er seiner Anciennetät gemäß zum Oberstlieutenant. Nun schritt er noch stolzer und Allen sichtbar auf sein Ziel los, so daß auch Frau von Molinska sich über sein Manöver nicht länger täuschen konnte. Da sie andererseits ihre Clara von dem beharrlichen Herhudt trennen wollte, so brachte sie dieselbe in den ersten Tagen des April wirklich zu ihrem Verwandten, dem Pächter einer großen Domäne.

Um dieselbe Zeit kam Frau von Ellerbach wieder nach Cassel, um ihre Tochter nach zweimonatlichem Besuche bei Belenburgs abzuholen. Da hielt Norgart den Zeitpunkt für gekommen, um Fräulein von Ellerbach anzuhalten. Es mochten über diese Möglichkeit schon Correspondenzen zwischen den Familien stattgefunden haben, denn die Einwilligung ließ nicht auf sich warten. Die Verlobung wurde declarirt, Norgart nahm Urlaub und reiste, von seiner Mutter und Schwester begleitet, mit Frau und Fräulein von Ellerbach ab.

Trotzdem die neue Werbung des Oberstlieutenants von Trzemonski bislang ohne irgend einen Erfolg geblieben war, hielt er es doch für ein Mißgeschick, daß Fräulein von Norgart jetzt verreiste. Er sollte noch

Digitized by Google

Schlimmeres erleben. Bald nachher wurde Ellerbach von den Cassseler Husaren in die Garde-Cavallerie versetzt. Herr und Frau von Velenburg waren hiermit anfänglich nicht zufrieden. Sie hatten sich nach langem Sträuben den Preußen in Cassel genähert, scheuten sich aber vor den Verpflichtungen, welche in Berlin ihrer warteten. Sie hatten das Gefühl, als greife man nach ihrer ganzen Hand, während sie nur den kleinen Finger reichen wollten. Ihre Tochter freute sich, nicht allein weil Ellerbach sich freute, sondern auch auf Berlin und die Garde, und sie zog nach und nach die Eltern zu ihrer Ansicht herüber.

Ob Ellerbachs Vater zu dieser Versetzung etwas gethan, ob die Verlobung des eleganten Offiziers mit einem Fräulein von Velenburg dazu beigetragen, das weiß ich nicht. Der Oberstlieutenant von Trzemonski nahm gewiß das Letztere an. Der Gedanke, daß wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre, er zum Bräutigam und Gardeofficier auserwählt sein müßte, peinigte ihn und wurde der Tropfen, welcher das Maß überfließen macht. Er beherrschte seine Verstimmung nicht mehr, war im Dienst fast unerträglich und quälte uns um so ärger, als die Inspicirung wieder bevorstand.

Von Haus hörte ich nichts Erfreuliches. Guido und Friedrich waren abgereist, ohne daß sich in des Ersteren Verhältniß zu Adele äußerlich das Geringste geändert hatte. Nun war aber in Wien die Partei, der Guido angehörte und welche die Ehe dem Einflusse der Geistlichkeit entziehen wollte, aus dem harten Streit siegreich hervorgegangen und Guido konnte — so dachte ich — das Hinderniß seiner Verbindung mit Adele jetzt aus dem Wege räumen.

Mein Vater war leidend, nicht bedenklich krank, auch nicht an das Zimmer gefesselt, aber von Schmerzen geplagt und matt. Mutter ängstigte sich.

Alfred hatte zu den langen Briefen, auf welche wir hofften, keine Zeit gefunden, nur flüchtige Worte nebst vielen Bildern aus Zanzibar geschickt und mir auf meine Frage geantwortet: „Das Medaillon ist ohne meine Absicht auf Clotildens Sarge liegen geblieben. Ich vermißte es gleich und wußte, es konnte nur da sein. Laßt es an der Stelle, bis ich wieder komme.“ Nun fehlten seit längerer Zeit Nachrichten von ihm. Der Baron hatte kürzlich die Chefs des Handlungshauses in Hamburg besucht, sie waren von der rastlosen Thätigkeit unseres Freundes außerordentlich befriedigt, hatten aber bei der letzten Sendung von Alfred selbst keine Zeile erhalten.

Digitized by Google

Dies Alles versetzte mich in eine trübe Stimmung. Da indeß Norgarts wiedergekommen waren, die Inspicirung gut verlief und des Oberstlieutenants Laune sich hob, so hoffte ich auf bessere Tage.

Der Monat Mai brachte unserem Bataillone mehrere Veränderungen. Mein Hauptmann Wulkow wurde Major bei einem Regiment in Danzig. Dies freute nicht allein ihn und seine Frau, sondern uns Alle; denn er hatte die allgemeine Zuneigung gewonnen.

Seine Compagnie erhielt nicht Norgart, wie wir erwartet hatten, sondern ein Altpreuße, der augenblicklich in Fulda stand. Birlach hatte von ihm gehört und vertraute mir an: „Die Kameraden in Fuld sagen, er sei ein grober Mensch.“ Und Norgart wurde als ältester Premier-Lieutenant in ein Regiment versetzt, welches in Köln garnisonirte. Dies war ein großer Strich durch seine Rechnung. Wäre er nicht glücklicher Bräutigam gewesen, so hätte er, wie ich glaube, seinen Abschied genommen. Seine Mutter und Schwester waren betrübt, daß sie sich von ihm trennen sollten, sahen jedoch die Sache verständig an. Herhudt, Birlach und ich stellten ihm seine Versetzung im richtigen Lichte dar; sie war in der That zweckmäßig. Er mußte endlich einmal aus seinen Verhältnissen heraus, und es hatte Etwas für sich, daß er in der fremden Garnison nicht gleich in die verantwortliche Stellung des Compagnie-Chefs kam. Auch daß man ihn nach dem begehrten Köln schickte, konnte er als ein Zeichen von Wohlwollen auffassen. Ebenso äußerte sich der Vater seiner Braut in einem bald einlaufenden Briefe. Norgart fand sich nach und nach in die Lage und verließ Cassel mit besserem Muthe. Ich bedauerte, daß er in dem leinen Kreise fehlte, welchem ich mich enger angeschlossen hatte und aus dem erst vor Kurzem Ellerbach geschieden war.

Mein neuer Hauptmann kam. Er war mir unangenehm; sein, die Grenze guter Sitte streifendes Benehmen verletzte mich täglich.

Zu dieser Unzufriedenheit, die ich kaum von mir abzuwehren vermochte, gesellten sich schlechte Nachrichten von Haus. Meine Eltern rüsteten sich zur schleunigen Abreise nach Karlsbad, wo mein Vater eine ernste Kur gebrauchen sollte. Ihr Plan, wieder nach Wilhelmshöhe zu kommen, wurde hierdurch, wenn nicht ganz gestört, wenigstens aufgeschoben. Und das Hamburger Handlungshaus hatte die Mittheilung erhalten und nach dem Gute gelangen lassen, daß Alfred krank darniederliege.

Meine Mutter, die sehr eilig schrieb, ließ sich in ihrer Aufregung zu folgenden Worten hinreißen: „Wir Alle sind sehr betrübt und in großer Angst um Alfred. Adele zwingt sich, keine andere Stimmung zu zeigen,

Digitized by Google

als die unsrige. O, dieses heftige Herz! Sie will sich einbilden, die Verbindung mit Guido würde ihr leicht. Dieser Brief hat einen traurigen Inhalt, mein armer Ernst, aber ich muß Dir doch Alles schreiben."

Adele, Adele! Daß ich sie noch immer liebte, fühlte ich in dieser Stunde, da ich sie so innig bedauerte und selbst so tief traurig war. Welchen Kampf kämpfte sie in sich, allein! —

Meine Mutter sah nicht nur in Adelens, sie sah auch in mein Herz. Wie mochte sie um meinetwillen leiden!

Kummervoll erlebte ich bald darauf den Tag, an dem ich dreißig Jahre alt wurde. Er brachte mir die liebevollsten Grüße von meinen Eltern und den Freunden auf dem Gute, aber keine bessere Kunde von Alfred. Als es Abend wurde, ging ich in die Aue. Ich fühlte mich sehr allein und suchte dennoch die Einsamkeit. Der leidende Vater, die unglückliche Adele und auf der andern Erdhälfte der kranke Freund wollten mir nicht aus dem Sinn. Ich wurde immer mißmuthiger. Die Liebe und Freundschaft, welche ich früher genossen hatte, konnte ich unter anderen Menschen nicht wieder finden. Schwerer als jemals entbehrte ich sie heute, und die alte Kameradschaft und alles Schöne, was dahin war. Ich hatte mich über Norgart und Birlach lustig gemacht, weil der preußische Dienst ihnen nicht gefiel; augenblicklich dachte ich fast wie sie und glaubte, daß nur der Reiz des Neuen mir das Unangenehme erleichtert habe. Den schönen Abend, das frische Laub, die jungen Blüthen, Eindrücke, für die ich sonst empfänglich war, genoß ich nicht. Trübselig schritt ich immer weiter.

Da sah ich bei einer Biegung des Weges einen Herrn und eine Dame, welche mir entgegen kamen und deren Erscheinung mich angenehm überraschte. Er mochte sechzig, sie fünfzig Jahre alt sein, aber beide bewegten sich so jugendlich anmuthig, wie man es selten sieht. Ihre Gestalten, die hohe des Mannes, wie die schlanke der Frau, waren vornehm und ihre Gesichtszüge hatten die edelste Schönheit bewahrt. Je näher sie kamen, um so mehr that ihr Anblick mir wohl und verscheuchte, als könnten ihre Seelen auf mich wirken, meine Qualen. Ich bedauerte schon, an den mir gänzlich Fremden vorbei gehen zu müssen, als der Herr mich mit freundlichem Ausdruck grüßte und mit einer wohlklingenden Stimme, welche ich schon gehört zu haben glaubte, anredete: „Sie können uns vielleicht sagen, wo wir nach der kleinen Insel kommen?"

Ich grüßte ihn und die Dame gewiß mit ebenso freundlichem Gesicht und antwortete: „Wenn nur der Schiffer noch da ist! Erlauben Sie es, so führe ich Sie nach der Stelle."

Digitized by Google

„Das nehmen wir dankbar an," sagte hierauf der Fremde, und während ich an seiner Seite weiter ging: „Ich glaube, wir sind Landsleute. Nach der Sprache sind Sie Hannoveraner."

Ich bestätigte dies und nannte meinen Namen. „Dachte ich es doch!" rief er jetzt, und die Dame sagte, gleichfalls mit einer mich anmuthenden Stimme: „Das ist allerliebst."

„Meine Frau," fuhr er mit einer erklärenden Bewegung gegen die Dame fort, „und ich kennen Aurelius', und diese sagten uns gestern in Hannover, wenn wir Ihnen begegneten, sollten wir Sie grüßen."

„Das ist für mich wahrhaftig ein schönes Zusammentreffen," erwiderte ich mit herzlicher Freude.

„Ich habe Aurelius im Norddeutschen Reichstage kennen gelernt. Ich heiße August Freimann und wohne in Berlin, bin aber in Nienburg geboren und habe meine hannoversche Heimath immer lieb behalten. Vor Zeiten war ich oft in Cassel."

Wir fanden den Schiffer, er brachte uns nach den „Sieben Hügeln", und wir setzten uns auf den stillen Platz, wo meine Eltern und ich im vorigen Jahre Wahlhausens trafen.

Hier begann Herr Freimann wieder: „Ueber Ihre Garnison können Sie sich nicht beklagen."

Als ich zustimmend von der schönen Natur sprach, neigte die Dame ihren Kopf mit den zurückgelegten Locken des vollen blonden Haars und sagte: „Lieblich! Und welche Stille so nahe bei der Stadt!"

„Jetzt freut man sich mehr darüber," äußerte Herr Freimann. „Früher lastete der Druck überall auf dem Lande." Wie von der Erinnerung getrieben, erhob er sich, richtete seine schöne Gestalt hoch auf, die feinen Gesichtszüge bekamen einen zufriedenen Ausdruck, und er fügte hinzu: „Heute sah ich den Menschen das Vertrauen, der Stadt die bessere Ordnung an."

„In der That," sagte ich, „mancher Uebelstand ist beseitigt, Anfangs zum Erstaunen, dann zur Freude der Casseler, die sich an das gute Neue rasch gewöhnten und von der vorigen Zeit nur selten reden."

„Mir war es," sprach sie hierauf, „als gucke der kleine Potentat und große Tyrann noch aus allen Ecken, aus den prunkenden Gebäuden, wie aus den armen Gassen."

„Und auf dem Friedrichsplatze fielen Dir Piepmeyers Zöpfe ein," unterbrach er sie lachend.

„Eine Mißwirthschaft folgte auf die andere, bis es zu Ende war,"

Digitized by Google

bemerkte ich. „Daß sich dieses Volk dabei so brav erhalten hat, zeigt, daß es von einem kräftigen Stamme ist, der immer wieder gesunde Zweige treibt."

„Da haben Sie vollkommen Recht," rief Herr Freimann, indem er sich wieder setzte, mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit. „Und es haben sich immer Männer gefunden, welche den Muth nicht verloren und das Volk in der Wüste aufrichteten."

Er nannte mehrere Namen seiner persönlichen Bekanntschaft, die sehr ausgedehnt zu sein schien, Er hatte dem Frankfurter Parlament angehört und erzählte von dem Jahre 1848: „Um diese Zeit vor zwanzig Jahren machten wir den Deutschen Reichsverweser und jubelten über die neue Zeit. Ich leugne es nicht, ich glaubte auch an sie; freilich nicht lange. Wie es in der Paulskirche hieß:

Was sagt der General Jochmus?
Daß Deutschland wieder in's Joch muß.

Da wurde ich wieder Preuße."

„Lebten sie schon lange in Preußen?"

„Kaum zehn Jahre. Aber man wird oder wurde schnell Preuße, und wenn wir nicht ganz Deutschland unter einen Hut bringen, werden Sie auch von Herzen preußisch; denn Eines will man sein, und das Beste ist es noch immer."

Er sah, daß seine Frau sich in ihr Tuch hüllte, und stand auf. „Es wird für Dich zu kühl, Sophie." Wir traten den Rückweg an.

„Daß die Hannoveraner bei Langensalza siegten, hat mich aber doch gefreut," sprach er weiter.

„Ein trauriger Sieg!" entgegnete ich.

„O Gott, o Gott, wie regten die Nachrichten uns auf!" sagte Frau Sophie.

Als ich von meinen neuen Bekannten Abschied nehmen wollte, lud Herr Freimann mich ein, sie in das Hôtel zu begleiten. „Feiern Sie den Tag mit uns, an dem wir, heute vor dreißig Jahren, uns verlobten."

In meiner Freude über dieses Zusammentreffen hätte ich beinahe verrathen, daß ich an demselben Tage das Licht der Welt erblickte. Und da Frau Sophie Freimann nun scherzend fragte: „Scheuen Sie sich vor langweiligen Brautleuten?" so ging ich gern mit. Wir traten in den Speisesaal, der ebenso leer war, wie an jenem Abend, den ich mit Wahlhausen hier verbrachte.

Der glänzende Verstand und die heitere Ungebundenheit des Herrn

Digitized by Google

August Freimann gaben dem Umgange mit ihm solchen Reiz, daß, wer einmal in seiner Gesellschaft gelebt hatte, ihn nicht vergaß. Und die Zahl seiner Bekannten war groß. Er hatte alle Länder Europa's bereist und bei seinem Verlangen nach guten Menschen deren viele gefunden; freilich nach vielen Enttäuschungen, denn seine ideale Auffassung sah früher die Tugenden als die Fehler. Wo er Schlechtes wahrnahm, steigerte seine natürliche Lebhaftigkeit sich zum heftigen Zorn; stand aber der Sünder erschrocken da, so konnte er nicht anders, als sich desselben annehmen. Er war so sehr ein Menschenfreund, daß er alle Völker lieb hatte, weil er die ihm zusagenden Eigenschaften des Individuums auf dessen Nation übertrug.

Sein gutes Glück hatte ihm in der hannoverschen Heimath die Frau finden lassen, die vielleicht von allen ihres Geschlechts am besten zu ihm paßte. Von derselben Liebe, welche er der ganzen Welt entgegen trug, erfüllt, beurtheilte sie die Menschen nicht weniger milde, aber erkannte sie früher als er und hemmte ihn unmerklich, wenn sein Herz ihn zu weit führen wollte. Mit ihrem anmuthigen, immer treffenden, niemals verletzenden Witz ergänzte sie seinen glücklichen Humor. Ihre Ehe war kinderlos geblieben; um so mehr hatten die Beiden sich in das vollkommenste Verständniß, in die unzertrennlichste Gemeinschaft hinein gelebt.

Wohl eine Stunde oder länger hatten wir unsere Mittheilungen ungestört ausgetauscht. Da wurde die Saalthür geöffnet und ein eleganter Herr von etwa dreißig Jahren in kurzem braunen Rock, einen Reisehut und leichten Stock in der Hand, trat ein. Als Herr Freimann ihn erblickte, stand er mit einem „Siehe da!“ auf, und ebenso schnell erkannte der Fremde ihn. Beide eilten auf einander zu, drückten sich die Hand und sprachen französisch zusammen, welches, wie ich hören konnte, Herr Freimann ebenso vollendet sprach wie der Andere, der anscheinend ein Franzose war. Doch nicht lange standen sie da, dann führte Herr Freimann den Angekommenen zu uns, stellte ihn als den Grafen von Eschingen vor und dieser redete, jetzt in fließendem Deutsch mit schwäbischem Dialekt, Frau Sophie an: „Ich hatte die Ehre, Ihren Herrn Gemahl in Paris kennen zu lernen und treffe ihn nun hier, während er versprach, mich in Süddeutschland zu besuchen.“

„Das wird noch geschehen,“ entgegnete Herr Freimann, und seine Frau sagte: „Ihr Gesicht kam mir bekannt vor, Herr Graf. Ich war damals in Baden-Baden, und da mein Mann von Ihnen geschrieben

Digitized by Google

hatte, so betrachtete ich Ihre Eltern, als diese dahin kamen, mit größerer Aufmerksamkeit."

Der Graf hatte Hut und Stock weggelegt und setzte sich neben Frau Sophie, welche fortfuhr: „Sie sehen Ihrer Frau Mutter ähnlich."

„Ich glaube auch," antwortete er, indem er die eng anschließenden Handschuhe von den feinen Händen zog. „Meine französischen Verwandten behaupten zwar, ich sehe deutsch aus."

Dies fand ich nicht. Die geschmeidige, kaum mittelgroße Figur, das braune, etwas gelockte Haar, welches ebenso sorgfältig wie der zierliche Schnurrbart gepflegt war, die dunkelen Augen, die leicht gebogene Nase gaben ihm mehr einen französischen, als deutschen Charakter.

„Wir lernten uns im vorigen Jahre auf eine komische Art kennen," nahm jetzt Herr Freimann das Wort. „Wir saßen in einem zahlreich besuchten Restaurant an demselben Tische und hielten uns für Franzosen, nach den paar Worten, die wir mit unseren Nachbaren wechselten. Diese politisirten unter sich lebhaft und laut, wobei sie betheuerten, daß sie sich Sadowa nicht gefallen lassen wollten, was um so unverschämter war, als sie annehmen mußten, daß während der Weltausstellung auch Deutsche zuhörten. Wirklich machten sich mehrere Gäste in derbem Deutsch über sie lustig. Nun nahmen wir Beiden gegenseitig wahr, daß wir Letzteres verstanden, und da redete ich den Grafen an."

Dieser sprach hierauf: „Meine Landsleute sind große Kinder. Was sie einmal erregt hat, das halten sie eine Zeit lang eigensinnig fest. Sie denken noch ebenso über Sadowa."

„Nicht möglich!" sagte Frau Sophie, die sich zurückgelehnt hatte und die Arme auf dem Schooß ruhen ließ.

„Waren Sie schon wieder da?" fragte ihr Mann.

„In Geschäften meiner Mutter. Ich komme direct von Paris, vor ein paar Stunden. In der Dämmerung habe ich die kurfürstliche Residenz besehen—." Er unterbrach sich selbst.

„Herr Lieutenant ist kein Kurhesse," rief Herr Freimann heiter aus und machte eine lebhafte Bewegung auf seinem Stuhle. Ich schüttelte lachend den Kopf.

„O, ich wollte nichts Schlimmes über Ihre Garnison sagen. Cassel wird ja sehr gerühmt. Ich sah freilich nur eine Melange von Dürftigkeit und verfallenem Prunk."

„Nicht wahr?" sprach Frau Sophie.

„Ich komme der Wilhelmshöhe wegen," erklärte der Graf.

Digitized by Google

„Die ist schön!“ sagte Frau Sophie. „Wir sind heute Vormittag da gewesen.“

„Fahren Sie morgen früh wieder mit,“ bat er.

„Das können wir nicht,“ antwortete ihr Mann. „Wir fahren mit dem ersten Zuge, ich habe morgen Nachmittag in Frankfurt zu thun.“

„Ach, das bedauere ich! Ich reiste gern mit Ihnen; aber ich muß hier Quartier machen. Mein Vater wünscht einige Monate auf der Wilhelmshöhe zu wohnen. Finde ich dort wohl ein passendes Logis?“ fragte er mich, und ich gab ihm die erwünschte Anleitung.

„Wir wollen auch einmal einen Sommeraufenthalt auf Wilhelmshöhe nehmen,“ sagte hierauf Herr Freimann. Seine Frau stimmte lebhaft zu.

„Lassen Sie uns hier zusammen sein!“ bat der Graf wieder. „Wir kommen im nächsten Monat.“

„In diesem Jahre ist es nicht möglich,“ erwiderte Herr Freimann. „Kommen Sie nach Berlin! Weshalb ließen Sie sich nicht in das Zollparlament wählen?“

„Ach!“ warf der Graf lachend hin.

„Warten Sie nur! Wenn erst ein deutscher Reichstag daraus geworden ist, kommen Sie doch!“

„N'en parlons pas! Ohne Blut geht es nicht. Freuen Sie sich, daß Sie einen norddeutschen haben.“

„Das thun wir auch, doch es genügt nicht. Sie wissen, ich liebe die Franzosen; aber wenn Sie als Feinde kommen, zerreiße ich sie.“

Frau Sophie wiegte den Kopf auf und nieder, und der Graf sagte fröhlich: „Ich kann mir gar nicht denken, daß Ihr Herr Gemahl jemals böse wird.“

„Oh doch!“ sprach sie niedlich vor sich hin.

Ich hielt es jetzt an der Zeit, mich zu entfernen, und nahm von Freimanns herzlich Abschied.

„Wir suchen uns auf, wo wir können,“ sagte er. „Das versteht sich von selbst, nicht wahr?“ meinte sie. Der Graf drückte den Wunsch aus, mich bald wiederzusehen.

So fand mein Geburtstag wider Erwarten einen erfreulichen und interessanten Abschluß. Ich betrat meine Wohnung in besserer Stimmung, als ich sie verlassen hatte. Doch wandten meine Gedanken sich bald wieder den Meinigen und am innigsten dem kranken, fernen Freunde zu.

Digitized by Google

12.

Der Mai ging zu Ende, als das Hamburger Haus uns ein Telegramm übersandte, wonach Alfred genesen war und eigenhändige Briefe von ihm erwartet wurden. Dies nahm eine Last von meinem Herzen. Die Nachrichten aus Karlsbad über meines Vaters Befinden lauteten ebenfalls gut. So konnte ich wieder froh sein.

Gewöhnlich enthielten die Briefe meiner Eltern Lobendes über Mathilde Hatfried, die auch in dem Kurort ihnen angenehm und nützlich war.

Eines Morgens schickten Velenburgs mir eine Einladung für den Abend; Birlachs kämen.

„Wir wollten Sie gern noch einmal sehen," so empfing Frau von Velenburg mich. „Wir reisen morgen nach Ellerbachs auf das Land, über Berlin."

„Letzteres freut mich für Ellerbach."

„Er fährt mit uns."

„Und hat mir wieder Grüße an Sie aufgetragen," sagte Fräulein Julia.

„Danke sehr! Er konnte also schon Urlaub bekommen?"

„Nur vierzehn Tage. Die große Frühjahrs-Parade ist gewesen. Er beschreibt sie sehr interessant. Der König hat vortrefflich ausgesehen."

„Es wird nicht lange dauern, und Sie sind Berlinerin," sagte der Doctor Birlach.

„Wir wollen die Einrichtung besorgen zum Herbst," erklärte jetzt Frau von Velenburg.

„Die Aussteuer lassen Excellenz doch in Cassel machen?" meinte die Doctorin.

„Julia wünscht, daß wir Alles in Berlin bestellen."

„Wir fuhren heute noch einmal nach Wilhelmshöhe," nahm Herr von Velenburg das Wort. „Es ist wieder viel Nachfrage nach Sommerwohnungen; immer mehr Fremde melden sich an. Schombardt, den ich fragte, hat bereits sämmtliche Zimmer vermiethet. Der Graf Eschingen allein hat sechs bestellt."

„Eschingen?" sagte der Doctor und besann sich. „Wer ist doch das?"

„Der Sohn von Franquin."

„Ach so!" sprach der Doctor.

Da Herr von Velenburg bemerkte, daß mehrere von uns noch nicht orientirt waren, erzählte er: „Mit dem König Jerome kam ein Monsieur Franquin in unser Land. Derselbe hatte bei den Verhandlungen über Jeromes Verheirathung mit der Prinzessin von Württemberg eine reiche

Digitized by Google

Süddeutsche kennen gelernt, die seine Frau wurde, als Jerome ihn zum Grafen Eschingen gemacht hatte. Später hat er in Paris gelebt. Sein Sohn ist in Cassel geboren, etwa 1810. Er wird so alt sein, wie ich."

„Und der kommt hierher?" fragte der Doctor.

„Er muß es sein. Schombardt sagte, ein junger Graf von Eschingen habe die Zimmer für seine Eltern ausgesucht, und andere Eschingens gibt es nicht."

Als ich nun erzählte, daß ich den jungen Grafen kennen gelernt hatte, verlangte man mehr von ihm zu hören. Ich beschrieb ihn und erwähnte, daß er damals aus Paris kam.

„Seine Mutter ist eine Französin," erklärte Herr von Velenburg. „Seine Eltern leben aber schon lange auf der Besitzung in Süddeutschland, welche früher der Familie seiner Großmutter gehörte und in den alleinigen Besitz des alten Grafen übergegangen ist. Dieser, ich meine den, der so alt ist wie ich, war ein Spielgenosse und Freund des Herzogs von Orléans und hielt sich ganz zu der Juli-Dynastie, trat in Folge dessen gegen Louis Napoleon auf und wurde von diesem verbannt. Er lebt also seit fast zwanzig Jahren in Deutschland. Der Sohn muß aber, wenn er, wie Sie eben sagen, ein Dreißiger ist, noch in Frankreich geboren sein."

„So äußerte er sich auch," bestätigte ich. —

In der ersten Woche des Junis erhielt ich den sehnlich erwarteten und mich beglückenden Brief von Alfred, der, zwar kurz, aber mit seiner früheren festen Hand geschrieben war. Er hatte ein schweres Fieber unter richtiger ärztlicher Behandlung und sorgfältiger Pflege überstanden und, wie aus seiner Darstellung hervorging, in der Fremde bereits Liebe und hohe Achtung gewonnen. Er behauptete, daß ich mich um ihn, da er jetzt acclimatisirt sei, nicht mehr zu ängstigen brauche.

Nun besuchte mich der junge Graf von Eschingen. Er war vor einigen Tagen mit seinen Eltern auf Wilhelmshöhe angekommen.

Sein Vater hatte, so lange der Kurfürst hier regierte, den Ort, wo er geboren war und an den sich wichtige Familien-Erinnerungen knüpften, nicht besuchen mögen und war im vorigen Jahre an dieser Reise durch eine Krankheit verhindert worden. Die beiden Grafen hatten dem Oberpräsidenten von Möller einen Besuch gemacht und sich die Erlaubniß zur Benutzung der Bibliothek und alter Aktenstücke, welche der Kurfürst verweigert haben würde, erwirkt. Ich entnahm aus den Mittheilungen des jungen Grafen, daß es sich um die Abfassung von Memoiren handelte,

Digitized by Google

wozu die merkwürdigen Erlebnisse der Familie aufforderten. Der Vater, dem ein krampfartiges Leiden der Hand das Schreiben erschwerte, dictirte dem Sohne.

Dieser war in Süddeutschland erzogen, hatte in Heidelberg studirt, eine Verwendung im Staatsdienst seiner deutschen Heimath aber nicht gesucht, weil er Franzose, dann auch, weil er seinen Eltern in der Verwaltung des deutschen Gutes und des zum Theil in Frankreich liegenden Vermögens unentbehrlich war. Sein Vater hatte die Bitte, den französischen Boden wieder betreten zu dürfen, an den Kaiser Napoleon nicht richten wollen; dem Sohne legte man dort nichts in den Weg. Dieser war viel in Frankreich gereist und die Liebe seiner Mutter zu ihrer belle patrie, der Glanz des Napoleonischen Kaiserreichs, Alles hatte zusammengewirkt, ihm, obgleich seine Denkungsart deutsch war, eine hohe Meinung von der beherrschenden Weltstellung seines Geburtslandes zu geben.

Als ich ihn aufsuchte, führte er mich zu seinen Eltern. Der Vater war über die Jahre gealtert, in französischer Weise höflich, nachgiebig und wenn er sprach, was nicht viel geschah, freundlich, geistreich. Die schmachtenden Züge der kleinen, korpulenten Mutter schienen das Gerücht zu bestätigen, daß sie bigot sei. Die Cassseler hatten sie schon einigemale über den Friedrichsplatz nach der katholischen Kirche fahren sehen und es übel vermerkt, daß sie nicht einmal für den schönsten Stadttheil Interesse zeigte. Und aus Schombardts Hôtel mußte man, daß in ihrem Schlafzimmer ein Crucifix und ein Betpult aufgestellt war. Indeß hatte unsere Unterhaltung, bei der ich, so gut es gehen wollte, französisch sprechen mußte, weil die Gräfin nicht deutsch sprach, einen ganz weltlichen Inhalt. Sie erkundigte sich in graziösester Weise nach der Casseler Gesellschaft, bedauerte, daß Velenburgs abwesend seien und Monsieur de Möller, cet homme savant et aimable, keine Frau habe. Sie suchte offenbar einigen Umgang, fragte nach verschiedenen Personen, von denen ich nur Norgarts näher kannte, über welche dann einige Fragen an mich gerichtet wurden. Als ich mich empfahl, bat sie mich, mit Emon, ihrem Sohne, bon camarade zu sein.

Der Oberpräsident gab in seiner zuvorkommenden Weise der Gräfin alsbald Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, durch ein kleines Diner, zu welchem er auch mich lud, weil er von meiner Bekanntschaft mit dem jungen Grafen gehört haben mochte. Ich fand in der Gesellschaft den Divisions-Commandeur mit Gemahlin, Frau und Fräulein von Norgart, Birlachs und Andere. Die Generalin und Frau von Norgart sprachen

Digitized by Google

tadelloses Französisch, den übrigen älteren Damen schien dies unbequem zu sein. Auch schlug Herr von Möller einen anderen Ton an, indem er die Conversation deutsch führte; nur wenn er mit der Gräfin allein sprach, redete er französisch, leitete die Unterhaltung aber gleich wieder ins Allgemeine. Die Gräfin nahm die kleine Lehre mit französischer Leichtigkeit hin, ihr Gesicht war lebenslustiger, sie fühlte sich wohl in dem für sie geladenen Kreise, verstand jedes Wort, und ihre causerie war amüsant. Nächst ihr war ihr Sohn am munterſten, er saß bei Olly von Norgart und sprach noch animirter als sonst.

Nach Tisch führte der Oberpräsident die Gesellschaft durch die meisten Zimmer seines, mit dem vollkommensten Geschmack neu eingerichteten Hauses. In jedem Raum paßte die Ausschmückung der Wände und Decke zu den Möbeln, Bildern, Sculpturen und anderen Kunstwerken, die mit feinem Verständniß ausgewählt und vertheilt waren. Selbst die an französischen Luxus gewöhnten Fremden bewunderten den edelen Stil dieser Einrichtung. Dann ließ Herr von Möller Mappen mit Kupferstichen herbeitragen, öffnete eine, welche Ansichten von Pariser Gebäuden enthielt, und führte die Gräfin dahin, die nun, freudig überrascht, mit größter Lebendigkeit die Erklärung gab. Während dessen stand der Graf Emon an einem anderen Tische bei Olly von Norgart; auch für sie war eine Mappe geöffnet, Fräulein Olly schlug ein Blatt nach dem anderen um, und er sprach, aber, wie mir schien, nicht über die Bilder.

An einem der folgenden Tage holte ich mit Herhudt, welcher durch mich mit dem Grafen Emon bekannt geworden war, diesen zu einem Spaziergang in den Habichtswald ab.

Herhudt hatte den Frohsinn, der sein ernstes Wesen so angenehm durchschimmerte, verloren, seit Fräulein von Molinska entfernt war. Er hatte gehofft, daß sein beharrliches Werben den Widerstand der Eltern überwinden werde. Nun fürchtete er, daß die Mutter dieses Verhältniß entscheidend brechen wolle, und war um so mehr unglücklich, als er der Liebe der jungen Dame und ihres eigenen Herzeleids gewiß war.

Der junge Graf dagegen fand, seit er Olly von Norgart kennen gelernt hatte, die Welt schöner und pries, als wir unter den Bäumen dahin wandelten, den deutschen Wald und die deutschen Mädchen.

„Diese beiden Gegenstände sind zweifellos besser, als die französischen," sagte Herhudt.

Jener lachte. „O, ich liebe meine deutsche Heimat sehr."

Digitized by Google

„Aber mit getheiltem Herzen," entgegnete ich. „Die größere Bewunderung hegen Sie für Frankreich."

Er erwiderte: „Ich bin nicht blind gegen die Mängel, wie gegen die Vorzüge meines Vaterlandes."

„Welches?" fragte ich.

Da wurde er nachdenklich und antwortete: „Sie haben Recht. Ja, welches? Es ist wohl kein Glück, zwei Vaterländer zu haben. Und wieder, wenn sie im Frieden mit einander leben, ist man reicher. Aber im vorigen Jahre und vor zwei Jahren, als der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich auszubrechen schien, da habe ich gezittert. Die Feinde, die in meinen deutschen Gau eingebrochen wären, hätte ich als Landsleute begrüßen müssen. — Doch nun ist alles gut."

„Glauben Sie?" fragte Herhudt.

„Ich hoffe. Preußen hat sich gemäßigt und wird sich ferner mäßigen, die französische Armee verstärkt sich immer mehr —"

„Und beneidet uns immer mehr um Sadowa," rief Herhudt.

„Preußens mäßige Forderung ist die Einigung ganz Deutschlands," sagte ich.

Der Graf zuckte die Achseln. „Die süddeutschen Staaten können sich ja nicht einmal unter einander einigen."

„Gerade deshalb," warf ich ein.

„Preußens weitere Uebergriffe über den Main würden den Frieden, das für Deutschland Errungene, Alles aufs Spiel setzen," meinte er hierauf, „den Protestantismus in die größte Gefahr bringen."

„Sie sind ja Katholik."

„Ja, aber kein Anhänger der römischen Curie, die jeden Geistesfunken auslöschen will. — Doch, wir werden eifrig. Lassen Sie uns den Wald und die schönen Blicke in das Thal genießen."

„Nur eine Bemerkung noch, lieber Graf," bat ich. „Sie sind in den letzten Jahren zu viel in Frankreich, zu viel mit Ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Hier haben Sie mehr Muße. Fragen Sie einsichtsvolle Männer. Deutschland wird eins sein. Und wenn Sie wissen, daß Frankreich dies nicht gestatten will, so gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß wir den Krieg haben werden, welchen Sie fürchten."

Die Doctorin Birlach hatte ihre Sommerwohnung auf Wilhelmshöhe wieder bezogen. Die Gräfin, welche die Unterhaltung liebte, war viel bei ihr, und um beide Damen versammelte sich an den schönen Abenden eine größere Gesellschaft aus Cassel. Eschingens waren, so zu sagen,

Digitized by Google

Mode geworden und der Graf Emon Löwe des Tages. Vielleicht eben deshalb kamen Norgarts seltener nach Wilhelmshöhe, doch blieben sie nicht ganz aus, und wenn sie da waren, steigerte sich Emons Fröhlichkeit, wurde Olly eine Andere, zu Scherzen, ja Neckereien geneigt und so lebhaft, wie ich sie noch nicht gesehen hatte.

Nun überraschte mich Herhudt eines Tages mit der Nachricht: „Clara von Molinska ist wieder da!“ Er sah glücklich und zugleich verdrießlich aus.

„Hat sie schon ausstudirt?“ fragte ich.

„Ach, es hat keine andere Ursache, als eine neue Thorheit der Mutter. Der junge Graf läßt ihr keine Ruhe, auf den speculirt sie jetzt für Clara.“

Lachend erwiderte ich: „Freuen wir uns zunächst, daß wir das liebenswürdige Mädchen wieder haben.“

Es war einer der köstlichen Sommerabende zur Zeit der Sonnenwende. Unter den Bäumen auf Wilhelmshöhe saßen Eschingens, die Damen Norgart, der Divisions-Commandeur, Birlachs, Herhudt und ich. Da fuhren Molinska's herauf, stiegen aus, kamen an unseren Tisch und ließen sich mit Eschingens bekannt machen. Der Doctor Birlach räumte der Oberstin seinen Platz neben der Gräfin ein, setzte sich hinter diese beiden Damen und sprach nun, was er bis dahin nicht gethan hatte, französisch, zum größten Unbehagen der Frau von Molinska, die nicht einmal Alles verstand, geschweige denn mitsprechen konnte. Je mehr der boshafte Doctor dies bemerkte, um so höflicher gegen sie wurde er, und um so schneller floß seine französische Rede.

In dieser peinlichen Lage hatte Frau von Molinska jedoch einen Trost; denn ihr gegenüber widmete der Graf Emon ihrer Tochter seine Aufmerksamkeit. Es mochte ihn lediglich interessiren, ein anderes norddeutsches Mädchen kennen zu lernen. Fräulein Olly aber begriff dies nicht und wurde schweigsam.

Jetzt erschien der Oberstlieutenant von Trzemonski. Auch er ließ sich Eschingens vorstellen. Dann sagte der Doctor Birlach: „Setzen Sie sich hierher, Herr Oberstlieutenant,“ und ging weg. Letzterer, auf dem Stuhl hinter der Gräfin, war glücklich, seine französische Sprachfertigkeit zeigen zu können. Er sprach ein gutes Französisch und nur französisch, nicht allein mit der Gräfin, sondern auch mit Frau von Molinska und Allen in der Nähe. Olly von Norgart hatte sich inzwischen besonnen; sie erkannte die Gelegenheit, den Grafen Emon eifersüchtig zu machen, blickte ermunternd nach dem Oberstlieutenant hinüber und dieser sagte ihr entzückt eine französische Artigkeit.

Digitized by Google

„Ich verstehe kein Französisch," antwortete sie mit niedlichem Muthwillen.

„Ah, charmant, mein gnädiges Fräulein!" sprach er jetzt deutsch. „Ich hatte mich ganz in die belle France versetzt. Paris ist zu entzückend. Sie waren dort?"

Da nun Frau von Norgart den alten Grafen auf Paris anredete, so wurde dieser gesprächig und erzählte von den dortigen Zuständen während Louis Philipp's Regierung so interessant, daß Alle gern zuhörten und der Oberstlieutenant nichts mehr reden konnte, als zuweilen ein Wort, welches sein Verständniß, seine gespannteste Aufmerksamkeit kundgeben sollte.

Das Abendroth schimmerte durch die Bäume, und darüber stand der neue Mond. Man wollte noch eine Promenade in den Park machen. Hierbei traf es sich, daß der Oberstlieutenant neben Fräulein Olly und in einiger Entfernung dahinter die Oberstin ging, zu welcher der Graf Emon, der auch diese sonderbare Erscheinung zu studiren wünschte, und ich uns gesellt hatten. Sie wandte sich an mich und sagte, indem sie mit ihrem süßlichen Lächeln einen Blick auf das Paar vor uns warf: „Trotz Allem scheint Herr von Trzemonski-Sabrzy sich für Fräulein von Norgart ernstlich zu interessiren."

Ich wurde roth vor Zorn; denn sie sagte dies, um Fräulein Olly dem Grafen zu verleiden. Im ärgerlichen Tone fragte ich: „Was meinen Sie damit, Frau Oberstin?"

„Das wissen Sie recht gut, Herr Lieutenant."

„Ich habe wohl nicht recht gehört. Bitte erklären Sie."

„Jeder kennt das Verhältniß zu dem Prinzen," sprach sie nun, durch meine Heftigkeit gereizt. Sie würde dies weiter ausgeführt haben, wäre nicht an der anderen Seite des Teichs ihre Tochter sichtbar geworden, welche sie an dem matt schimmernden blauen Kleide erkannte und neben der nur ein Herr ging, den man nicht so gut erkennen konnte.

„Wer geht da neben Clara?" fragte sie ärgerlich.

„Herhudt," antwortete ich.

„Wir müssen nach Haus. Wo ist mein Mann?"

Sie beschleunigte ihren Schritt. Der Graf Emon faßte meinen Arm und sagte leise: „Bleiben Sie!"

Als die Oberstin an dem Oberstlieutenant und Fräulein Olly vorbei war, kehrte er um: „Lassen Sie uns hierhin gehen." Wir waren allein.

„Was sagte die Frau über Fräulein von Norgart?"

Digitized by Google

Sonderbar! dachte ich. Sollst Du abermals Vertrauter sein? Man hatte mir als einen Annectirten und Hannoveraner in der Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit und, weil ich ganz unbefangen war, offene Augen und verschlossene Lippen hatte, nach und nach mehr Zutrauen geschenkt, als sonst geschehen sein würde. Graf Emon mochte dies wahrgenommen haben.

„Seien Sie offen gegen mich," fuhr er fort. „Ich bin verschwiegen."

„Das Letztere ist in diesem Falle nicht nöthig," begann ich, um ihn gleich zu beruhigen. Ich erzählte nun, was ich von dem Verhältniß des Prinzen Nicolaus zu Norgarts wußte, und schilderte diese, wie ich sie kannte. In der Freude seines Herzens drückte er meine Hand. Als ich auch die Oberstin von Molinska charakterisiren wollte, sagte er lachend: „Das ist nicht nöthig. Aber weshalb ging die Frau so plötzlich von uns weg?" Hierauf theilte ich ihm mit, daß sie Herhudt die Hand ihres Kindes aus Hochmuth verweigere. „Erst speculirte sie auf meinen Commandeur und heute auf einen Anderen," setzte ich hinzu. Nun lachte er hell auf: „Ich habe es begriffen. Und der Herr von Scherbowskimonski" —

„Trzemonski-Sabrzy. Man sagt aber nur Trzemonski."

„Lassen Sie uns gehen, damit wir nicht unhöflich sind. Wir müssen auf dem Platze sein, wenn die Gesellschaft sich trennt."

Wir kamen ziemlich gleichzeitig mit den Anderen. Fräulein Clara stand an der Seite ihrer Mutter, Herhudt von ihnen entfernt bei Birlach. Fräulein Olly sah traurig aus; sie begriff nicht, weshalb der junge Graf sie so ganz verlassen hatte. Dieser verscheuchte zuerst durch freundliche Blicke und Worte die Wolken von ihrer Stirn. Dann ging er, ganz übermüthig geworden, zu Herhudt und führte ihn, seinen Arm nehmend umher, bis er vor der Oberstin stehen blieb. Hier legte er seine Hand auf Herhudts Schulter und redete sie an: „Dies ist ein vortrefflicher Mann, mein herrlicher Herhudt. — Weshalb eilten Sie am Teich so schnell davon?" Er blickte fest in ihr Gesicht, dem man die Rathlosigkeit ansah, verließ sie, als er keine Antwort bekam, und ging wieder zu Fräulein Olly.

Ein Wagen nach dem anderen fuhr weg. Frau von Molinska grüßte aus dem ihrigen verlegen und verdrießlich. Der Abend war für sie gegen die Erwartung äußerst unerfreulich gewesen. Ich flüsterte Herhudt zu: „Wir haben wenigstens Fräulein Clara. Die Eltern können sie nicht gleich wieder weg schicken."

Digitized by Google

Dann geleitete ich Frau von Norgart an ihren Wagen, und der Graf Emon folgte mit Fräulein Olly. „Wollen Sie morgen ganz allein bei uns essen?“ fragte Erstere mich.

Ich fand sie am anderen Tage mit ihrer Tochter wirklich allein. Unter heiterem Geplauder verlief das Mahl. Als der Diener das Dessert aufgetragen und das Zimmer verlassen hatte, sagte Frau von Norgart: „Ich habe trübe Tage gehabt. Hugo ist so unzufrieden in Cöln, daß er seinen Abschied nehmen wollte.“

„Was macht ihn so unzufrieden?“

„Er ist in Cassel verwöhnt, mehr als Andere,“ antwortete sie und Fräulein Olly meinte, daß er Heimweh habe.

„In seinem Alter?“ warf ich hin.

„Nein!“ sprach ihre Mutter, weil sie den Sohn entschuldigen wollte. „Es sind die anderen Kameraden, die anderen Sitten.“

„Das glaube ich auch. Es ist wirklich gut, das man ihn nicht noch länger hier gelassen hat.“

„Und daß er eine Braut hat,“ setzte Fräulein Olly hinzu.

„Ich hätte ihn nicht gehindert, wenn er abgehen wollte,“ sagte Frau von Norgart, „ich wäre zu schwach gewesen, denn er fehlt mir. Herr von Ellerbach hat das entscheidende Wort gesprochen. Er verstand Hugos Gefühle gar nicht, fand es unbegreiflich, daß ein junger, gesunder Mann aus der preußischen Armee freiwillig scheiden könnte, und erklärte, daß er die Hand seiner Tochter einem activen Officier versprochen habe.“

„Es freut mich, daß Herr von Ellerbach Erfolg gehabt hat. Von Tag zu Tag wird es besser werden.“

„Das hoffe ich,“ erwiderte Frau von Norgart, indem sie die Tafel aufhob. „Olly, nun spiele uns etwas vor.“

Zum ersten Male klang ihr Clavierspiel seelenvoll. Die letzte Zeit hatte ihr Herz froh gemacht.

Leider hörte ich nur mit halbem Ohr; denn ihre Mutter, welche in einer Sopha-Ecke Platz genommen und mir einen Sessel daneben angewiesen hatte, begann alsbald ein leises Gespräch. „Sie sehen den jungen Eschingen wohl oft?“

„Unsere zufällige Begegnung wies ihn anfangs auf mich an.“

„Ich bedauere ihn wegen seines unstäten Lebens.“

„Er lebt ja ganz ruhig hier und arbeitet fleißig mit seinem Vater.“

„Aber wenn die Eltern auf dem Gute sind.“

Digitized by Google

„Dann widmet er ebenfalls seine Kenntnisse und seine Zeit ihren Geschäften."

„Das heißt, er reist viel, zumal nach Paris, und wird immer mehr Franzose."

„Dies möchte ich bezweifeln. Seine Bedächtigkeit, Selbständigkeit, Beharrlichkeit sind deutsch und mit seiner ganzen Bildung wurzelt er in Deutschland. Nein, nicht sein unstätes Leben ist zu beklagen. Ich bedauere ihn wegen der Conflicte, in welche er gerathen wird. Er liebt Frankreich, er liebt Deutschland, und ängstlich verschließt er sich dem Gedanken an einen Krieg zwischen beiden Ländern."

„Das zeugt von Gefühl."

„Gewiß! Und wie schön ist sein Verhältniß zu dem erfahrenen, geistreichen Vater, zu der lebhaften, im Kloster erzogenen Mutter. Diese Harmonie spricht für die Eltern, wie für den Sohn. Aber auch hier droht ihm ein Conflict."

Frau von Norgart sah mich fragend an. Ich erklärte, was ich meinte: „Mutter und Sohn denken über die Forderungen der römischen Kirche sehr verschieden; äußerlich gehen sie hierüber hinweg. Das können sie jedoch nicht, wenn sie einmal zur Aufdeckung ihres confessionellen Standpunktes gezwungen werden."

Mit einem „Ach!", als wolle sie der Musik aufmerksamer zuhören, brach sie das Gespräch ab und lehnte sich in dem Sopha zurück. Doch wollte ihr ein gleichmüthiger Ausdruck des Gesichts nicht gelingen, sie sah ernst aus. Wahrscheinlich dachte sie an den noch größeren confessionellen Unterschied zwischen den katholischen Eschingens und den protestantischen Norgarts.

In der That wurde die Welt mehr denn seit lange an die unduldsame Herrschsucht des römischen Priesterthums erinnert. Der Papst hatte die Regierung des österreichischen Staats auf das Gröblichste geschmäht und angegriffen, indem er die von dem Kaiser sanctionirten Gesetze über Ehe und Schule verdammte und für null und nichtig erklärte. Die Folge war, daß österreichische Bischöfe Ehen, welche nicht von einem katholischen Priester geschlossen worden, als ungültige bezeichneten, der weltlichen Obrigkeit den Gehorsam versagten und das Volk aufwiegelten.

Noch mehr! Der Papst kündigte für das nächste Jahr ein öcumenisches Concil an, welches seine finstere Macht erweitern sollte. Seine Anhänger rüsteten in allen Ländern zu diesem großen Kampf gegen das Licht der Wahrheit.

Digitized by Google

Meine Eltern waren Anfangs Juli nach dem Gute zurückgekehrt, weil der Arzt einen Aufenthalt auf Wilhelmshöhe widerrathen hatte. Vor ihrer Abreise war Friedrich nach Karlsbad gekommen. Meine Mutter schrieb: „Es war eine große Freundlichkeit, daß er die weite Fahrt machte, um uns zu sehen. Er ist nachdenklicher geworden. Es gefällt ihm in Oesterreich nicht, über den Klerus sprach er sehr bitter. Zur Hochzeit seines Bruders im October will er kommen. Von Guido sagte er nichts, als daß er Wien verlassen habe, um seine Güter und Verwandten zu besuchen."

Die letzten Worte beschäftigten mich um Adelens willen am lebhaftesten. Aber in unerwarteter Weise wurden meine Gedanken abgelenkt. Ich wurde durch meine Beförderung zum Hauptmann überrascht. In Cassel lagen die Verhältnisse so, daß ich dies noch nicht erwarten konnte. Ich war als Compagnie-Chef nach Magdeburg versetzt.

Das Avancement brachte mich in die Stellung, wo man zum ersten Male eine Truppenabtheilung mit einer gewissen Selbständigkeit ausbildet, in einem Lebensalter, welches hierzu für den Durchschnitt der Officiere als das geeignetste gilt, nicht sehr früh, doch auch nicht spät. Der Oberstlieutenant von Trzemonski hatte schon in der Anciennetätsliste nachgesehen und beglückwünschte mich mit dem Zusatz: „Sie haben einen Sprung gemacht, Siebenundzwanzig waren noch vor Ihnen." Die Anerkennung, welche in der Beförderung lag, war mir doppelt werth; denn ich konnte sie nicht bloß zu meinen, sondern zu Gunsten der hannoverschen Officiere überhaupt auslegen. Es war mir angenehm, daß ich keinen Bekannten, insbesondere Norgart nicht, übersprungen hatte; er war gleichzeitig Compagnie-Chef in seinem Regiment geworden.

Nun kam es darauf an, mir wieder ein Reitpferd zu beschaffen. An wen hätte ich mich besser wenden können als an den alten Capitän? Ich schrieb ihm und erhielt, fast umgehend, folgenden Brief:

„Lieber Ernst! Zuerst unserer Aller Glückwunsch zu Ihrem Avancement. Wir haben uns sehr darüber gefreut. Ich war, als ich pensionirt wurde, über vierzig Jahre alt und hätte noch lange Premier-Lieutenant bleiben können. Jetzt geht es schneller. Magdeburg ist gewiß interessant, bedeutende Handelsstadt, starke Festung, große Garnison.

„Wir freuen uns, daß Ihre Eltern und Fräulein Hatfried wieder hier sind. Ihr Vater ist gesund, geistig und körperlich so frisch wie vor der Krankheit.

„Ich rathe, daß Sie Adelens Pferd nehmen. Sie kennen es, siebenjährig, fehlerfrei. Uns ist es nur zur Last, seit Adele nicht mehr reitet.

Digitized by Google

Sie ist einverstanden, falls Sie es bekommen; auch der Baron. Den Preis will Ihr Vater zahlen. Wenn Sie es haben wollen, so schicke ich es durch Christian Christiansen nach Magdeburg.

„Herzliche Grüße, besonders von meiner Frau. Ihr alter Freund."

Ich besann mich keinen Augenblick und bat um Adelens Pferd.

Jetzt, da ich Kassel, wo ich viel Güte und Wohlwollen erfahren hatte, verlassen mußte, fühlte ich, daß es mir lieb geworden war. Von manchen Menschen, mancher Stelle trennte ich mich schwer. Norgarts, Birlachs, Herhudt, der junge Eschingen, auch seine Eltern zeigten mir noch einmal ihre Zuneigung und die Kameraden alle ihre freundliche Gesinnung.

Der General von Plonski nahm meine Meldung persönlich an. Ueber sein feines Gesicht glitt ein angenehmes Lächeln, als ich mein Bedauern ausdrückte, sein Armeecorps zu verlassen. Ich hatte vor ihm, der als Mensch ebenso ausgezeichnet, wie als commandirender General an seinem rechten Platze war, eine große Hochachtung gewonnen.

Der Oberpräsident von Möller sagte, als ich mich ihm empfahl: „Es wird Ihnen auch in Magdeburg gut gehen: aber stimmen Sie Ihre Erwartungen etwas herab."

13.

Der Eisenbahnzug, welcher mich in meine neue Garnison brachte, fuhr an den rauchenden Fabrikschornsteinen der Vorstädte vorbei und hielt auf dem langen Bahnhofe, welcher zwischen Elbe und Festungswall eingeklemmt ist. Durch die grauen Kasematten des Letzteren gelangte ich zu den Droschken und mittelst einer solchen nach der Hauptstraße, dem „Breiten Wege," und dem Gasthause, dessen Aeußeres nicht vermuthen ließ, daß es das erste Hôtel war.

Meine Meldungen führten mich alsbald durch den größten Theil der, von den Festungswerken so eingeschnürten Stadt, daß man sich ängstlich fragte: wie bekommen die Menschen Luft? In den schmalen Gassen ein dicker, warmer Dunst der ober- und unterirdischen Elemente. Außer dem Dom- und dem Marktplatz nirgends ein freier Raum. Außer dem Breiten Wege, dem Stolz der Magdeburger, nur Straßen größter Engigkeit, oft durch Lastfuhrwerke gesperrt, welche auf dem holperigen Pflaster sich lärmend fortbewegten. Daneben viele Menschen; Jeder bemüht, den besten Weg für sich zu nehmen, Keiner geneigt, Anderen auszuweichen.

Mein Commandeur, der Oberstlieutenant von Krelow, ließ mich durch den Diener in seine Arbeitsstube führen, er käme gleich. Durch die geschlossene

Digitized by Google

Thür des Nebenzimmers hörte ich lebhaftes Gespräch und Geschrei, was mich wunderte, denn der Oberstlieutenant war unverheirathet. Nicht lange brauchte ich zu warten, bis er eintrat, ein wohlbeleibter Herr mit geröthetem Gesicht und kleinen Augen, die noch dazu von den fleischigen Wangen eingezwängt waren und, während er meine Meldung anhörte, sich fast ganz schlossen. Dann richtete er sie nicht unfreundlich auf mich: „Sie sind hannoverscher Officier gewesen? Sehen Sie zu, wie Sie durchkommen. Sie sind unverheirathet?“ Und als ich in Folge seines Nickens weggehen wollte: „Wir sind Abends in der Stadt Prag.“

Lieber hätte ich den warmen Sommertag im Freien beendigt; aber ich ging doch in die enge Gasse und die Gastwirthschaft der „Stadt Prag“. Die erste Stube war voller Menschen und Tabaksrauch. In der zweiten, welche denselben ungemüthlichen Eindruck machte, saß der Oberstlieutenant mit bequem aufgeknöpftem Rock noch allein. „Da sind Sie ja,“ so begrüßte er mich. „Kommen Sie her.“ Ich setzte mich ihm gegenüber. „Es wird Ihnen hier gefallen. Man lebt gut in Magdeburg.“

Gewiß machte ich kein unhöfliches Gesicht; ganz zuversichtlich werde ich jedoch nicht ausgesehen haben, denn er fuhr fort: „Ich glaubte es auch nicht, als ich hierher kam. Ich war immer geblieben, wo ich geboren bin; doch sage ich: Magdeburg gefällt mir. Besonders im Sommer, wenn man des Abends Ruhe hat. Sie lieben wohl Bälle und so was? Mit den Jahren gibt sich das. Im Winter jeden Abend, ich muß gestehen, das wurde mir zu viel. Aber das ist anderswo nicht besser. — Da sind Sie ja!“

Die letzten Worte galten einem der ältesten Hauptleute unseres Regiments, Frose mit Namen, der eben eingetreten war, ein freundlich, etwas schwärmerisch aussehender Mann von einer gewissen Eleganz.

„Wo sind Sie so lange gewesen? Süßholz geraspelt?“

„Ich komme vom Herrenkrug.“

„Sehen Sie den Anger noch nicht genug? Wer war da?“

„Wenig Bekannte.“

„Concert?“

„Von der Artillerie.“

„Da gehen Sie hin?“

„Unsere Musik hat wieder ausgezeichnet geblasen,“ sprach jetzt ein zu uns kommender, breitschulteriger, untersetzter Artilleriemajor.

„Das ist Geschmacksache,“ erwiderte der Oberstlieutenant. „Ich mag das Blech nicht. — Sieh' da, Stubbe!“

Digitized by Google

Ein Infanteriemajor näherte sich, seine Haare bürstend, und nahm bei dem Oberstlieutenant Platz.

„Wie geht es Molli?“ fragte dieser.

Der Major von Stubbe antwortete: „Sie sitzt noch immer so. Wolters weiß nicht, was es ist.“

„Wieder Wolters!“ fiel der Artilleriemajor ein. „Schicken Sie doch zu Ahlers. Mit Wolters ging es bei meinem Waldemar ebenso, und Ahlers kurirte ihn gleich.“

„Na, hören Sie!“ rief der Oberstlieutenant. „Waldemar ist nicht Molli.“

„Sie wird wohl darauf gehen,“ meinte der Major von Stubbe. „Dann geben Sie mir eine andere, damit Henno nicht auch stirbt.“

„Augenblicklich kann ich keine entbehren. Gewiß ist es übrigens nicht, daß Henno dann stirbt. Ein Mittel ist, Sie setzen einen Spiegel an's Bauer, daß er sich sieht.“

Nunmehr begriff ich dieses Gespräch und das Geräusch, was ich am Mittage gehört hatte. Molli und Henno waren Inseparabels, und der Oberstlieutenant züchtete Papageien.

„Ist Waldemar ein Papagei?“ fragte ich den Artilleriemajor.

Alle lachten und der Oberstlieutenant rief unnöthig laut: „Da haben Sie es! Ein Cacadu, ein Schimmel, aber mit vier Beinen, den der Major reitet.“

Dieser entgegnete: „Und der nicht schreit,“ worauf der Oberstlieutenant mit noch verstärkter Stimme sich beklagte: „Ihre Kanonen sind heute wieder über unseren Platz gefahren. Der Theil des Angers gehört uns. Gleich giebt es tiefe Löcher. Da können wir keinen Parademarsch machen. Ich habe es gemeldet.“

„Das ist Recht,“ antwortete ruhig der Artilleriemajor. „Sollten es aber wirklich Kanonen gewesen sein?“

„Immer die olle Geschichte!“ sagte der Major von Stubbe.

In dieser Art dauerte das Gespräch fort, bis der Oberstlieutenant nach Hause ging. Recht unlustig kam ich in meinen Gasthof.

Der folgende Tag befriedigte mich noch weniger. Ich besichtigte die Quartiere meiner Compagnie. In der alten, finsteren Caserne waren so viele Leute an und übereinander geschichtet, wie ich es noch niemals gesehen hatte, so daß die Soldaten an dieser kameradschaftlichen Häuslichkeit unmöglich Geschmack finden konnten. Und doch waren sie unvergleichlich besser daran, als die in den Bürgerquartieren, welche in großer Zahl zu

Digitized by Google

Hilfe genommen werden mußten, weil die Casernen für die starke Garnison bei Weitem nicht ausreichten. Ueber schmutzige, kleine Höfe kam ich und mußte in den, mit Menschen und Waaren bepackten, dunkelen Hintergebäuden verfallende Treppen, selbst Leitern hinaufsteigen, um den kaum bewohnbaren, auf das Erbärmlichste ausgestatteten Verschlag unter dem Dache zu erreichen, worin ein oder mehrere Soldaten hausten. Brach während der Nacht Feuer in einem solchen Gebäude aus, diese Menschen waren schwerlich zu retten.

Das war ganz anders als in Hannover, wo die Soldaten in luftigen, hellen Casernen sauber wohnten, und als in Cassel, wo man ebenfalls gute Räumlichkeiten vorgefunden hatte. In Magdeburg war der Zustand, den ich soeben beschrieb, nichts Neues, und hier habe ich gelernt, wie man sich in der preußischen Armee behilft.

Was ich in der nächsten Zeit an jenen Mißständen zu bessern vermochte, war sehr wenig. Als ich darüber mit dem Oberstlieutenant sprach, sagte er wie bei meiner ersten Meldung: „Sehen Sie zu, wie Sie durchkommen." Auch die höheren Vorgesetzten konnten diese Verhältnisse nicht ändern.

Schon in Cassel, aber viel mehr noch jetzt wurde ich gewahr, wie anstrengend der Dienst des preußischen Officiers ist. Mein Premier-Lieutenant war abcommandirt, nur der ältere Seconde-Lieutenant eine Hilfe für mich, der jüngere mußte selbst noch lernen. Und weil man in Preußen jeden Officier innerhalb seiner Befugnisse möglichst selbständig handeln läßt und nach seinem Erfolge beurtheilt, so bekümmert man sich nicht sonderlich um die Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hat. Da heißt es: Es muß gehen. Und es geht auch. Daß auf diese Weise der Dienst den ganzen Mann in Anspruch nimmt, seine soldatische Befähigung weckt und fördert, ist nicht zu verkennen. Aber Mancher ermüdet und ergrau vor der Zeit, nur Einzelne erhalten sich über die Anforderungen des Berufs hinaus den Trieb zur inneren Fortbildung, Viele lesen nur das Nothwendige und ruhen im Wirthshause aus.

Als ich bei dem vorhin beschriebenen Geschäfte, die Stadt durchschreitend, an den Wochenmarkt kam, der viele Bauern hergeführt hatte, schlugen plattdeutsche Worte an mein Ohr, nicht im hannoverschen Dialect, aber doch das rechte niedersächsische Plattdeutsch. Es klang mir so vertraut, daß ich einen Augenblick stehen blieb und zuhörte.

Unangenehm dagegen überraschte mich die Formlosigkeit der Magdeburger. Gut gekleidete Bürger gingen Damen, sogar im Schmutz, nicht aus dem Wege; Familien breiteten sich Arm in Arm über das ganze Trottoir,

Digitized by Google

wo ein solches war; und das unvorsichtige Hantiren mit dem Stock oder Regenschirm schien eine übliche Bewegung zu sein.

Ich bezog eine Wohnung am Breiten Wege, welche den Kameraden ungewöhnlich gut und der Lage wegen beneidenswerth vorkam. Ich hielt sie auch für die beste, welche zu haben war, an sich aber für schlecht. Sie lag vorn in einem der schmalen Häuser, die in der Giebelspitze ein Loch oder eine andere Decoration haben und nach ihrer Form „Handtuch“ genannt wurden. Unten war ein Tabaksladen und ein Thorweg mit mehreren Reihen von Kisten und Fässern. Zwischen diesen Eingängen hatte man die Wahl, um nach der dunkelen Treppe zu gelangen, welche in die oberen Stockwerke führte.

Die erste Freude in Magdeburg bereitete mir die Ankunft des Pferdes und seines Ueberbringers; des Jonny, weil Adele ihn besessen hatte, und des Christian, weil er vom Gute kam. Dieser sollte mir viel erzählen; es war indeß nicht leicht, was ich hören wollte, aus dem schweigsamen Holsteiner herauszubringen, wenn es sich um Anderes, als seine Pferde handelte. „Herr Capitän hat dem Schonni noch das Schießen gelehrt,“ sagte er, „aber bloß mit der Pistole.“ Ich ließ Christiansen die Schönheiten Magdeburgs genießen und ging, als er abreisen wollte, mit ihm noch einmal in den Stall. Er trennte sich schwer von Jonny. „Schade ist es doch!“ rief er aus.

„Was, Christiansen?“

„Daß Fräulein nicht mehr reitet. Es sah gar zu schön aus, wenn sie darauf saß.“

Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihm mehr gab, als ich beabsichtigt hatte.

Wäre es nun nur ein Genuß gewesen, bei Magdeburg zu reiten! Aber das Land ist eben und fast baumleer; weite Flächen mit Zuckerrüben und Cichorien. Kein Athemzug reiner Luft, denn weithin dunsten die Fabriken. Und in dieser reizlosen Umgegend entweder Pflasterstraßen oder schweres Erdreich, kein Boden, wie der Reiter ihn liebt.

Der Oberstlieutenant von Krelow widmete den größten Theil der Tageszeit dem Dienst in der Caserne, auf dem Exercirplatze oder zu Hause bei dienstlichen Schrift- und Drucksachen. Was geschrieben werden mußte, schrieb oder controlirte er auf das Sorgfältigste. Die Verfügungen der Behörden las er wiederholt und mit Nachdenken. In allen Dem wußte er genau Bescheid. Er war vor der Front bestimmt, zuweilen sehr derbe, bei den Gefechtsübungen ein scharfblickender, entschlossener Führer, den

Digitized by Google

Vorgesetzten gegenüber zwar pünktlich gehorsam, jedoch nicht ängstlich, vielmehr selbständig. So hatte er sich als Soldat in Krieg und Frieden bewährt. Der König, den er mit aufrichtigem Herzen liebte, war ihm unbedingte Autorität.

Dieses und die Wahrhaftigkeit des Ehrenmannes waren seine Tugenden. Uebrigens kann ich nichts Angenehmes von ihm sagen. Außer für den Dienst hatte er kein großes Interesse, außer dem oben Angegebenen las er keine Silbe. Er war hochmüthig; neben dem Adel galt ihm nur der preußische Offizier etwas. Keinen Anderen rechnete er zu seines Gleichen. — Abends acht Uhr hörte die Arbeit für ihn auf. Dann ging er in die „Stadt Prag". Die Officiere, welche sich hier um ihn versammelten, und die Genossen seines Mittagtisches bildeten seinen Umgang. Die Grazien hatten nicht an seiner pommerschen Wiege gestanden, und was er früher an guten Formen gelernt haben mochte, war bei solcher Lebensweise verloren gegangen. Seiner guten Eigenschaften wegen setzte man sich hierüber hinweg.

Ich ging nicht oft und später selten in die „Stadt Prag". Anfangs nahm der Oberstlieutenant mir dies übel, nachher fand er sich darein.

Von den Compagnie-Chefs des Regiments waren nur Frose und ich unverheirathet, wir Beiden deshalb mehr auf einander angewiesen. Als ich ihn in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft fragte, ob er einen Spaziergang mit mir machen wolle, nahm er den Vorschlag zögernd an. Meine Frage, ob ich ihn in einem anderen Vorhaben störe, verneinte er. Wir gingen über die Elbbrücken, von welchen die letzte, die „Lange Brücke", in mehr-als einer Hinsicht Veranlassung zu einem Gespräch über die Merkwürdigkeiten Magdeburgs bot. Frose war in dieser Stadt geboren, erzogen und zu seinem jetzigen Alter gekommen. Wie alt die „Lange Brücke" sei, wußte er dennoch nicht. Anscheinend war sie zur Pfahlbauzeit errichtet; die Steinblöcke, mit welchen ihre Joche beschwert waren, mochten Hünenknaben spielend darauf gelegt haben. Schön war diese Verbindung Magdeburgs mit dem Lande jenseits der Elbe nicht, aber sehr belebt und nicht allein von Lastfuhrwerk, sondern auch von Equipagen und vielen Fußgängern, zwischen denen junge sommergeputzte Damen. Denn hier ging der Weg nach dem beliebten Vergnügungsort, dem „Herrenkrug", den man stromabwärts, über den sonnigen Anger nicht zu langsam gehend, in dreiviertel Stunden erreicht. Und von dieser Brücke, neben welcher sich die Herren-Badeanstalt befand, sah man auf die nackten Gestalten hinab, die sich im Flusse tummelten.

Digitized by Google

Frose schlug vor, nicht nach dem Herrenkrug, sondern stromaufwärts auf dem Deich nach dem Dorfe Krakau zu gehen. So hätten wir den schönsten Anblick der Stadt. An der geeigneten Stelle blieb er stehen und machte mich auf letztere aufmerksam. Sein schwärmerisches Gesicht hatte einen Glanz von Stolz und Freude. „Sieben Doppelthürme!“ sagte er und nannte sie bei ihren Namen, die großen und die kleinen, mit dem Dom beginnend von Süd nach Nord. Ich kannte sie schon vom Inneren der Stadt; die meisten sind massige, schmucklose Bauten von einer gewissen philisterhaften Conception. Aus der Ferne regten sie als Zeugen schweren Leids und mancher Lust vergangener Zeiten Nachdenken und Empfindung an.

Uns zur Linken und zur Rechten röthete die Abendsonne den Fabrikrauch der langen Vorstädte, und bis zu uns herüber schallte die Arbeit der Buckauer Eisenwerke.

Frose declamirte:

„O Magdeburg, du Starke,
Des Reiches fester Halt,
Ein Riegel vor der Marke
Der preußischen Gewalt.“

Ich konnte mich nicht besinnen und fragte: „Was ist doch das?“

„Rückerts Magdeburg,“ antwortete er und sprach, indem wir nun weiter gingen, das Gedicht bis zum Ende.

Frose war ein poetisches Gemüth. Später erfuhr ich, daß er gern allein spazieren gehe, und seine intimsten Bekannten, alte Schulfreunde vom Klostergymnasium, wußten, daß er Verse gemacht habe und noch mache. Er selbst sprach in wirklicher Bescheidenheit nicht davon, und ich hielt es für angemessener, ihn auf die Pflichten und Freuden seines Berufs hinzuweisen, in milderer Form als es von unserem Oberstlieutenant zuweilen geschah. Da ich aber seine Liebe zu unseren Dichtern theilte, so bat ich ihn gelegentlich, das eine oder andere ihrer Werke, deren er eine große Zahl auswendig wußte, vorzutragen, was er dann gern und mit Wärme that.

Nach und nach stattete ich die übligen Visiten ab, deren Zahl groß war. Mein Besuch wurde selten angenommen, und ich machte wenig neue Bekanntschaften. Denn es gab im Sommer nicht das, was man Gesellschaft nennt. Nahe angenehme Vereinigungspunkte im Freien fehlten in Magdeburg.

Das Regiment hatte sich einen Garten eingerichtet, wohin die Familien mit den Kindern gingen und zuweilen die Regimentsmusik bestellt wurde. An solchen Tagen war die Versammlung zahlreicher. Von den unver-

Digitized by Google

heiratheten Lieutenants — mehrere Lieutenants waren schon Hausväter — kamen wenige, was ich mißbilligte, weil die jungen Männer die Gelegenheit, sich in Damengesellschaft zu bewegen, selten hatten. Die Beachtung des Ranges sogar bei diesen ländlichen Zusammenkünften im Familienkreise des Regiments, fiel mir auf. Nach der Stellung des Mannes regelte sich der Frauen Platz und die Rücksicht, welche sie nahmen und auch verlangten. Die Unterhaltung drehte sich um die gewöhnlichsten Tagesereignisse. Das Allen gemeinsame Gefühl war der Stolz, dem preußischen Officiercorps anzugehören und der Wunsch, in diesem möglichst schnell und möglichst hoch zu steigen. Trotz meiner Höflichkeit wurde ich wenig beachtet, heirathsfähige Töchter waren nicht da, und ich war ein Fremder, ein Eindringling.

So war Alles, was ich in den ersten Wochen von Magdeburg sah, wenig versprechend. Mir fielen die Abschiedsworte des Oberpräsidenten von Möller ein: „Stimmen Sie Ihre Erwartungen etwas herab." Wie viel Erfrischendes und Erheiterndes bot Cassel mit seiner schönen Umgebung und seiner lebensfrohen Gesellschaft, wie viele geistig hoch stehende Menschen hatte ich dort kennen gelernt, wie war ich bei ihnen über mein Maß gehoben und zur Geltung gekommen! In Magdeburg war ich ein Hauptmann wie die anderen Hauptleute. Nein, weniger; denn ich war ein Neupreuße. Ich suchte mich damit zu trösten, daß ich meine Pflicht nach besten Kräften erfüllte, die müßigen Stunden guten Büchern und ernster Arbeit widmete und, was sich nicht ändern ließ, wenn möglich, mit Humor ertrug.

Ein glücklicher Gedanke kam mir zu Statten. Es war ein heißer Sonntagnachmittag. Ich hatte meine, von der Sonne beschienenen Fenster geschlossen, weil von Außen schlechte Luft, von der belebten Straße Staub und Geräusch eindrang. In unserem Regimentsgarten hatten heute die Kinder das Regiment, der einzige schattige Spaziergang unter den alten Bäumen des Glacis war am Sonntag nicht angenehm, und weiter hinaus zu wandern in den Sonnenbrand am wenigsten verlockend. Frose hatte ich an diesem Tage nicht gesehen und wußte ihn, den Einzigen, der mir hätte Gesellschaft leisten mögen, nicht zu finden. Ich setzte mich deshalb wieder zu dem Studium der vom Großen Generalstabe redigirten Geschichte des Feldzuges von 1866, wovon das letzte Heft kürzlich erschienen war, und vertiefte mich in die vor mir liegenden Karten. Indeß, es wollte nicht gehen; die Luft war zu drückend in meiner kleinen und niedrigen Stube. Da fiel mir ein, das Innere des Doms zu besehen und einen seiner hohen Thürme zu besteigen.

Digitized by Google

Nicht lange, und ich klingelte in dem Kreuzgange an der mit dem Namen Heinrich bezeichneten Wohnung des Küsters. Die Gattin des letzteren, eine dicke, wohlredende Dame, erschien und führte mich in das weite Gotteshaus. Sie verwaltete dieses Geschäft schon Jahre lang, wußte von vielen höchsten Personen zu erzählen, die hier gewesen waren, und kannte ihre Leute. Hatte sie doch manchen Verdächtigen abgewiesen, der ohne Erlaubniß des Gouvernements auf die Thürme oder die hohe, um das Dach herum gebaute Gallerie wollte, um — nach Frau Heinrichs Meinung — dort oben die Festungswerke auszuspioniren. Da es mir darauf ankam, ihre Gunst zu gewinnen, so überließ ich mich ganz ihrem Gespräche, verweilte bei jedem Gegenstande, so lange sie daran zu erklären hatte und nur länger als sie begriff, bei dem einfachen Stein, unter welchem die neunhundertjährigen Ueberreste des großen Kaisers Otto liegen. Dann verabredeten wir, daß sie die Seitenthür nach dem Kreuzgange offen lasse, damit ich auf dem Thurme und der Gallerie so lange bleiben könnte, wie ich wollte. Ich stieg hinauf und war oben allein.

Bis hierher erhob sich der Erdendunst nicht, unter mir lag er wie ein Schleier über der Stadt, vor mir das Land bis in weite Ferne sichtbar. Da war deutlich der Brocken. Vor neun Jahren um diese Jahreszeit war ich dort mit Alfred und Wichard. — In der Richtung nach der niedersinkenden Sonne mußte Hannover liegen. Ich suchte den Markthurm mit meinem Fernrohr und glaubte ihn zu sehen. Es konnte auch Täuschung sein, die Luft flimmerte; aber lange, lange sah ich dahin. — Und weiter, nördlich, in einer Richtung, welche meine Karte mir anzeigte, lag das holsteinische Gut. —

Ich wandte mich der Gegenwart, dem Nahen zu und studirte die Festungswerke zu meinen Füßen. Waren sie das wirklich? Kleine grüne Striche, in einem Wirrsal von Winkeln vor einander geschoben. Ich versuchte mich darin zurecht zu finden, es war schwierig. Ich nahm das Fernglas und zergliederte die Linien. Da erkannte ich ein Ravelin, nicht weit von unserer Caserne, von der man dahin und dann weiter nach dem Thore gelangen konnte. Und als ich diesen Weg verfolgte, sah ich auch einen Menschen, einen einzigen. Die Sonne beschien ihn. Er und sein Schatten, den ich deutlich auf dem Walle neben ihm schreiten sah, gingen langsam; wahrscheinlich dachte er nach, und an diesem Orte störte ihn Niemand. Ich blickte genauer hin. Es war ein Soldat, es war Frose. Was mochte er dichten? O, Poesie, Du verläßt Deine Begnadigten nicht, auch nicht in Magdeburg!

Digitized by Google

Die innerste Walllinie umschnürte den Häuserhaufen; hier oben hatte man es vor Augen, daß er sich nicht rühren, daß er kaum athmen konnte in der Engigkeit. Und dennoch priesen die Magdeburger ihre Stadt, und meine Kameraden, welche darin geboren waren, wünschten sich keine andere Garnison. Das ist die Heimath! Wie würden sie klagen, hätten sie einen Wohnsitz verlassen müssen, so offen und hell, im Innern freundlich und schön rundum, wie mein Hannover!

Nun betrat ich die Gallerie. An dem Domplatz lag das königliche Palais, die Wohnung des commandirenden Generals. Einst weilte darin die unglückliche Königin Luise, welche Rückert in seinem Liede „Magdeburg" besingt. Und nahe dabei das Haus, welches der Prinz Louis Ferdinand bewohnte. Beide ahnten damals nicht, wie traurig ihr Scheiden aus dieser Welt sein sollte.

Ich ging weiter nach der Chorseite des Doms, wo die Gallerie vom Dache beschattet, die Aussicht am hübschesten war. Unten die Stromelbe mit den Schiffen darauf, jenseits der grüne Werder und die anderen Elbarme. Ich setzte mich auf die niedere Mauer am Dache und genoß, in Gedanken vertieft, die reine Luft und die Abendkühle. Da kam mir der Vorsatz, den ich auch ausgeführt habe: oft hier herauf zu steigen und mit einem Buche zu verweilen. Heute blieb ich lange. Die Dämmerung erblaßte. Ein Käuzchen flog neben mir aus seinem Dachnest, um zu forschen, ob es noch nicht Nacht sei. Da erst stieg ich hinab. Im dunkelen Kreuzgang wartete Frau Heinrich auf mich. Noch einige Worte sprachen wir zusammen, und mit der Versicherung, daß ich bald wiederkommen werde, nahm ich von ihr Abschied.

14.

Im August hatte der Baron sich plötzlich zu einer Reise nach Wien entschlossen. Die Baronin und Adele waren zu ihren Verwandten nach Doberan gefahren. Da Friedrich im October erwartet wurde und auch der Bruder des Barons zu Christians Hochzeit kommen wollte, so setzte ich die unerwartete Reise nach Oesterreich mit Guido in Verbindung.

Anderes kam hinzu, mich aufzuregen. Meine Eltern hatten zwischen den Zeilen meiner Briefe gelesen, daß ich mich in Magdeburg nicht wohl fühle, und nun konnte meine Mutter den Wunsch, welcher ihnen am Herzen lag, nicht länger verschweigen. Sie sprach es aus, daß ich meiner Einsamkeit ein Ende machen sollte, indem ich eine Frau nähme. Ihre Meinung, daß Mathilde Hatfried für mich passen würde, trat deutlich genug hervor.

Digitized by Google

Deren Brüder waren auf dem Gute gewesen, meine Mutter rühmte sie und ließ dabei wiederum Alles, was auf die junge Dame Bezug hatte, im rosigsten Lichte erscheinen. Daß ich sie, die in manchem kleinen Zuge an Clotilde erinnerte, wie eine Schwester lieb gewinnen könnte, glaubte ich; an ein anderes hatte ich nimmer gedacht. Und auch sie nicht, wie meine wach gerufene Erinnerung mir sagte. Einerlei, wir kannten einander noch wenig. Der Eltern Wunsch rührte und quälte mich. Sie hätten um meinetwillen gern auf die Freude verzichtet, welche Mathilde Hatfried in ihr vereinsamtes Haus brachte, und ich gerieth in Zweifel, ob es Sohnespflicht sei, das Opfer anzunehmen. Alfred hatte mir gesagt: „Du hast Vater und Mutter, welche hoffen, daß Du ein Haus gründest," und ich fühlte wohl, daß mein Leben an der Seite einer geliebten Frau beglückender sein würde. Aber ich konnte mich noch immer nicht von Adele losreißen. —

Die Manöver, welche jetzt begannen, und die während derselben mehr auf einander angewiesenen Kameraden vermochten nicht, diese Gedanken ganz zu entfernen. Und auch die Sorgen meiner weiteren Verwandtschaft sollten mich beschäftigen.

Mein Onkel Wilhelm in Celle überraschte mich mit einem, mehrere Bogen langen Briefe in schwer leserlicher Handschrift. Solche Briefe können zur Ungeduld reizen, wenn ihr Zweck mit wenig Zeilen zu erreichen gewesen wäre. Weil ich aber von Onkel Wilhelm, überhaupt von einem Welfen, noch niemals einen Brief erhalten hatte, so reizte mich überwiegend die Neugier. Der Zweck seines Schreibens war zu erfahren, was erforderlich sei, um seinen neunzehnjährigen Sohn Justus als Officieraspiranten in ein preußisches Cavallerie-Regiment, wo möglich der Garde, zu bringen. Diese, bei meines Onkels politischer Gesinnung auffallende Absicht erläuterte er wie Jemand, der viel Zeit übrig hat, auf das Umständlichste, und dabei ging Verständiges und Unverständiges durcheinander, Nachdem er mir erklärt hatte, weshalb sein Sohn nichts Anderes als Cavallerist werden solle, ging er die verschiedenen Staaten durch, kam hierauf zu dem Resultat, den Königlich sächsischen und den Königlich preußischen Dienst auf die engere Wahl setzen zu müssen, und entschied sich schließlich für den letzteren aus mehreren Gründen. Dann verdeutlichte er sein Anliegen nochmals und endigte mit folgenden Sätzen:

„Die Königlich hannoverschen Officiere, welche in den Königlich sächsischen Dienst getreten sind, bereuen dies zum Theil. Seine Majestät der König Johann und sein Kriegsminister protegiren sie zwar, aber die geborenen Sachsen sind ihnen nicht so freundlich gesinnt (was ich wegen

Digitized by Google

des Einschubs wohl begreife), und sie stehen doch unter preußischem Oberbefehl. Entre nous soit dit, mein Neffe Günther hat mir dies im Frühling selbst gesagt, als er hier war, um seine Schwester Marie nach ihren Eltern zu geleiten, wo sie bis zum Winter bleiben wird, um für die saison zu uns zurückzukehren.

„Unser hiesiger Cirkel (der Adel und einige treue Hannoveraner) sagt mir sehr zu. Für die junge Welt ist er weniger amüsant, weil aus Mangel an Herren nicht getanzt werden kann. Unter den preußischen Officieren in Celle, die wir natürlich nicht sehen, sind einige vornehme Leute, denen man wohl ansieht, daß sie eine französische Bonne gehabt haben."

Ich schrieb meinem Onkel sogleich Alles, was er zu wissen verlangte, und machte ihn in ernsten Worten auf die mißliche Lage aufmerksam, in welche sein Sohn gerathen könnte, wenn er als preußischer Soldat in das Elternhaus und den Welfencirkel käme. Ich schloß mit dem Ausdruck meiner Genugthuung, daß Onkel Wilhelm mit mir in Verbindung getreten, trotzdem ich preußischer Officier sei und keine französische Bonne gehabt habe.

Diese Correspondenz hatte weitere Folgen, wie nachstehender Brief zeigt, den meine Cousine Marie mir vom Kehdingschen Gute schrieb:

„Lieber Ernst! Daß Du Onkel Wilhelms Frage so freundlich beantwortet hast, ermuthigt mich zu einer Bitte an Dich. Ich soll im Winter wieder nach Celle. Du glaubst nicht, wie langweilig es da ist, was man recht tief empfindet, denn man hört immer von den Bällen und Plaisirs in der anderen Gesellschaft. Deshalb will ich gern nach Oldenburg, wohin meine Freundin Hermine von Starkenrauch mich eingeladen hat. Ihren Mann hat sie auch in Oldenburg kennen gelernt. Dort tanzen die Damen der Welfenpartei mit den Officieren, die jetzt ja ebenso gut Preußen sind. Also thue mir den Gefallen, Onkel Wilhelm vorzustellen, daß es seine Pflicht ist, mich nicht wieder zu verlangen. Dann erlauben Papa und Mama, daß ich Herminens Einladung folge. Erfülle meine Bitte, aber antworte mir nicht, damit es nicht heraus kommt, daß ich Dir geschrieben habe. Hier hört man gar nichts Neues, es wird nur von der alten Zeit gesprochen und auf die Preußen gescholten. Cordula und ihren Kindern geht es gut. Sie lebt nicht ganz in Frieden mit ihrem Mann, denn dieser ist kein rechter Welfe. Jobst will nicht mehr in Frankreich bei der Legion bleiben. Gott weiß, was er thut. Günther und ich schreiben uns oft."

Eine Woche später erhielt ich auch von Günther einen Brief. Er wünschte mich in Magdeburg zu besuchen. Was ihn herführte, war Sorge

Digitized by Google

um Jobst. Er brachte sie gleich nach seiner Ankunft zur Sprache. Günther war jetzt ein durch Unglück geläuterter, gutherziger und verständiger Mensch; der brüderliche Zwist hatte mit den eitelen Ursachen, welche ihn in Hannover erzeugten, geendet. Die Sache war folgende:

Der König Georg beabsichtigte zur Wiedereroberung seines Königreichs mit dem Kaiser Napoleon einen Vertrag zu schließen, die Welfenlegion sollte an der Seite der Franzosen in Deutschland einrücken. Der bekannte Meding betrieb das Geschäft in Paris. Die französische Regierung war indeß noch nicht Willens, einen Bruch mit Preußen herbeizuführen, die Einsprache von Berlin brachte das Unternehmen in's Stocken. Die unglücklichen Hannoveraner — es sollten beinahe anderthalbtausend sein —, welche sich als Unterofficiere oder Soldaten für die Legion hatten werben lassen, erhielten keine Waffen, wurden truppweise im Innern Frankreichs vertheilt und von ihren Officieren getrennt. Diese lebten in Paris. Um den Verführten, von denen eine große Zahl zu besserer Einsicht gelangt war, zu helfen, hatte der König Wilhelm befohlen, daß diejenigen, welche sich bis zum 1. Juli 1868 entschlössen, in ihre Heimath zurückzukehren, straflos sein und unterstützt werden sollten. Diese Amnestie habe, so schrieb Jobst, Zwiespalt unter sie gebracht; Einige von ihnen und die französischen Behörden hätten den Leuten die Wahrheit vorenthalten und die Heimreise auf alle mögliche Weise hintertrieben. Jobst war noch weit entfernt, sich von dem König von Preußen amnestiren zu lassen; aber erst die Unthätigkeit in Paris, dann diese Unredlichkeit hatten ihn so heftig verdrossen, daß er von dem König Georg den Abschied erbeten, die Leute, welche er geworben, über die wahre Sachlage aufgeklärt hatte und nun wünschte, Frankreich zu verlassen. Nach Preußen konnte und wollte er nicht, und dem König Georg mochte er nicht länger „auf der Tasche liegen", wie er sich ausdrückte. Zur Abwehr feindseliger Unternehmungen hatte die preußische Regierung das Vermögen Georgs V. mit Beschlag belegt.

Wie ich mich über Günther gefreut hatte, so freute ich mich jetzt über seinen Bruder; es war doch eine gute Art darin. Und hier bemerkte ich, daß mich unbewußt Adele immer beschäftigte; denn sogleich dachte ich an Guido, der auf seinen Gütern den praktischen Jobst vielleicht nützlich beschäftigen konnte. Als ich dies äußerte, stimmte Günther freudig zu und darauf schrieb ich, weil ich nicht wußte, wo Guido war, an Friedrich nach Wien.

Günther war mit seiner Lage und seiner schönen Garnison Dresden nicht ganz zufrieden. Einige hannoversche adelige Familien hatten dort

Digitized by Google

ihren Wohnsitz genommen, und da ein Theil des sächsischen Adels ebenso exclusiv und particularistisch war, so fanden sich diese Elemente zusammen und bildeten eine antipreußische Gesellschaft, welche die hannoverschen adeligen Officiere an sich zog und in der politischen Unversöhnlichkeit festhielt. Dazu kam, daß mehrere der letzteren — es befanden sich sehr tüchtige Männer darunter — im Dienst bevorzugt wurden. Dies Alles machte böses Blut, und Günther empfand das.

Er hatte mich schon verlassen, als ich Friedrichs Antwort bekam, aus welcher ich ihm sogleich das Erforderliche mittheilte. Sie war aus Wien und lautete: „Es traf sich günstig, daß Guido noch hier war, als ich Deinen Brief erhielt. Er war gekommen um Vater zu sehen, dessen Besuch eine große Freude für mich war. Leider blieb Vater nicht lange, er mußte zurück, um bei dem Empfang des Königs von Preußen nicht zu fehlen. Ich las Guido vor, was Du über Deinen Vetter Jobst geschrieben hast. Er wünscht ihn persönlich kennen zu lernen und schlägt vor, daß er nach der böhmischen Herrschaft Neubeitzau komme, wo Guido jetzt ist und bis zum 15. October bleiben will. Ich rathe, daß Dein Vetter diese Gelegenheit benutzt und die Reise nicht lange aufschiebt. Ich freue mich auf unser Wiedersehen bei Christians Hochzeit und beabsichtige, langen Urlaub zu nehmen."

Der König Wilhelm bereiste die Elbherzogthümer bis in das nördliche Schleswig hinauf und sprach bei dieser Veranlassung in Kiel Worte, die überall großen Eindruck machten, den größten auf die Franzosen und ihre Freunde. Er betonte die schwere Verantwortung, welche ein Souverain auf sich nimmt, wenn er das Wort Krieg ausspricht, und wies auf die preußische Wehrkraft hin, die geeignet sei, den Frieden zu erhalten, weil sie keinen aufgezwungenen Kampf zu fürchten brauche. —

Auch die Kameradschaft legte mir eine ganz unerwartete Pflicht auf. Während ich selbst Mühe hatte, meine Stimmung zu beherrschen, mußte ich den größten Mißmuth von einem Anderen abwehren. Einer der Compagnie-Chefs des Majors von Stubbe war befördert worden, und seine Stelle hatte Birlach erhalten. Ich telegraphirte ihm gleich meinen Glückwunsch zu seinem Avancement. In der zweiten Hälfte des Septembers traf er ein. Ich empfing ihn auf dem Bahnhofe und hatte fast meinen Spaß an dem überraschten, noch nicht zur Fassung gelangten Ankömmling. Sein lockiges Haar schien sich zu sträuben, seine Augen bewegten sich unruhig nach rechts und links, und als ich mit ihm in den Durchgang nach der Straße, in die Kasematten unter dem Fürstenwall treten wollte, stockte

Digitized by Google

er. „Es ist kein Gefängniß," sagte ich lachend. „Nur dreist, mitten hinein in Preußen."

Die erste Zeit ging über seine Einrichtung leidlich, wenn auch mit manchem Scheltwort seinerseits, dahin. Es wurde aber schlimmer, statt besser.

„Immer neue Bekanntschaften soll man machen," klagte er. „Erst kommen die Fremden nach Cassel —"

„Ich danke für diese freundliche Bemerkung," unterbrach ich ihn. Er lachte nicht, sondern klagte weiter: „Von einem Ort zum anderen wird man versetzt —"

„Sie doch zum allerersten Male."

„Es wird wohl das letzte Mal sein. Von den Nahestehenden wird man getrennt. Nirgends warm zu werden, das gefällt mir nicht."

Solche Reden mußte ich täglich hören. —

Nun erhielt ich eine Einladung zu Christians und gleichzeitig die zu Ellerbachs Hochzeit und hatte keinen Grund, sie abzulehnen. Der Entschluß, nach Holstein zu reisen, wurde mir schwer; es war mir angenehm, daß ich nicht lange dort bleiben konnte. Christians Hochzeit sollte am 27. und die Ellerbachs am 29. Oktober stattfinden.

Vielleicht wäre ich weder zu der einen noch anderen gekommen, sondern in Magdeburg krank geworden, hätte nicht ein rascher Entschluß und ein paar der besten Menschen meine Nerven umgestimmt. Ich fühlte mich schon länger unwohl, schlief mit Träumen der Art, daß ich mich beim Erwachen über die Wirklichkeit freute. Gewöhnlich versetzten sie mich nach Hannover. Tante Balbina gab mir ein österreichisches Käppi und lachte mich aus. Oder mein ehemaliger Regimentscommandeur sagte, ich müsse wieder von unten anfangen, weil ich in Preußen Alles verlernt habe. Oder der Buchbinder holte mich mit großem Gefolge vom Bahnhofe, ließ mich hoch leben und geleitete mich nach meiner Wohnung, aber der Hofsattler stand in seiner Hausthür und ließ mich nicht hinein. Ich hatte Kopfschmerzen und muß elend ausgesehen haben, denn unser Regimentsarzt redete mich an und fragte, ob ich krank sei. Ich fühlte, daß ich mich auf andere Gedanken bringen müsse, und als ich am nächsten Sonntag in solchem Zustande früh aufwachte, entschloß ich mich schnell, nach Berlin zu fahren. Schon vor der Mittagsstunde ging ich unter den Linden spazieren.

Das großstädtische Treiben zerstreute mich. Von den Tausenden, die sich an einander vorbei drängten, kannte ich Keinen; doch unterschied ich die Fremden von den Berlinern. Letztere waren ersichtlich vertraut

Digitized by Google

mit ihrer bunten Umgebung. Sie wunderten sich über Nichts und wollten Nichts sehen als Menschen, vor Allen den König, von dem sie wußten, daß er aus dem Dom kommen werde. Vor dem Palais und weiter nach dem Lustgarten standen sie in Haufen am Rande des Trottoirs und warteten. Auch ich blieb stehen. In dem offenen Wagen, der nicht sehr rasch fuhr, beobachtete ich den König schon von Weitem. Unermüdlich dankte er für die Ehrenbezeigungen mit freundlichem Gruß nach rechts und links. Man sah ihm die einundsiebenzig Jahre nicht an. Ruhige Kraft drückte sich in seiner ganzen Erscheinung, ernstes Pflichtgefühl und herzliches Wohlwollen in seinem Gesichte aus. —

Christian war schon in Holstein und Ellerbach nach dem väterlichen Gute gefahren. So blieben nur Freimanns. Sie bewohnten in dem mäßig großen Hause mit einem der kleinen Vorgärten, welche in Berlin so schön gepflegt werden, den ersten Stock. Ein Diener in der Mitte der Dreißiger meldete mich an, und ich hörte durch die Thür gerade gegenüber: „Ach, willkommen!“ Herr Freimann streckte mir seine Hand entgegen, Frau Sophie schritt hinter ihm her und sagte: „Das ist reizend.“

Ich befand mich in einem großen, behaglichen Raum, halb Herren-, halb Damenzimmer. Dunkele Vorhänge milderten das Licht der breiten Fenster, Familienbilder hingen an den Wänden. Ein schwerer Schreibtisch mit vielen Papieren, ein hohes Repositorium mit Büchern jeden Formats und eine Chaiselongue an der einen Wand, an der entgegengesetzten Seite ein zierlicher Nähtisch, eine Commode mit Büchern in zartem Einband und noch eine Chaiselongue; in der Mitte ein großer runder Tisch, auf dem Zeitungen lagen, Lehnstühle herum. An der Eingangsseite beschäftigten sich zwei Kinder mit Spielzeug, ein Knabe an einem niedrigen Tische, ein kleineres Mädchen auf dem Teppich.

Es lag etwas ungemein Wohlthuendes in der Art, wie ich als Bekannter empfangen, ja wie ein gewohnter Freund des Hauses behandelt wurde.

„Waren Sie schon einmal hier?“ fragte Frau Sophie. Etwas überrascht antwortete ich: „Hier im Hause nicht“ und erwähnte, daß ich jetzt in Magdeburg stehe.

„Das wissen wir lange,“ erklärte Herr Freimann. „Wir fürchteten, Sie möchten uns früher aufgesucht haben. Der Portier sagte, ein Herr wäre hier gewesen, der keine Nachricht zurückgelassen hat. Wir waren mehrere Monate fort und sind erst im September wiedergekommen. In

Digitized by Google

der Schweiz waren wir mit Aurelius' zusammen, von denen wir Ihre Versetzung hörten."

„Die Hannoveraner halten eng zusammen," meinte Frau Sophie. „Einer weiß von dem Anderen, so weit sie auch zerstreut sind."

Als hierauf Herr Freimann erzählte, daß sie sich in Baden-Baden ein Rendezvous mit dem jungen Grafen Eschingen gegeben hätten, sagte sie: „In ihm ist eine Veränderung vorgegangen. Sie kennen gewiß die Ursache." Und dabei sahen ihre großen Augen mich so fest an, daß ich lachend erwiderte: „Woraus schließen Sie das?"

„In Cassel ist etwas vorgefallen. Er kam ja eben erst von Wilhelmshöhe."

„War er vergnügt?"

„Himmel hoch jauchzend, zum Tode betrübt."

„Hoffentlich hat er keine von den Casseler Damen meiner Bekanntschaft so lieb gewonnen. Sie sind alle protestantisch."

„Wird ihn das hindern?" sprach Herr Freimann in seiner lebhaften Art. „Wenn man liebt, so muß man heirathen. Man kann es gar nicht lassen."

„Und doch geht es oft nicht," entgegnete ich. Frau Sophie sah mich forschend an. Als ich nun hinzusetzte: „Wenn der Graf eine gemischte Ehe einginge, würde er sich mit seiner Mutter entzweien," rief sie aus: „Das thut er nicht."

Der Diener trat ein. Sobald die beiden Kinder ihn erblickten, ordneten sie mit seiner Hülfe ihr Spielzeug und verließen das Zimmer Frau Sophie stand auf. Ich wollte Abschied nehmen.

„Was denn?" fragte Herr Freimann. „Sind Sie versagt? — Nun, dann bleiben Sie doch."

Gern nahm ich die Einladung an, und Frau Sophie ging mit den Worten: „Der Tisch ist bald gedeckt" hinaus. Der Diener folgte ihr. Herr Freimann setzte das Gespräch fort: „Aurelius gewinne ich immer lieber, obgleich wir politisch weiter auseinander kommen. Er rückt nach rechts, ich nach links. Ein paar mal schon stimmte er für ein Compromiß mit der Regierung, während ich auf dem Rechtsboden beharrte."

„Wenn mein Zeitungsgedächtniß mich nicht täuscht, so haben Sie am Schluß des Reichstags auch für das Compromiß gestimmt, welches die Regierung vorschlug."

„Das ist richtig. In dem Falle war es Pflicht. Und wissen Sie, wer es mir erleichtert hat? Der General von Moltke, der bei dieser

Digitized by Google

Verhandlung einmal sprach; der Gedanke, den er entwickelte, daß Deutschland den Frieden in Europa dictiren werde, wenn es ganz geeint und stark gerüstet sei."

Wir wurden von dem Diener unterbrochen, der eine Frau Majorin von Hillbach anmeldete. Herr Freimann machte ein Zeichen nach der Seitenthür und sagte, als der Diener hinaus gegangen war: „Eine unglückliche Wittwe. Ich muß Sie einen Augenblick allein lassen." Dann ging er in das Zimmer nebenan.

Ich betrachtete die Bücher auf der Commode. Obenauf lagen Gustav Freytags „Soll und Haben", Scheffels „Ekkehard", Thackerays „Pendennis". Dann blätterte ich in dem, was auf dem Tische lag: „Augsburgische Allgemeine", „Vossische", „Kladderadatsch", „Revue des deux mondes". Nebenan hörte ich Nichts, bis Herr Freimann die Dame hinaus geleitete. Hierauf kam er wieder zu mir, er sah traurig aus. „Eine arme Officierswittwe!"

„Ist er 1866 gefallen?" fragte ich.

„Wäre er es doch! Dann würde besser für die Frau mit ihren sechs Kindern gesorgt. Kurz vor dem Kriege erkrankte und starb er. Ich bin Vormund."

Jetzt trat Frau Sophie ein, sie setzte sich nicht, offenbar sollte gleich die Mahlzeit angesagt werden. Statt dessen meldete der Diener den Studiosus Wemler an. Herr Freimann machte wieder das Zeichen nach der Seitenthür, schloß ein Fach seines Schreibtisches auf, nahm Papiere heraus und schritt in das Nebenzimmer.

„Nun werden wir noch warten müssen," sagte Frau Sophie, indem sie sich in den Schaukelstuhl bei ihrem Nähtisch am Fenster niederließ. „Sie wären wohl lieber in Cassel geblieben?"

„Ich war gern dort."

„Sie sind in der Gesellschaft recht vertraut gewesen, nicht wahr?" fuhr sie fort, indem sie ihren beobachtenden Blick auf mich richtete. Ich glaubte, daß mein leidendes Aussehen die gute Frau auf die Vermuthung einer unbefriedigten Herzensneigung bringe, und erwiderte, daß ich in Cassel eine angenehme Geselligkeit unbefangen genossen.

„Haben Sie eine solche in Magdeburg auch gefunden?" fragte sie mit demselben theilnehmenden Ausdruck.

Lachend antwortete ich: „Noch nicht. Aber da ich in Cassel mein Herz nicht verloren habe, in Magdeburg hat es keine Noth."

Digitized by Google

Bei dieſer Unterhaltung hörten wir Herrn Freimann laut ſprechen. Er redete ſehr lebhaft; es litt keinen Zweifel, daß er böſe war. Frau Sophie beunruhigte dies nicht. Sich auf und nieder wiegend bat ſie mich, auf den Knopf an der Wand zu drücken, um den Diener zu rufen. Ich ging nach dem Platze, wo die Kinder geſpielt hatten. Als der Diener kam, ſagte ſie: „Noch ein Couvert, Leiſter.“ Dann fragte ich, auf das Spielzeug weiſend: „Das ſind wohl Kinder von Hausgenoſſen?“

„Leiſters. Als er ſchon zehn und ſeine jetzige Frau fünf Jahre bei uns war, wollten ſie ſich heirathen. Sie konnten es auch gar nicht laſſen, wie mein Mann vorher ſagte.“

Dieſer ſchalt immer heftiger. Sie fuhr fort: „Er ſpricht mit einem jungen Mann, welcher die hieſige Univerſität beſucht und zu dem Winterſemeſter wiedergekommen iſt, dem Sohn eines Freundes in Mailand. Alſo Magdeburg iſt nicht reizend? Das habe ich immer gehört, jedoch nur von den Zugvögeln wie Sie. Die ſeßhaften Magdeburger preiſen ſich glücklich in ihrem Neſte.“

Jetzt öffnete ſich die Seitenthür, Herr Freimann und ſein Zorn wurde ſichtbar, letzterer verlor ſich aber ſchnell in der Gegenwart ſeiner Frau. Erſchrocken und verlegen folgte ein elegant gekleideter Herr mit kleinem Schnurrbart und blauen Augen. Er eilte auf die Dame des Hauſes zu und küßte ihre Hand. Sie empfing ihn mit einiger Kälte. „Soll nun das Studium beginnen?“ fragte ſie, das Wort Studium ſo betonend, daß er erröthete. Herr Freimann ſtellte ihn mir vor. Frau Sophie fuhr fort: „Nach dem letzten Briefe Ihrer Mutter erwartete ich Sie früher.“

Herr Wemler wollte ſich entſchuldigen: „In Berlin koſtet Alles viel Zeit, Wohnungen beſehen —“

„Vor acht Tagen ſtanden Sie auf dem Pferdebahnwagen nach Charlottenburg,“ unterbrach ſie ihn. „Ihre heitere Geſellſchaft war wohl Schuld, daß Sie mich nicht ſahen.“

Nunmehr gewann das Mitleid in Herrn Freimann die Oberhand, denn ſeine Frage: „Haſt Du jetzt eine Wohnung?“ klang freundlich.

„Zwiſchen zweien die Wahl,“ antwortete der Student erleichtert. „Ich will mich morgen entſcheiden.“

In dem ſogenannten Berliner Zimmer, worin wir uns zu Tiſch ſetzten, hingen auf der hellen Tapete mit goldenen Arabesken italieniſche Landſchaften in Mahagonirahmen, Aquarelle von Frau Sophie vor Jahren gemalt.

Digitized by Google

Die Unterhaltung ging weiter. Am meisten sprach Herr Freimann, Ernstes und Lustiges, Alles mit dem lebendigsten Ausdruck der Sprache und Bewegung. Von der Aufmerksamkeit, mit welcher seine Frau ihm zuhörte, waren ihre liebevollen Blicke oder ein kurzes Lachen oder ein Ausruf wie „Allerliebst!“ „Nicht möglich!“ und dergleichen beredte Zeichen. Es kam auch vor, daß sie eine Behauptung, und nach meiner Ansicht die zutreffende, aufstellte, der ihr Mann in seiner lebhaften Art widersprach. Dies kränkte sie keineswegs, anmuthig hob sie den schönen Kopf und bescheidete sich ihrem Eheherrn gegenüber schweigend.

Herr Wemler, der gescheut und gewandt war, kam bei seinem väterlichen Freunde bald wieder in bessere Gunst. Nicht so gelang es ihm mit Frau Sophie, die auch wohl einen Scherz an ihn richtete, aber fortgesetzt die Strenge durchblicken ließ, welche dem Leichtsinn heilsam sein mochte.

So saßen wir lange, bis ein neuer Besuch, wie es schien zu der besonderen Freude der Wirthe, angemeldet wurde, Herr Schulz und Frau. Wir begaben uns in die Wohnstube zurück. „Ein hiesiger Fabrikant,“ erklärte Herr Freimann auf dem Wege dahin. „Ein ganz junges Ehepaar,“ flüsterte Frau Sophie.

Nun trat eine zierliche Dame ein, eilte auf jene zu und umarmte sie. Ihr folgte ein Herr, der ebenfalls wie ein guter Bekannter herzlich bewillkommnet wurde. Er war ein hübscher Mann von etwa dreißig Jahren mit einem offenen, ehrlichen Gesicht; sie viel jünger, nicht hübsch, aber glückstrahlend und mit guten und sehr sprechenden Zügen.

Während Freimanns mit ihrer Freundin, die zuweilen fröhlich aufjauchzte, am runden Tische in einem lustigen Gespräche bei einander saßen, unterhielt Herr Schulz mich. Er war Landwehrofficier und nannte seine jetzigen Vorgesetzten. Er sprach von Magdeburg als einer regen Geschäftsstadt, die er früher oft besucht habe. Jetzt mache er die Geschäftsreisen persönlich nur nach Rußland, wo ihm ein neues Feld eröffnet war. Hierin vertiefte er sich so, daß er die lachende Stimme seiner Frau nicht hörte, als sie „Conrad!“ und nach einer kleinen Pause scherzend „Lieber Rath!“ rief. Ich machte ihn aufmerksam und nun ging er dahin. Herr Freimann dagegen stand auf und kam zu mir.

„Ist es nicht eine reizende Frau?“ sagte er.

„Nach ihrem Dialect keine Berlinerin,“ meinte ich.

„Eine Frankfurterin. Schulz ist zweimal siegreich in Frankfurt eingezogen, das erste Mal als Officier 1866, das zweite Mal als Bräutigam in diesem Sommer. Der zweite Friedensschluß war nicht leicht; ihr Vater,

Digitized by Google

stolzer Reichsstädter, wollte nicht. An den Präliminarien arbeitete ich, als Sie und ich uns kennen lernten."

„Da hat Herr Schulz sich die vollste Garantie schnell verschafft."

„Glücklich, daß er es konnte."

Es war hohe Zeit für mich, Abschied zu nehmen, um den Abendzug nach Magdeburg nicht zu versäumen. Mit einem „Auf baldiges Wiedersehen" wurde ich entlassen.

Unterwegs vergegenwärtigte ich mir alle Eindrücke, welche ich von dem Ehepaar Freimann bekommen hatte. Wie binden doch gute Menschen mit weiten, warmen Herzen Andere an sich, und wenn sie geistig hoch stehen, wie Vielen geben sie Trost und Hülfe! Ist ihnen dazu irdisches Gut in Ueberfluß zu Theil geworden, welches Glück bereitet ihnen die Menschenfreundlichkeit! In wenigen Stunden, auf einer kleinen Schaubühne hatte ich die verschiedensten Lebensbilder an mir vorüberziehen sehen und war dadurch über mich selbst hinaus gehoben. Zum zweiten Male hatten die neuen Freunde mich von einer düsteren Stimmung befreit.

15.

Eines Abends hatten sich in der „Stadt Prag" an dem Tische des Oberstlieutenants von Krelow die Stammgäste recht zahlreich eingefunden. Dazu kam ausnahmsweise der schweigsame Major eines unserer Stäbe. Diesem rief der Oberstlieutenant entgegen: „Klotzen ist hier!"

Ich erfuhr, daß der Major von Klotzen aus seiner alten Garnison Magdeburg vor einem Jahre nach Hannover versetzt worden und soeben auf Urlaub eingetroffen war. Nicht lange, und derselbe erschien.

„Petz ist wieder da!" rief der Oberstlieutenant, und sie schüttelten sich die Hände.

„Ich mußte Magdeburg 'mal wieder riechen," sprach der Angekommene und lachte dazu.

Demnächst fragte der Oberstlieutenant: „Na, wie ist es denn eigentlich in Hannover?

„Nicht übel! Wir haben es in Gang gebracht. Theater sehr gut, Restaurationen vorzüglich."

Thatsächlich war das Theater nicht mehr so ausgezeichnet, als zu hannoverscher Zeit, denn die berühmtesten Kräfte waren nach Berlin gezogen. Daß die damals eleganten Restaurants noch besser geworden, bezweifelte ich im Stillen. Der Major des Stabes sagte, sich an mich wendend: „Das müssen Sie ja bestätigen können," und der Oberstlieutenant

Digitized by Google

raunte dem Major von Klotzen in das Ohr, daß ich Hannoveraner sei. Nun rief Letzterer in lustigem Tone mir über den Tisch zu: „Aber mit Ihren schwarzen Eingeborenen kommen wir nicht zusammen."

Ich sah in fragend an.

„Wer ist das?" fragte der Artilleriemajor.

„Na!" rief der Oberstlieutenant. „Das weiß der nicht!"

„Die Wölfinnen in schwarzen Kleidern," erklärte der Major von Klotzen.

Jetzt sagte ich: „Wenn Sie die Damen meinen, Herr Major, welche um die verlorene Selbständigkeit Hannovers trauerten oder — ich weiß nicht — gar noch jetzt schwarz gekleidet gehen, so bemerke ich, daß Viele dieses Zeichen von Anhänglichkeit mit Pietät betrachten."

Die Meisten sahen mich erstaunt an, der Major von Klotzen machte eine unwillkürliche Bewegung in der Sophaecke, mein Oberstlieutenant blinzelte mich aus seinen kleinen Augen an, und der Major des Stabes nickte zustimmend. Nachdem Alle einen Augenblick geschwiegen hatten, sagte der Major von Klotzen: „Das thue ich auch."

Nun gab der Oberstlieutenant dem Gespräche eine Wendung, indem er nach den Garnisonseinrichtungen fragte, worauf Jener, der in seinem Fache vollkommen unterrichtet zu sein schien, ausführlichen und, so weit ich es beurtheilen konnte, ganz richtigen Bescheid gab. Nur daß er Manches, was lange vor 1866 bestand, so schilderte, als habe die preußische Regierung es geschaffen. Mag sein, daß er dies glaubte; denn dasselbe that er bei dem, was er weiter von seiner jetzigen Garnison rühmte. Nach seiner Darstellung hatten erst die Preußen aus Hannover den Ort gemacht, der von vielen Officieren und Beamten, besonders den bemittelten, gesucht wurde. Nach dieser Stadt versetzt zu werden, galt für ein glückliches Loos, und viele Familien, welche ihren Aufenthalt wählen konnten, zogen nach Hannover, wo in Folge aller durch die Annexion bedingten Veränderungen die Einwohnerzahl schnell wuchs. Nach dem Plane, welcher schon vor 1866 feststand, entwickelte sich eine rege Bauthätigkeit. Was hiermit zusammenhing, leitete die Verwaltung der Stadt, deren Organisation unverändert geblieben war, und worin großentheils noch dieselben Männer arbeiteten. Die anziehenden Umgebungen hatte einerseits die Natur, andererseits der hannoversche Hof geschaffen. Ich war deshalb wohl im Recht, mich über die Auffassung des Herrn zu ärgern, hielt aber an mich, bis er es gar zu arg machte, wo ich dann einige Erklärungen, ich glaube lebhafter als ich wünschte, im entgegengesetzten Sinne gab. Diese zweite

Digitized by Google

Zurechtweisung wollte er nicht dulden. Er schien heftigen Temperaments zu sein, denn was er sagte: „Sie beklagen die Annexion wohl gar?“ paßte nicht hierher.

Dies machte mich ruhig. Ich antwortete kalt: „Es hätte auch anders kommen können. Das Königreich Sachsen zeigt es,“ worauf der Oberstlieutenant sagte: „Seine Majestät weiß es am besten. Hätte ich es zu machen gehabt, ich hätte Sachsen auch annectirt.“ Der Major von Klotzen dagegen brauste auf: „Sie sind jetzt Preuße, und da müssen Sie sich freuen, daß wir gern in Hannover sind.“

„Darüber freue ich mich, Herr Major. Wir Hannoveraner haben die Opfer gern gebracht für Deutschland.“

„Ach Deutschland,“ rief er, durch mein theilweises Zugeständniß etwas besänftigt. „Preußen!“

„Wäre es nicht für Deutschland,“ erwiderte ich, ebenfalls in sanfterem Tone, „die Hannoveraner, welche ihrem alten Königshause anhingen und dennoch freudig unter Preußens Fahnen traten, hätten den Verlust nicht so leicht überwunden.“

Der schweigsame Major nickte abermals, der Oberstlieutenant aber rief mir zu: „Das ist Recht, das ist Royalismus und gefällt mir besser, als wenn Sie Ihren früheren König ganz vergessen hätten.“ Und er ließ sich mit der Erklärung: „Heute sitzen wir doch länger,“ eine zweite Flasche Wein bringen. Der Major von Klotzen that dasselbe. Jetzt kam die Reihe des Erzählens an die Magdeburger; unter vielem Lachen ging die Unterhaltung weiter, und die kleinen Störungen schienen vergessen zu sein. Wie gewöhnlich bei längerem Zusammensein wurden dann taktische Fragen erörtert. Durch die Verbesserung der Feuerwaffen waren Aenderungen in den Gefechtsformen bedingt, über welche die Ansichten noch auseinander gingen. Diese Verhandlung brachte auch den schweigsamen, scharf denkenden Major zum Sprechen, so daß der Abend besser enden zu wollen schien, als er begonnen hatte. Da brach die Abneigung, welche der, jetzt von dem Gespräch und dem Wein erregte, Oberstlieutenant gegen die Artillerie empfand und an dem Artilleriemajor auszulassen pflegte, in etwas grotesker Weise aus. Zuerst stellte er die ganz überflüssige, weil von Niemandem bestrittene Behauptung auf, daß die Preußen ihre Erfolge im letzten Kriege mehr der Infanterie, als der Artillerie verdankten; er ging noch weiter und sprach letzterer auch für die Zukunft einen erheblichen Einfluß auf die Taktik ab. Der Artilleriemajor antwortete kurz und witzig. Es gelang ihm, den Oberstlieutenant zu seiner, an diesem Tische

Digitized by Google

ſchon oft gehörten Klage zu reizen, daß die Artilleriſten immer mehr Raum auf dem Anger prätendirten und die Infanterie zum Schaden der Armee beſchränkten. Als Jener hierauf erwiderte: „Die gezogenen Kanonen ſchießen nun einmal ſo weit," ſtellte der Oberſtlieutenant das komiſche Verlangen, daß wir abſtimmen möchten, wer für, wer gegen die gezogenen Kanonen ſei, und fragte mich als Jüngſten zuerſt. Ich gab meine Stimme für die gezogenen Kanonen ab. Da rief plötzlich der Major von Klotzen: „Die haben Sie in Hannover ja auch von uns bekommen. Sehen Sie! Alles Gute haben Sie von uns; und was haben wir von den Fremden bekommen? Jar Niſcht!"

Ganz ruhig entgegnete ich: „Unter Anderen den General von Scharnhorſt und den General von Goeben" und ſtand auf, um wegzugehen.

„Nehmen Sie mich mit," ſagte der ſchweigſame Major und erhob ſich, indem er den Major von Klotzen anredete: „Viele unſerer ausgezeichnetſten Männer ſind keine geborene Preußen, Hardenberg Hannoveraner, Stein, Blücher, Gneiſenau, Moltke."

Wir Beiden ſagten gute Nacht und gingen hinaus.

Mitternacht war nahe, die Straße leer. Der Major ſchwieg und deshalb auch ich, bis an die Ecke, wo unſere Wege ſich trennten. Da blieb er ſtehen, reichte mir die Hand und ſagte: „Der nächſte Krieg wird Sie vollkommen mit uns verſchmelzen; dann wird das Ziel, dem Sie die Opfer brachten, hoffentlich erreicht. Schlafen Sie recht wohl!"

Zufrieden kam ich nach Hauſe. Dieſer kluge und ehrenfeſte Mann hatte ſich meiner angenommen, auch der Oberſtlieutenaut in ſeiner Weiſe mir beigeſtanden und der Major von Klotzen, der übrigens recht gut ſein mochte, ſeine Zurechtweiſung erhalten.

Am anderen Mittage verſammelten ſich die Officiere zur Garniſonparole auf dem Domplatz. Als der General, bei welchem der ſchweigſame Major commandirt war, den Platz betrat und an dem Officiercorps entlang ging, redete er mich an und ſprach freundlich einige gleichgültige Worte mit mir. Dies war ungewöhnlich und konnte immerhin für eine Auszeichnung gelten, die ich nicht anders zu erklären vermochte, als daß ſein Major ihm vom geſtrigen Abend erzählt und meine Rolle dabei ihn intereſſirt hatte. Der Major von Klotzen ſtattete ſeine Meldungen ab und kam, als der Dienſt beendet war, zu mir. Er gab mir die Hand und fragte: „Gut geſchlafen?"

„Vortrefflich."

„Ich nicht. Man ſchwatzt an ſolchem Abend zu viel."

Digitized by Google

„Ich nicht," erwiderte ich. Er aber sagte so freundlich, als die Kopfschmerzen, welche man ihm ansah, gestatteten: „Wir kommen wohl noch öfter zusammen."

Dies war nicht bald zu erwarten, denn meine Abreise zu den Hochzeiten stand bevor.

Ich verließ den Domplatz mit Birlach, der mir erzählte, daß ein Hauptmann seines Regiments, welcher in der Garnison beliebt und nahe zum Major heran war, um seinen Abschied gebeten habe, weil man ihm eröffnet hatte, daß er nicht befördert werde. Wir sahen ein, daß der Dienst dies nöthig machte, der Hauptmann eignete sich nicht zum Stabsofficier. Er war ein Ehrenmann und sehr zu beklagen, denn er hatte eine Frau mit einer Schaar unversorgter Kinder, und das kleine Capital, was er und seine Braut vor Jahren, als er ein junger Lieutenant war, zusammenbrachten, trotz größter Sparsamkeit verbraucht. Seine Kenntnisse und Begabung waren gering; auf welche Anstellung, die er haben mußte, um seine Familie zu ernähren, konnte er rechnen?

Diesen traurigen Fall besprechend, gingen wir den Breiten Weg hinunter und waren vor dem Laden eines Modewaarenhändlers angekommen, als aus der Thür desselben eine junge Dame trat, welche in der Hand und unter dem Arm Packete trug, von denen eines zu unseren Füßen fiel. Wir bückten uns, es aufzunehmen; Birlach ergriff es und reichte es ihr. Dabei sahen die Beiden sich an, sie dankte, erröthete und ging fort. Wir schritten weiter. „Ei, war das ein schönes Mädchen! Kennen Sie sie?" sagte Birlach.

„Ich weiß nicht, wer sie ist."

„Ein liebliches Gesicht, und wie natürlich sie dankte!"

„Das haben Sie von Magdeburg wohl nicht erwartet?"

„In der That nicht." Er hatte sich noch mehrere Male nach ihr umgesehen, und von dem unglücklichen Hauptmann war nicht mehr die Rede.

Ich mußte aber an Frose denken, dem es ebenso ergehen konnte. Als ich ihn am folgenden Tage allein traf, machte ich ihn auf die Gefahr, „an der Majorsecke zu scheitern," aufmerksam, welcher er ausgesetzt sei, wenn seine Gedanken so wenig wie in der letzten Zeit bei dem Dienste seien. Er besaß mehr Fähigkeiten als die Meisten von uns, aber die Einzelheiten des Dienstes langweilten ihn, und in dichterischer Zerstreutheit erfüllte er nicht immer die Forderungen seiner Stelle. Er dankte für meine kameradschaftliche Offenheit, gab mir in der Sache Recht, befürchtete indeß, daß es ihm, selbst mit meiner Hülfe, nicht gelingen werde, sich die erforderliche

Digitized by Google

Dressur anzueignen. Und hierin hat er leider Recht gehabt. Ich erlebte noch in Magdeburg auch bei ihm jene Katastrophe. Dieser Fall war jedoch nicht so betrübend, denn Frose war ein alleinstehender Mann, ohne Existenzsorgen und mit Geistesgaben, deren Ausbildung er nunmehr ungestörter versuchen konnte.

Nicht früher als zwei Tage vor Christians Hochzeit trat ich die Reise an, zu welcher ich mich hätte freuen sollen, weil sie mich zu meinen Eltern führte, zu dem theueren, verehrungswürdigen Vater, der inzwischen krank gewesen, zu meiner sorgenden Mutter, deren beständiger Gedanke ich war. Sie erwarteten mich sehnsüchtig, und dennoch fürchtete ich mich vor den nächsten zwei Tagen und wurde unterwegs um so beklommener, je näher ich dem Gute kam. Wie würde ich Adele finden? War sie ausgesöhnt mit ihrem Entschluß, Guidos Frau zu werden? Wie bald mochte *ihre* Hochzeit sein! Vielleicht war Guido angekommen, vielleicht sollte bei der bevorstehenden Familienfeier die Verlobung ausgesprochen werden, ich mußte Zeuge seines Glückes sein, selbst Glück wünschen. — Gegen Fräulein Hatfried konnte ich nicht mehr so unbefangen sein, und wie sollte ich meiner Mutter Ermahnungen, mich zu verheirathen, mündlich abweisen? Es war nur gut, daß keine ruhige Stunde zu erwarten, Jeder von dem Feste in Anspruch genommen war.

Erst am späten Morgen des Tages vor der Hochzeit kam ich bei meinen Eltern an. Ich bildete mir ein, daß meine Mutter mich noch inniger umarme, als die lange Trennung es erklärte; daß Mathilde Hatfried mir schüchtern begegne. Sie hatte die Trauer abgelegt, das farbige Kleid paßte besser zu ihrem natürlichen Frohsinn, sie sah sehr gut aus. Das machte mich noch unsicherer, und ich mußte, um mich zu sammeln, in die klaren Augen meines vollkommen genesenen Vaters blicken, die verständnißvoll und zuversichtlich auf mir ruhten. Der Bruder des Barons war mit Friedrich gekommen, Guido nicht, und mein Vater vermied, von Letzterem zu sprechen. Das beruhigte mich etwas.

Wir blieben nicht lange allein, denn Christian und Friedrich kamen. „Ich wollte Dich sehen," sagte dieser, nachdem er die Meinigen begrüßt hatte, „und Christian wurde die Zeit lang. Er hat keine anderen Gedanken, als an Bertha."

„O doch!" widersprach der Bruder und legte seinen Arm um mich, gerade so wie Wichard, an den er mich immer erinnerte, bei lebhaftem Empfinden zu thun pflegte.

Digitized by Google

Am Abend sollten sich alle Hochzeitsgäste auf Eichborns Gute versammeln, nach Mittag fuhren wir dahin. Fräulein Hatfried und ich theilten den Rücksitz unseres Wagens. Wenn sie hinaus oder vor sich nieder sah und Vater mit mir im Gespräch war, ruhten meiner Mutter liebevolle Augen oft verstohlen auf ihr und mir. Bei unserer Ankunft waren die meisten Gäste schon da, auch Barons und der alte Capitän mit Frau Charlotte. Als ich meinen Eltern und Fräulein Hatfried in den reichgeschmückten, glänzend erleuchteten Empfangssaal folgte, entdeckte ich in der zahlreichen Gesellschaft Adele sogleich. Die Begrüßung der Freunde und zunächst stehenden Bekannten, die Vorstellung bei den vornehmsten Fremden folgte, und ich kam nicht dazu, mich ihr zu nähern; denn als ich die mir entgegengestreckte Hand des Capitäns gedrückt hatte, nahm der Bruder des Barons, jetzt pensionirter Feldmarschall-Lieutenant, mich in Beschlag. Er hatte 1866 noch gedient, aber auf einem entlegenen Posten, so daß er zur Theilnahme an dem Kriege nicht gelangt war. Deshalb und weil ich nicht gegen Oesterreich gefochten, vielmehr bei dessen Verbündeten gestanden hatte, mochte er mit mir ein Gespräch über den letzten Krieg beginnen, welches mich länger, als ich wünschte, festhielt. Zwei Lieutenants von Christians Regiment, die zu der Hochzeit gekommen waren, harrten in unserer Nähe der Gelegenheit, sich mit mir bekannt zu machen; aber der alte Soldat ließ mich nicht los.

Da trat Adele heran, reichte mir ihre Hand und sagte: „Ich muß zu Ihnen kommen, Ernst, damit wir uns begrüßen!“ Das Blut stieg mir in den Kopf, und sie erröthete auch.

„Schau, Mädel,“ sagte lachend ihr Onkel, „ich hab' die Schuld.“

Jetzt näherten sich die beiden Lieutenants, nannten ihre Namen, und mein Gespräch mit dem Feldmarschall-Lieutenant, aber auch mit Adele hatte ein Ende; denn als ich ihr nachgehen wollte, befand sie sich schon mitten unter Berthas Freundinnen.

Ich suchte den Capitän auf. Ich hätte so gern ein andeutendes Wort über Guidos und Adelens Verhältniß gehört, und von Niemandem als von ihm konnte ich es erwarten. Ich fand ihn bald; er schien aber nach einer Unterredung mit mir nicht zu verlangen, blieb vielmehr bei den alten Herren stehen, mit denen er sprach, und benutzte, da ich mich beharrlich zu ihnen gesellte, eine Pause zu nichts Anderem, als einer Frage nach meinem Pferde Jonny.

Nun begannen allerlei Polterabend-Spiele, die in ernster und lustiger Weise den Bund priesen, welcher morgen geschlossen werden sollte. Jeder

Digitized by Google

nahm an dem Glück des Brautpaars und der beiden lange befreundeten Familien Theil, die sich verwandtschaftlich noch inniger vereinigten. Man hörte fröhliches Gelächter und sah die Freude auf allen Gesichtern. Auch auf Adelens. Daß sie sich verändert hatte, erkannte ich, je mehr ich sie sah, um so sicherer. Nichts Gezwungenes lag in der Art, wie sie sich gab. Ihre edelen Züge waren wärmer, ihre Bewegungen leichter. Mehrere Male redete sie mich an, zutraulicher, mit harmlosen Worten; und einmal, als wir allein standen, sagte sie: „Alle sind vergnügt, und doch empfinden die Eltern und wir, Ernst, wie Vieles wir verloren haben!“ Ich nahm mich zusammen und sah sie mitfühlend an. Unsere Augen begegneten sich. In den ihrigen war nichts mehr von Unruhe. Wehmüthig, herzlich blickten sie in die meinigen. Dann schlug sie sie nieder, doch nur, um sie gleich wieder zu erheben und mich zu fragen: „Haben Sie schon Alfreds Hochzeitsgeschenk gesehen?“ So natürlich diese Frage war, es durchzuckte mich, als sie Alfreds Namen nannte. Ich sagte — ich weiß nicht, mit welchem Ausdruck — „Nein“ und sie ging voran in ein anderes Zimmer, wo die Fülle der Geschenke von Vielen betrachtet wurde. Da standen zwei schöne Vasen, ähnlich wie der Capitän und Frau Charlotte sie zu ihrer Hochzeit bekommen hatten, auf der einen das Schloß, von meiner Eltern Hause, auf der anderen Letzteres vom Schlosse aus gesehen. Welche Erinnerungen wurden hierdurch in mir wach gerufen. Und nicht minder in Adele. „Der Capitän hat sie nach Alfreds Angaben besorgt,“ sagte sie und sah mich fragend an.

„Nach denen, welche er besitzt,“ setzte ich zagend hinzu.

„Damals waren wir Alle beisammen bis auf Friedrich. Hat der sich nicht auch sehr geändert?“ sprach sie kaum vernehmbar.

Ein Arm legte sich in den meinigen, meine Mutter stand neben mir und zog mich zärtlich an sich. Auf ihrem, wie auf meines Vaters Gesicht lag trotz der freudigen Theilnahme an diesem Feste der Schatten der traurigen Erinnerung. Und so war es auch bei dem Baron und der Baronin, welche inmitten des jetzigen Glückes Wichards und Clotildens gedachten.

Als die Gesellschaft, von welcher die Meisten in dem großen Herrenhause übernachteten, sich getrennt und ich das mir angewiesene Zimmer erreicht hatte, gab ich mich ganz den Gedanken an Adele hin. Sie war eine Andere geworden, zur Klarheit gelangt. Welches war die Ursache dieses glücklicheren Zustandes? Hatte die Ungewißheit aufgehört und schlug ihr Herz ruhiger, weil sie Guido angehörte? Oder bestand die Absicht dieser

Digitized by Google

Verbindung nicht mehr? War Adele wieder frei? Das zu glauben, erfüllte mich mit thörichtem Jubel; aber ach! gleich mit neuem Gram. Denn nun wendete sie ihre Gefühle vielleicht wieder Alfred zu und hoffte auf seine Rückkehr, um noch einmal und nur bitterer den Schmerz seines Verschmähens zu erfahren. —

Am anderen Morgen zu früher Stunde wurde leise an meine Thür geklopft, und als ich öffnete, trat Friedrich ein. „Ich dachte wohl, daß Du auch nicht mehr schliefest," so fing er an. „Was hat Christian für eine Unruhe! Noch eine Stunde hat er geschwatzt, ehe er mich schlafen ließ, und heute sprach er mich aus dem Bette heraus, ehe es hell war. Nun ist er hinaus gelaufen. Er sagte, er müsse ins Freie. Nein, wie der verliebt ist!"

„Glücklich, daß er am Ziel ist!"

„Ja, das sage ich auch, Ernst. Es mag wahrhaftig schön sein!"

„Ich danke Dir nochmals, daß Du Dich für meinen Vetter Jobst interessirt hast. Weißt Du Näheres von ihm?"

„Nichts."

„Er ist in Neubeitzau geblieben. Ich glaubte, Guido würde von ihm gesprochen haben."

„Ich habe Guido nicht wiedergesehen," sagte er — ich täuschte mich nicht — etwas verlegen. „In Neubeitzau ist Dein Vetter an seinem Platze. Er ist ein Mann für unsere Böhmen, hart, aber nicht bös."

Weiter sprachen wir von Jobst und auch von Guido nicht. Friedrich erzählte von seiner Beschäftigung in Wien, von welcher er das Unerfreuliche um des Lehrreichen willen ertrage und in der er eine längere Erholung verdient habe. Er hatte Urlaub bis nach Neujahr, fühlte sich sehr glücklich in seiner Heimath und wollte die ganze Zeit bei seinen Eltern bleiben, nur auf der Rückreise Christian in der neuen Häuslichkeit besuchen.

Als einige Stunden später die feierliche Handlung in der Dorfkirche stattgefunden hatte, versammelte der große Saal des Herrenhauses die Gesellschaft zum Hochzeitsmahle. Mir war Fräulein Hatfried zugetheilt, auf deren anderer Seite Friedrich saß, und mir gegenüber hatte Adele zwischen den beiden Lieutenants von Christians Regiment ihren Platz. Wie war sie schön! Die größere Ruhe in den Zügen, das frischere Roth der Wangen, ein freundliches Lächeln, wenn ihre Nachbaren etwas Artiges sagten, und dabei der edele Stolz, das Selbstgefühl in ihrer Erscheinung, machten sie ungemein reizend. Zuweilen blickte sie mich aufmerksam an,

Digitized by Google

und einigemal wandten sich ihre Augen von mir nach Fräulein Hatfried, welche Friedrich mit seinem munteren Gespräche festzuhalten verstand.

Als die Tafel aufgehoben war, lud die Musik die junge Welt zum Tanz in den Nebensaal. Adele eröffnete den Reigen mit dem Herrn, welcher sie zu Tisch geführt hatte. Meine Dame nahm Friedrich in genialer Verwechselung für sich. Lachend erzählte ich dies meiner Mutter. Sie sah mich besorgt an, dann ergriff sie meine Hand und sagte, fast ängstlich: „Du kommst doch Weihnachten, geliebter Sohn?“

Sie hatte recht geahnt, die Kürze dieses Besuchs als ein Zeichen genommen, daß ich das Fest lieber gemieden hätte; aber in diesem Augenblicke dachte ich anders. „Das ist meine Absicht,“ antwortete ich, „und dann laß uns recht glücklich zusammen sein, liebe Mutter!“

„Ach gewiß, Ernst! Wir sind es ja, wenn Du es bist.“

Da ich sie nun durch allerlei Scherze zu erheitern suchte, beachtete ich die Tanzpause nicht, in der ich Fräulein Hatfried um den nächsten Tanz bitten wollte. Als ich zu ihr gelangte, war sie schon engagirt. Da sah ich den alten Capitän in einer Fensternische, wo er mir nicht entwischen konnte, allein stehen. Ich wollte von ihm erfahren, was er von Adele und Guido wußte, stellte mich vor ihn, sah ihn lustig an und that die Frage, welche ihn an unser letztes Gespräch über diesen Gegenstand erinnern mußte: „Ist die Straße durch den Dalwald fertig?“

„Beinah. Wenn Sie länger hier sind, will ich Sie dahin fahren. Ich höre, Sie sind nicht so gern in Magdeburg, wie in Cassel. Ich kenne beide Städte nicht, bin aber der Meinung, daß es in manchem Betracht nützlich ist, oft den Wohnort zu wechseln.“ Und nun entwickelte er seine Gründe hierfür in fließender Rede, welche erst unterbrochen wurde, als er Adele, die ich nicht kommen sah, in unserer Nähe erblickte. „Sind Sie etwa mit Adele engagirt? Sie scheint zu warten.“

Ich wandte mich zu ihr. „Tanzen Sie nicht?“ fragte ich, und schon hatte ich sie im Arm und tanzte mit ihr dahin. Wie war ich glücklich in diesem Augenblick, und wie munter sprachen wir mit einander, so lange der Tanz währte!

Jetzt wurde es mir schwer, Abschied zu nehmen. Das Fest war noch weit von seinem Ende, als ich nach der nahen Eisenbahn fuhr, um den Abendzug nach Hamburg zu benutzen. Am anderen Morgen war ich in Cassel.

Ich weiß nicht, ob es meine allerletzten Erlebnisse waren, welche mir — ohne rechten Grund — wie ein neuer Abschnitt meines Lebens erschienen;

Digitized by Google

oder ob die Qualen des letzten Vierteljahrs in meiner Empfindung eine größere Zeitausdehnung einnahmen, es kam mir vor, als sei ich lange von Cassel fort und werde Vieles verändert finden. Dem war nicht so. Auch das frühere Wohlwollen erwies man mir zu meiner großen Freude.

Norgarts empfingen mich mit derselben Herzlichkeit. Bei ihnen fiel mir ein, was Frau Sophie Freimann vom Grafen Eschingen gesagt hatte. „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" sah auch Fräulein Olly aus. Daß ihr Bruder gekommen war, verstand sich von selbst. Er war unzufrieden, weil Ellerbachs ihm die Tochter noch nicht geben wollten, und vermuthete, daß sie seine Absicht, den Dienst zu verlassen, ernstlich übel genommen hatten und ihn noch länger auf die Probe stellen wollten.

Die Hochzeit war prächtig, feierlich und auch sehr fröhlich, die Zahl der Gäste groß. Nur einige der strengen Particularisten fehlten.

Die Braut war die stolze, etwas kalte Schönheit, als welche sie mir immer erschien, und Zweifel stiegen in mir auf, ob der gewandte Cavalier, der sie heimführte, in der Ehe ihr Herr sein werde. Jetzt war Ellerbach so glücklich, wie Menschen es sein können.

16.

Es war ein dunkeler Herbsttag, an dem ich nach Magdeburg zurückkehrte. Die gefärbten Blätter sanken von den Bäumen, im Nebel lag die Landschaft. Und nach der unfreundlichen Fahrt begrüßte mich in der reizlosen Stadt kein liebes Gesicht; kein ermunterndes Willkommen wartete meiner in der einsamen Wohnung. Dennoch war ich zufrieden, beinah glücklich. So fest hafteten die lieblichen Eindrücke, so hell leuchtete Adelens unerwartete Heiterkeit in mir. Vergeblich rief meine Vernunft: Was hast du davon? Sie war freundlich gegen dich, wie gegen die Anderen. Ueber das Nachdenken siegte die Neigung, in der schönen Erinnerung, in einer thörichten Hoffnung zu schwelgen. Die Wirklichkeit, die mich umgab, erschien mir jetzt in besserem Licht, und war nicht Alles rosig, so vertröstete ich mich, daß ich in einigen Wochen Adele wieder sehen würde.

Gegen Birlach war ich duldsamer. Je mehr er seine neuen Dienstgeschäfte übersah, je weniger er seine Gedanken darauf zu concentriren brauchte, um so unleidlicher wurde er in dem vertraulichen Umgange mit mir. Er suchte förmlich nach einem Gegenstande, auf den er schelten konnte. Heute war es ein Vorgesetzter. „Er sieht mit seinem runden Kopf und gestutzten Schnurrbart wie ein musterhafter Feldwebel aus. Anzug tadellos, Körperhaltung stramm, Bildung wenig."

Digitized by Google

„Er gilt für einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann."

„Er wird wohl nicht gröber sein, als gestattet ist, und für seine Untergebenen sorgen, wie es die Instruction verlangt, Alles nach dem Buchstaben."

„Es ist sehr viel, wenn Jemand in seinem Berufe keinen Fehler macht und seine Pflicht unausgesetzt erfüllt," erwiderte ich.

Ein günstiger Umstand war das schlechte Wetter und die winterliche Jahreszeit, in welcher Birlach nicht hinaus verlangte, so daß er jetzt wenigstens nicht auch die Cassseler Gegend entbehrte. Dennoch wuchs seine Melancholie, welcher ich, ob scherzhaft oder ernst, ohne Erfolg entgegentrat. Er kostete mich einen großen Theil meiner freien Stunden. Seine Lustigkeit und Gesprächigkeit waren dahin, sogar sein Klagen nahm ab, er hatte Heimweh. An jedem Sonntag ging er zu einem Gottesdienst, „Die Kirchen sind leer. Materielles Volk, die Magdeburger! Ich halt' es nicht aus. Ich nehme meinen Abschied." Dies schien fest zu stehen. Indeß war es viel leichter, aus dem Militärdienst zu scheiden, als einen anderen nützlichen Platz zu bekommen. Er überlegte, was er thun könne, und wollte während des Weihnachtsurlaubes mit seinem Vater sprechen. Die Zeit bis dahin konnte ich zu dem Versuche benutzen, die Freude, welche er trotz seiner Sonderbarkeiten am Soldatenstande hatte, zu beleben.

Ihn zu erheitern wurde mir schwerer, als Nachrichten von Haus meine beglückenden Phantasien zerstörten und mich des helfenden Humors beraubten. Einige Briefe meiner Mutter hatten unbestimmte Besorgnisse enthalten, um deren Erklärung ich bat. Dann folgten Andeutungen, daß meine Eltern mit Fräulein Hatfried eine Reise antreten möchten und nicht wüßten, wohin sie sich im Winter wenden sollten. Auf weiteres Drängen erfuhr ich, daß Friedrich sich um Mathilde auffallend bemühe. Sie weiche ihm aus, er wisse sie doch zu finden, und trotzdem sie niemals mehr als höflich gegen ihn sei, wachse seine Leidenschaft. „Deshalb müssen wir sie entfernen," schrieb meine Mutter. „Wir vertreten Elternstelle an dem lieben, verwaisten Kinde, welches, wie einst Clotilde, uns durch Nichts als die unlenkbare Wahl des Herzens Sorge macht. Wie glücklich könnten wir sein, wenn Clotilde Alfred geliebt hätte!"

Nachdem diese Begebenheit die Vorfreude auf Weihnachten getrübt hatte, schwand die Aussicht, Adele bald zu sehen, durch folgenden Brief dahin: „Barons sind nach Schwerin gefahren, um dort mit den Verwandten den ganzen Winter zu verleben, der glänzend werden wird, weil es der erste nach der Wiederverheirathung des Großherzogs ist. Sie haben sich rasch entschlossen. Friedrich war liebenswürdig und sehr traurig, als er

Digitized by Google

uns Adieu sagte. Mathilde benahm sich vortrefflich, sie läßt Keinen in ihr Herz sehen. Wäre es möglich, so hätte ich sie jetzt noch lieber. Ich glaube, daß Barons Friedrichs wegen das Gut so schnell verlassen haben; nach Schwerin wären sie aber doch wohl gegangen, weil das Verhältniß mit Guido ganz abgebrochen zu sein scheint und der Winter dann für Adele hier wirklich sehr einsam wäre. Ob ihr die Feste am großherzoglichen Hofe besser gefallen? — Ich freue mich nun innig auf Weihnachten, geliebter Sohn, und zähle die Tage bis dahin."

Wie meine Seele vorher gejubelt hatte, so gerieth sie jetzt außer sich. Beides ohne triftigen Grund. Daß Barons den vierundzwanzigjährigen, genialen Friedrich in einer, vielleicht vorübergehenden, Herzensneigung nicht dahin stürmen lassen wollten, daß der Tochter Zukunft ihnen am Herzen lag, war das nicht Recht? Und mußte ich es Ihnen nicht danken, daß sie wegreisten, was sonst meine Eltern gethan hätten? Wurde an eine Verbindung mit Guido nicht mehr gedacht, so war ja eingetroffen, was ich wünschte. Wahrscheinlich war unter den mecklenburgischen Herren manch' anderer Freier, aber auf Adelens Entscheidung kam es an. Und besser, das Leben in Schwerin zerstreute sie, als daß sie in der Stille des Landes ihre Gedanken wieder auf Alfred richtete. Dies alles hätte ich mir gleich sagen, meiner Eltern Liebe mir vergegenwärtigen sollen, statt in eine Qual der Zweifel und blinden Eifersucht zu gerathen, die immer größer wurde, bis sie mich selbst erschreckte und beschämte.

Birlach beruhigte sich in der Vorstellung, daß sein Aufenthalt in Magdeburg nicht lange dauern werde, und da er sich keinen Vorwurf machen lassen, vielmehr als ehemals kurhessischer Officier im besten Lichte erscheinen wollte, so fuhr er fort, seine Dienstpflichten mit der pünktlichsten Genauigkeit zu erfüllen. Seine Antrittsvisiten dehnte er nicht weiter aus, als die Schicklichkeit durchaus verlangte, und nicht einmal so weit. Denn er sollte einem Jugendbekannten seines Vaters, dem in Magdeburg sehr angesehenen Commerzienrath Parke, Grüße bringen und hatte dies von einer Woche zur anderen verschoben. Erst jetzt sprach er davon. Nun scheute er sich, das zu lange Versäumte auszuführen. Mein Schelten und Erinnern half nicht mehr, als daß er versprach, den Besuch zu machen, ehe er nach Cassel fahre.

Des Abends kam er gewöhnlich zu mir, und in den freien Mittagsstunden wanderte er gern durch die Straßen. Er hatte noch keine Stadt größer und lebhafter als Cassel genau kennen gelernt. Ich schlug ihm vor, daß wir einmal nach Berlin führen; dies lehnte er ab. Nur was

Digitized by Google

am Wege lag, interessirte ihn in seinem verdrießlichen Zustande, und dabei hatte er immer zu tadeln. Das geschäftliche Treiben, welches sich in den Straßen drängte, betrachtete er gern und schalt in demselben Augenblick den Kaufmannsstand philisterhaft. Und so mit Allem und am unrechten Orte. Von der Wahl eines künftigen Berufs war er noch weit entfernt.

„Wenn Sie als Civilist eine befriedigende Stellung erreichen wollen, so müssen Sie mit der größten Energie arbeiten," sagte ich einmal.

„Dazu bin ich zu alt," erwiderte er. Seine Kenntnisse gingen in keinem anderen Fache als dem militärischen über das Maß eines gebildeten Mannes hinaus.

„Dann werden Sie von Ihrer kleinen Pension und dem Gelde Ihres Vaters eine nutzlose Existenz führen."

„Das nicht," meinte er. „In Cassel findet sich wohl etwas."

Nun begegneten wir eines Mittags auf dem Breiten Weg einem älteren Herrn in Begleitung eines Regimentskameraden Birlachs. Als wir einige Schritte vorbei waren, rief Letzterer Birlachs Namen; wir blieben stehen, und die Beiden kamen zu uns. Der Herr in Civil, ein Mann mit grauem Haar, lebhaften Augen und durcharbeitetem Gesicht, redete Birlach an: „Aus Cassel, wie ich höre. Ihr bin der Commerzienrath Parke."

„Ach!" sagte Birlach verlegen und mehr höflich, als erfreut. „Mein Vater hat mir Grüße an Sie aufgetragen. Ich bin noch nicht —"

„Ihr Besuch wird mir angenehm sein. Ich hörte gern bald recht viel von Ihrem Herrn Vater. Leider bin ich verhindert, Sie zu begleiten." Und seinen Hut lüftend, ging er mit dem Anderen weiter.

„Sie müssen gleich morgen hingehen," verlangte ich jetzt.

„Nun ja, ich werde es thun," versprach er mürrisch.

Am folgenden Abend hörte ich in meiner Stube, daß Jemand die Treppe hinauf stürzte. Das ist Birlach nicht, dachte ich; denn er hatte in Magdeburg einen müden Gang angenommen. Auch das Anklopfen war stürmischer. Und dennoch war er es, der eintrat. Ich mußte erst das Licht meiner Lampe auf ihn richten, um mich hiervon zu überzeugen. Auch sein Gesicht war anders. Es war kein Zweifel, daß irgend eine erfreuliche Begebenheit ihn umgestimmt hatte.

„Nun?" rief ich überrascht aus.

Jetzt besann er sich; denn während er sich dem Sopha zuwandte, hatte er einen grämlichen Ausdruck angenommen und mit den Worten: „Scheußliches Wetter, dichter Nebel," setzte er sich.

Digitized by Google

„Was die Engländer fog nennen, Todtschießwetter," warf ich hin und blickte ihn mitleidig an.

„Beziehen Sie das auf mich?" sprach er verwundert. „Sehe ich schlecht aus?"

„Sie sehen immer leidlich gut aus, Birlach; dennoch bezog ich es auf Sie, auf Ihre verzweifelte Lage. Als verabschiedeter Officier nicht zu wissen, was man thun soll, ist zum Todtschießen."

„So weit bin ich noch nicht," murrte er, und eine Pause entstand. Ich legte die Bücher zusammen, mit denen ich mich beschäftigt hatte.

„Ich habe heute einen angenehmen Eindruck gehabt," fing er wieder an. „Ich war bei Parkes."

„Das freut mich. So nehmen Sie doch einen angenehmen Eindruck mit, wenn Sie Magdeburg auf immer verlassen."

„Ach!" stieß er unwillig aus. Dann sagte er: „Wirklich ein charmantes Haus! Und denken Sie sich, die Tochter ist die Dame, der ich das Packet aufnahm. Erinnern Sie sich?"

„O ja. Sie haben also die Familie kennen gelernt?"

„Ei freilich. Die Mutter, einen Sohn, der im Geschäft seines Vaters ist —"

„Auch ein philisterhafter Kaufmann."

„Wie so?" fragte er beinah zornig.

„Sie nannten ja den Kaufmannsstand philisterhaft."

„Die Kaufmannsstadt habe ich vielleicht gemeint. Ich kann ja selbst noch Kaufmann werden."

Ich blieb immer ernsthaft. „Das ist nicht leicht in Ihren Jahren."

„Meinen Sie, ich wäre zu alt? Ich bin jünger als Sie."

„Sie sagten ja vor einigen Tagen selbst, Sie wären zu alt, um sich in ein neues Fach energisch einzuarbeiten. Doch kommen Sie mit geringerer Anstrengung in zwei, drei Jahren wohl so weit, daß sie einem Cigarrenladen wie hier im Hause vorstehen können."

Empört rief er: „Nehmen Sie es mir nicht übel, das fällt mir gar nicht ein."

Ich zuckte die Achseln und trug die Bücher an ihren Platz. Das Schweigen dauerte länger, bis er es unterbrach: „Ich meine den großen Handel."

„Dazu gehört viel, sehr viel, Birlach. Mein Freund Alfred hat manches Jahr, in die Nächte hinein, lebende Sprachen und Handelswissen-

Digitized by Google

schaften studirt. Aber wollen Sie es versuchen? Soll ich Alfred schreiben, ob er Sie in Zanzibar gebrauchen kann?"

Er fuhr in die Höhe. „In Zanzibar?"

„Es ist etwas weit von Cassel," sagte ich ruhig.

„Sie treiben heute Ihren Scherz mit mir," entgegnete er und setzte sich wieder. „Nehmen Sie Vernunft an. Außer dem Sohne ist nur noch die Tochter da."

„Wo?"

„Hören Sie doch endlich auf. Ich habe noch niemals ein so liebliches Mädchen gesehen, wie Fräulein Luise Parke."

„Oh! Führen Sie mich in dem Hause ein."

Er hielt mit der Antwort zurück. „Schickt sich das gleich? Wenn ich erst näher bekannt bin."

„Das werden Sie schwerlich; denn in der kommenden Woche reisen Sie ab. Von Cassel aus wollen Sie um Ihren Abschied bitten."

„Es findet sich wohl noch eine Gelegenheit." — Er wußte nicht, was er sagen sollte, stand auf und ging weg.

Er hatte sich also etwas verliebt. In seiner Vaterstadt war er kühlen Herzens geblieben, mit den jungen Casselerinnen stand er auf brüderlichem Fuße und die dorthin gekommenen fremden Damen hatte er, innerlich particularistisch, ich möchte sagen als nicht ebenbürtig angesehen. Nun führte der schalkhafte Amor ihm in dem verabscheuten Magdeburg die preußische Kaufmannstochter zu.

Als er durch eine Einladungskarte des Commerzienraths zu einem Diner am 23. erfreut wurde, verschob er seine auf diesen Tag festgesetzte Abreise auf den andern Morgen. Ich neckte ihn nicht wieder, sah vielmehr der glücklichen Wandlung schweigend zu; und da er auch in der schlechtesten Stimmung die Vorsicht beobachtet hatte, mit Niemand sonst über die Pläne, an welche er jetzt nicht mehr dachte, zu sprechen, so bemerkten die Kameraden keine Veränderung an ihm, als die, daß er besserer Laune war.

Am Abend des 23. wollte ich nach Holstein abreisen. Er kam von dem sechsstündigen Diner nach dem Bahnhofe, um mir Adieu zu sagen. Er hatte neben Fräulein Parke gesessen und war äußerst vergnügt. Alles war ungemein schön gewesen, zahlreiche Gesellschaft, ein General, ein Oberst, ein Herr von der Regierung und einer von dem Appellgericht, einige Commerzienräthe und andere Herren mit ihren Damen.

„Wann kommen Sie wieder?" fragte ich.

Digitized by Google

Er sah mich sehr komisch an. „Am 2.," antwortete er kurz.

Weil ich hierauf nicht weiter eingehen wollte, so sagte ich, mich in der ungemüthlichen, dumpfen Kasematte, die als Wartezimmer diente, umsehend: „Abscheulicher Bahnhof!"

„Ei warum? Er liegt doch sehr günstig; unmittelbar an der Stadt und dem Fluß, viel zweckmäßiger als der Cassseler."

Bevor er Luise Parke kannte, gehörte in seinen Ergüssen der Bahnhof zu den tadelnswerthesten Gegenständen des garstigen Magdeburgs. Ich that, als ob ich dies vergessen hätte, und stimmte seiner Bemerkung über den Cassseler Bahnhof mit den Worten zu: „Ja, der liegt an der verkehrten Stelle."

„Oben auf der Höhe! Der Kurfürst wollte es, der wollte die ganze Eisenbahn nicht. Nein! Ich muß doch sagen, dergleichen kommt in Preußen nirgends vor."

Auch dieses Zugeständniß hätte er vor Kurzem nicht gemacht.

Nun fuhr ich mit dem Vorsatz, meinen Urlaub den Eltern so wohlthuend wie möglich zu machen, nach dem Gute, welchem diesmal der lieblichste Reiz für mich fehlte. Das Schloß war leer, bis auf die Wohnung des Capitäns jedes Fenster verhängt. Meiner Eltern Haus dagegen hatte mehr Gäste aufgenommen: Fräulein Hatfrieds Brüder, den jungen Arzt Carl und den Rechtscandidaten Theodor, hübsche und angenehme Männer, welchen das Glück, bei der Schwester zu sein, aus den Augen leuchtete. Letztere war gegen mich natürlicher als das vorige Mal, oder ich glaubte dies, weil ich selbst unbefangener war.

Meine gute Mutter konnte die Freude an dem Weihnachtsfeste nicht wieder gewinnen, wollte dasselbe aber doch heiter gestalten und trieb allerlei Heimlichkeiten unten im Saal, worin morgen, am ersten Festtag, beschеert werden sollte. Auch trug sie mit Mathildens Hülfe alsbald die Geschenke herbei, welche für den Kantor und andere Gutseingesessene, Groß und Klein, bestimmt waren, damit wir sie einpacken hülfen und die Packete rechtzeitig zum heiligen Abend nach den Häusern getragen würden. Ein großer Nußknacker mit rothem, goldbesetztem Rock und großem schwarzem Schnurrbart brachte das Gespräch auf die schöne Weihnachtsgeschichte vom Nußknacker und Mausekönig, mit der meine Mutter manchesmal mir und Clotilde die Zeit vertrieben hatte, wenn wir vor Ungeduld den Eintritt in den Lichtersaal kaum mehr erwarten konnten. Die Brüder Hatfried kannten die Geschichte, ihre Schwester nicht, und als diese sie zu lesen wünschte, sagte Vater: „Ich habe die Serapions-Brüder, aber wo?" Da

Digitized by Google

freute sich meine Mutter, ich wußte nicht weshalb, und wiederholte lachend „Ja, wo?“ Vater war nämlich noch immer nicht dazu gekommen, seine ansehnliche Bibliothek wieder zur bequemen Benutzung aufzustellen. Mit dem, was er oft gebrauchte, war das eine, mit dem Neuen das andere Repositorium in seinem Arbeitszimmer gefüllt, das Meiste aber seit dem Auszuge aus dem Stader Hause in den Kisten geblieben, und oft mußte ein Buch, welches wir besaßen, aus der Bibliothek des Barons geholt werden.

Am ersten Festtage kam der Pastor mit seiner Familie, der Capitän mit Frau Charlotte zu uns, und als es Abend geworden, warteten wir in Vaters Arbeitszimmer, bis meine Mutter uns in den anstoßenden Saal rief, wo sie die Tannenbäume und Geschenke geordnet hatte. Mir fiel die Veränderung in diesem Raume sofort auf: Die Bilder an den Wänden hatten schönen, neuen Bücher-Repositorien Platz machen müssen, die sämmtlich leer und für meinen Vater bestimmt waren. Er dachte, wie immer, an sich zuletzt und sah nicht gleich, wie zweckmäßig meine Mutter ihn beschenkt hatte; dann aber freute er sich herzlich. Es leuchtete ihm und Jedem ein, daß der Saal als Bibliothek die beste Verwendung finde, und er nahm meinen Vorschlag, daß wir die Bücher alsbald aufstellen wollten, mit Vergnügen an.

Am ersten Morgen nach dem Feste wurden die Kisten in den Saal getragen, und mein Vater und ich begannen das Ordnen der Bibliothek. Er hatte den allgemeinen Vertheilungsplan bereits entworfen, die Anordnung und Raumverhältnisse, wie sie in Stade waren, noch genau im Gedächtniß und bezeichnete, neben den Büchern sitzend und sie mir einhändigend, Repositorium und Fach, wohin ich sie stellen sollte. Zuerst ging dies rasch von statten. Es waren die Genossen seiner Berufsarbeiten, die juristischen Werke, an welche er nur mit Wehmuth denken konnte und von denen er sich, sobald er sie in die Hand genommen, gewaltsam losriß, indem er sie mir schnell reichte. Als andere Wissenschaften an die Reihe kamen, gewann die Freude, die alten Bekannten wiederzusehen, die Oberhand. Oft rief er: „Sieh', sieh'!“ oder „Da ist es!“ Er schlug das eine und andere Buch auf, legte dieses und jenes zur Seite, um es mit in seine Stube zu nehmen, machte Bemerkungen über den Schriftsteller, den Inhalt oder die damalige Zeit und wurde so gesprächig, daß wir nur langsam vorwärts kamen. Nach mehreren Stunden hatten erst einige hundert von den beinah viertausend Bänden, welche im Hause waren, einen vorläufigen Platz erhalten, weshalb mein Vater das ihn erfreuende Ge-

Digitized by Google

schäft an den folgenden Tagen doch etwas schneller gehen ließ. Die Brüder Hatfried boten ihren Beistand an, wir zogen aber vor, unter uns zu bleiben und die jungen Männer bei der Schwester zu lassen. Meine Mutter dagegen leistete uns oft Gesellschaft.

Noch einmal, als wir an die Schriften über die hannoversche Geschichte gelangten, konnte mein Vater, ein genauer Kenner der Letzteren und des vielfach gespaltenen und wieder zusammengewachsenen Geschlechts der Braunschweig-Lüneburgischen Fürsten, kein Ende finden. Jedes der größeren Werke veranlaßte ihn zu einer längeren Erörterung. Da war zuerst ein Foliant aus dem sechszehnten Jahrhundert: „Braunschweigische und Lüneburgische Chronika" von Bünting. Dann folgten, mit dem Namen des seligen Großvaters versehen, Spittlers „Geschichte des Fürstenthums Hannover", Feders „Sophie, Kurfürstin von Hannover", Eichhorns „Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen von 449 bis 1055". Was Vater selbst angeschafft hatte, war, wie er sagte, sehr vollzählig. Das Letzte war Sicharts „Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee. Erster Band. Von 1631 bis 1705. Hannover. Hahnsche Hofbuchhandlung 1866. Seiner Majestät dem Könige Georg V., dem ritterlichen Welfenfürsten in tiefster Ehrfurcht gewidmet vom Verfasser"; mit einer Vorrede vom Januar 1866.

Als gegen das Ende meines Urlaubs alle Bücher aufgestellt waren, freute mein Vater sich des gethanen Werkes und sagte: „Nun fehlt nur Eines."

„Ein Katalog."

„Da hast Du Recht. Ich meinte freilich etwas Anderes. Wenn Du die Sammlung fortsetzest, wird eine hübsche Bibliothek daraus. Doch wer bekommt sie nach Dir?"

Da rief meine Mutter: „Ja, wenn wir das noch erlebten!"

Lachend umarmte ich sie. „Böse Mutter, das möchtest Du erleben?"

Vater wollte den Gegenstand nicht weiter verfolgen und kam auf meinen Gedanken zurück. „Ein Katalog ist wünschenswerth, aber nicht so schnell zu machen."

„Laß uns nur anfangen. Wir setzen es fort jedesmal, wenn ich komme."

Die obige Thätigkeit war die Ursache, daß ich nicht mit dem alten Capitän nach dem Dalwald fuhr, wie er bei Christians Hochzeit in Aussicht gestellt hatte. Aber eines Nachmittags, als ich ihn allein zu Hause traf, brachte er das Gespräch auf Adele. „Ihr ist ein Stein vom Herzen, seitdem die Sache mit Guido vorbei ist."

Digitized by Google

„Bitte, erzählen Sie! Meine Mutter schrieb mir so etwas."

„Ich zweifele nicht daran. Des Barons Reise nach Wien hatte keinen andern Zweck. Guidos Briefe an ihn werden immer zaghafter geklungen haben, Landesgesetze standen ihm nicht mehr im Wege, aber die clericalen Verwandten. Hohe Prälaten, Vettern und Basen haben ihn in ein irdisches Fegefeuer genommen. Aus der ersten Ehe hat er nur eine Tochter. Seine Besitzungen einem protestantischen Erben hinterlassen — welcher Gedanke! Da ist er schwankend geworden, und als der Baron dies merkte und Adele darüber statt Trauer Freude zeigte, ist er hingereist und hat sich mit Guido freundlich auseinander gesetzt. Auf Christians Hochzeit war ich dessen noch nicht sicher, jetzt bin ich es. Und nun wollen wir kein Wort mehr davon sprechen."

Er schwieg und ich auch. Um endlich die Stille zu unterbrechen, fragte ich: „War Friedrich in Fräulein Hatfried wirklich verliebt?"

„Bis über die Ohren!" antwortete er lachend. „Hierin ist er wie Christian, der war es auch gleich. Und wie der selige Wichard. — Aber Mathilde hat ihn nicht nahe kommen lassen. Ein Prachtmädchen! Wenn Gott mir das Leben läßt, hoffe ich noch zu sehen, daß sie glücklich wird. Nein, Friedrich! Nicht allein bei Tage, auch in der Nacht schlich er um ihr Haus herum. Tolle Schwärmerei! Doch nun erzählen Sie mir, wie weit ist die Verbesserung des Zündnadelgewehrs fortgeschritten? So viel ich aus den Zeitungen ersehen habe, glaubt man, damit das Chassepotgewehr einzuholen. Wir werden uns doch nicht überrumpeln lassen?"

Je heiterer ich nun mit meinen Eltern war, um so freier fühlte Mathilde Hatfried sich. Ihre Brüder trugen ebenfalls dazu bei, daß uns Allen die Tage angenehm verflossen. Als wir uns trennen mußten, sagte meine Mutter: „Das war eine schöne Zeit!"

17.

In Magdeburg kam jetzt die Jahreszeit, welche dem Oberstlieutenant von Krelow am wenigsten gefiel, der Carneval mit seinen Abendgesellschaften. Jede Familie gab „ihre Gesellschaft". Der Oberstlieutenant hatte sich jedoch auf den Fuß gesetzt, daß er außer Diners, die freilich in den reichen Magdeburger Stadthäusern viele Stunden dauerten, nur die Gesellschaften der höchsten Spitzen und seines Regiments besuchte.

Birlach hatte die Visiten nachgeholt, die zu machen er früher versäumte, und nahm jede Einladung mit Vergnügen an. Eines Mittags, als wir in den Gasthof zum Essen gehen wollten, wartete im Eingange der

Digitized by Google

Lohndiener Wiemüller, um hier mehrere Einladungskarten abzugeben. „Von Beskaus," sagte Birlach. „Zum Thee und Abendessen. Werde die Ehre haben. Wird getanzt?" — „Da wohl nicht möglich," antwortete lächelnd Herr Wiemüller.

Wenn man in die engen Magdeburger Wohnungen kam, auf den schmalen und kurzen Corridor, wo die geschäftigen Lohndiener und die Ankommenden sich gegenseitig Platz machen mußten; dann in die kleinen Stuben trat, wo der Herr und die Frau des Hauses ihre Gäste mit gebührender Feierlichkeit empfingen und die vornehmsten Damen nach dem Sitze geleiteten, der ihrem Range zukam — eine sehr wichtige Sache —, so hatte man gleich den Eindruck, daß diese Familie ihre Gesellschaft als eine Haupt- und Staats-Action auffaßte. Die Räume waren auf das Schönste ausgeputzt, wohl erhaltene Bilderbücher und Albums aufgekramt, an die kahlen Wände der für das Fest geleerten Schlafzimmer einige Bilder gehängt, in einem derselben Spieltische, im anderen — man sah es vom Corridor, wenn die Lohndiener aus- und eingingen — die für das Abendessen fertig gedeckten Tische nicht allein neben, sondern auch über einander aufgestellt.

Birlach trat mit freudig erwartungsvollem Ausdruck ein, machte seine Complimente, schritt zierlich über die langen Schleppen der Damen hinweg, sagte der schönen Regierungsräthin Holzlin, welche in allen Häusern bekannt war, einige Artigkeiten, schob sich — mit wachsendem Mißmuth — von Stube zu Stube, bis er, niedergeschlagen, weil er Fräulein Parke nicht fand, in dem letzten Zimmer ankam. Gewöhnlich fand er sie nicht, denn aus ihrem Kreise kamen unsere Einladungen selten. Deshalb war seine Stimmung wie Aprilwetter, im Allgemeinen unangenehm, aber wechselnd; heiter — leider nicht oft — wenn er die Dame seines Herzens gesehen hatte, unsicher, wenn er ihr zu begegnen hoffte, höchst schlecht, wenn hierzu keine Aussicht war. In solchem Falle konnte sich seine übele Laune wie ehedem über Preußen ergießen, wogegen bei gutem Wetter Alles vortrefflich war. Dann hieß es: „Wären Sie doch bei Poppenstoppels bekannt! Da war es hübsch gestern Abend." Oder: „Nicht wahr, eine nette Straße, in der ich wohne?" Und wenn sein Himmel grau war: „Das war wieder ein Commißthee. Sind erst Alle da, so weiß man ganz genau, wo man bei Tisch sitzen wird. Immer nach der Anciennetät. Nein, ist das eine Gesellschaft!" Oder: „Wonach riecht es heute in meiner Straße? Jeder Tag ein anderer Geruch!" Und dergleichen mehr. Ich schwieg still; denn stimmte ich zu oder widersprach

Digitized by Google

ich, so wurde es nur schlimmer, und daß ich ihn neckte, wollte er nicht mehr leiden.

Für mich hatten die Gesellschaften nicht das gleiche Interesse. Eine war wie die andere, und was man darin lernte: die hauptsächliche Beachtung der Rangstufen, so zu sagen den Staatsdienst auch da, wo die schönere Hälfte im höchsten Staat war, ging mich in meiner untergeordneten Stellung wenig an. Eine Gesellschaft, wie ich sie aus Hannover gewohnt war und auch in Cassel gefunden hatte, das anmuthige Zusammenkommen befreundeter Menschen zum gefälligen Austausch der Gedanken und Kenntnisse — war sie überhaupt noch zu finden oder hatte die rollende Zeit sie, wie manches andere Schöne, weg genommen?

Eine briefliche Anfrage des Herrn August Freimann, ob ich am Sonntage bei ihm in Berlin essen wolle, Aurelius' kämen, war mir wie der Ruf von der Oase dem Wanderer in der Wüste. Der Morgenzug brachte mich hinüber. Zuerst besuchte ich Christian und seine Bertha, die mich jubelnd empfingen und Alles lachend im hellsten Freudenscheine sahen. Sie wären ebenso glücklich in einem Dorfe, wie in der großen Stadt gewesen, und verlangten nicht nach Vergnügen außer ihrem Hause.

Dann fuhr ich zu Ellerbachs, die in einer der vornehmsten Straßen wohnten. Eine Equipage hielt vor dem Hause, ein reich galonnirter Diener meldete mich an und in der prächtig eingerichteten Wohnung kam Ellerbach mir entgegen: „Willkommen! Bitte, treten Sie ein. Meine Frau freut sich, Sie zu sehen. Sie finden die Gräfin Somiza bei ihr."

Frau Julia begrüßte mich in einem aus Herzlichkeit und Zurückhaltung gemischten Tone und stellte mich der jungen Gräfin Somiza vor, die sich gleich darauf erhob, um wegzugehen. „Also am Domerstag, nicht wahr?" sagte sie. „Um sechs Uhr. Sie finden nur Möllendorffs, Winterfelds und den Prinzen Victor." Und weiter gehend: „Wer stellt Sie Ihrer Majestät vor?"

„Die Gräfin Limow will die Güte haben."

Ellerbach begleitete den Besuch hinaus, Frau Julia lud mich ein, Platz zu nehmen.

„Haben Sie gute Nachrichten von Ihren Eltern?" fragte ich.

„Recht gute; sie klagen nur über die Einsamkeit. Seit Wochen hatten mein Mann und ich die Absicht, für einige Tage nach Cassel zu fahren; wir kamen aber nicht dazu. Irgend etwas hält uns hier immer fest, und nun können wir vor Schluß der Saison nicht daran denken."

Ellerbach trat mit einem blassen jungen Herrn ein, dem seine Frau

Digitized by Google

die Hand reichte und den er mir als Baron von Güldenberger nannte. „Also ganz gesund?“ redete sie diesen an.

Während der Baron sich für ihre Theilnahme bedankte, erfuhr ich von Ellerbach, daß sein Freund bei einer Parforcejagd gestürzt und verletzt war. Frau Julia sprach weiter: „Ihre Schwester wird mit mir und Frau von Wildern verkaufen.“

„Leonie kündigte es mir glückstrahlend an, und ich freue mich, daß sie unter Ihrem Schutze steht.“

„Ein Bazar,“ erklärte Ellerbach, um mich ins Gespräch zu ziehen.

„Wissen Sie Neues von Norgart?“ fragte in ihn.

„Er war Weihnachten bei meinen Eltern und auf der Rückreise ein paar Stunden hier. Er wünscht natürlich zu heirathen. Mein Vater kommt bald zum Herrenhause, dann werde ich auch ein wenig drängen.“

Als ich Abschied nehmen wollte, bat Frau Julia: „Können Sie nicht bleiben? — Wie schade! Das wäre so hübsch gewesen. Heute sind wir zu Tisch einmal allein.“

Etwas zu früh kam ich nach Freimanns Hause. In anderen Fällen wartete ich draußen, bis die rechte Zeit war. Hier fühlte ich mich schon so heimisch, daß ich gleich die Treppe hinauf stieg. Leister öffnete die Thüren, Herr Freimann stand von seinem Schreibtisch auf, Frau Sophie war nicht da. „Schön, daß Sie gekommen sind,“ sagte er. „Es war vielleicht der einzige Sonntag, an dem Aurelius hier ist. In der Regel fährt er am Sonnabend nach Hannover. Als er in der vorigen Woche zum Abgeordnetenhause kam, brachte er seine Frau mit, die nicht lange hier bleibt.“

Ich bedankte mich, daß er an mich gedacht hatte.

Nun trat Frau Sophie ein, ihr Mann setzte sich wieder an den Schreibtisch und siegelte einen Brief, während sie sprach: „August wollte Ihnen die Fahrt nicht zumuthen; ich glaubte aber, Sie kämen gern.“

„Das glaubte ich auch, sonst hätte ich Sie nicht eingeladen,“ erklärte er.

Aurelius' kamen und wir freuten uns des Wiedersehens; Herr Freimann wandte sich an sie: „Bockholt ißt mit uns.“

„Wer?“ fragte Aurelius erstaunt. „Der Welfe?“

„Sophie und ich trafen ihn hier vor dem Hause, als wir ausgingen.“

„Wolte er Sie besuchen?“

„Er wollte und wollte nicht,“ antwortete Frau Sophie. Ihr Mann widersprach: „Ach was! Er wollte.“

Digitized by Google

„Nein, er war unsicher," behauptete sie.

Aurelius rief lachend: „Er hat keine Ahnung, in welche Mördergrube er geräth."

„Was bringt ihn nach Berlin?" fragte ich. „Er ist doch nicht im Landtage."

„Wahrscheinlich holt er sich von Windthorst Rath für die Welfenzeitung," meinte Aurelius und setzte scherzend hinzu: „Dann hätten Sie doch auch Windthorst als Hannoveraner einladen sollen, Freimann."

„Kinder, Kinder!" klagte Frau Sophie. „Wie wird das gehen!"

Wieder öffnete Leister die Thür. Ein kleiner, elegant gekleideter Herr mit spärlichem Haupthaar, glatt rasirten Backen und Lippen und einem Henri-quatre erschien, machte der Frau des Hauses eine Verbeugung und nahm die ihm entgegengereichte Hand des Wirthes, Beides mit unsicherer Haltung.

„Willkommen!" redete der Letztere ihn an. „Sie kennen meine Freunde, Landsleute. — Nicht?"

„Habe nicht die Ehre," sagte der Fremde mit einer dünnen Stimme, wobei sein Gesicht so steif wurde, als wäre es aus Holz geschnitzt. Meine Uniform übersah er ganz und Aurelius erkennend, drehte er den Hals in seinem Kragen, als wenn ihn etwas peinige.

Herr Freimann nannte hierauf unsere Namen.

„Wollen Sie sich Berlin auch einmal ansehen?" begann Aurelius, als habe er, wie es wirklich der Fall war, einen Bekannten vor sich.

„Ich bin gekommen, um einige meiner Parteigenossen zu sprechen, die zufällig hier sind," war die Antwort, welche der Welfe in die Luft richtete, gleichsam als sei kein Mensch um ihn, und womit er die Vertretung Hannovers in dem preußischen Landtage als eine vorübergehende Zufälligkeit bezeichnen wollte.

„Zufällig, das heißt im Landtage," entgegnete Aurelius trocken.

Die Thüren des Eßzimmers wurden geöffnet, Herr Freimann führte Frau Aurelius zu Tisch und Frau Sophie sagte, indem sie an Herrn von Bockholts Seite trat: „Es freut mich, daß wir Ihnen gestern zufällig begegnet sind", und als der in eine ganz unerwünschte Gesellschaft gerathene Gast ihr verlegen den Arm reichte, fragte sie, weiter gehend, in ihrer niedlichen Weise: „Oder wollten Sie uns wirklich besuchen?"

Zuerst führten Freimanns und Aurelius das Tischgespräch fast ausschließlich. Herr von Bockholt sagte nur das Unvermeidliche, außer einigen freundlichen Worten, welche er den Wirthen mehrere Male unaufgefordert

Digitized by Google

gönnte. Er schien auch den Zahllosen anzugehören, welche Herrn Freimann auf die eine oder andere Weise verpflichtet wurden. Das mochte vor Jahren geschehen sein, als noch Frieden zwischen Herrn von Bockholt und Preußen und er noch nicht welfischer Zeitungsschreiber, sondern ein lustiger Assessor war. Seiner anderen Tischnachbarin, Frau Aurelius, erwies er durch gelegentliche Bewegungen die schicklichen, freilich stummen Höflichkeiten. Aurelius beachtete er so wenig wie möglich und mich gar nicht. Das war der Zustand während der ersten Gänge. Allmälig machten ihn die ausgezeichneten Leistungen von Küche und Keller gesprächig, und da nun Aurelius in der gemüthlichsten Weise die Unterhaltung erst auf die allgemeine Politik, dann auf die jetzige Verfassung des preußischen Staates lenkte, rief er laut: „Die ist für uns gar nicht vorhanden, wir erkennen sie nicht an!“

„Wir? Wen meinen Sie damit?“ fragte Aurelius.

„Meine Parteifreunde.“

„Windthorst auch?“

„Ihn zu allererst!“ antwortete er mit einem unwillkürlichen Neigen des Hauptes, als wolle er den abwesenden Chef ehren.

„Der hat ja als Abgeordneter die Verfassung beschworen.“

„Er mußte es, um unserer Sache willen,“ erwiderte Jener mit Eifer.

„Mit anderen Worten: Der Zweck heiligt die Mittel,“ warf Aurelius hin.

„Ich mag Windthorst eigentlich gern leiden,“ sagte jetzt Herr Freimann. „Er ist ein angenehmer Gesellschafter —“

„Hat er Sie auch gefangen?“ fragte Aurelius.

„Das hat er wirklich. Aber wenn er ein Jesuit ist, so hänge ich ihn auf. Wahrhaftig, ich thue es.“

Wir lachten fröhlich.

„In Ihnen sind Optimist und Pessimist wie siamesische Zwillinge zusammengewachsen, Freimann,“ sagte Aurelius, wobei Frau Sophie eine allerliebste bestätigende Kopfbewegung machte. Dann wandte er sich wieder an Herrn von Bockholt: „Ihre ungenannten Rathgeber gehen frei aus. Sie dagegen und die anderen Herren in Hannover, die mit Ihnen arbeiten und den Namen hergeben, müssen die strafbaren Zeitungsartikel mit Criminaluntersuchung und Arrest büßen.“

„Das erleiden wir gern,“ entgegnete selbstzufrieden der Welfe, der sich nach dem Weingenuß in seinem Fanatismus glücklich fühlte. „Die funfzehn Jahre halten wir aus.“

„Wie so?“ fragte Herr Freimann.

Digitized by Google

„Bis 1884," antwortete er mit größter Bestimmtheit. „Dann besteigt unser angestammter König seinen Thron wieder."

„O, das habe ich noch nicht gewußt!" rief Aurelius aus. „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Es ist gewiß, die großen historischen Katastrophen folgen sich von 18 zu 18 Jahren: 1812, 1830, 1848, 1866. Also 1884."

„Die Rechnung ist richtig," sprach Aurelius. Wir lachten. Herr von Bockholt verharrte in feierlichem Ernst und sah uns zuversichtlich an. Frau Sophie wollte als höfliche Wirthin nicht lachen und fragte statt dessen: „Sie haben wohl das Jahr 1866 auch prophezeit?"

„Wer hätte Das vorhersehen können!" antwortete er, traurig vor sich niederblickend. Während hierauf Herr Freimann gutmüthig rief: „Ja, schnell kam es, das ist wahr!" flüsterte Aurelius mir in's Ohr: „Wir sahen es kommen."

Als nun eine Pause trüber Erinnerungen eintreten wollte, hatte Frau Sophie einen zierlichen Witz bei der Hand und ihr Mann brachte mit einer lustigen Geschichte die heitere Stimmung zurück, welche bis zum Ende des Mahles andauerte. Bald nachher empfahl sich Herr von Bockholt, weil er noch eine Conferenz mit seinen Freunden in dem Hôtel de Russie habe, und leider konnte auch ich nicht länger bleiben. —

In Magdeburg fand ich eine Einladung von dem Regierungsrath Holzlin und Frau zu „Thee und Tanz im Casino" für die nächste Woche vor. Frau Regierungsräthin Holzlin, eine schöne Gestalt mit hübschem Kopf, sehr lebens- und tanzlustig, weniger gescheut, aber gut, fehlte seit mehreren Jahren in keiner Gesellschaft, und es war ein Herkommen geworden, daß auch diejenigen, welche ihre Visiten einschränken wollten, dieser Dame einen Besuch machten. So hatten Holzlins viele Verpflichtungen und um diese mit einem Schlage abzumachen, gaben sie ihre Gesellschaft in dem für Subscriptionsbälle, Concerte und dergleichen bestimmten Locale. Sie hatten dieselbe, wie man zu wissen glaubte, in diesem Jahre auf einen Tag gleich nach dem Berliner Ordensfeste angesetzt, um damit die Verleihung des Ordens zu feiern, welchen der Regierungsrath erwartete.

Trotzdem diese Hoffnung getäuscht wurde, empfingen beide Holzlins ihre Gäste mit den liebenswürdigsten Mienen, auch den Commerzienrath Parke, welcher mit dem Rothen Adler-Orden vierter Classe decorirt worden war und, diesen Schmuck an der Brust, seine durch letzteren mitbeglückte Frau am Arm, von der Tochter gefolgt, eintrat. Letztere blickte bescheiden und fröhlich in die Welt, noch etwas unsicher, denn es war ihr „erster

Digitized by Google

Winter.“ Der Commerzienrath hatte alsbald viele Gratulationen entgegenzunehmen. Die Commerzienräthin sah ich hier zum ersten Male und ließ mich ihr, sobald es anging, vorstellen.

Der Tanz begann, und als alle Gäste erschienen und begrüßt, die nicht tanzenden Damen an den Wänden placirt waren, tanzte auch Frau Holzlin. Nur mit Infanteristen. Artilleristen und Ingenieure galten in der gesellschaftlichen Welt nicht für ganz so viel, wie die Infanteristen, und diese weniger als Cavalleristen. Letztere kamen jedoch, weil die Garnison keine Cavallerie hatte, gewöhnlich nicht in Vergleich.

Der Regierungsrath Holzlin hatte für die vornehmsten Herren Spieltische arrangirt und dann in dem Bureau des Gastwirths seine Listen nach den wirklich erschienenen Personen nochmals controlirt, um die Plätze definitiv zu bestimmen, welche die Herrschaften an den, später für das Abendessen aufzustellenden Tischen haben mußten. Dies war in einer aus Civil und Militär gemischten Gesellschaft keine leichte Aufgabe. Der Regierungsrath Holzlin hatte zwar die Rangordnung fleißig studirt, wußte aber doch nicht immer, was Rechtens sei, und suchte bei anderen Kundigen Rath; denn Verstöße gegen die würdige Reihenfolge konnten die gute Laune bei Tafel mehr stören, als wenn Personen, die sich nicht leiden mochten, neben einander gesetzt wurden. Der Regierungsrath hatte endlich diese Pflichten erfüllt und konnte in die Clubzimmer gehen, wo die nicht tanzenden und nicht Karten spielenden Herren, Cigarren rauchend sich unterhielten.

Im Tanzsaal war neben der Hauptmannin Lamey, einer guten Frau von gebildetem Herzen und Geiste, ein Platz leer. Ich ging dahin und setzte mich zu ihr. „Tanzen Sie nicht?“ fragte sie.

„Es sind genug jüngere Tänzer da.“

„Sie unterhalten die älteren Damen, das ist liebenswürdig; und gehen auch nicht hinunter zum Rauchen. Ich finde, daß Letzteres eine häßliche Sitte ist.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht.“

„Mein Mann ist es auch und thut es doch. Helfen Sie mir, es ihm abzugewöhnen.“

„Ich will es versuchen. Wie geht es Ihrer Frau Schwester?“

Diese war mir bekannt geworden, eine liebenswürdige Frau, Wittwe eines im letzten Kriege gefallenen Officiers.

„Sie befindet sich wohl, kann sich aber noch immer nicht entschließen, in große Gesellschaften zu gehen. Sie braucht es ja auch nicht mehr. Nicht einmal zu uns will sie in nächster Woche kommen. — Sie dürfen

Digitized by Google

wir erwarten, nicht wahr? Trotzdem ich weder Wiemüller, noch die Kochfrau habe, ohne die keine Gesellschaft für voll gilt. Ich hatte sie schon engagirt, da wollte unsere Frau Generalin sie haben."

„Können wir nicht auch einen Bund, wie gegen das Rauchen, gegen Lohndiener und Kochfrauen machen?"

„Wir würden schwerlich Erfolg haben."

Jetzt näherte sich die Oberstin Rauschenberg, eine sehr corpulente Dame, welche mit ihrem Manne erst kürzlich nach Magdeburg gekommen war. Wir standen auf, sie nahm meinen Platz ein und wandte sich an die Hauptmannin: „Ich wollte gern recht viel von Ihrer Schwester hören. In Stettin waren wir sehr befreundet. Der Tod ihres Mannes, so ruhmvoll er war, hat mir unendlich weh gethan."

Frau Lamey theilte ihr ungefähr dasselbe mit, was sie mir erzählt hatte.

„Ich habe die Arme nicht besucht," sagte hierauf die Oberstin. „Ich scheue mich, ich mag sie nicht so betrüben. Mein Mann stand hinter ihrem Manne, nicht unmittelbar, Weghauer war noch dazwischen. Aber der mußte abgehen, das war ja vorherzusehen. Also Ihr Schwager, wenn er noch lebte, wäre auch Oberst. Deshalb ist es für Ihre liebe Schwester gar zu traurig. —"

„Sie begegnen ihr doch, Frau Oberstin."

„Nun, bereiten Sie sie vor. Ach, es ist gar zu traurig. Ich sehe ihre Excellenz dort ziemlich allein, es ist ein guter Moment." Sie stand auf, nickte gnädig und schritt auf die Excellenz zu.

Während eines anderen Tanzes unterhielt ich mich mit der Commerzienräthin Parke.

„Für kleine Tanzgesellschaften ist der Saal recht hübsch," sagte sie. „Bei den Casino-Bällen muß es sehr eng sein."

„Besuchen Sie die nicht, gnädige Frau?"

„Wir kommen nur zu einigen Privatgesellschaften hierher. Wir haben zu viel. Unser Logenhaus haben Sie wohl noch nicht gesehen?"

Ich mußte dies verneinen.

„Das schönste Local in Magdeburg! Viele und große Räume, vortrefflich eingerichtet und ausgestattet, wirklich sehr schön. Wir haben große Feste darin, auch Concerte, die besten in Magdeburg. Wir lassen die ersten Künstler aus Berlin kommen. — Unser Theater scheinen Sie nicht zu besuchen, ich habe Sie dort noch nicht gesehen."

Ich mußte gestehen, daß ich dies bis jetzt versäumt habe; daß ich zwar wisse, das Theater liege am Breiten Wege, aber nicht wo.

Digitized by Google

„Man kann es von Außen nicht erkennen. Der Eingang ist häßlich, das Innere gar nicht hübsch und die Truppe im Großen und Ganzen schlecht. Aber wir haben unsere Plätze und gehen hin, wenn wir sonst nicht aus sind. Ich liebe den Theaterbesuch und wir bauen ein neues, wenn die Stadt erweitert ist. Sie wissen, daß die Festungswerke weiter hinausgebaut werden? Dann wird die Stadt sich prächtig ausdehnen. Der Oberbürgermeister sagt, in sechs Jahren müsse alles fertig sein. Sie werden es also noch in Magdeburg erleben."

Die gesprächige Frau hatte keine Ahnung, wie sehr ihre letzte Vermuthung mich erschreckte. Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht. Wahrscheinlich war es. Sechs Jahre in Magdeburg! Ob dieser Schrecken mir anzusehen war und sie geneigt machte, mir etwas Angenehmes zu sagen — denn gutmüthig war sie — sie fuhr fort: „Mit Ihrem Theater in Hannover werden wir uns freilich nicht messen können. Das ist sehr schön."

„Sie sind also in Hannover bekannt?"

„Vor Jahren, als mein Mann noch Geschäftsreisen machte, nahm er mich oft mit, besonders nach Hannover, und dann war ich an jedem Abend im Theater. Kennen Sie dort Herrn Hausmann?"

„Der die Bildergallerie und Kupferstichsammlung hatte?"

„Davon weiß ich Nichts — Sie kamen ja wohl aus Hannover zu uns?"

„Das nicht. Aus Cassel."

„O! Dann kennen Sie vielleicht Birlachs. Ach ja, mein Mann sagte mir, Sie wären ihm mit dem Hauptmann Birlach begegnet."

„Ganz recht, und seine Eltern kenne ich sehr gut."

„Ach, warum haben Sie uns — haben wir —. Der Herr Doctor Birlach ist ein alter Freund und Logenbruder meines Mannes. Mein Mann wird sich sehr freuen. Herr Hauptmann Birlach hat uns Grüße gebracht. Hat sein Vater Ihnen keine aufgetragen? — Kommen Sie doch zu uns."

In diesem Augenblick trat der Oberbürgermeister heran, um Frau Commerzienräthin zu Tisch zu führen. Als sie seinen Arm nahm, wandte sie sich noch einmal nach mir um: „Bitte, kommen Sie. Gleich morgen. Darf ich darauf rechnen?"

Nach solcher Aufforderung ging ich anderen Tags hin, wurde angenommen und viel nach Birlachs gefragt. Und schon am nächsten Morgen erhielt ich eine Einladung zum Diner in der folgenden Woche.

Birlach hatte anscheinend bei Holzlins Feste von Parkes ungefähr dasselbe gehört, wie ich. Denn schon am Abend darauf — und nun sehr

Digitized by Google

oft — ging er in's Theater. Auch sprach er fortan gern von der Freimaurerei. Sein Vater sei Freimaurer, er selbst hätte Lust es zu werden. Viele Officiere, in Magdeburg Generale und Obersten, wären es. Er wollte meine Meinung hören. „Außenstehende können diese Sache bekanntlich nicht sicher beurtheilen," sagte ich. „Jedenfalls muß man einen solchen Schritt ernst nehmen und nicht zu schnell thun. Ich fühle kein Bedürfniß dazu. Haben Sie es, erwarten Sie für sich und Andere von Ihrem Eintritt in den Bund Heil und Segen, so fragen Sie Ihren Vater."

Bei Parkes Diner, mit welchem, nach der Zusammensetzung der Gesellschaft — es waren mehrere „Spitzen" da — zu schließen, die Ordensverleihung gefeiert werden sollte, wurde ich durch den Platz neben der Tochter des Hauses ausgezeichnet, auf deren anderer Seite Birlach saß. Nach zwei Stunden, als wir bei dem ersten Dessert angelangt waren, präsentirten die Diener andere Menüs. „Eine kleine Ueberraschung meiner Frau," hörte ich den Commerzienrath an der Mitte der Tafel sagen. Demnächst wurde, mit einer neuen Suppe beginnend, ein zweites Diner servirt. Mehrere Gäste freuten sich über die ungewöhnlich lange Session.

Auch Birlach. Er war glücklich und ich begriff dies wohl; denn unsere Nachbarin widmete ihre Aufmerksamkeit viel mehr ihm, als mir.

18.

In den größeren preußischen Garnisonen finden während der Wintermonate Zusammenkünfte der Officiere statt, wobei, wie in der „Militärischen Gesellschaft", welche, von Scharnhorst gegründet, in Berlin noch besteht, Vorträge gehalten werden, die, gewöhnlich von älteren Officieren mit Sorgfalt ausgearbeitet, wenn auch nicht immer von großem wissenschaftlichem Werthe, doch stets für die Meisten lehrreich sind.

Auch bei diesen Gelegenheiten zeigte sich der Eifer, welcher das ganze militärische Dienstleben in Preußen beseelt. Die Leistungsfähigkeit der Armee zu heben, ist die nie ruhende Triebfeder. Statt auf den Lorbeeren zu ruhen, wurde in allen Zweigen mit größter Emsigkeit weiter gearbeitet, um nach dem ersten großen, alle neueren Hülfsmittel benutzenden Kriege, welchen Preußen seit einem halben Jahrhundert geführt hatte, die wahrgenommenen Mängel reiflich zu erwägen und so schnell wie möglich zu verbessern.

Da ich aufgefordert wurde, einen der Garnisonsvorträge zu übernehmen, so gab ich mir Mühe, meine Aufgabe möglichst gut zu lösen. Begreiflicherweise hatte bis jetzt der Krieg von 1866 den Stoff hergegeben, und ich

Digitized by Google

wollte dieses Thema nicht vermeiden, weil ich es für passend hielt, als „Fremder“ nicht die erste Ausnahme zu machen. Der Oberstlieutenant von Krelow und Naturen wie er meinten, ich könne über nichts besser sprechen, als über den Feldzug von Langensalza. Hieran dachte ich am allerwenigsten, ich wollte nicht alte Wunden aufreißen. Die früheren Zusammenkünfte hatten zumeist Referate über die neuesten Kriegsereignisse gebracht, ich ging von bekannten Thatsachen aus und zog Schlüsse für die Zukunft. Meine Arbeit gefiel mir nach ihrer Vollendung, und der Vortrag gelang, was ich nicht etwa nur aus dem Lobe der anwesenden Generale — diese pflegten zur Ermuthigung und als Vertreter aller Zuhörer zum Dank immer einige freundliche Worte zu sagen —, sondern mehr noch aus den lebhaften Besprechungen des Gegenstandes schloß, welche nachher in der Gesellschaft stattfanden. Ich war froh, als Hannoveraner günstig hervorgetreten zu sein.

So eifrig in dieser Zeit an der Vervollkommnung der Armee gearbeitet wurde, an einen nahen Krieg glaubte man nicht. Die Wortführer unserer westlichen Nachbaren richteten ihre Kampflust mehr gegen das persönliche Regiment ihres Kaisers; dieser hingegen stützte sich auf den Friedenswunsch der Massen und stellte in der Rede, womit er am 18. Januar das französische Parlament eröffnete, eine lange Friedenszeit in Aussicht, auf welche er um so sicherer rechne, als Frankreich zu einem vollkommenen Zustande seiner Wehrkraft gelangt sei. Daß Preußen einen solchen Zustand der deutschen Wehrkraft noch nicht erreicht sah, trieb unsere Militärbehörden und Truppen zu rastloser Thätigkeit.

Neben den dienstlichen Pflichten mußten die gesellschaftlichen erfüllt werden, auf die als ein Mittel, Kameradschaft und Collegialität zu fördern, mit Recht Werth gelegt wurde. Sie häuften sich in den Wintermonaten und arteten hier und da in einen Luxus aus, welcher dem Zwecke entgegenwirkte und die Unbemittelten in eine peinliche Lage brachte. Diese konnten nur das Unerläßliche thun und mußten sich auf den gegebenen Kreis des Regiments oder der Behörde beschränken, wo sie mit einem einmaligen „Commißthee“ ihre Schuldigkeit abmachen konnten.

Ein paar Gelegenheiten gab es indeß, wo Alles, was zu der Gesellschaft gehörte, sich unter demselben Dache versammelte: die „Völkerfeste“, wie man die großen Bälle nannte, welche der commandirende General und der Oberpräsident in ihren Repräsentationsräumen gaben. Die Einladungen erstreckten sich über die Provinz. Officiere und Beamte aus anderen Städten, adelige Familien von den benachbarten Gütern kamen

Digitized by Google

zu diesen Festen nach Magdeburg. Die Damen erschienen in ihren reichsten Toiletten, um dieselben wenigstens bei'm Eintritt in vollkommener Frische zu zeigen und gleich darauf in dem Gedränge zerknittern zu lassen. Die Herren mit allen Orden, deren viele waren, Sterne und kleine; denn die Souveräne, welche an die Provinz grenzten, vertheilten sie reichlich. Nicht der gewöhnliche Tanzpianist oder das für größere Parthien übliche Quartett spielte auf, sondern eine vollständige Militärcapelle ließ ihre Weisen durch die Säle schallen. Es waren viele Tänzerinnen, aber noch viel mehr Tänzer. Frau Regierungsräthin Holzlin strahlte in Freude und ganz neuem Kleide und hatte sofort alle Tänze an Cavallerieofficiere und einige Bevorzugte aus Magdeburg vergeben. Die meisten Lieutenants standen an den Wänden herum, zu meinem Aerger stumm, steif, langweilig und den Moment des Büffets ersehnend.

In den entfernteren Zimmern war es leerer. Als ich sie durchwanderte, hatten sich in dem vorletzten um den runden Tisch in einer Ecke mehrere Magdeburger Herren niedergelassen. In dem letzten stand der commandirende General im Gespräch mit einem Herrn, welcher einen Stern des Rothen Adler-Ordens und das Johanniterkreuz trug und dessen Gesicht mich an irgend Jemand erinnerte. Ich konnte mich nicht besinnen, an wen, und zog mich aus der Nähe der Beiden zurück. Da begegnete mir der Commerzienrath Parke, welcher sich zu seinen Bekannten in jene Ecke begeben wollte, nun aber stehen blieb und mich anredete. Er sprach erst von diesem Feste, dann von Magdeburg, bald aber von Cassel. Ich errieth, was er wollte, und sprach von Birlachs. Als wisse er von ihnen genug, wandte er das Gespräch, indem er sagte: „Es ist gut, daß die wüste Wirthschaft zu Ende ist. Zu kurfürstlicher Zeit haben die Casseler ein wüstes Leben geführt."

„Das kann man nicht sagen," erwiderte ich. „Wenigstens hat keiner meiner dortigen Bekannten daran theilgenommen. Birlach, der Hauptmann, mit dem ich doch recht vertraut geworden bin, hat dergleichen nie erzählt. Und wie er, lebten die meisten häuslich in ihren Familien."

Seine geschäftsmäßig ernsten Züge wurden heiterer und mit den Worten: „Wollen wir uns auch dahin setzen?" wandte er sich der Ecke zu, als der commandirende General mit jenem Herrn an uns vorbei kam.

„Wissen Sie, wer der Herr bei dem commandirenden General ist, Herr Commerzienrath?" fragte ich.

„Das ist der Graf Eberhard auf Hilsleben in der Altmark."

Digitized by Google

„O, dann entschuldigen Sie. Ich möchte mich ihm bekannt machen lassen, weil ich seinem Neffen, der bei Königgrätz fiel, befreundet gewesen bin.“ Ich verbeugte mich und ging Jenen nach.

Nicht lange nachher sah ich den Grafen neben dem mir wohlgesinnten schweigsamen Major stehen und diesen bat ich, mich vorzustellen. Er that es mit dem Zusatz: „früher hannoverscher Officier.“ Bald waren wir in lebhaftem Gespräch. „Dort ist ein einsamer Platz, lassen Sie uns dahin gehen,“ sagte der Graf und ich folgte ihm. Zuerst gedachten wir seines verstorbenen Neffen, sprachen dann von seinen hannoverschen Verwandten, und darauf sagte er, auf meine Langensalza-Medaille blickend: „Ich betrachte das ähnliche Bild Ihres vormaligen Königs mit Wehmuth. Ich kann mich mit seiner Entthronung nicht aussöhnen.“

Es war das erste Mal, daß ich diese Ansicht von einem Preußen hörte, und überrascht, weil selbst hochconservative Mitglieder des Herrenhauses im Sommer 1866 der Annexion zugestimmt hatten, entgegnete ich: „Es war eine politische Nothwendigkeit für Preußen.“

„Eine beklagenswerthe Nothwendigkeit! Was soll daraus werden, wenn wir auch in Deutschland legitime Könige absetzen!“

„Wir haben zu kleine Königreiche.“

„Und sind wir denn viel weiter gekommen? Deutschland ist nach wie vor vieltheilig und uneinig, und für Deutschland soll es doch geschehen sein.“

Mit einem Lächeln erzählte ich, daß im Herbst ein preußischer Major aus Hannover behauptete, nicht um Deutschland, um Preußen handele es sich.

„Ja, so sind Viele! Der König nicht, auch Bismarck nicht,“ erwiderte hierauf der Graf. „Die Verständigen sehen ein, daß Preußen wohl einige Millionen Einwohner, aber viel bittere Feinde mehr hat.“

„Dennoch ist Deutschlands Macht unvergleichlich gewachsen,“ warf ich ein und setzte, weil ich seine welfischen Verwandten aus seinem Munde zu hören glaubte, hinzu: „Die welfischen Umtriebe sind doch in keiner Weise zu rechtfertigen, Herr Graf.“

„In keiner Weise! Die welfische Trauer dagegen ist begreiflich und ich hoffe, daß dermaleinst eine geringe Entschädigung eintritt dadurch, daß Ihr ehemaliger Kronprinz das Herzogthum Braunschweig bekommt.“

„Das kann ich ihm und auch Hannover nicht wünschen. Mit welchen Gefühlen würde der Prinz als kleiner Herzog in Braunschweig residiren, so nahe dem Lande, dessen König er sein könnte! Und Hannover käme dann gar nicht zur Ruhe; die Welfen würden das Braunschweiger Schloß förmlich belagern, und der Herzog nicht die Energie besitzen, sie abzuweisen.

Digitized by Google

Der Prinz Ernst August ist, man kann sagen, zur Unselbständigkeit erzogen. Schon in Hannover wurde er und seit der Katastrophe ist er in Oesterreich wahrscheinlich noch mehr von Katholiken beeinflußt. Er würde aus dem Zwiespalt nicht heraus kommen, während er glücklich leben kann, wenn er sich als fürstlicher Privatmann einen großen Grundbesitz erwirbt und diesem eine nützliche Thätigkeit widmet."

Da jetzt der Gastgeber dieses Festes suchend sich uns näherte, gab der Graf mir die Hand und ging Jenem entgegen.

Die Gesellschaft strömte in die Räume, worin das Souper bereit war. Ich bot Frau Hauptmann Lamey meinen Arm. „Lassen Sie uns warten. Es ist zu eng in den Thüren." Wir ließen die Gesellschaft vorüberziehen und folgten den Letzten nach.

Gleich im Anfang saß die Oberstin Rauschenberg, einen bereits geleerten Teller in der Hand. „Wieder mit der Lamey!" rief sie mich an, um mir mit diesem Spaß ihren Teller einzuhändigen. „Bitte, gelegentlich noch etwas Schoten und Schinken." Und da ich mich zu ihr beugte, flüsterte sie: „Ich halte nicht viel von dem Büffetessen." —

Nach dem Souper folgte der Cotillon. Als ich unter den Zuschauern stand, drängte sich ein Herr, Gutsbesitzer und Rittmeister der Landwehr, zwischen mich und den neben mir stehenden Major von Stubbe, seinen Jagdfreund, und redete diesen an: „Welche ist denn heute ohnmächtig geworden?"

„Noch keine."

Darauf sagte Jener: „Was die Holzlin noch flott tanzt!" Und nach einer Pause: „Sehen Sie 'mal den Hauptmann von Ihrem Regiment, wie der die Cour macht, Ganz Leidenschaft! Wer ist das?"

Der Major von Stubbe sah hin und lachte. „Hat wieder die kleene Parke! Er heißt Birlach. Ein Kurhesse, aber als Compagnie-Chef sehr jut."

So verlief dieses Völkerfest.

Der Winter war zu Ende. Die Bäume auf dem Glacis begannen ihre Sommertoilette. Birlach hatte das letzte Logenconcert dieser Saison genossen, ging in den Feldern spazieren, um die Lerchen zu hören, und sprach von einer Partie nach dem „Vogelgesang", einem buschigen Kaffeegarten, welche Parkes veranstalten wollten, sobald die Nachtigallen da wären.

In dieser Jahreszeit war es, als ein Telegramm aus Berlin vom Grafen Emon von Eschingen mich überraschte, welches seine Reise durch

Digitized by Google

Magdeburg ankündigte und mich nach dem Bahnhof bestellte. Dort war seine erste Frage: „Störe ich Sie, wenn ich die Nacht hier bleibe?“

„Gar nicht. Sie erfreuen mich.“

Wir fuhren nach dem Hôtel und saßen bald gemüthlich und in der besten Stimmung allein. Von dem „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ merkte ich Nichts an ihm, er war in der fröhlichsten Laune. Grüße von Freimanns hatte er mir schon bestellt. Nun pries er ihre Güte, ihren feinen Verstand, und nach und nach erfuhr ich, daß er nach Berlin aus keinem anderen Grunde gereist war, als um Freimanns zu sprechen. Das Resultat dieses Wiedersehens machte ihn so froh.

„Meine Eltern und ich müssen noch einmal nach Cassel. Vater ist mit seiner Arbeit im vorigen Jahre nicht fertig geworden. Ich fahre von hier dahin, um die Wohnung auf Wilhelmshöhe für den Juni und Juli zu miethen.“

„Das können Sie ja brieflich thun,“ bemerkte ich.

„Nein, besser ich fahre die paar Meilen mehr. Ich soll ja auch für Freimanns eine Wohnung aussuchen.“

„O, wollen Die auch hin?“

„Erzählte ich das noch nicht? Im vorigen Jahre im Hôtel war ja schon die Rede davon. Erinnern Sie sich dessen nicht? Ich hatte es nicht vergessen und habe sie jetzt gebeten, ihren Vorsatz mit uns zusammen auszuführen; sie wollen es thun. Und dann kommen Sie auch.“

„Ich bin nicht so Herr meiner Zeit, wie Sie und Freimanns. Bei mir fragt es sich, ob ich Urlaub bekomme.“

„Den werden Sie doch bekommen? Mein Gott, ist denn das so schwer?“

„Sie haben gar keine Vorstellung vom Militärdienst. Der Compagnie-Chef ist sehr gebunden, die Ausbildung einer Compagnie in der gegebenen Zeit ist schwer —“

„Diese Preußen!“ rief er. „Sie sind schon ein Vollpreuße. Immer als wenn der Krieg vor der Thür wäre, und er ist weiter entfernt, denn je. Ich habe vor einigen Wochen die Kammerreden in Paris gehört und viele Franzosen gesprochen, an Krieg denkt keiner. Der Marschall Niel und einige Generale sind die einzigen Heißsporne. Das Land will nach Außen Frieden, im Innern mehr Freiheit haben. Die Opposition wächst. Haußmann, der Seine-Präfect, hat es zu arg getrieben, und sonst Mancherlei hat böses Blut gemacht. Eher giebt es Revolution in Frankreich, als Krieg. Ich rechne darauf, daß Sie nach Wilhelmshöhe kommen. Es war

Digitized by Google

schön da im vorigen Sommer, und wenn Freimanns —. Meine Eltern werden sie leiden mögen, Jeder mag sie leiden, überall wissen sie zu helfen —." Er stockte wieder.

„Wollen Sie jetzt länger in Cassel bleiben?" fragte ich.

Verlegen antwortete er: „Ich denke, ein paar Tage. Die nächsten Bekannten vom vorigen Jahre möchte ich besuchen, — sie waren sehr freundlich gegen meine Eltern."

„Dazu gehören Birlachs. Soll ich nach dem Hauptmann schicken?"

„Nach welchem Hauptmann?"

„Birlach. Sie wissen doch, daß er jetzt Hauptmann in Magdeburg ist."

„Woher sollte ich das wissen?"

„Man konnte es Ihnen aus Cassel geschrieben haben."

Noch verlegener und etwas betrübt sagte er: „Wir haben keine Correspondenten in Cassel. — Also, Sie haben Birlach hier?" fuhr er fort. „Das freut mich; aber lassen Sie uns allein bleiben. Grüßen Sie ihn. Kann ich seinen Eltern sagen, daß es ihm gut geht?"

„Sehr gut."

„Was wissen Sie von Herhudt, dem braven?"

„So viel ich aus Birlachs Mittheilungen entnehme, halten er und Fräulein von Molinska fest."

„Das ist Recht! Kommen Sie nach Wilhelmshöhe, wir wollen die Mutter mürbe machen. Der Vater ist zu schwach gegen die Frau —"

„Ein tüchtiger Soldat."

„Ich glaube es; er nimmt sich ganz gut aus auf seiner Höhe. Aber sie ist de bas lieu."

„Sind Sie auch in unserem Parlament gewesen?"

„Natürlich! Herr Freimann verschaffte mir an dem interessantesten Tage Zutritt. Ich habe Bismarck gesehen und reden gehört. Ein ungeheurer Mann!"

„An welchem Tage war das?"

„Als er gegen den Antrag auf verantwortliche Bundesminister sprach. Haben Sie die Rede gelesen?"

„Gewiß. Was sagen Sie zu den Aeußerungen über den Particularismus der Süddeutschen und die Duldung, welche die nach fremden Bajonetten ausblickenden Landesverräther dort finden?"

„Vortrefflich! Er will gar nicht centralisiren und die süddeutschen Staaten nicht zwingen. Seine Rede wird bei uns Eindruck machen. Er erkannte das Gute in den kleinen Staaten, besonders auch Ihre ehemalige

Digitized by Google

hannoversche Verwaltung an und hoffte, daß der Fluch der hohen Meinung, womit der Mensch sich selbst betrügt, von den Preußen genommen werde. Diese hohe Meinung fiel mir bei den Preußen in Cassel so auf —"

Nun war er wieder in Cassel. Ich holte ihn aber zurück, indem ich ihn unterbrach: „Bei Herrn von Möller doch nicht. Auch in Magdeburg habe ich bemerkt, daß die für Deutschland zu enge preußische Anschauung sich allmälig erweitert. Man muß nur nicht erwarten, daß es schnell geht. Tragen Sie dazu bei, daß Bismarcks Ansichten in Ihrem Lande zur Geltung kommen. Die süddeutschen Staaten bleiben, wenn sie sich uns nicht näher anschließen, der Spielball Napoleons, des Grafen Beust und der Ultramontanen."

„Sie wissen, wie ich über die Ultramontanen denke," rief er jetzt lebhaft aus. „Ich mache mit dem Jesuitengeschmeiß persönlich die bittersten Erfahrungen. Mein Vater wird alt und will Ruhe haben, und ich kann meiner guten Mutter nicht scharf entgegentreten. Deshalb lege ich Werth darauf, daß sie wieder nach Wilhelmshöhe in ihr zusagende protestantische Umgebungen kommt und daß sie die klugen und edel denkenden Freimanns kennen lernt, denen ich Alles gesagt habe —"

Diesmal unterbrach er sich selbst und schnell setzte ich das Gespräch fort: „Welch' verabscheuungswürdigen Unsinn die Jesuiten wohl den Verdummungsmitteln der letzten Jahre durch das bevorstehende Concil hinzufügen werden?"

Da sprach er aufgeregt, wie ich ihn nie gesehen hatte: „Wenn der Papst seine Unfehlbarkeit durchsetzt, schlägt er alle denkenden und wahrhaftigen Katholiken in's Gesicht. Freuen Sie sich, daß Sie Protestant sind!" Er strich mit der Hand die lockig auf die Stirn gefallenen Haare zurück, stand auf und ging unruhig umher. Sein denkender und wahrhaftiger Geist war gequält von den Uebergriffen seiner Kirche, denen er sich nicht fügen konnte und um seiner Eltern willen nicht widersetzen mochte. Er lebte in seiner deutschen Heimath unter Protestanten, die elterliche Besitzung lag in dem nicht katholischen Theile des Landes. Aber seine Mutter wies dort allen Umgang außer den von ihrem Caplan empfohlenen Gästen ab, und sein Vater besaß nicht die Kraft, dies zu ändern. Hätte der Graf Emon in der Welt allein gestanden, er würde aus Ueberzeugung Protestant geworden sein und diesen Schritt jetzt auch aus weltlichen Rücksichten, um Olly von Norgart zu besitzen, gern thun. Unser Gespräch hatte ihm seine traurige Lage wieder vergegenwärtigt; vielleicht besann er sich erst in diesem Augenblick, daß auch Freimanns, von deren Hülfe

Digitized by Google

sein lebhaftes, natürlich frohes Temperament Großes erwartet hatte, daran Nichts ändern könnten.

Es war leicht, ein heiteres Bild für ihn hervor zu zaubern. Nach einer Weile unterbrach ich die Stille, in welcher nichts zu hören war, als seine leisen, melancholischen Schritte. „Seit meiner Versetzung war ich schon wieder in Cassel, bei der Velenburgschen Hochzeit," fing ich an.

Er blieb stehen. „O, erzählen Sie!" Er setzte sich und ich berichtete. Als ich dann hinzufügte, daß Norgarts Hochzeit noch nicht bestimmt sei, fragte er: „Weshalb nicht? Den Beiden steht ja Nichts im Wege. Was sagt denn Frau von Norgart dazu?"

Endlich waren wir so weit. Ich sprach von ihr und Fräulein Olly, und er wurde ebenso fröhlich, wie aufrichtig. „Meine Mutter wollte mich verheirathen. Das hat sie aufgeben müssen."

„Wie war das?"

„Kennen Sie französische Heirathen? Die Eltern verabreden sie und führen die jungen Leute, wenn das Mädchen aus dem Kloster gekommen ist, zusammen in der Hoffnung, daß sie sich leiden mögen. Das war bei mir, seit wir uns kennen, dreimal nicht der Fall."

„So oft waren Sie seitdem in Frankreich?"

„Zweimal. Einmal machte die Familie die Reise vergeblich zu uns."

Nachdem wir hierüber weiter gescherzt hatten, fragte ich: „Haben Sie in Frankreich Etwas über die Welfen-Legion gehört?"

„Nur weil ich mich danach erkundigte. Sonst spricht man nicht davon. Mehrere Herren, ehrenhafte, ritterliche Leute, zuckten verächtlich die Achseln, am meisten über den welfischen Agenten Meding."

„Daß die französische Regierung das duldet, ist nicht, was der Engländer fair play nennt," warf ich ein.

„Gewiß nicht! Es gehört mit zu den unverantwortlichen Handlungen des Napoleonischen Regimes. Als ich die Rede las, welche der Meding in St. Dizier gehalten hat," — ein französischer Bürger dieser Stadt hatte den König Georg zu Gevatter gebeten, was daselbst Veranlassung zu einem Banket gab — „fühlte ich, daß ich ein Deutscher geworden bin. Zorn und Scham trieben mir das Blut in die Wangen."

„Das freut mich," sagte ich mit Wärme und drückte ihm die Hand.

So saßen wir bis spät in die Nacht zusammen. Am Morgen reiste er ab.

Inzwischen waren Barons nach dem Gute zurückgekommen. Meine Mutter schrieb, daß Adele von dem Schweriner Leben nicht entzückt, vielmehr gern heimgekehrt sei und zu Mathilde Hatfried, mit der sie viele Briefe

Digitized by Google

gewechselt, in einem vertraulicheren Verhältniß als früher stehe. Meinem Vater hatte der Arzt die Wiederholung der Karlsbader Kur verordnet. Die Eltern wollten schon Anfangs Mai dahin reisen, diesmal ohne ihre junge Hausgenossin; ich vermuthe, um diese von Friedrich fern zu halten, dessen Besuch von Wien aus sie zu erwarten hatten. Fräulein Hatfried würde so lange im Schlosse wohnen.

Meine Eltern wußten, wie hoch ich Freimanns schätzte und daß der Graf Emon von Eschingen mir nahe stand. Nachdem ich ihnen nun geschrieben hatte, daß Freimanns und Eschingens auf Wilhelmshöhe sein würden, kam zu ihrem Wunsche, diese Menschen kennen zu lernen, der andere, jenen schönen Aufenthalt wieder zu genießen; und da ihr Arzt einwilligte, so bestellten sie ebenfalls für den Juni und Juli Zimmer in Schombardts Hôtel.

Auf der Reise nach Karlsbad besuchten sie mich und blieben einen Tag in Magdeburg. Wir durchwanderten die Straßen zusammen, und ich freute mich über die Lebhaftigkeit meines Vaters, welchen die alte Stadt interessirte. Bei dem Denkmal Otto's des Großen verweilte er länger. Den Ort, wo Tilly's Scharen eingedrungen waren, mußte ich ihm zeigen. Die wenigen sichtbaren Erinnerungen, welche Magdeburg aus diesem schrecklichsten Kriege gerettet hat, erfüllten ihn mit Theilnahme, und alles Das erläuterte er mit seinen geschichtlichen Kenntnissen.

Zum Mittagessen fuhren wir mit Birlach nach dem außerhalb der Festungswerke an dem Orte des alten Klosters Bergen liegenden Friedrich-Wilhelms-Garten und freuten uns des jungen Laubes der Sträucher und Bäume, welches von den Schornsteinen des nahen Buckau noch nicht geschwärzt war. Ein leichter Ostwind führte von der anderen Seite der Elbe frische Luft herbei, es war heute einmal ein angenehmer Tag im Freien. Birlach bemühte sich, seine Herzensnoth zu bezwingen und das Gespräch zu beleben. So verlief unser kleines Diner in der heitersten Weise.

Nun blieb noch Magdeburgs Sehenswürdigkeit, der Dom, für den wir die hellen Nachmittagsstunden bestimmt hatten. Birlach verließ uns, Frau Heinrich schloß die Seitenpforte auf und ging, wie es zwischen ihr und mir zur Regel geworden war, in ihre Wohnung zurück. Ich machte den Führer, und meine Eltern, besonders mein Vater, betrachteten den weiten Bau und seine einzelnen Merkwürdigkeiten mit dem größten Interesse. Dann scheuten sie auch die Mühe nicht, nach der Gallerie — meinem Garten, wie ich sie nannte — hinauf zu steigen, und durch mein Fernrohr suchte Vater, wie ich es das erste Mal gethan hatte, Hannover. Ich

Digitized by Google

erklärte die Stadt und Landschaft zu unseren Füßen, und als Alles betrachtet war, setzten wir uns auf die Steinplatten am Fuße des Daches. Meine Eltern waren vergnügt, und ich war es in der Freude, sie so zufrieden und gesund zu sehen, ebenfalls.

Ueber uns am blauen Abendhimmel schwebten einzelne, von der Sonne vergoldete Wolken; unter uns schimmerte der silberglänzende Stromlauf, und noch leuchtete durch die einbrechende Nacht das helle Frühlingsgrün der Bäume und Wiesen. Die Einsamkeit unseres Platzes und die großen Abmessungen des Doms, welche an dieser Stelle am deutlichsten empfunden werden und bei dem abnehmenden Tageslicht noch gewaltiger erschienen, machten meine Mutter beklommen. „Ich werde diesen Ort nicht vergessen und immer denken, daß Du hier allein bist," sagte sie und blickte mich zärtlich an. „Ich würde mich ängstigen in solcher Einsamkeit," fuhr sie fort. „Es käme mir vor, als wäre ich aus der bekannten Welt geschieden. — Ja, so ist es — ich werde an Dich denken, wie ich an Alfred denke. Er ist unter Menschen; auch unter guten und klugen und die ihn lieb haben — und doch allein! So ist es mit Dir."

„Beide erfüllen ihren Beruf auf dem Punkte, der ihnen angewiesen ist," entgegnete mein Vater. „Alfred macht dem deutschen Namen Ehre und nutzt seinem Vaterlande unmittelbar und vielleicht mittelbar, für die Zukunft, noch mehr. Seine Berichte über die zu erstrebende Ausdehnung des deutschen Handels, seine Rathschläge über feste Ansiedelungen in dem noch wenig erschlossenen Lande sollen von größter Voraussicht zeugen. Seine Pläne, für das einzelne Handlungshaus zu groß, für den Augenblick unerfüllbar, machen durch die Weite des Gesichtskreises und die Solidität des Urtheils Aufsehen und werden für die Folge nicht verloren sein."

„Ich bin beinah stolz auf diese Erfolge meines liebsten Freundes," sagte ich, „an den ich nicht ohne Rührung denken kann und den ich tief bedauere. Seit Clotilde für ihn verloren war, ist er nicht froh geworden."

„Den Mann hebt sein ernstes Tagewerk über das persönliche Weh," erwiderte mein Vater.

„Und der Himmel hat gewollt, daß er denselben Verlust ertragen muß, wie wir," sprach Mutter leise vor sich hin. Ich legte meinen Arm um sie und zog sie an mich. Sie sah zu mir auf, indem sie weiter sprach: „Clotildens Herz hatte sich nicht geirrt, und darum brach es. Wie anders ist Adele!"

Digitized by Google

Die letzten Worte waren meinem Vater, glaube ich, unlieb; denn er verließ uns, ging an die Balustrade und blickte in die Ferne. Mutter beachtete dies nicht, sondern fuhr fort: „Sie hat Alfred angestaunt, aber nicht geliebt.“

„Mutter!“ sagte ich zitternd und ganz leise.

„Laßt uns hinunter gehen, es wird zu dunkel auf den Treppen,“ rief mein Vater. Sie stand auf, küßte mich, dann stiegen wir in die geräuschvolle Stadt hinab.

In meinem Herzen war ein neuer Frühling angebrochen. Wie der Sonnenschein draußen neue Blumen hervorholte, so hatte meiner Mutter Aeußerung über Adele meine Hoffnung belebt, die nun zu meiner thörichten Freude die lustigsten Blüthen trieb. Jetzt sah auch ich meine Umgebungen mit freundlicheren Augen an und widmete mich, ohne weitere Pläne, als mir einen achttägigen Urlaub nach Wilhelmshöhe zu ermöglichen, mit frischerer Lust dem Dienste. Weitere Pläne! Wie konnte ich die machen? Hatte doch meine Mutter nichts Anderes gesagt, als daß Adelens Herz sich geirrt habe. Nun besann ich mich auf alle Worte Adelens, aber sie wollten nicht klar werden, und die letzten, die mich beglückten, waren vielleicht nur der heitere Ausdruck eines befreiten Gemüths.

Die Wochen gingen dahin. Sie brachten Nichts, was ich in meine Erzählung aufnehmen müßte, als die Nachricht des Militär-Wochenblattes, daß Norgart wieder nach Cassel und der Oberst von Molinska nach einem viel weniger angenehmen Orte versetzt war. Weiteres erfuhr ich über diese, mich interessirenden Veränderungen vorerst nicht. Norgart war persönlich zu sehr in Anspruch genommen, um mir zu schreiben; Ellerbach liebte das Briefschreiben nicht, und Herhudt scheute sich in diesem Falle, wie Wallenstein, Schriftliches von sich zu geben. Birlachs Eltern ließen sich gegen ihren Sohn über Casseler Stadtneuigkeiten nicht weitläufig aus, und diesem selbst lag die Nähe in so rosigem Licht, daß er für das Ferne keinen Sinn hatte.

19.

Im Juni hatte sich auf Wilhelmshöhe eine Colonie alter und neuer Bekannter gebildet, welche, so verschieden sie waren, durch das Zusammenleben auf dem kleinen schönen Fleck Erde schnell befreundet wurden: meine Eltern, Freimanns, Eschingens und die Doctorin Birlach, wozu der Doctor Birlach fast täglich und andere Casseler nicht selten kamen. Nur eine Person befand sich dazwischen, welche den Meisten fremd war und blieb:

Digitized by Google

ein Neffe der Gräfin Eſchingen, in Emons Alter, Herr François de Peyrade. Er war ſeinen Verwandten nachgereiſt, trotzdem er kein Wort Deutſch verſtand, weshalb er in der Geſellſchaft meiſtens ſchwieg. So hatte meine Mutter mir geſchrieben.

In der zweiten Juliwoche fuhr ich nach Caſſel. Am Bahnhofe erwarteten meine Eltern und Graf Emon mich, auch Herhudt war da. Es war ein freundlicher Empfang. Vater wie Mutter ſahen vortrefflich wohl, Emon und Herhudt ernſt, aber nicht unglücklich aus. Nachdem ich mit Letzterem für morgen eine Begegnung verabredet hatte, fuhren wir anderen Vier nach Wilhelmshöhe. Vor Schombardts Hôtel ſtanden die Uebrigen der Colonie. Freimanns bewillkommneten mich in der herzlichſten Weiſe, Birlachs Eltern mit Fragen auf den Geſichtern, die ich vorläufig mit den fröhlichſten Grüßen ihres Sohnes beantwortete. Der alte Graf Eſchingen ging gebeugter, der Ausdruck der Gräfin war trüber, verſchloſſener geworden; Herr François de Peyrade, ein höflicher junger Mann, nach Tracht und Weſen unverkennbar aus der franzöſiſchen vornehmen Welt.

Dann war ich kurze Zeit bei meinen Eltern allein, und darauf verſammelte ſich die Colonie mit den anderen, ihr nur oberflächlich bekannten, Gäſten des Hauſes zum Diner an der table d'hôte.

Herr Freimann und der Doctor Birlach glichen ſich in der Neigung und guten Art, am rechten Orte luſtige Geſchichten zu erzählen oder komiſche Bemerkungen in das Geſpräch einzuſtreuen, mit dem Unterſchiede, daß der Doctor Birlach hierbei gewöhnlich einen Hintergedanken hatte, welcher auf den einen oder anderen Zuhörer zielte. Dies kannte ich von früher her, weshalb es mir auffiel, daß er in dieſem Cirkel jede Spitze vermied. Der alte Graf, deſſen Hände ſtärker zitterten, als im vorigen Jahre, amüſirte ſich vortrefflich, wogegen man ſeinem Neffen den Verdruß anſah, die Urſache des Gelächters nicht zu verſtehen. Seine Tante neben ihm gab zuweilen eine Erklärung, die nicht immer richtig war, wo dann meine Mutter, ſeine andere Nachbarin helfend eingriff, ſo viel ſich dieſes in der raſchen Unterhaltung thun ließ. Die Gräfin war nicht ſo geſprächig und dominirend, wie ich ſie kennen gelernt hatte, im Gegentheil ihr Blick zuweilen ängſtlich, als beargwohne ſie Alle, mit einziger Ausnahme von Frau Sophie Freimann, an welche ſie ſich am liebſten wandte.

Nach Tiſch zogen die älteren Herrſchaften ſich zurück. Nur Birlachs wollten gleich mit mir in's Freie gehen, der Doctor veranlaßte jedoch ſeine Frau umzukehren: „Leg' Dich erſt eine Stunde ruhig hin."

Er ging mit mir aus dem Hauſe, wir ſetzten uns unter die Bäume.

Digitized by Google

Da hörte ich meinen Namen rufen; es war Graf Emon, der aus dem Hôtel kam. „Ach so!“ sagte er, als er mich bei dem Doctor sah, nicht eben vergnügt, blieb stehen und nahm, da sein Vetter jetzt nachfolgte, dessen Arm, um mit ihm in den Park zu gehen.

„Meine Frau wird nicht lange wegbleiben,“ fing nun der Doctor an, „und in diesem Jahre hat man hier selten Gelegenheit zu einem vertraulichen Zwiegespräch. Also gleich zur Sache! Ich weiß, Sie behalten für sich, was ich Ihnen sage. Was ist Luise Parke für ein Mädchen?“

Bei solcher Klarheit des Geschäfts konnte ich ihn schnell befriedigen, und dies war im Verlaufe einer Viertelstunde geschehen, als die Doctorin ihre einstündige Ruhe schon beendigt hatte und zu uns kam.

„Lassen Sie sich nicht unterbrechen. Wir sprechen von Luise Parke,“ sagte er, und ich erzählte, zahlreiche Zwischenfragen der Doctorin nach bestem Wissen und Gewissen beantwortend, weiter, bis sie sich, ihre Herzen mit Freude gefüllt, erhoben, um nun ihrerseits einige Nachmittagsruhe zu suchen. Ich wanderte nach dem nächsten meiner Lieblingsplätze im Park, fand da die beiden Vettern und setzte mich zu ihnen. Um mit Herrn de Peyrade eine fließende Unterhaltung zu führen, redete ich sie französisch an, und nun sprach er sogleich mit der volubilité und Lebhaftigkeit seiner Nation von den verschiedensten Dingen, so daß Emon, der immer wußte, wo hinaus ich wollte, den Abschweifenden oft zurückführen mußte.

Der gesetzgebende Körper war im Mai neu gewählt worden, wobei Herr de Peyrade, seinem orleanistischen Standpunkte entsprechend, für eine Mittelpartei gestimmt hatte, welche die Revolution abwehren, dagegen das persönliche Regiment des Kaisers beschränken wollte. Napoleons Ansehen war gesunken. Er hatte keinen Erfolg mehr in der auswärtigen Politik gehabt; die Kraft, womit er bis dahin die Franzosen zügelte, erlahmte. Während die officiöse Presse nicht aufhörte, Deutschland zu bedrohen, und der clericale Einfluß der Kaiserin sich immer mehr geltend machte, bot der Minister Rouher Alles auf, um das Volk im Napoleonischen Sinne zu leiten. Aber das Verlangen des Landes nach einer friedlichen und freisinnigen Regierung war stärker. Dazu kamen die radicalen Aufwiegelungen in den großen Städten, Paris voran. So wurde eine Kammer gewählt, welche der Kaiser fürchtete und deshalb vorläufig nur behufs ihrer Constituirung einberief. Doch gleich nach ihrem Zusammentritt war die Abneigung gegen das absolute Regiment unwiderstehlich hervorgebrochen. Eine Interpellation, welche Ministerverantwortlichkeit und andere parla-

Digitized by Google

mentarische Befugnisse forderte, hatte die Majorität erhalten. Dies war geschehen, als ich Herrn de Peyrade kennen lernte.

Seinen, mit weniger esprit als assurance aufgestellten Behauptungen fehlte zwar der Boden gründlicher Sachkenntniß, indeß sein Urtheil war das seiner Partei und deshalb interessant. Er gab zu, daß die Orléans wenig Aussicht hätten, den französischen Thron wieder zu besteigen; er fürchtete die Radicalen, welche auf die Republik hinarbeiteten, und hielt ein constitutionelles Napoleonisches Kaiserthum für den besten Ausweg, welcher gerade jetzt mit Zuversicht betreten werden könne, weil das vollständig gerüstete, unvergleichliche französische Heer den Frieden sichere.

Herr de Peyrade hatte Frankreich vor einigen Wochen, zum ersten Male in seinem Leben, verlassen. Er war ohne Aufenthalt nach Cassel gereist und hier von seinen Verwandten unzertrennlich gewesen. Als ich meine Vermuthung aussprach, daß er die Rückreise langsam und auf Umwegen machen werde, um etwas mehr von Deutschland kennen zu lernen, erwiderte er: „Ach! dieser reizende Ort, diese liebenswürdige Gesellschaft haben mich zu lange gefesselt. Morgen ist der letzte Tag, an dem ich sie genieße, und dann bin ich gezwungen, ohne Unterbrechung nach Hause zu fahren."

Hierauf machte ich die Bemerkung, daß die Franzosen wenig reisen. „Warum sollen sie?" rief er aus. „Wir sehen die Fremden bei uns. Paris ist ihre Stadt, wie sie die der Franzosen ist. Und unser Land ist so schön, daß wir es nicht verlassen mögen."

Graf Emon sagte Nichts dazu, und ich glaubte, daß lediglich der Wunsch, die Verwandten zu sehen, Herrn de Peyrade zu dieser Reise bewog, welche er angetreten hatte, als große politische Veränderungen, die jetzt in Frankreich bevorzustehen schienen, noch nicht erwartet wurden.

Wir kamen nach dem Platz vor Schombardts Hôtel, als unsere Colonie sich wieder versammelte, um den schönen Abend im Freien zu genießen. Nicht viel später fuhren Velenburgs und mit ihnen Julia von Ellerbach herauf. Daß Letztere zum Besuch der Eltern gekommen sei, war bei Tisch schon erzählt worden; ihre Bekannten auf Wilhelmshöhe hatten sie aber noch nicht wiedergesehen, und Eschingens und Freimanns sahen sie zum ersten Male. Sie war auffallend schön, doch anders als früher. Ich bemerkte den prüfenden Blick, welchen der Doctor Birlach auf sie richtete, als sie zu uns kam. Sie war nicht so blühend; der Berliner Gesellschaftswinter mochte sie angegriffen haben. Und als Birlachs, meine Eltern und ich sie begrüßten, die Anderen mit ihr bekannt gemacht

Digitized by Google

wurden, hatte das Abgemessene ihrer Erwiderung etwas von Hochmuth und Eitelkeit. Herr de Peyrade war bald mit ihr in einer lebhaften und lustigen Conversation; sie schien an der französischen Unterhaltung Geschmack und er sie reizend zu finden. Dies wurde sogar auffallend. Da fragte in einer Pause Frau Sophie: „Sprechen Sie in Berlin auch so viel französisch, Frau von Ellerbach?" Wir erschraken. Frau Julia aber verstand den Wink und setzte das Geplauder mit dem Franzosen nicht fort.

Als die Gesellschaft aufbrach und vor der Trennung die Einen und Anderen beisammen standen, zog der Graf Emon mich auf die Seite, flüsterte hastig: „Ich bitte Sie um einen Dienst, führen Sie heute Abend meinen Vetter noch eine Stunde spazieren" und ging weg. Meine Mutter kam zu mir, legte ihren Arm in den meinigen und fragte bittend: „Morgen früh sind wir doch allein, bis Du nach der Stadt mußt?" Nun traten Freimanns heran, und Frau Sophie sagte: „Nehmen Sie Abschied von August, er fährt morgen schon wieder weg."

„Doch nur für drei oder vier Tage," versetzte Herr Freimann.

„Nur drei oder vier Tage!" klagte sie. „Seit wir hier wohnen, ist es immer so gegangen. Erst das Zollparlament und der Reichstag, und als die endlich vorbei waren und ich ihn in Ruhe zu behalten dachte —"

„Hat er andere Geschäfte," unterbrach er sie. „Wozu bin ich denn eigentlich da?"

Herr de Peyrade und ich waren die Letzten auf dem Platze. „Für uns ist es zu früh zum Schlafen," redete ich ihn an. „Gehen Sie noch etwas mit mir? Es ist ein köstlicher Abend."

„O ja, kommen Sie," sagte er, sich nach dem Parke wendend. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und schritt vorwärts. Wir sprachen nicht. Er machte zuweilen trala, trala oder sang französische Verse vor sich hin, die ich nicht verstand. Das war Alles. Endlich brach ich das Schweigen. Damit er nicht zu früh die Lust, weiter zu gehen, verliere, brachte ich ihn auf Paris, und es gelang mir, durch die seiner begeisterten Schilderung gewidmete Aufmerksamkeit, ihn bis zu der Löwenburg hinauf zu locken.

„Ist es hier nicht auch schön?" sagte ich jetzt.

„Ah ja!" antwortete er, „Und Sie haben schöne Damen in Cassel."

„Haben Sie mehrere kennen gelernt?"

„Zwei vorzüglich. Mademoiselle de Norgart. Sehr schade, daß sie fort ist, aber —. Und die schönste heute, die junge Frau —."

Digitized by Google

Daß Olly von Norgart nicht in Cassel war, überraschte mich. Ich hatte absichtlich nach Norgarts nicht gefragt, und von den Anderen waren sie noch nicht genannt worden. „Ich bedauere, daß Mademoiselle de Norgart verreist ist," unterbrach ich ihn. „Wissen Sie, ob sie lange fort bleibt?"

„Ich weiß nicht. Sie reiste gestern mit ihrem Bruder. Sie wird mich nicht wiedersehen."

„Schwerlich, wenn Sie uns übermorgen verlassen."

„Ich weiß nicht. Die junge Frau von heute Abend, wie heißt sie doch, Julie de?"

„Frau von Ellerbach, sie ist die Tochter des Herrn von Velenburg."

„Weshalb ist ihr Mann nicht mitgekommen?"

„Er hat keinen Urlaub."

„Ah bah —."

Diese Aeußerungen des Libertins waren mir unangenehm, und da Zeit genug verstrichen war, setzte ich den Weg fort. Wir sprachen nicht viel mehr, wahrscheinlich dachte er an Frau von Ellerbach. In Schombardts Hôtel waren alle Fenster dunkel, als wir eintraten.

Am anderen Morgen beim Frühstück mit meinen Eltern erzählte ich meinen Spaziergang mit Herrn de Peyrade. Da lachten sie, und meine Mutter sagte: „Er bildet sich ein, daß Fräulein von Norgart in ihn verliebt und deshalb weggeschickt ist. Er hat keine Ahnung, daß sie mit dem Grafen Emon verlobt ist."

„Na, na" unterbrach mein Vater sie. „Das wissen wir doch nicht, und wenn es wäre, sind Umstände da, welche die größte Verschwiegenheit zur Pflicht machen."

Dann erfuhr ich, daß Herr de Peyrade acht Tage später als Eschingens und diesen ganz unerwartet hier angekommen war und daß man in ihrer Gegenwart von Norgarts nur das Gleichgültigste spreche.

„Die Gräfin glaubt auch halb und halb, das Fräulein von Norgart sich in ihren Neffen verliebt hat," sagte lachend meine Mutter.

„Sie weiß nicht, was sie glauben soll. Sie ist argwöhnisch," setzte Vater hinzu.

„Fräulein von Norgart ist an der albernen Vermuthung gewiß unschuldig," bemerkte ich.

„Es ist Nichts als französische Einbildung," erklärte er. „Sie war kaum höflich genug, Frau von Norgart etwas zuvorkommender gegen ihn. Und der Graf Emon hielt sich zurück."

Digitized by Google

Es wurde angeklopft. Frau Sophie Freimann ließ mir sagen, daß sie in die Gemäldegallerie wolle und ich mit ihr in die Stadt fahren könne. Ihr Mann war bei Sonnenaufgang abgereist.

Im Wagen fragte ich nach ihrer Ansicht über Emons Verhältniß zu Olly von Norgart. „O Gott, o Gott," antwortete sie, „sprechen Sie kein Wort hiervon. August wird es Ihnen sagen, wenn es Zeit ist."

Nun erzählte ich auch ihr meine Promenade mit Peyrade.

„Ein feiner Diplomat," äußerte sie, „nicht wahr? Die Familie muß keinen klügeren gehabt haben."

„Wie so?"

„Er ist abgeschickt, zu beobachten und zu berichten. Das hängt Alles zusammen, der Eschingensche Hauskaplan, der katholische Geistliche hier. Glücklicherweise amüsirt die Gräfin sich zu gut oben, sie fuhr in der letzten Zeit nicht so oft nach der Stadt, wie anfangs. Leider scheint es wieder anzufangen, gestern und heute früh sind sie hingefahren."

„Der alte Graf und Emon sind zu Hause bei der Arbeit."

„Die Gräfin mit ihrem Neffen. Wäre der nur fort."

„Morgen reist er."

„Wenn nicht Frau von Ellerbach ihn festhält."

Wir waren angekommen. „Ich möchte um drei Uhr vom Rondel wegfahren. Paßt Ihnen das?" sagte sie, und wir trennten uns.

Meine Meldungen waren bald abgemacht. Den commandirenden General und Herrn von Möller sah ich zu meinem Bedauern nicht, sie waren verreist. Der Oberstlieutenant von Trzemonski empfing mich herablassend freundlich, lud mich zum Niedersitzen ein, fragte nach den Generalen in Magdeburg und was man dort über die Avancements-Aussichten wisse, und hielt mich nicht länger fest, als ich wünschte.

Dann ging ich zu Herhudt. Er beklagte, daß man auch im vorigen Winter Veranlassung gehabt habe, sich über Frau von Molinska lustig zu machen. Die Tochter hatte aber allmälig Einfluß im Hause gewonnen, und der Vater schien sich zuletzt ermannt zu haben. So hoffte Herhudt, daß in Molinskas neuer Garnison die Sache etwas besser gehen werde. Der Tochter Neigung war er sicher und er verzagte nicht.

Auf dem Wege nach Frau von Norgarts Hause begegnete ich dem Doctor Birlach. Er hatte in dieser Jahreszeit wenig Kranke und, wohl um von seinem Sohne und Parkes noch mehr zu hören, begleitete er mich. Er schlug sogar einen Umweg ein, und so kamen wir auf einen Kreuzpunkt, wo man die Straße hinab ins Freie blickt. Unten lag Velenburgs

Digitized by Google

Haus mit seiner schönen Aussicht auf das Land, und längs der Baumreihe gegenüber wanderte, uns nicht bemerkend, langsam, als betrachte er die Landschaft, Herr François de Peyrade. Aus Besorgniß, daß er sich zu mir gesellen und mich weiter begleiten würde, bat ich, auf ihn zeigend: „Lassen Sie uns umkehren.“ Gleich darauf waren wir seinem Gesichtsfelde entschwunden. Nun erzählte ich zum dritten Male meine gestrige Promenade mit dem Franzosen und setzte hinzu, daß ich ihn für so insolent halte, Frau von Ellerbach den französischen Hof machen zu wollen. Der Doctor hörte aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, sah er nach seiner Uhr. „Auf Wiedersehen oben bei Tisch. Ich muß noch einen Besuch machen,“ sagte er und kehrte wieder um, während ich zu Frau von Norgart ging.

Sie war heiterer, als ich sie jemals gesehen hatte. „Sie finden mich allein,“ so redete sie mich an. „Meine Kinder sind bei Ellerbach's, aber Hugo werden Sie noch sehen. Ich erwarte ihn morgen Abend zurück, er konnte nicht länger abkommen. Ich bin so glücklich, ihn wieder hier zu haben.“ Von ihrer Tochter war nicht weiter die Rede und Eschingens erwähnte sie nur flüchtig, als sie von der angenehmen Gesellschaft sprach, welche sich in Schombardts Hôtel zusammengefunden hatte. Länger verweilte sie bei meinen Eltern, am längsten bei Freimanns, deren geistreiche Liebenswürdigkeit sie lebhaft hervorhob. Dann war von Casseler Bekannten die Rede, von Herrn von Möller und Anderen. Auch ich mußte erzählen, und theilnehmend hörte sie den Bericht über mein Leben in Magdeburg an. Dieser Besuch war für mich erquickend und, wie ich empfand, ihr willkommen, so daß ich ihn ausdehnte, bis ich nach dem Rondel gehen mußte, um Frau Sophie Freimann zu erwarten.

Während der Rückfahrt sprach sie zuerst in ihrer treffenden Weise von den Bildern, mit welchen sie sich heute in der Gallerie beschäftigt hatte, und deren großen Werth ihr feines Urtheil mir ganz klar machte. Darauf war eine kurze Pause in der Unterhaltung gewesen, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ihr durchdringender Blick mein Gesicht traf und ihre herzlich klingende Frage mich durchzuckte: „Sind bei Ihnen auf dem Gute die beiden Freundinnen Adele und Mathilde wirklich so verschieden?“ Ich glaube, daß ich wie ein junges Mädchen erröthete. Ihre großen, guten Augen ließen mich nicht los. Ich suchte mich zu fassen und bestätigte die Verschiedenheit. Das genügte ihr aber nicht, ich mußte die beiden Mädchen charakterisiren, und aus dem Verhör, welches sie erbarmungslos fortsetzte, hatte sie ohne Zweifel entnommen, daß Adele diejenige war, welche mich am meisten interessirte. Denn nun schloß sie

Digitized by Google

die Akten und fragte, wie es mir in der Stadt ergangen sei. Ehe ich dies berichtet hatte, waren wir zu Hause.

Bei Tisch drehte sich heute das Gespräch hauptsächlich um Politik. Der französische Kaiser schien den Forderungen des gesetzgebenden Körpers entgegenkommen zu wollen, denn er hatte Reformen in Aussicht gestellt und sein bisheriges Ministerium entlassen. Der alte Graf Eschingen schüttelte den Kopf und die ihn kannten, wußten, daß er hierdurch das Mißtrauen ausdrückte, welches er in alle Handlungen Napoleons setzte. Herr de Peyrade schwatzte über die glückliche Veränderung, welche er bereits als vollendet betrachtete. Als der Gegenstand erschöpft war, ließ der Doctor Birlach sein Glas klingen und sprach in zierlichem Französisch: „Zu unserem Bedauern will der liebenswürdige Herr de Peyrade uns morgen verlassen. Ich hoffe, daß er Deutschland etwas lieb gewonnen hat und öfter besucht. Ich bitte, daß wir auf sein Wohl trinken und ihm glückliche Reise wünschen."

Nach dem ersten Satze hatte die Gräfin non, non! gerufen, ohne daß der Doctor sich stören ließ. Die Gesundheit wurde getrunken, und Herr de Peyrade bedankte sich, indem er versicherte, daß er nie aufhören werde, diese ausgezeichneten Menschen und dieses schöne Land (wovon er Nichts kannte als die Wilhelmshöhe und einige Straßen in Cassel) in seinem Herzen zu bewahren, daß er sehr dankbar für die ihm erwiesene große Freundschaft sei und sich glücklich schätze, in dieser interessantesten und angenehmsten Gesellschaft noch einige Tage bleiben zu können.

Bei den letzten Worten schlüpfte ein leises, klagendes Ach! über Frau Sophie Freimanns Lippen. Mein Vater aber sagte: „Sehr schmeichelhaft für uns, umsomehr, als Sie gewiß begierig sind, die wichtigen politischen Ereignisse in Ihrem Vaterlande zu beobachten."

„Was wollen Sie!" erwiderte Herr de Peyrade. „Das ist die Sache der politischen Männer. Wir Anderen haben unsere Pflicht mit den Wahlen abgemacht."

Der alte Eschingen sah traurig vor sich hin. Die Gräfin flüsterte: „Ich trenne mich so ungern von ihm," worauf Frau Sophie, um das ihr entschlüpfte Ach! gut zu machen, ein theilnehmendes „Das kann ich mir denken" hören ließ, welchem die Doctorin Birlach zustimmte, während ihr Mann ein vergnügtes Gesicht machte. Ich sah nach Emon hinüber, dessen Augen zornig funkelten.

Nach Tisch setzten wir Beide uns vor das Haus; da aber Herr de Peyrade sich einfand, wollte die Unterhaltung nicht recht vorwärts, und wir gingen bald in unsere Zimmer.

Digitized by Google

Am Abend versammelte sich die Gesellschaft auf dem gewöhnlichen Platze, und da fuhren zu meinem großen Erstaunen, ich kann wohl sagen zu meiner Betrübniß, Velenburgs mit Frau von Ellerbach wieder herauf, stiegen aus und schritten ohne Säumen dahin, wo wir waren. Herr de Peyrade erhob sich zuerst, stolz auf seine Eroberung und begierig auf den weiteren Sieg. Meinen Eltern und Frau Sophie sah ich den Verdruß über seinen Triumph an, der Doctor Birlach dagegen blinzelte mir komisch zu.

Frau Julia beachtete Herrn de Peyrade gar nicht. Als er sich ihr näherte, wandte sie ihm den Rücken, und als er sie mit einem Complimente anredete, antwortete sie kurz und deutsch. Man wollte sich setzen; Herr de Peyrade war an Frau Julias Seite geblieben, um sich neben ihr niederzulassen. „Ich möchte heute bei Ihnen sitzen, wenn Sie erlauben," sagte sie meiner Mutter, und sich nach dem Doctor Birlach umsehend, „und bei Ihnen." Peyrade setzte sich ihr gegenüber. Es war schon etwas Verlegenheit in unserem Kreise.

Nach einer Weile richtete Peyrade über den Tisch eine Bemerkung über ihr vollkommenes Französisch an sie. Da sah sie ihm ernst ins Gesicht und versetzte in seiner Sprache: „Mich däucht, ich habe gestern zu viel französisch geredet." Und nun sprach sie kein Wort mehr mit ihm. Die Verlegenheit der Meisten und die Freude des Doctors und die meinige wuchs. Frau Sophie that, als sei gar Nichts vorgefallen, und unterhielt eifrig und amüsant die alte Gräfin. Nicht lange blieben Velenburgs, sie hatten ihren Wagen halten lassen. Als sie Adieu sagten, bekam Herr de Peyrade weder Blick noch Gruß.

An diesem Abend war von einem gemeinschaftlichen Spaziergang nicht die Rede. Ich allein wanderte noch umher. Als ich nach Hause kam, war nur in Emons und seines Vetters Zimmern Licht.

Im Laufe des anderen Vormittags ging von Eschingens die Mittheilung aus, daß Herr de Peyrade, nachdem er selbst die Nachrichten aus Paris in den Zeitungen gelesen, seine Abreise nicht länger hinausschieben wolle. Um die Mittagsstunde machte er Abschiedsvisiten im Hôtel, und als wir uns an der Table d'hôte versammelten, fehlten er und Emon, der ihn nach dem Bahnhofe begleitete.

Nachdem dieses Gewitter sich über unsere Colonie entladen hatte, lebten wir in vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Im Laufe des Tages trafen, wenn nicht die Familien für sich blieben, gewöhnlich dieselben Paare zusammen. Der alte Graf liebte die Unterhaltung meines Vaters, die Gräfin verlangte immer nach Frau Sophiens anmuthiger Nähe, meine

Digitized by Google

Mutter und die Doctorin suchten einen schattigen Ort unter den prächtigen Bäumen am kühlenden Wasser, Emon und ich durchstreiften den Wald. Und gegen Abend kamen täglich Bekannte aus der Stadt, Herhudt, dann auch Frau von Norgart mit ihrem Sohn, der freudestrahlend heimgekehrt war, denn seine Hochzeit sollte im Herbst stattfinden. Frau von Norgart war gegen Eschingens nicht anders als gegen die Uebrigen. Wohl aber konnte ein aufmerksamer Beobachter wahrnehmen, daß Emon ihr seine Höflichkeiten mit besonderer Wärme erwies. Velenburgs kamen ebenfalls wieder, unbefangen, als gedächten sie Peyrade's nicht mehr.

Eines Morgens erfuhren wir, daß Herr Freimann wieder da war, und später von der Gräfin, daß sie einen Brief erhalten hatte, welcher ihr die Ankunft anderer Verwandten, eines Ehepaars aus dem Elsaß, ankündigte. Emon erzählte mir dann, daß diese Verwandten, Reinval mit Namen, eine Erholungsreise nach Deutschland machten, daß Monsieur Reinval ein Cousin seiner Mutter, Besitzer großer Fabriken und Katholik, Madame Reinval eine Deutsche und protestantisch sei. „Sie haben viele Kinder, auch schon Großkinder, und diese Alle sind Protestanten," setzte er hinzu.

Herr Freimann behandelte seine Reise wie eine Geschäftssache, von der man nicht redet. Auf einem längeren Spaziergange mit mir allein sprach er von dem Verhältniß zwischen Emon und Norgarts kein Wort.

Mein Urlaub ging zu Ende. Als ich am letzten Tage von den Abschiedsbesuchen nach Hause kam, hielt ein Wagen vor dem Hôtel, Emon trat schnellen Schrittes heran, begrüßte die Angekommenen und führte sie hinein. Ich hörte die Willkommen-Rufe seiner Eltern. Reinvals waren da.

Bei Tisch lernten wir sie kennen. Herr Reinval war ein kräftiger Mann mit dichtem, dunkelem, zum Theil ergrautem Haar und glatt rasirtem Gesicht; Madame Reinval eine noch hübsche, etwas corpulente Frau von ruhigem, energischem Wesen. Beide sprachen deutsch, sie in der Mundart ihrer schwäbischen Heimath, er geläufig, jedoch mit französischen Redewendungen. Ihr Verhältniß zu Eschingens schien herzlich zu sein, und mehreremale ließ sich erkennen, daß die Gräfin diese Verwandten für hervorragend kluge Menschen hielt. Reinvals hatten Herrn Freimann auf dessen Reisen früher — wo? kam nicht zur Sprache — kennen gelernt und gewannen hierdurch auch zu Frau Sophie schnell ein näheres Verhältniß.

Am Abend kamen Frau von Norgart, ihr Sohn und Herhudt, so daß auf unserem Platze wieder ein großer Kreis versammelt war, der heute länger als sonst, bis spät in die warme Sommernacht, vereinigt

Digitized by Google

blieb. Im Verlaufe der Stunden schienen Frau von Norgart und Reinvals einander besonders gut zu gefallen, und überhaupt wurde ersichtlich, daß die Fremden aus Elsaß sehr willkommene neue Elemente in der Gesellschaft waren, von welcher ich jetzt leider Abschied nehmen mußte.

20.

Der Gegensatz zwischen der Ruhe und Stille in der schönen Natur, aus welcher ich kam, und dem Erwerbslärm meiner Garnison war groß. Schon in der Vorstadt lag eine dicke, heiße Luft und die Dampfhämmer waren lauter als das Geräusch des Eisenbahnzuges. Nach den genossenen Tagen fühlte ich um so herber, daß ich mit den Umgebungen, in denen ich wieder leben sollte, auf keinem guten Fuße stand. Die Festungsmauern blickten mich starrer, die dicht vor einander stehenden Häuserreihen grämlicher an, und die Leute in den Gassen kamen mir rücksichtsloser vor.

Näherer Umgang fehlte mir. Den leidenschaftlichen Birlach hatte die Liebe in Beschlag genommen und Frose war nach Berlin übergesiedelt. Er hatte den Abschied, mit dem Titel Major, erhalten und trotz der Anhänglichkeit an seine Vaterstadt in Magdeburg nicht bleiben mögen. Ich suchte mir die Grillen zu vertreiben, indem ich viel las und arbeitete; und meine volle Aufmerksamkeit widmete ich den jetzt beginnenden größeren Truppenübungen.

Inzwischen hatte die Gesellschaft auf Wilhelmshöhe sich getrennt. Meine Mutter schrieb bald nach ihrer Heimkehr: „Nach langer Abwesenheit thut uns das eigene Haus und der lieben Mathilde Gegenwart ungemein wohl. Sie und Adele sind noch befreundeter, Adele ist viel heiterer geworden.“ Am Ende des Briefes stand: „Für den armen Emon von Eschingen hat der Wilhelmshöher Aufenthalt den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Auch er muß seinen Kampf bestehen.“ Zwischen den Zeilen, die ich etwas später von ihm erhielt, konnte ich lesen, daß er zwar nicht Alles erreicht, was er gehofft hatte, aber guten Muthes war.

Im letzten Drittel des August kam der König zur Truppenbesichtigung nach Magdeburg. Die Stadt hatte sich auf das Schönste geschmückt und empfing den greisen Landesherrn mit einem Jubel, so ungekünstelt und lebhaft, wie ich es noch nicht erlebt hatte. An mir selbst machte ich die Bemerkung, wie sehr die zwei Jahre seit der ersten Parade vor dem König Wilhelm, an der ich in Cassel theilnahm, mich verändert hatten. Meine hannoverschen Erinnerungen waren nicht verblichen; ich zweifelte, daß ich jemals das Preußenlied mit dem Enthusiasmus eines Altpreußen singen

Digitized by Google

könne, und noch immer hoffte ich, daß es einst heißen werde: „Ich bin ein Deutscher! Kennt Ihr meine Farben?“ Aber ich hatte meinen Antheil an der Mühe und Arbeit in der preußischen Armee gehabt, erkannte vollständiger ihren Werth und gehörte ihr mit ganzer Seele an.

Nach den Manövern ging Birlach auf Urlaub. Daß er sich mit Fräulein Parke verloben würde, vermuthete ich ebenso bestimmt, wie daß der Commerzienrath vorsichtig handeln und dieses Geschäft nicht eher abschließen wollte, bis er von seiner Tochter Neigung und Birlachs Charakter vollständig überzeugt sei.

Eines Tages im October sagte mir der Oberstlieutenant von Krelow: „Sie kommen ja gar nicht mehr nach der Stadt Prag. Kommen Sie heute. Ich bringe meinen Vetter, Capitän-Lieutenant von Krelow aus Wilhelmshafen, mit. Er ist nach Berlin in das Marine-Ministerium versetzt.“

Am Abend versammelten sich mehr als die gewöhnlichen Gäste an dem Tische des Oberstlieutenants in der Stadt Prag; auch der schweigsame Major erschien. See-Officiere kamen selten nach Magdeburg, und von ihnen konnte man Neues erfahren. Vor einigen Monaten hatte der König den Kriegshafen an der Nordsee, der fortan seinen Namen tragen sollte, eingeweiht, und jetzt war der Kronprinz unterwegs, um der Eröffnung des Suez-Kanals beizuwohnen, welchen er auf einem preußischen Kriegsschiffe durchfahren wollte. Bei diesen Nachrichten mußte ich oft an den alten Capitän, der seit den schleswig-holstein'schen Kriegen sich lebhaft für eine deutsche Seemacht interessirte, und an Alfred denken, welcher unseren Handel im Auslande kräftiger geschützt sehen wollte. Die öffentliche Meinung in Deutschland stand der preußischen Kriegsmarine, die man für ein Pfand wachsender Einigung und Kraft der Nation hielt, zur Seite. Dagegen hörte man in der Armee, welche noch durch einen gemeinschaftlichen Minister mit der Marine verbunden war, auch die Ansicht, daß Letztere zu viel von den Mitteln hinweg nehme, welche der Staat für seine Vertheidigung ausgeben könne und vor Allem dem Landheere zuwenden müsse, weil dieses in jedem Kriege den Ausschlag gebe.

Der Capitän-Lieutenant von Krelow, nicht gesprächig von Gewohnheit, theilte sich, dazu aufgefordert, angenehm und verständig mit. Er beschrieb uns die großen Panzerschiffe, deren wir jetzt drei besaßen, welche uns zur See bereits stärker als Dänemark machten, die er aber nur als den Anfang unserer künftigen Schlachtenflotte charakterisirte. Die Nothwendigkeiten einer solchen wurde jedoch von mehreren seiner Zuhörer be-

Digitized by Google

ſtritten, und hierin ſtimmten ſogar — ein ſeltener Fall — der Oberſt-lieutenant von Krelow und der Artillerie-Major überein.

„Giebt es für die Panzerflotte ſchon eine See-Taktik?“ fragte der ſchweigſame Major.

„Das kann man nicht ſagen,“ erwiderte der Capitän-Lieutenant. „Einige ſuchen die Entſcheidung in dem Geſchütz, Andere in dem Sporn.“

„Artilleriſten und Cavalleriſten!“ rief der Oberſtlieutenant. „Euer Capitän Werner ſoll ſo ein See-Cüraſſier ſein, der den Feind nieder-rennen will.“

„Er hält vom Schießen nicht viel und iſt mehr für das Rammen,“ beſtätigte der Vetter.

„Die Marine iſt von der Artillerie abhängig, beide ſind in einer noch unüberſichtlichen Entwickelung,“ bemerkte der ſchweigſame Major.

„Unſere Marine richtet ſich zu ſehr nach der engliſchen,“ ſprach nun der Artilleriemajor. „Nachdem jetzt unſere neuen Kanonen die engliſchen geſchlagen haben, hört das hoffentlich auf.“

„Dann dürft Ihr auch Bärte tragen,“ ſagte hierauf der Oberſtlieutenant, ſich an den Seeofficier wendend.

Dieſer entgegnete: „Bei uns iſt die Artillerie im Rückſtande. Wir ſind mit den Schiffen weiter als mit den Küſtengeſchützen. Unſere Häfen und Ströme ſind offen. Da iſt es doch wohl gut, daß wir unſere Panzer haben. Wenn wir in den nächſten Jahren einen Krieg mit Frankreich bekommen, müſſen ſie das Beſte thun.“

„Wie ſo?“ fragte der ſchweigſame Major.

„Die Franzoſen haben Alles bereit, um in erſtaunlich kurzer Zeit ein Armeecorps mit voller Kriegsausrüſtung an unſeren Küſten zu landen. Die Küſte iſt unſere ſchwache Grenze und hält in unbewehrtem Zuſtande einen beträchtlichen Theil unſerer Feldarmee feſt.“

Dieſe Behauptung beſtritt ich nach meiner Kenntniß von der hannover-ſchen und holſteiniſchen Küſte, und der Oberſtlieutenant erklärte, daß an der pommerſchen Küſte das Landen noch ſchwerer ſei. Obgleich unſere Urtheile hierüber nur oberflächlich waren, gelangten wir doch in großer Uebereinſtimmung zu der Anſicht, daß unſere Armee in möglichſter Stärke der feindlichen entgegentreten müſſe und alles Andere erſt in zweiter Linie komme.

„Und dann muß ich ſagen,“ rief der Oberſtlieutenant, „ich glaube, der Krieg geht eher mit Oeſterreich wieder los. Freilich, daß unſer Kron-

Digitized by Google

prinz jetzt in Wien gewesen ist, sagt viel; wir können uns aber die Beust'schen Hetzereien beinah nicht mehr gefallen lassen."

Der Oberstlieutenant von Krelow, welchem das Politisiren fern lag, mochte in diesen Tagen zufällig in einer Zeitung gelesen oder an seinem Mittagstische gehört haben, wie der österreichische Reichskanzler in der Hoffnung, Preußen niederzuwerfen, einen gegen Norddeutschland gerichteten süddeutschen Bund zu Stande bringen wollte und Frankreich in den Intriguen gegen Deutschland zu unterstützen trachtete. Es war aber nicht denkbar, daß wir einen Krieg mit Oesterreich allein zu führen haben würden; Frankreich und im Norden Dänemark ließen eine solche Gelegenheit, an Preußen Rache zu nehmen, gewiß nicht unbenutzt. Ob dem Norddeutschen Bunde alsdann aus den Allianzverträgen mit den süddeutschen Staaten ein Kraftgewinn erwüchse, konnte bezweifelt werden, weil die particularistischen und ultramontanen Feinde Preußens eifrig am Werke waren, es zu verhindern.

In den Kreisen der Officiere wurde selten von Politik gesprochen, im Allgemeinen fehlten dazu Kenntnisse, wie Neigung. Und wären der Feinde auch noch mehr gewesen, die Gewohnheit des Dienstes und das Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Armee ließen es nicht dahin kommen, daß man sie zählte. Uebrigens glaubte Niemand an einen nahen Krieg, und die Gegner, welche sich laut machten, trugen dazu bei, daß die Zusammengehörigkeit der Deutschen diesseits und jenseits des Mains lebhafter empfunden wurde und der Geist der Nation sich kräftigte.

Birlach war zurückgekommen. Cassel hatte ihm diesmal nicht wie ehemals gefallen. Er freute sich, wieder in Magdeburg zu sein, und war nicht sehr mittheilend in Bezug auf seine Heimath. Nur auf Befragen erfuhr ich, was ich wissen wollte. Von Norgarts erzählte er Nichts, als daß er alle drei gesund gesehen hatte und sie sich auf Hugo's Hochzeit, zu der ich schon eine Einladung erhalten hatte, bereiteten. „Na endlich!" sagte Birlach. „Wenn ich verlobt bin, warte ich nicht so lange."

Im Anfange des Novembers bekam ich einen Brief von Christian: „Vater, Mutter und Adele sind seit Montag hier. Am nächsten Montag wollen sie nach Holstein zurück. Kannst Du am Sonntag kommen, um sie, Bertha und mich zu sehen? Wir erwarten Dich um vier Uhr."

Meine Eltern hatten von dieser Reise, zu welcher sich Barons schnell, wie es ihre Gewohnheit war, entschlossen, Nichts geschrieben. Die unerwartete Freude, Adele zu sehen, wurde durch die Art der Einladung beeinträchtigt, auf den letzten Tag, auf eine bestimmte Stunde, was ein langes Zusammen-

Digitized by Google

sein ausschloß. Wollten Barons, wollte Adele nicht, daß ich sogleich käme und alle die Tage mit ihnen verlebte? Oder waren dies eitele Vermuthungen? Christian meinte es gewiß gut, aber es verdroß mich.

Mein lebhaftes Verlangen, Adele zu sehen, zeigte mir nur zu deutlich, wie lieb ich sie hatte. Und zu dieser Qual kam sonderbarer Weise jetzt noch die Einbildung, daß ich untreu an Alfred handele, wenn ich ihre Liebe zu gewinnen trachte. Es half wenig, daß ich mir die Vergangenheit vergegenwärtigte; es gelang mir nicht, die Sache so einfach anzusehen, wie sie war. Doch kam ich zu dem Entschlusse, natürlich gegen Alle, herzlich gegen Barons und das junge Ehepaar und gegen Adele zurückhaltend zu sein.

Ich fuhr wieder früh nach Berlin und gleich nach Freimanns Hause. Herr Freimann saß am Schreibtisch, Frau Sophie auf ihrem Platz am Fenster, ein aufgeschlagenes Buch und eine Handarbeit vor sich. Ich setzte mich zu ihr, und Herr Freimann, uns den Rücken zuwendend und dann und wann eine Bemerkung in das Gespräch werfend, schrieb weiter. Es war eine Behaglichkeit in diesem Raume, eine wohlthuende Natürlichkeit in diesen anmuthigen Menschen, die mich sonst unbeschreiblich gefesselt hatten. Aber heute war ich nicht ganz bei ihnen, meine Gedanken flogen oft nach Christians Hause. Frau Sophie mochte es bemerken, denn sie sah mich zuweilen fragend an. Indeß, ich war diesmal nicht lediglich ihretwegen gekommen; ich wollte erfahren, wie es um Emon von Eschingen stand, und fragte geradezu hiernach. Da erhob sich Herr Freimann mit einer raschen Bewegung und sprach, indem er zu uns kam: „Seine Mutter auf den Tod verletzen, kann er nicht, und wenn er noch so verliebt ist. Entweder wir überzeugen sie, oder er wartet, so lange Gott will."

„Reinvals, die von Ihnen wohl zu Hülfe geholt waren, haben also auch Nichts erreicht?" fragte ich.

„O ja," antwortete Frau Sophie.

„Gar Nichts!" sagte ihr Mann, sich wieder dem Schreibtische zuwendend.

„Doch! Die Gräfin kam zum Nachdenken."

„Was hilft das?" rief er. „Sie mußte Ja oder Nein sagen, und sie sagte Nein!" Er setzte sich und schrieb weiter.

„Die schreckliche Gewalt der katholischen Geistlichen!" fing nun Frau Sophie an. „Kein Pfäfflein ist so klein, ein Päpstlein ist darein. Die arme Gräfin gerieth immer mehr in eine Seelenqual, an der, wie ihr Sohn erklärte, die Briefe Schuld waren, welche sie täglich von ihrem

Digitized by Google

Caplan erhielt. Sie fuhr an jedem Morgen nach der katholischen Kirche und blieb da länger als sonst."

„Wie mag der alte Graf über die Sache denken?" fragte ich.

„Er ist vernünftig," antwortete Herr Freimann, ohne sich umzusehen. „Nur zu schwach gegen seine Frau."

„Am meisten vermögen der Sohn und Reinvals über sie," setzte Frau Sophie hinzu. „Aber ihre anderen französischen Verwandten stehen gegen uns."

„Zwei oder drei wollen selbst eine Tochter an Emon verheirathen," rief Herr Freimann dazwischen.

„Ich bedauere ihn, es ist ein schwerer Kampf," äußerte ich.

„Das Gold wird rein im Feuer," sprach sie. Ihr Mann stand wieder auf, faßte in seiner Lebhaftigkeit meinen Arm und sagte: „Im nächsten Sommer machen wir mit Eschingens und Reinvals eine Reise. Reisen Sie mit! Wie?"

„Das wäre reizend!" fiel Frau Sophie ein. „Wir freuen uns auf die Zeit, auch die Gräfin. So viel haben wir erreicht, sie hat uns gern um sich."

„Und da soll kein feindlicher Sendbote uns finden," rief er, indem er abermals an den Schreibtisch zurückkehrte.

„Norgarts erfahren hoffentlich Ihre Reiseroute," flüsterte ich lachend, worauf sie zum Zeichen des Schweigens einen Finger auf ihren Mund legte.

„Sophie!" sprach er jetzt von seinem Platze aus. „Wie wäre es, wenn wir Henrich fragen ließen, ob er mit uns essen will?" Er drehte sich nach mir um. „Das ist ein allerliebster Mensch, Lehrer an unserem nächsten Gymnasium. Sie werden ihn leiden mögen."

Die freundliche Absicht veranlaßte mich zu erklären, daß ich einer Einladung Christians folgen müsse.

„Dann laß!" sagte Herr Freimann und fuhr in seiner Arbeit fort.

Nun trieb Frau Sophiens Frage: „Seine Eltern sind wohl gekommen?" mir das Blut in die Wangen. „Auch seine Schwester?" fragte sie weiter, und ohne die Antwort, welche sie von meinem Gesichte las, abzuwarten: „Haben Sie sie schon gesehen?"

„Noch nicht. Ich bin auf vier Uhr bestellt."

„Laß uns frühstücken, Sophie," nahm jetzt wieder Herr Freimann das Wort, indem er ein paar Briefe schloß und andere Papiere weglegte. „Dann fahren wir in den Thiergarten. Es ist noch ein schöner Tag."

Wir fuhren die Linden entlang nach dem Brandenburger Thor. Die

Digitized by Google

Wagen folgten, begegneten sich und rollten an einander vorbei, und auf den Trottoirs drängten sich die Fußgänger. Ich mußte beständig grüßen, dann diesen Officier in der Equipage, dann jene unter der Menge, alle mir unbekannt. Und eben war ich wieder an einem vorüber, den ich jetzt erkannte. „Christian!“ rief ich, und er und die bei ihm waren, drehten sich um. Es waren Barons und Adele.

„Sind das Barons?“ fragte Frau Sophie.

„Ja!“

„Halt!“ rief Herr Freimann.

Eine kurze Strecke noch und der Wagen hielt. Ich sprang heraus und ging auf Christian zu, der freudigen Gesichts herbei kam und dem die Anderen folgten. Ein schneller Händedruck, und weiter eilte ich, sie zu begrüßen. Mein Vorsatz der Zurückhaltung war vergessen, ich streckte Adele meine Hand entgegen und sah in ihr schönes Gesicht. Das meinige wird wohl des Glückes zu viel gezeigt haben, denn sie erröthete.

„Mit wem fuhrst Du?“ fragte Christian.

„Mit Freimanns.“

„Ah!“ fiel der Baron ein. „Die möchte ich kennen lernen.“

Wir gingen nach dem Wagen, den Freimanns, als sie uns kommen sahen, verließen, und der Baron sagte nach der ersten Begrüßung: „Ernsts Eltern werden sich freuen, daß wir Sie gesehen haben.“

Die Unterhaltung fand in dem Menschengedränge statt. Herr Freimann blickte sich nach den Häusern um, ob wir in der Nähe eines Restaurants wären, wo wir ungestört sprechen könnten.

„Das Beste wäre,“ meinte Frau Sophie, „wir führen eine Strecke zusammen.“

Der Baron und die Baronin schienen hierzu wohl geneigt zu sein.

„Ja. Wir können aber nicht Alle in den Wagen,“ versetzte Herr Freimann.

„Die jungen Leute kommen uns zu Fuß nach, nicht wahr?“ entgegnete sie, einen ihrer herzlichen Blicke auf Adele richtend. Diese neigte den Kopf mit einem Ausdruck, der, wie ich zu meinem Entzücken beobachtete, über ihre Bereitwilligkeit keinen Zweifel ließ. Die Baronin sah nach ihrem Manne auf. „Werden wir uns nicht verfehlen?“ fragte dieser.

Herr Freimann wandte sich an Christian: „Wir fahren nach dem Hofjäger, da steigen wir aus und gehen die Thiergartenstraße zurück.“

Digitized by Google

Der Wagen fuhr mit den beiden Ehepaaren davon, Adele ging zwischen Christian und mir. „Ich habe Sie länger als ein Jahr nicht gesehen," fing ich an.

„Wir reisten so früh nach Schwerin," erwiderte sie. „Ich wäre Weihnachten lieber zu Hause geblieben." Und schnell setzte sie hinzu: „Während unserer traurigen Erinnerungszeit waren meine Gedanken immer dort."

„Nachher waren Sie gern in Schwerin?" fragte ich nach einer Pause.

„Es dreht sich Alles um den kleinen Hof. Schwerin ist ganz vorwiegend das Schloß mit dem, was dazu gehört."

„Einige Theile sollen sehr hübsch sein."

„Die Landschaft ist wunderhübsch und das schöne Schloß zwischen den Bäumen und Wasserflächen ein überraschendes Bild, auch im Winter. Ich habe es an warmen Tagen von verschiedenen Punkten gezeichnet, sehr flüchtig, denn ich hatte wenig Zeit."

„Was war denn zu thun?"

„Toiletten berathen, Besuche machen und annehmen. Und das Gespräch war immer dasselbe: die großherzoglichen Herrschaften und die Gesellschaft. Nein, Ernst, lieber das Land oder eine große Stadt."

„Adele mag Berlin gern," bemerkte Christian.

„Berlin ist schön," sagte ich.

„Nicht allein das! Es ist eine Stadt, die mit ihren Monumenten das Land ehrt. Und man merkt, wie hier gedacht und gearbeitet wird."

Während sie dies sprach, sahen wir uns an. Ihre Züge schienen mir veredelt, die Kraft ihres Geistes geregelter.

Ich knüpfte an ihre Aeußerung an: „Denselben Eindruck hatte ich, als ich zum ersten Male hier war, mit Alfred."

Da wandte sie plötzlich, wie unwillig, den Kopf und ging, vor sich nieder blickend, schweigend weiter.

Christian nahm das Gespräch wieder auf: „Ist es nicht eine Freude für mich, daß meine Eltern und Adele gern in Berlin sind?"

„Gewiß. Auch für mich, weil ich sie um so öfter hier zu sehen hoffe. Schon diesmal wäre ich gern früher gekommen —"

„Die Eltern meinten, wir dürften nicht mehr von Ihnen verlangen," unterbrach sie mich.

„Kein Opfer, nur Freude; denn an Magdeburg fesselt mich außer dem Dienste gar Nichts. Die Stadt würden Sie nicht leiden mögen, Adele, und es ist doch eine recht große und sehr lebhafte Stadt."

Digitized by Google

„Warum nicht? Ihr Vater erzählte interessant davon. Die rege, nützliche Thätigkeit der Menschen zu sehen, würde mir gefallen."

Mein Herz jubelte auf in dem Wahne, daß sie mit mir dort leben möchte.

Wir kamen an den ersten der Leiermänner, welche im Thiergarten die verstimmten und vernutzten Orgeln zum Vergnügen der Kinder und zur Pein empfindlicher Ohren drehen. Adele sah nach Christian auf, und dieser gab dem Manne etwas.

„Der Arme!" sagte sie leise.

„Der ist nicht arm," entgegnete ihr Bruder. „Ein Drehorgelstand ist ein sehr begehrter Posten."

„Das ist, was mich quälen würde," sprach sie weiter. „Das Unübersehbare, das Unbesiegbare des Elendes in einer großen Stadt. Für wenige Gebrechliche oder Kranke, die man persönlich kennt, zu sorgen, das ist bald gethan. Und mehr kommt auf dem Gute ja nicht vor. Geschieht in Magdeburg viel für die Armen?"

„Ich glaube wohl. Allerlei Vereine sind da."

Sie erwiderte Nichts, und ich dachte, daß sie überlege, ob ich in dieser Beziehung zu theilnahmlos sei. Wir gingen einige Schritte schweigend.

„Du wolltest ja mit Ernst über Frau Charlottens Jubiläum sprechen," nahm jetzt Christian das Wort, worauf Adele sagte: „Im nächsten Oktober ist sie fünfundzwanzig Jahre bei uns. Vater will ein kleines Fest veranstalten. Sie müssen sich so einrichten, daß Sie dazu kommen können. In einigen Wochen sind Sie ja bei uns, dann wollen wir berathen, ob wir etwas Passendes aufführen können."

„Ich helfe gern."

„Hoffentlich kommt auch Friedrich zu Weihnachten. Er soll Etwas dichten."

„Das können Sie selbst. Zu Frau Charlottens Hochzeit hatten Sie es sehr hübsch gemacht. Alfred lobte Ihr Gedicht."

Und wieder wie das erste Mal, als sie an Alfred erinnert wurde, brach sie unlustig das Gespräch ab.

In der Menschenmenge unter den Bäumen der Thiergartenstraße erkannten wir Barons und Freimanns, die uns entgegen kamen. Voran ging die Baronin, in ein Gespräch mit Herrn Freimann vertieft, und als wir sie erreicht hatten, nahm Frau Sophie Christian und Adele an ihre Seite. Der Baron und ich folgten. Nachdem wir Dieses und Jenes gesprochen hatten, sagte er: „Ich denke, wir kommen im März oder

Digitized by Google

April wieder nach Berlin. Ich hoffe dann ein Großkind über die Taufe zu halten."

Am Brandenburger Thore trennten wir uns, Freimanns und Barons, nachdem sie nochmals die Freude über diese Begegnung ausgedrückt hatten. Letztere nahmen eine Droschke nach Christians Wohnung. „Eine tüchtige Familie!" sagte Herr Freimann, als sie wegfuhren, und: „Lassen Sie sich bald wieder sehen," Frau Sophie, als sie ihren Wagen bestieg.

Ich war der erste der Gäste, welche die glückliche Frau Bertha erwartete. Gleich nachdem sie mich begrüßt hatte, fing der Baron an, von Freimanns zu sprechen, die ihm ungemein gut gefallen hatten, und die Baronin, Christian und am lebhaftesten Adele stimmten in dieses Lob ein.

Unsere jungen Wirthe hatten zu dem kleinen Diner Christians Oberst und Oberstlieutenant mit ihren Gemahlinnen eingeladen. Ich hatte die Freude, meinen Platz neben Adele zu erhalten. Sie war heiter und nahm an der Unterhaltung auf das Liebenswürdigste theil. Mit mir allein sprach sie wenig und so unbefangen, daß ich befürchtete, mein Hoffen sei Irrthum gewesen und ihre Freundlichkeit nur schwesterliche Zuneigung.

Christian und Bertha waren bei seinen Vorgesetzten und deren Frauen offenbar wohl gelitten. Es war eine muntere, warme Stimmung in der kleinen Gesellschaft.

Nicht viel länger als die anderen Gäste konnte ich bleiben. Adele sah, während ihre Eltern zum Abschiede in dem herzlichsten Tone mit mir sprachen, mich an. Da unsere Blicke sich nun begegneten, schlug sie die Augen nieder und reichte mir die Hand. „Adieu!"

Die Erinnerung an die heute mit ihr verlebten Stunden war das Einzige, woran ich jetzt denken mochte. Ich drückte mich in die Ecke des Coupés und that, als ob ich schliefe, um mich ungestört mit Adele zu beschäftigen. Jedes Wort, jeden Blick von ihr suchte und fand ich. Meine Hoffnungen erhoben mich, meine Zweifel schlugen mich nieder. Es soll klar werden zwischen ihr und mir! Das nahm ich mir vor. Von Mund zu Mund, von Auge zu Auge. Um Weihnachten, auf dem Gute, wo wir allein mit einander sprechen können, soll sie mir sagen, ob sie mich liebt oder nicht.

Aber Alfred, der treue Alfred! Ihn hatte sie geliebt oder zu lieben geglaubt; er sie nicht. Fühlte er noch so? Konnte nicht auch in seinem Herzen eine Aenderung vorgegangen sein? Rechnete er jetzt, nun er ein reiches Ansehen, die hohe Achtung weit bekannter Männer gewonnen hatte, vielleicht auf Adele? Gegen ihn untreu mochte ich nicht einmal scheinen.

Digitized by Google

Ich wollte ihm Alles erzählen. Bevor ich Adele wiederſehen würde, konnte ich ſeine Antwort haben, wenn ich gleich ſchrieb. Und wollte der edele, ſich aufopfernde Freund ſeine Hoffnung verleugnen, ſcheinen, als verlange er Adelens Liebe noch immer nicht für ſich, — ich kannte ihn zu genau, ich hörte ſeinen Zeilen an, was er bei'm Schreiben empfand. —

„Iſt Jemand hier geweſen?“ fragte ich meinen Diener, als er, die Lampe tragend, mein Zimmer öffnete.

„Kein Beſuch, Herr Hauptmann. Nur ein Brief iſt gebracht vom Regiment.“

Der Dienſtbrief lag auf dem Tiſche vor dem Sopha. Ich kleidete mich um, ſetzte mich an den Schreibtiſch und begann den Brief an Alfred. Als ich die erſte Seite geſchrieben hatte, lehnte ich mich nachdenkend in den Stuhl zurück. Da fiel mir der Dienſtbrief ein. Ich ſtand auf, nahm ihn, ſetzte mich wieder, öffnete ihn. Von dem Regiments-Adjutanten geſchrieben. Was? Eine vorläufige Mittheilung? — Ich war zur Dienſtleiſtung bei einer der oberen Militärbehörden in Berlin commandirt! Ich ſprang auf. Welche Ueberraſchung, welcher Wechſel! Wie werden meine Eltern ſich freuen! Und vor Adele ſtehe ich jetzt anders da. Das Commando iſt eine Auszeichnung. Auch meine alten hannoverſchen Kameraden und Freunde werden dies mit Genugthuung hören. Den Eltern will ich gleich morgen früh telegraphiren. Dann wird Adele mit der Nachricht empfangen. — Dieſe Gedanken trieben mich in der Stube auf und ab.

Doch ehe ich mich ſchlafen legte, ſchrieb ich weiter und beendigte einen langen Brief an Alfred.

21.

So war ich denn in Berlin und ſollte theilnehmen an den Arbeiten, welche von hier aus die Wehrkraft Deutſchlands leiten und mehren. Wie hätte ich das ahnen können vor neun Jahren, als ich dieſe Stadt zum erſten Male ſah und aus ihr das Bedauern heimbrachte, nicht in den preußiſchen Dienſt getreten zu ſein. Nun mußte ich mit ganzer Kraft ſtreben, den Poſten, welcher mir übertragen war, gut auszufüllen; alles Andere, augenblicklich ſogar mein Denken an Adele, trat hinter dieſem Gefühle zurück. Eilig begrüßte ich die überraſchten Freunde Freimanns und Chriſtian mit ſeiner Bertha als ein ihnen jetzt nahe Wohnender; auch Aurelius, der zu dem Landtage in Berlin war. Doch Alle nur flüchtig, — ich verlangte nach meinen neuen Geſchäften. Ellerbachs waren ſchon zu Norgarts Hochzeit nach dem Gute gereiſt; ich gab die Fahrt

Digitized by Google

dahin auf, entschuldigte mich und gratulirte schriftlich. Nicht einen Tag wollte ich mich meinem Dienste entziehen.

Eine Wohnung aber mußte ich erst haben. In dem Stadttheile, worin ich sie suchte, trat ich in ein Haus, an welchem der Zettel: „Möblirte Zimmer und Stallung" hing. Der Portier führte mich über den sauberen Flur die breite, helle Treppe hinauf. In der ersten Etage sah ich kein Namenschild. „Hier wohnt Herr Wernstein, dem das Haus gehört," sagte der Portier. Die zweite Etage war getheilt. Neben der Thür, welche die größere Hälfte rechts abschloß, las ich den Namen „von Sprosser." „Eine einzelne alte Dame," erklärte der Portier. Die andere Hälfte bestand aus den „möblirten Zimmern": einer Wohnstube nach vorn, einer Schlafstube und einem Dienerzimmer nach dem Hofe, Alles ordentlich und gut ausgestattet. „Wer wohnt hierüber in der dritten Etage?" fragte ich. „Zwei Herren, Lieutenants." — „Spielen die Klavier oder ein anderes lautes Instrument?" — „Sie haben gar keines." — „Aber hierunter wird wohl musicirt?" — „Auch nicht. Wernsteins Klavier steht im Salon auf der anderen Seite." — Da ich also für meine, in dieser Beziehung empfindlichen Ohren Nichts zu fürchten brauchte, miethete ich die Wohnung, nachdem ich den Pferdestall besehen hatte, der auf dem reinlichen Hofe am Ende das rechten Gebäudeflügels lag. „Dieser Flügel gehört zu den Wohnungen des Vorderhauses," sagte der Portier. „In den anderen kommt man nur über den Hof." Die beiden Flügel waren durch ein eisernes Gitter verbunden, dahinter ein großer Garten mit alten Bäumen.

An demselben Nachmittage bezog ich die Wohnung und fühlte mich sehr behaglich. Wie elegant, wie zweckmäßig war dieses Haus gegen dasjenige, worin ich in Magdeburg wohnte! Und alle Häuser dieses Stadttheils lagen an breiten Straßen, an Gärten oder geräumigen Höfen; man athmete gute Luft. — Ich ordnete meine Einrichtung. Dann ging ich, mich draußen umzusehen. Das geordnete, ich möchte sagen höfliche Gedränge, die glänzenden, prächtig ausgestatteten Schaufenster waren für den Fremden ergötzlich.

Von allen Eindrücken des geschäftigen Tages ermüdet, kehrte ich heim und legte mich zur Ruhe. Im Hause über und unter mir war es still, ich schloß die Augen und — hörte neben mir ein Klavier anschlagen. Empört riß ich die Augen auf, als könne ich den Lärmmacher zornig anblicken; aber die Wand trennte uns. Doch was ist das? — Die Mondschein-Sonate. O, wie schön, wie zart! Sie wird gut, mehr wie das, vortrefflich

Digitized by Google

gespielt. Mit Freude höre ich den ersten Satz, der so feierlich, licht und freundlich ist wie eine Sommernacht. Auch der schwierigere zweite Satz wird mit voller Sicherheit, mit zarter Empfindung gespielt. Die Töne klingen so weich, als lockten zarte Mädchenfinger sie aus dem Instrument. Ach Clotilde! — Nein, es ist mehr Beherrschendes, auch der kühlere Luftzug männlichen Verstandes darin — und ich war eingeschlafen.

Am Morgen fragte ich den Portier: „Wer wohnt neben mir im Seitenflügel?" — „Herr Rimpling." — „Allein?" — „Mit seiner Schwester." — „Wer von Beiden spielt Klavier?" — „Herr Rimpling." — „Was ist er?" — „Buchhalter bei Kunzmann." — „Was ist das für ein Geschäft?" — „Ein Bankgeschäft." — Und weiter gehend dachte ich: Wie kommt der Buchhalter zu solchem Spiel?

Die Kameraden meiner Behörde empfahlen mir ihren Mittagstisch im „Hôtel Magdeburg," und ich ging mit ihnen dahin. Sie hatten an einer der langen Tafeln ihre bestimmten Plätze, der meinige wurde mir neben ihnen angewiesen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein, an der anderen Tafel allein sitzender Civilist sich erhob und an der Wand entlang schritt. Es war nicht sehr hell in dem Saal; da Jener aber näher kam, sah ich, daß er recht sorgfältig gekleidet, dann daß es der Major a. D. Frose war. Er begrüßte mich freundlich und sagte: „Ich glaubte nicht, daß Sie schon hier wären. Ich las Ihre Versetzung im Militär-Wochenblatt und wollte Sie aufsuchen." Ich machte ihn mit meinen Kameraden bekannt und forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen. „Ich danke," erwiderte er, „ich habe dort meinen Platz," und er kehrte dahin zurück, wo er während der Mahlzeit allein blieb. Nach Tisch trat ich an ihn heran, er war nicht wie früher gesprächig, wir theilten uns unsere Wohnungen mit, und ich ging. Auch in der Folge sah ich ihn an seiner Tafel mit Niemand sprechen, er hatte keine Tischbekannte; trotzdem gab er seinen einsamen Platz nicht auf. „Ich habe da immer gesessen," sagte er. Wie mir schien, hatte er das Hôtel Magdeburg nur des Namens wegen, aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt gewählt.

Nun griff ich meine Dienstgeschäfte mit ganzem Eifer an; mit der Freudigkeit, welche von den anregenden Umgebungen, in die ich versetzt war, herrührte und auch mit einer gewissen Besorgniß. Denn Vieles war mir fremd und das Großartige der Verhältnisse, in die ich zum ersten Male den unerwarteten Einblick erhielt, drückte mich ebenso, wie es mich erhob. Ich konnte mit meinen altpreußischen Genossen in dem Geschäftsgange nicht gleichen Schritt halten und trachtete, dies bald zu erreichen.

Digitized by Google

Von dieser Hast und Unruhe des eigenen Gemüthes abgesehen, war es eine Lust, hier zu arbeiten. Jeder fühlte den Geist, der von den höchsten Spitzen sich verbreitete; Einer half dem Anderen, die Reibungen, welche in großen Behörden unvermeidlich sind, mindern und ohne Störung überwinden, weil Alle die Nothwendigkeit des tüchtigsten Zugreifens, wenn nicht einsahen, so doch empfanden. Denn war auch kein Krieg in Sicht, es lauerte die Mißgunst im Süden, Westen und Norden, die Feindschaft im Innern Deutschlands auf die Gelegenheit, Preußen zu demüthigen, und hier fehlte noch viel, bis alle Mittel zur Vertheidigung, zur kräftigsten Verwendung des schlagfertigen Heeres bereitet waren. Es ist, glaube ich, zu keiner anderen Zeit so eifrig, gründlich und ohne Schwanken nach demselben Ziele gestrebt worden, wie damals in den obersten Armee-Behörden Berlins.

Indem ich mich ganz meinen Geschäften hingab, sah ich von der Stadt in den ersten Wochen Nichts, als was an meinen regelmäßigen Wegen lag. Nur zum Reiten erlaubte ich mir fast täglich ein paar Stunden, gewöhnlich früh Morgens. Als ich ausnahmsweise eines Nachmittags ritt, begegnete mir im Felde auf dem Kurfürstendamm ein Reiter, hoch, breit, dessen gewaltige Umrisse mir schon von Weitem auffielen und in dem ich, näher kommend, erst einen Cürassierofficier, dann nach den Bildern den Bundeskanzler Grafen Bismarck erkannte. Er war ganz allein. Von Interesse getrieben, sah ich ihn scharf an, und er erwiderte, mich fest anblickend, meinen militärischen Gruß. Was dachte ich nicht Alles in dem kurzen Augenblick! Ohne diesen Mann bestände das Königreich Hannover noch; aber auch das Kurfürstenthum Hessen und die ganze Kleinstaaterei! Ohne ihn wäre Deutschland noch immer der ohnmächtige geographische Begriff und ohne ihn kämen wir vielleicht nicht, wohin wir müssen, über den Main! Ohne ihn und den weisen Heldenkönig!

Hätte ich den Grafen Bismarck nur das eine Mal gesehen, er wäre in meiner Erinnerung deutlich vor mir geblieben; denn diesen, von einem Riesenkörper getragenen Kopf mit der breiten Stirn, auf welcher Wissen und Denken und unbeugsame Entschlossenheit harte Linien gezogen haben, mit den blitzschnellen, zwischen den Falten des Gesichts wie träumend liegenden Augen, deren Ausdruck unbegreiflich ist, kann man nicht vergessen.

Einige meiner Bekannten in der Heimath, die mit den Verhältnissen des großen Staats wenig vertraut waren, überschätzten meine untergeordnete Stellung ganz und gar und hielten mich für eine einflußreiche Person. Deshalb bekam ich mehr Briefe als früher mit Fragen, deren Beantwortung

Digitized by Google

mir Zeit koſtete, und mit Wünſchen, um deren Erfüllung ich mich in den meiſten Fällen vergeblich bemühte.

Auch von Onkel Wilhelm, deſſen Sohn als Avantageur in Ellerbachs Regiment eingetreten war, bekam ich wieder ein ſehr langes Schreiben, welches folgende, für die Auffaſſung der Welfen bezeichnende Sätze enthielt:

„Du magſt wohl Recht haben, daß mein Juſtus als Soldat Seiner Majeſtät des Königs von Preußen nicht in unſeren hieſigen Cirkel paßt. Ich habe deshalb beſchloſſen, mit den Meinigen die Weihnachtszeit während Juſtus' Urlaub auf Dummerſtorf bei Haydes zu verleben, die uns eingeladen haben. Da ſind wir ganz unter uns. Herr von Hayde iſt zwar ein eifriges Mitglied unſerer Partei (er gibt viel Geld zu unſerer Zeitung her), aber er vermeidet jede Demonſtration. Z. B. ging er während des preußiſchen Manövers der Einquartirung aus dem Wege, indem er wegreiſte, und ließ ſie durch ſeinen Verwalter ſüperbe bewirthen. Er hat einen Sohn in dem Berliner Cadettenhauſe, welchen er Dir empfehlen läßt.

„Der Winter wird in Celle ſtill für uns werden. Marie bleibt zu Hauſe, geht auch nicht wieder nach Oldenburg, obgleich die Großherzoglichen Herrſchaften (Ihre Königliche Hoheit iſt eine Schweſter unſerer Königin) ſehr gnädig gegen ſie geweſen ſind. Aber (entre nous soit dit) ich glaube, dort hatte ſich für Marie etwas angeſponnen mit einem Preußen, was ihre Eltern nicht wollen."

Ich antwortete Onkel Wilhelm mit der nöthigen Deutlichkeit, daß er und Herr von Hayde entweder ihre politiſche Meinung zurückhalten oder erwarten müßten, mit ihren Söhnen in Streit zu gerathen, und beſtellte Juſtus zu mir. Er war ein hübſcher, ſchlanker Jüngling mit gutmüthigem Geſicht, noch etwas ungeſchickt in der Art, wie er dem Vetter gegenüber ſeine eben erlernten militäriſchen Formen feſthielt, ſchon ſo begeiſtert für ſeinen Dienſt, daß er gar nicht um Weihnachtsurlaub bitten wollte. Mit ſeiner Freude an der Reiterei erinnerte er mich an Jobſt. Als Ellerbach nach ſeiner Rückkehr von Norgarts Hochzeit, bei der Alle, nur nicht Olly von Norgart, ſehr luſtig geweſen waren, mich beſuchte, ſprach ich mit ihm über Juſtus. Sein Regiments-Commandeur ließ Onkel Wilhelms Welfengeſinnung, die ihm bekannt war, gänzlich unbeachtet.

Meinen Wandnachbaren Rimpling lernte ich immer beſſer kennen. Zwar ſah ich ihn und ſeine Schweſter nicht; aber ſein Klavierſpiel hörte ich an mehreren Abenden zu meiner Freude. Er mußte ein gemüthreicher Mann ſein. Zu einer anderen Tageszeit ſpielte er nie, da hatte er wohl zu arbeiten.

Digitized by Google

Mit noch einem Bewohner des Hauses kam ich, ohne daß wir ein Wort zusammen sprachen, auf einen guten Fuß: mit meiner Corridor-Nachbarin, Frau von Sprosser. Nachdem mehreremale die Dame mit ergrauendem Haar mir begegnet war und mich freundlich angeblickt hatte, grüßte ich sie, was ihrerseits sehr entgegenkommend erwidert wurde. Sie war eine Schriftstellerin und mußte wohl vornehme Verbindungen haben, denn ich sah zuweilen einen Lakai in fürstlicher Livree an ihrer Thür.

Frose, der von mir weit entfernt wohnte, und ich wechselten in unseren Häusern Höflichkeitskarten und dann und wann in dem Hôtel Magdeburg einige Worte. Einmal sagte er mir: „Sie kommen ja gar nicht nach Ilges."

„Wer ist das?" fragte ich erstaunt.

„Die Weinhandlung in der Jägerstraße. Da treffen sich Abends die früheren Magdeburger. Es ist ungefähr so wie in der Stadt Prag."

„Wir treffen uns ja hier," versetzte ich, über die Zumuthung erschrocken.

Ein anderes Mal schien er Etwas auf dem Herzen zu haben, denn er rief mir, als ich den Speisesaal verließ, nach, was er noch niemals gethan hatte: „Nehmen Sie mich mit!" Auf dem Wilhelmsplatze blieb er stehen. „Ich habe jetzt einen Entschluß gefaßt," fing er an. „Ich will Militär-Schriftsteller werden."

„So? — Haben Sie das Dichten ganz aufgegeben?"

„Ich komme hier nicht dazu, ich kann nicht immer bis in den Grunewald laufen, um allein zu sein. Und was zu thun muß ich haben."

„Das begreife ich vollkommen," sagte ich ermuthigend.

„Bis jetzt ging das," fuhr er fort, „hier ist ja immer was Neues zu sehen; aber auf die Dauer halte ich es nicht aus."

„Haben Sie schon ein Fach der Militär-Litteratur gewählt, worin Sie arbeiten wollen?"

„Ich bin in eine Gesellschaft von Militär-Schriftstellern eingetreten, worin die neuen Erscheinungen der Litteratur besprochen werden. Da findet sich wohl Etwas."

„Das scheint mir ein ganz zweckmäßiger Weg zu sein. Bitte, theilen Sie mir später mehr davon mit. Ich wünsche Ihnen Erfolg. Aber wäre es nach diesem Entschluß nicht räthlich, einigen Verkehr mit aktiven Officieren zu suchen?"

Diese Frage berührte ihn unangenehm, jedoch sagte er nach einigem Besinnen: „Ich glaube auch," und nun schieden wir recht freundschaftlich

Digitized by Google

von einander. Am folgenden Mittage ließ er sich im Hôtel seinen Platz neben dem meinigen anweisen.

In diesen, für mich arbeitsvollen Wochen trat zuweilen Abends Christian, der immer Heitere, in meine Stube; wie früher in Hannover Wichard, an den er mich stets erinnerte. Er war so glücklich mit seiner fröhlichen Bertha! Beide erwarteten mit Ungeduld den nicht mehr fernen Zeitpunkt, wo sie Eltern sein würden. Um dieser schönen Aussicht willen verzichteten sie auf die Weihnachtsreise nach Holstein. Berthas Eltern wollten nach Berlin kommen.

„Ich habe die Reise auch aufgegeben," sagte ich. „Ich kann nicht fort."

„Das freut mich für uns," rief er aus. „Aber meine Schwester erwartet Dich. Du und Friedrich sollt mit ihr ein Lustspiel dichten für Frau Charlottens Jubiläum. Adele hat es schon ersonnen für zwei Damen- und drei Herren-Rollen."

Diese Worte machten mich sehr froh. „Ich hülfe gern, wenn auch schlecht," entgegnete ich lachend; „trotzdem muß ich hier bleiben, ältere Kameraden wollen weg und haben mehr Anrecht. Ich habe meinen Eltern schon geschrieben, daß ich nicht komme."

Dieser Entschluß war mir schwer geworden, und doch war ich, nachdem ich ihn gefaßt hatte, ruhiger als vorher, weil ich mich wieder vor der Entscheidung fürchtete. Meine Mutter hatte, seit ich Adele zuletzt gesehen, von ihr kein Wort mehr geschrieben, und auch Freimanns trugen dazu bei, mich unsicher zu machen. Ich suchte sie so oft auf als ich konnte; während aber Frau Sophie früher mit einer gewissen Absichtlichkeit das Gespräch auf Adele gebracht hatte, wurde deren Name jetzt weder von ihr noch von ihrem Manne genannt. Wollten sie mich nicht weiter ermuthigen? Wußten sie besser als ich, wie es in Adelens Herz aussah?

Um den Streit in mir zu vergessen, versenkte ich mich in meine Arbeiten und wurde in dem Maße zufriedener, als diese mich besser befähigten, meiner neuen Stellung Genüge zu thun.

Da erhielt ich einen sehr heiteren Brief meiner Mutter. „Weil Du nicht hierher kommst," schrieb sie, „kommen wir mit Mathilde nach Berlin. Zu diesem Entschluß gelangten wir um so leichter, als Mathildens Brüder diesmal doch nicht kommen konnten. Nur daß Barons allein blieben, ließ uns zögern. Als aber das erste Wort davon gefallen war, redeten sie zu. Sie erwarten mecklenburgische Freunde. Wir fahren mit Eichborns. Nimm ein Logis für uns, so nahe wie möglich bei Dir."

Das war eine liebe Nachricht, gewiß! Aber aus jeder Zeile las ich

Digitized by Google

Unheil für mich. Barons redeten schnell zu, weil ich sonst vielleicht noch gekommen wäre! Und die mecklenburgischen Freunde — sollte ein Freier darunter sein für Adele?

An demselben Abend ging ich zu Freimanns und trat bei ihnen ein mit der Nachricht, daß meine Eltern kämen, worüber sie eine lebhafte Freude äußerten. Aber gleich bemerkte ich, daß hier Ernstes vorgefallen war. „Da, lesen Sie!“ sagte Herr Freimann hastig, indem er mir ein Telegramm reichte. Es bestand aus den Worten: „Vater diese Nacht sanft gestorben. Emon.“

„Ich reise hin,“ sagte Herr Freimann.

„Ob der alte Graf lange krank gewesen ist?“ fragte ich.

„Wir wissen weiter Nichts,“ antwortete Frau Sophie.

„Ich glaube es, weil Emon, dem ich noch in Magdeburg meine Versetzung anzeigte, mir nicht geschrieben hat.“

Wir besprachen den Todesfall und seine Folgen. Emon war nun Herr.

„Er wird nichts thun, was seine Mutter betrübt,“ sagte Frau Sophie.

„Wir können sie überzeugen,“ fiel ihr Herr Freimann ins Wort. „Auch deshalb will ich hin. Reinvals werden ohne Frage kommen, sie helfen. Der Caplan muß weg.“

Frau Sophie schüttelte den Kopf. „Die französischen Verwandten werden nicht ausbleiben und sind gegen Euch. Aber hättet Ihr es auch mit dem Caplan allein zu thun, wo er ist, richtet Ihr Nichts aus. Der Jesuit hat sich zu fest gesetzt.“

„Kann man sich nicht an seinen Bischof Hefele wenden? Der ist doch ein vernünftiger Mann,“ äußerte ich.

„Weshalb glauben Sie das?“ rief eifrig Herr Freimann. „Weil er augenblicklich in Rom gegen die päpstliche Unfehlbarkeit schreibt und spricht? Das sagt gar Nichts. In Mischehen sind alle Bischöfe unduldsam. Die Gräfin muß überzeugt werden.“

„Das meine ich auch,“ stimmte Frau Sophie ruhig ein. „Ihr erreicht es aber nicht im Sturm. Laß uns wochenlang zusammen reisen, das mache fest, und damit laß es in der Trauerzeit genug sein.“

Am folgenden Abend wurde ich durch Aurelius' Besuch überrascht. Als ich ihn erblickte, sah ich, daß auch er mir Trauriges mitzutheilen habe.

„Ich wollte Ihnen Adieu sagen,“ fing er an. „Ich fahre schon jetzt nach Hause und komme erst im Januar wieder.“

„Was haben Sie?“ fragte ich bestürzt.

„Eine sehr schmerzliche Nachricht — Frau Elisabeth ist todt!“

Digitized by Google

„O mein Gott!"

„Sie ist heute früh ruhig eingeschlafen. Daß sie unwohl sei, schrieb meine Frau erst gestern. Sie hat also nicht lange gelitten."

„Wieder ein Theil des alten Hannovers dahin!" sagte ich betrübt. „Und welch ein edler! Wie viel Klugheit und Herzensgüte war in dieser Frau!"

Die beiden Trauerfälle machten mich schwermüthig. Oft mitten in der Arbeit mußte ich an meine Eltern denken. Vater war dreiundsechzig Jahre alt, älter als Emons Vater geworden. Er war gesund und kräftig, so auch meine Mutter — und doch, nach einer kurzen Spanne Zeit mochte Alles, womit ich von Kindheit an verbunden war, mir genommen sein, Adelens Eltern, der alte Capitän. —

Das Gefühl der Vereinsamung inmitten der großen Stadt, die sich auf das Christfest bereitete, ertrug ich nicht den ganzen Abend in meiner stillen Stube. Ich wandelte durch die glänzenden, von schau- und kauflustigen Menschen wimmelnden Straßen nach den befreundeten Häusern. Christian war mir wie ein Bruder und seiner Bertha gleichmäßiger Frohsinn eine Erquickung. Von Ellerbach trennte mich gegen seinen, wie meinen Wunsch das unruhige Leben der vornehmen Welt, worin Frau Julia glänzte und von dem er sich theils ihr zu Liebe, theils um von der Sitte in seinem Regiment keine Ausnahme zu machen, nicht ausschloß. Nur einmal fand ich sie, kurz ehe sie vor Weihnachten nach Cassel fuhren, allein zu Hause, und bei dieser Gelegenheit nahm ich zu meiner Freude wahr, daß die Schmeicheleien, welche die schöne Frau umschwirrten, wenigstens ihren Charakter und die Einigkeit der beiden Eheleute nicht geschädigt hatten.

Frau Sophie Freimann schickte mir Nachricht, wann sie zu Hause sein wollte. Zahlreiche Bekannte wünschten sich der verehrten Frau freundlich zu erweisen, und die freien Stunden genügten für sie kaum, um die Weihnachtsgaben selbst auszusuchen, mit denen sie viele Menschen bedachte. Daher mochte sie wohl erschöpft sein. Gesprächig war sie aber doch, und deshalb quälte es mich, daß sie auch jetzt, nun wir Beiden allein waren, Adelens mit keiner Silbe gedachte. Glaubte sie, daß Adele mich nicht liebe? Oder nicht für mich passe? Einigemale hatte ich diese Fragen auf den Lippen; jedoch hielt die Scheu vor dem gesprochenen Worte sie zurück.

Von ihrem Manne bekam Frau Sophie täglich einen langen Brief. Der alte Graf war mehrere Wochen krank gewesen, Emon nicht von seinem Lager gewichen und, von dem Verlust des Vaters tief ergriffen, gegen

Digitized by Google

die Mutter der aufmerksamste Sohn, übrigens vollkommen Herr der veränderten Lage; die Gräfin mehr leidend, als trauernd. Reinvals waren da, andere Verwandte aus Frankreich wurden erwartet.

Dann erzählte der Brief von einer willkommenen Begegnung. „Mein Mann findet überall Bekannte," sagte Frau Sophie und las die Stelle vor:

„Da kam der Arzt, den Emon mir als den Doctor Helder vorstellte. Wir sahen uns an. „Waren Sie nicht 1837 in London?" fragte ich. — „Sind Sie es, Herr August Freimann?" rief er mit dem freudigsten Ausdruck. Ein junger Mediciner aus Tübingen war damals in London seit Kurzem mein Tischgenosse. Eines Tages kam er blaß und sehr aufgeregt, aß fast Nichts, war unruhig, bis er, als wir allein waren, einen Entschluß faßte: „Mein Vater ist krank, mir fehlen augenblicklich die Mittel zur Reise. Können Sie mir Geld leihen?" Das gab ich ihm auf sein ehrliches Gesicht, und nach einiger Zeit schickte er es mir wieder. Seitdem hatte ich selten an ihn gedacht und wußte nicht, was aus ihm geworden war. Nun will ich ihn beobachten, vielleicht kann er uns helfen."

„Das ist gut. Glauben Sie nicht auch?" sagte Frau Sophie, als sie gelesen hatte. „Bei der Gräfin vermag nur der Arzt dem Caplan die Wage zu halten. Und wenn er für ihre Gesundheit eine Sommerreise verordnen kann, wird er es thun."

Das nächste Mal empfing sie mich ungewöhnlich aufgeregt. „Dieses müssen Sie hören," sprach sie, den Brief, welchen ihr Mann gleich nach der Bestattungsfeier geschrieben hatte, aus einander schlagend. Sie las:

„Die kleine, schwarz verhängte Kapelle war voll Menschen, von denen nach Doctor Helders Versicherung die Meisten Protestanten waren. Er selbst ist Katholik, aber von Emons Gesinnung. Draußen an dem Gebirge hinab zum Flußthal brauste ein Sturm von Westen her, die Lichter flackerten, die Fenster klirrten in ihrem Blei. Doch hörte man jedes Wort des maßlos eifernden Caplans. Er pries den Entschlafenen, der sich auf dem Sterbelager als reuiger Sünder der Kirche unterworfen habe, und versprach allen Katholiken Vergebung der Sünden, wenn sie festhielten an dem Dogma, welches immer bestanden habe und von dem Concil jetzt wieder verkündet werden solle: Daß Alles, was der römische Papst thut und spricht als Stellvertreter Christi, durch göttliche Autorität unfehlbar ist. Der heilige Vater ist der Richter Gottes auf Erden. Er regiert die Könige wie die Bischöfe, er verflucht die Ketzer und die Irrthümer, welche durch sie in die Kirche gebracht sind, und er straft und verflucht die Ab-

Digitized by Google

trünnigen, die im wahren Glauben geboren, sich aufbäumen gegen Gottes Willen und des Papstes Gebot."

Frau Sophie blickte auf und fragte: „Was sagen Sie dazu?"

„Unerhört! Der dreiste Caplan setzt sich über seinen Bischof hinweg und zieht im Voraus die Consequenzen der Unfehlbarkeit sogar für die Protestanten."

„Man sollte es nicht für möglich halten in unserem Zeitalter. Lassen Sie mich weiter lesen:

„Nur die Heiligkeit des Orts, die Rücksicht auf die Leidtragenden unterdrückte das Murren der Zuhörer. Ich hätte den Kerl zerreißen mögen. Als wir die Kapelle verließen und Emon die alte Gräfin, welche wie ohnmächtig an seinem Arm hing, wegführte, war der Ingrimm auf seinem Gesichte zu lesen. Die französischen Verwandten wollen es mit Beiden nicht verderben und schlichen davon. Reinvals und Helder waren empört, aber vorsichtig, und ich nahm mich um Emons willen zusammen. Die anderen Protestanten unterdrückten den Zorn nicht länger. Der Pfaffe soll verklagt werden. Die Geschichte kommt in die Zeitungen. Ob die Gräfin jetzt zugibt, daß Emon ihn wegjagt?"

„Sie gibt Nichts zu," sagte Frau Sophie und legte den Brief zusammen.

Ich hörte von dem in Rom tagenden, sogenannten ökumenischen Concil wenig sprechen. In unseren Büreaus war von politischen Begebenheiten nur flüchtig und wenn sie sich aufdrängten, die Rede, und in weitere Kreise kam ich damals noch nicht. Was ich gelegentlich vernahm, waren Aeußerungen des Unwillens über die Jesuiten des Vatikans. Aber man hielt ihren Erfolg für unmöglich, weil sie alle Vernunft, Wissenschaft und Wahrheit verhöhnten.

Die öffentliche Meinung sah am Ende des Jahres 1869 in der beabsichtigten Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit so wenig, wie irgendwo sonst eine Gefahr für den Frieden.

22.

Es war der Tag nahe vor Weihnachten, an welchem ich meine Eltern, Frau Bertha die ihrigen und Frau Sophie Freimann ihren Mann erwartete, als ich Alfreds Brief erhielt. Er lautete:

„Mein Freund! Dein Brief erheischt umgehende Antwort. Du hattest Recht, wenn Du annahmst, daß ich nicht lange zu überlegen brauche; sonst würdest Du mir billigerweise mehr Zeit gelassen haben.

Digitized by Google

„Nach wie vor hängt mein Herz an dem Fleck Erde, welchen Barons ihr Eigen nennen, aber nicht am Schlosse, sondern an Euerem Hause, Ernst. Und Adele ist in meinen Gedanken zu nahe verbunden mit Dem, was mir das Liebste war, als daß ich sie als Ersatz nehmen könnte für Die, welche wir verloren haben.

„Als uns dies beschieden war, glaubte ich, niemals zu heirathen. Jetzt, da ich die Einsamkeit gekostet, halte ich es für möglich, daß eine liebe Hausfrau mich dereinst beglücken könnte. Aber will der Himmel mir eine solche zuführen, nimmer kann sie eine Gespielin unserer Kindheit, eine Freundin unserer Jünglingsjahre, eine Erinnerung an die Zeit, welche Du und ich wie Brüder durchlebten, niemals kann es Adele sein.

„Auch deshalb nicht, weil ihre Natur mit der meinigen zu sehr übereinstimmt. Wie unsere Talente sich gleichen, haben Verstand und Gemüth denselben Charakter. — Wenn Dir Adele beschieden wird, wie ich es von Herzen wünsche, so erschließt ihre Seele sich an Deiner Wärme, so fällt, von dem Zauberstabe der Liebe berührt, die Hülle, welche dieses edele Wesen einschränkte und nicht zu voller Entfaltung gedeihen ließ.

„Aus vielen kleinen Zügen, die sich mir seither deutlicher vergegenwärtigt haben, sehe ich, daß Adele mich niemals geliebt hat. Dem Kinde und der erblühenden Jungfrau erschien ich merkwürdig, weil dieselben Anlagen, welche sie besitzt und an sich schätzt, bei mir entwickelter waren. Später fühlte ihr Stolz sich gekränkt und ihre starke Empfindung wurde zum Trotz. Das köstliche Edelmetall war noch nicht geläutert, wie es jetzt sein wird. —

„Nun bist Du in Norddeutschlands Hauptstadt. Das ist erfreulich. Ich wünsche Dir volle Befriedigung in Deiner neuen Stellung. Käme Deutschland nur weiter! Nach 1866 ist man ungeduldig geworden und nicht allein wir Deutschen, alle Europäer hier verfolgen die Entwickelung Euerer unfertigen Zustände. Mitunter befällt mich mein alter Argwohn gegen Preußen, und dann fürchte ich, daß es sich mit der eigenen Vergrößerung begnügen möchte; denn die preußischen Particularisten sind nicht besser, als die bayerischen und württembergischen. Im Grunde bin ich aber doch überzeugt, daß des Königs deutscher Sinn, Bismarcks urkräftiger Wille und der gute Geist unserer Nation den Boden, welcher uns gehört, wenn auch langsam, ganz gewinnen.

„Die hiesige Unternehmung unseres Hauses entwickelt sich auf das Beste. Was ich dazu thun muß, wird in absehbarer Zeit geschehen sein,

Digitized by Google

so daß ich für meine Person schon neue Pläne überlege. Hat Gott mir beschieden, die geliebte Heimath wiederzusehen, so hoffe ich, Dich glücklich zu finden. Seit ich Dich in ernsthafter Herzensqual weiß, wird mir die Trennung besonders schwer; ohne sie wäre Dein Alfred wohl gar noch ein Werber für Dich. Doch, wenn der Augenblick gekommen ist, wirst Du selbst Dein bester Werber sein."

Dieser Brief, den ich hastig erbrochen und durchflogen hatte und der mir doch nichts Anderes sagte, als was ich bei ruhigerem Nachdenken erwartete, beschwichtigte wenigstens mein Gewissen. Indem ich ihn noch einmal las, redete der wahrhaftige, kluge Freund so überzeugend zu mir, daß ich, wäre er wirklich zugegen gewesen, nur noch die eine Frage an ihn hätte richten mögen: Wann wird der Augenblick gekommen sein? Soll ich ihn herbeiführen oder wird der Zufall ihn bringen?

Indeß erwartete ich doch leichteren Sinnes die Reisenden aus Holstein und war glücklich, als ich die Eltern umarmte, aus deren Augen die Freude des Wiedersehens leuchtete. Mathilde Hatfried reichte mir herzlich die Hand.

Sie kannten Berlin noch nicht. Auf der Fahrt vom Bahnhofe nach der Wohnung blickte Vater aus dem Wagen wißbegierig hierhin und dorthin. Mutter dagegen erzählte vom Gute: „Heute Abend erwarten Barons Friedrich. Die Mecklenburger sind schon eingetroffen, eine ganze Familie, die Eltern mit zwei Töchtern und einem Sohne. Die Mädchen sind hübsch, an dem jungen mecklenburgischen Baron findet Adele aber schwerlich Gefallen."

Nun folgte eine schöne Festzeit für uns; auch für den Vetter Justus, den meine Eltern sehr liebevoll empfingen. Er widmete seine Ritterdienste mit komischem Eifer Mathilde Hatfried, was diese sich niedlich scherzend gefallen ließ. Sie war sehr anmuthig, stets heiter und voll Theilnahme für Alles, was meine Eltern beschäftigte. Schnell gewann sie auch Freimanns Zuneigung. Sie suchten die Gelegenheiten, ihr ein Vergnügen zu machen, förmlich auf.

Berlins Sehenswürdigkeiten, welche ich größtentheils auch noch nicht kannte, wurden, gewöhnlich in Freimanns Begleitung, besichtigt, wobei ich die Unermüdlichkeit, die geistige Regsamkeit und die Kenntnisse meines Vaters, das freudige Erstaunen meiner Mutter und Fräulein Hatfrieds Lernbegierde mehr fast als die Gegenstände selbst beachtete.

So gestaltete sich unser Zusammensein für alle Theile wohlthuend. Nur quälte mich der Zweifel in neuer Gestalt; denn es war gar zu auffallend, daß meine Eltern von Barons nicht wieder sprachen, ja, das

Digitized by Google

Gespräch ablenkten, wenn ich demselben eine Richtung auf Adele gab; und da Freimanns das Gleiche thaten, so vermuthete ich eine Abrede, welche ich mir nicht erklären konnte und die mich beunruhigte.

Bei den oberen Staatsbehörden in Berlin befanden sich mehrere ehemals hannoversche Beamte, welche nach der Annexion hierher berufen und in den neuen Stellungen zu Ansehen und Einfluß gelangt waren. Mein Vater kannte einige derselben persönlich, unterließ nicht, sie aufzusuchen, und nahm die Einladungen, welche er darauf erhielt, an. Hierdurch lernte er Altpreußen von bekannten Namen kennen, gewann einen Blick in die preußische Staatsmaschine und vervollständigte und berichtigte die Ansichten, welche er mitgebracht hatte. Dies Alles beschäftigte ihn lebhaft. „Das Arbeitsquantum ist ungleich größer, als es im Königreich Hannover war," sagte er einmal. „Da mag es nicht möglich sein, Alles so gründlich zu behandeln, wie es bei uns geschah. Es muß wohl mehr den unteren Beamten überlassen werden, woraus dann entsteht, daß Vieles nach dem Herkommen entschieden wird. Andererseits wird aber auch zu sehr von oben herunter und wiederum zu sehr nach der Ansicht der Höherstehenden gearbeitet. Da kann das neue Blut, was die Annectirten hinein bringen, heilsam wirken."

Auch meine Mutter machte eine neue Bekanntschaft. Als die Eltern meine Wohnung zum ersten Male besuchten, las sie auf meinem Corridor den Namen der Frau von Sprosser. „Die Dame soll eine Schriftstellerin sein," warf ich hin, worauf meine Mutter sagte: „Von der habe ich Manches in unseren Journalen gelesen; die möchte ich sehen." Als sie nun ein anderes Mal bei mir gewesen war und wir zusammen die Treppe hinabstiegen, trat meine Nachbarin in das Haus, und da ich sie von Weitem erblickte, flüsterte ich: „Das ist Frau von Sprosser." Dann grüßte ich sie so verbindlich wie möglich und sie redete mich an: „Wir kennen uns schon. Ihre Frau Mutter?" Letztere wurde hierdurch zu einigen höflichen Worten, auch über Frau von Sprossers Schriften veranlaßt. „Ach, besuchen Sie mich doch!" entgegnete diese.

„Das thäte ich sehr gern," erwiderte meine Mutter. „Leider verlassen wir Berlin in den nächsten Tagen."

„Aber Sie!" wandte Frau von Sprosser sich an mich. „Ich schicke Ihnen die Karte meiner Abende. Sie finden namhafte Personen bei mir, oft auch den Prinzen Orbin." Und nun verabschiedeten wir uns mit dem Ausdruck der Freude über diese Begegnung.

Digitized by Google

„Etwas sonderbar," sagte Mutter, als wir die Straße erreicht hatten, „aber gewiß interessant. Der Prinz Orbin dichtet auch. Hast Du ihn schon gesehen?"

In der Woche nach Neujahr kehrten meine Eltern mit Fräulein Mathilde, auch Herr von Eichborn, dessen Frau bei ihrer Tochter blieb, nach Holstein zurück. Barons hatten ihre Gäste nach Mecklenburg begleitet. Von dort kam Friedrich nach Berlin.

Er brachte dasselbe poetische Gemüth und warme Herz mit, welches wir an ihm kannten und schätzten und das ihn jetzt um so besser kleidete, als er daneben, seinen sechsundzwanzig Lebensjahren entsprechend, besonnener geworden, geistig wie körperlich gereift und erstarkt war. Er zeigte Christian und Bertha die innigste Liebe und verlebte die meiste Zeit mit ihnen. Einmal sagte er, als wir Beide allein waren: „Wie glücklich ist mein Bruder und wie ergreift es mich, seine junge Frau zu sehen! Sie ist mir früher nie so sanft und gut, so strahlend erschienen, wie augenblicklich in der seligsten Erwartung des Wunders, welches an ihr geschehen soll."

Mathilde Hatfried nannte er nicht; diese kurze Leidenschaft mochte wohl ganz verschwunden sein. Von Adele sprach er viel. Er fand sie liebenswürdiger, weil sie anschmiegender, mittheilender geworden sei und nicht mehr so starr wie früher an ihren Meinungen festhalte. Friedrichs Worte: „Nun ist sie ein gar köstliches Mädel" klangen mir, trotzdem ich sie in seinem österreichisch gewordenen Dialect hörte, wie die schönste Musik.

Auch dieser erfreuliche Besuch endete, und ich kehrte zu einer regelmäßigeren, fleißigen Lebensweise zurück, wobei es jedoch an Zerstreuungen, denen man in Berlin während der Winterzeit am wenigsten entrinnen kann, nicht fehlte. Gegen Frau von Sprosser, bei der ich eine Karte abgegeben und die mir gleich darauf die in Aussicht gestellte Einladung geschickt hatte, wollte ich nicht unhöflich sein. Ich besuchte deshalb einen ihrer Empfangsabende bald.

Das erste Zimmer, hell erleuchtet, aber ohne Menschen, war die Bibliothek. Elegante Bücherschränke an den Wänden, ein großer Tisch in der Mitte, darauf neueste Bücher. Im zweiten Zimmer empfing Frau von Sprosser mich mit liebenswürdigem Lächeln: „Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Kennen Sie die Herrschaften?"

„Ich habe noch nicht die Ehre."

Im Sopha und um den Tisch davor saßen fünf Personen, ebenso viele standen umher. Die Dame im Sopha mit weißem Haar und dunkelen Augen war eine berühmte Schriftstellerin; daneben der Herr, welcher

Digitized by Google

sich aus dem Fauteuil erhob, mit mehreren Orden en miniature an einem goldenen Kettchen im Knopfloche, ein bekannter Verleger. Bei ihm ein berühmter Dichter, der aus dem Orient Gedichte mitgebracht hatte, von denen ich einige auswendig wußte. An seiner Seite die kräftige Dame eine Gesanglehrerin, mit einem Namen, der in der Musikwelt einen guten Klang hat. Dann ein schönes junges Mädchen, die Tochter jenes Dichters. Dahinter standen drei Herren: ein Musiker, ein Maler und ein Student.

Als die Dame des Hauses mich vorgestellt hatte, sagte sie: „Ich hoffe, daß der Prinz kommt." Darauf sprach ich einige Höflichkeiten, die auch Frau von Sprossers Schriften berührten, und nun redete die Dame im Sopha mich an: „Sie stammen gewiß aus Hannover, Herr Hauptmann," und als ich dies bestätigte: „Ich erkenne die Sprache, ich war selbst in dem Lande oder doch nahe dabei." Der Buchhändler rückte zur Seite, und ich setzte mich zwischen ihn und die berühmte Schriftstellerin, von der ich glücklicherweise Einiges gelesen und Mehreres gehört hatte, so daß wir in eine Unterhaltung kamen, die ihr gefiel.

Als eine Pause eintrat, sagte Frau von Sprosser: „Ich weiß nicht, daß heute Abend bei Hofe etwas ist, wobei der Prinz nicht fehlen darf. Ich denke, er kommt noch." Und nun wurde von der Königlichen Familie gesprochen, wobei der Eine und Andere seine Kenntnisse der Hofgesellschaft, seine Verbindungen in derselben durchschimmern ließ, Alle aber ihre royalistischen Gefühle mit Wärme äußerten.

Wieder entstand eine Pause, welche die freundliche Wirthin beendigte, indem sie lustig fragte: „Hat noch immer Keiner einen Amerikaner für mich?" Man lachte und verneinte. „Sie sollten mir doch Ihren Doctor zuführen," wandte sie sich an die Schriftstellerin im Sopha.

„Wie kann ich das? Er ist zu occupirt," erwiderte diese, worauf sich zwischen den beiden geistreichen Damen ein Zwiegespräch entspann, welches peinlich lebhaft und deshalb wohl von Frau von Sprosser geschlossen wurde, indem diese sagte: „Jetzt können wir den Prinzen für heute leider nicht mehr erwarten. Singen Sie uns ein Lied."

Das schöne Mädchen, an welches diese Bitte gerichtet war, antwortete, sich an die Gesanglehrerin wendend: „Wenn Sie mich begleiten wollen." Der Flügel wurde geöffnet, und die junge Dame sang recht hübsch. Ich konnte nicht ungestört zuhören, denn der Buchhändler benutzte die Gelegenheit, mit mir unter vier Ohren zu reden. „Sie können das letzte Gespräch nicht verstanden haben," flüsterte er, „ich werde es Ihnen erklären. Frau

Digitized by Google

von Sprosser sucht nämlich ein Modell zu einem politischen Streiter von 1848, der aus Deutschland verbannt, nach Amerika ausgewandert und unter dem Scepter unseres jetzigen Königs zurückgekehrt sein muß. Der Doctor würde vorzüglich passen, aber den will Ihre Nachbarin für sich behalten. Frau von Sprosser sucht schon seit vielen Monaten vergeblich."

„Braucht man denn ein Modell?" fragte ich erstaunt.

Die Musik hörte auf, die Sängerin erhielt lautes Lob. Man erhob sich, sprach noch hier und da ein Wort, dann trennte sich die Gesellschaft.

Die Hoffeste der Saison hatten begonnen. Die Bälle im Königlichen Schlosse interessirten mich auf das Lebhafteste; denn Alles war ungleich großartiger, als ich es bisher gesehen hatte: die weiten, prächtigen Räume, deren Wände und Decken in Bildern und Zierrath an weltgeschichtliche Begebenheiten erinnern; eine Menge merkwürdiger Personen, Träger berühmter Namen und, in fremdartiger Kleidung, Angehörige der fernsten Länder. Jedoch so zahlreich die Diplomaten, Minister und anderen hohen Staatsdiener in ihren reichen Trachten, die städtischen Beamten mit den goldenen Ketten, die Gelehrten im Talar, ganz überwiegend ist die Armee vertreten. Und auch Minister, Gesandte, reiche Fürsten und Grundherren im preußischen militärischen Rock, sei es auch nur die einfache Uniform der Landwehr, lassen erkennen, daß man sich in einem Militärstaate befindet.

Nun kommt aus den inneren Gemächern durch die Reihe der Säle, unter dem Vortritt einer Schaar von Hofchargen, der Königliche Zug. Elastischen Schrittes geht der greise König neben der Königin. Beide grüßen huldvoll rechts und links die sich Verneigenden. Ein gekrönter Gast führt die Kronprinzessin Victoria. Hinter ihnen wird die hohe Gestalt des Kronprinzen sichtbar, im Vorbeigehen wendet er leise diesem und jenem ein heiteres Wort zu. Viele Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen, preußische und aus anderen souveränen Häusern, folgen, begleitet von Pagen, von Herren und Damen des Hofstaats.

Der lange Zug begibt sich in den Weißen Saal, wo die Majestäten zunächst Cercle halten. Hierbei stellt der Bundeskanzler die Fremden vor, welche von ihren Gesandtschaften eingeführt wurden. Der Graf Bismarck überragt sie um Haupteslänge oder mehr. Er geht mit ehrfurchtsvoller Bewegung neben dem König und tritt, wenn dieser ein Gespräch angeknüpft hat, zurück. Dann reicht er wohl einem Gesandten die Hand, blickt andere, die auf einen stummen Gruß von ihm hoffen, freundlich an oder übersieht sie, je nachdem; und wartet geduldig, bis Seine Majestät weiter schreiten will.

Digitized by Google

Nach dem Cercle eröffnet die Königliche Polonaise, zu welcher die Majestäten außer den Königlichen Prinzen und Prinzessinnen nur die Botschafter heranziehen, den Ball.

Dies Alles in einem Ceremoniell, welches nichts Schnörkelhaftes, Zopfiges enthält, sondern würdig und einem Jeden geläufig ist, erscheint dem Neuling, der zum ersten Male eine große Monarchie in ihrer Macht- und Prachtfülle glänzen sieht, bedeutend und wurde von mir mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet. Indem ich, zwischen den sich drängenden Zuschauern unbemerkt, den König und den Kronprinzen beobachtete, wurde ich unwillkürlich zu der Ueberlegung geleitet, wie bevorzugt das preußische Volk durch den Besitz dieses Herrschergeschlechts ist.

Als die Königliche Polonaise beendet war, fing der allgemeine Tanz an. Ich kannte nur die Gemahlinnen einiger Vorgesetzten und die viel umworbene Julia von Ellerbach, welche sich in der höchsten Gesellschaft glücklich und schon so heimisch fühlte, als wäre sie es anders nie gewohnt gewesen.

Bei den Festen im Königlichen Schlosse begegnete ich Bekannten, welche ich in Berlin noch nicht gesehen hatte. Unter den Seeofficieren in ihrer mir fremden Gala-Uniform fand ich den Capitän-Lieutenant von Krelow. Zwischen Armee und Marine war wenig Zusammenhang, was zum Theil aus der Verschiedenheit des Berufs, zum Theil daraus entstand, daß die Seeofficiere sich zurückhielten. Der Zahl nach gering und vielleicht in der Meinung, daß sie noch nicht zu voller Beachtung gelangten, mochten sie ihren berechtigten Stolz um so höher tragen. Der Capitän-Lieutenant von Krelow war jedoch sehr entgegenkommend und erzählte mir gleich mit dem Ausdruck der Freude, daß er im Sommer an Bord gehe. Er war einem der Panzerschiffe zugetheilt, welche in diesem Jahre ein Uebungsgeschwader bilden sollten.

Auch mehrere Kameraden der unglücklichen hannoverschen Armee sah ich wieder. Einige waren in die Garde gekommen, andere zu Militäranstalten in Berlin commandirt. Sie rühmten die Vorzüge des preußischen Dienstes, sprachen aber mit Liebe und Wehmuth von Dem, was wir in Hannover besessen hatten. Wie ich später erfuhr, waren sie in ihrem Kreise wohl gelitten und Keiner darunter, der sich nicht nach der einen oder anderen Richtung vortheilhaft bemerklich gemacht hätte.

Daß die Hannoveraner im Militär- wie im Civil-Dienst geschätzt wurden, verdanken sie der gründlichen und feinen Erziehung, welche sie Alle gleichmäßiger als die Altpreußen genossen hatten, weil sie aus Familien

Digitized by Google

von weniger verschiedenem Bildungsgrade stammten. In dieser Hinsicht war ein Unterschied zwischen der Garde und Linie unverkennbar. An innerem Gehalt standen die zu den Schulen und anderen Instituten nach Berlin commandirten Officiere der Provinzial-Armeecorps gewiß nicht zurück; denn von den jungen Männern, welche in die Garde aufgenommen wurden, gingen viele ebenfalls aus dem Cadettencorps hervor und manche hatten auf dem väterlichen Gute keinenfalls mehr gelernt, aber die Sitte in der Familie und später das Leben in der vornehmen Welt hatten aus ihnen äußerlich mehr gemacht.

Ueberhaupt wurde ich angeregt, über den Werth der preußischen Garde nachzudenken. In Hannover hatten wir ein paar Garde-Regimenter, lediglich zum Zierath. Hier giebt es ein ganzes Armeecorps Garde, äußerlich ausgezeichnet, die Mannschaft aus allen Provinzen gewählt, das Officiercorps geschmückt mit den höchsten Namen. Es ist eine Institution, welche in dem Militärstaat Preußen das Königthum sowohl, wie die einheitliche Verbindung aller Theile des Königreichs zum Ausdruck bringt und von der ganzen Armee als etwas so Selbstverständliches aufgefaßt wird, daß ich ihre Zweckmäßigkeit von preußischen Officieren niemals bezweifeln hörte, wenn auch die Vortheile, in der Garde zu stehen oder gestanden zu haben, mit Bezug auf einzelne Persönlichkeiten zuweilen von der Linie mißbilligt wurden.

Bei einem Gespräch dieser Art sagte der Oberstlieutenant von Krelow: „Ein Garde-Corps muß sein, das ist klar. Keine altmodischen Leibgarden, wie der Kaiser von Oesterreich sie hat, und nicht für die Sicherheit Seiner Majestät; dafür wird im Kriege von dem Großen Hauptquartier gesorgt. Auch keine Schultruppe: hierzu hat jede Waffe, jetzt ja nun auch die Artillerie, ihre besondere Anstalt. Nein, unser König muß eine Garde haben, worin Leute aus allen Theilen der Monarchie dienen, und damit es recht viele sein können, ein ganzes Armeecorps. Wenn die Gardisten nach Hause kommen, so erzählen sie von dem Allerhöchsten Kriegsherrn, der ihnen „Guten Morgen“ gesagt hat, und von Seiner Familie, die sie gesehen haben, und von Berlin und Potsdam, und das ist gut. Auch was sie von den Kameraden, die weit von ihnen zu Haus sind, gehört haben, erzählen sie, der Schlesier von dem Pommer, der Ostpreuße von dem Rheinländer. Ist das nicht gut?“

Die bürgerlichen Kreise dachten fast durchgehend nicht weniger loyal über die Garde, die in allen Provinzen bekannt, mit ihnen verwachsen, aus dem letzten Kriege ruhmbedeckt zurückgekehrt war und besonders durch

Digitized by Google

ihre heldenmüthigen Kämpfe bei Chlum mit schweren Verlusten den Sieg von Königgrätz gefördert hatten.

Die vorzügliche Auswahl ihrer Bestandtheile gibt den schönen Regimentern der Garde den Anspruch, Mustertruppen zu sein. Der Monarch liebt sie, der Berliner ist stolz auf sie, und die fremden Officiere, welche, um unsere Armee kennen zu lernen, nach der preußischen Hauptstadt kommen, bewundern sie. Ist es da nicht begreiflich, wenn einzelne ihrer Officiere ein übermäßiges Selbstgefühl äußern? Ich muß sagen, daß der stolze Sinn, den ich hier wahrnahm, mir weniger mißfiel, als der subalterne Geist, welchen ich in meinem Gemüthe den Altpreußen oft vorgeworfen hatte.

Als ich Magdeburg verließ, sagte mir der schweigsame Major: „Berlin ist ein großer, von brennendem Ehrgeiz glühender Ofen.“ Daran wurde ich jetzt allerdings zuweilen erinnert, jedoch nicht am meisten von Officieren der Garde. Die Streber finden sich mehr im underbred people, und das ist natürlich. Hat ein selfmade man sich bis zu einem Platze Bahn gebrochen, wo er die oberen Stufen der Laufbahn, welche er betreten, im glänzenden Schimmer stets vor Augen hat, so wird sein Eifer, hinaufzukommen, eine zehrende Flamme, wenn nicht eine hohe Geistesbildung ihn zügelt.

Uebrigens habe ich Belege hierfür in der bürgerlichen Gesellschaft ebenso zahlreich gefunden, wie in der Armee, obgleich der Officierstand am leichtesten zu entschuldigen wäre, weil für ihn die äußere Ehrenstellung der Ersatz für viele mit seinem Beruf verbundene Entsagungen sein muß und deshalb größere Bedeutung hat.

Nun will ich nicht behaupten, daß man der Garde in obigem Betracht gar keine Vorwürfe machen kann und daß in ihr nicht auch Officiere sind, welche zuweilen den richtigen Ton verfehlen. Ich erlebte einen Fall komischer Herzensergießung, den ich erzählen will. Einer der ehemaligen hannoverschen Officiere hatte mich in das Casino seines Regiments zu einem Tage eingeladen, an dem ein Abschiedsdiner für einen Kameraden stattfinden sollte, welcher durch seine Beförderung in die Linie versetzt war. Gegen Ende des Diners wurde die Gesundheit des Scheidenden ausgebracht und darauf hielt dieser seine Abschiedsrede, in welcher er von der Garde auf Kosten der Linie nicht in geschickter Weise sprach. Dabei benutzte er die „Gardelitzen“, die Stickerei an der Uniform, wiederholt als rhetorische Ausschmückung. Um mich nicht ganz passiv zu verhalten, sagte ich, als er abermals von dem goldenen Besatze sprach, ziemlich laut: „The gold is the man.“ Man sah mich an, verstand aber die Worte

Digitized by Google

nicht, und als der Redende geendet, wandte einer meiner Nachbarn sich an mich mit der Bemerkung: „Die Anwesenden sind natürlich ausgeschlossen.“

Jedoch sind wohl Unterschiede zwischen den Waffen und Regimentern. Auch in der Linie gibt es nicht allein vornehme Regimenter, sondern viele, worin die beste Sitte Herkommen ist, und in Christians Regiment, welches ich von der Garde am genauesten kennen lernte, habe ich mich stets wohl befunden. Alles in Allem bin ich indeß zu der Ansicht gelangt, daß die Garde nicht allein aus sachlichen Gründen, sondern auch als allgemeiner Träger angenehmster Umgangsformen eine gute Einrichtung ist.

Nur mit dem Namen Garde-du-corps habe ich mich niemals befreunden können. Der französische Ausdruck entspricht der Sache nicht. Als ich einmal äußerte: „Weshalb nennt man sie nicht Erstes Garde-Regiment zu Pferde?“ stimmten Viele mir bei. —

Der Februar ging zu Ende, als eines Morgens früh Christian mit leuchtendem Antlitz bei mir eintrat. „Ich habe eine Tochter!“ rief er beglückt. Dann setzte er hinzu: „Meinen Eltern wäre ein Großsohn willkommener gewesen; aber, Gott sei Dank, Alles ist gut gegangen!“

23.

Der Major Frose war von Tag zu Tag heiterer, an unserem Mittagstische gesprächiger geworden. Er hatte eine Beschäftigung gefunden, mußte arbeiten und klagte sogar, aber mit vergnügtem Gesicht, daß er zu viel übernommen habe. Er schrieb für militärische Zeitschriften und gab mir die Blätter, welche etwas aus seiner Feder enthielten, damit ich dies früher lese, als ich es in meinem Lesezirkel bekam. Seine Aufsätze waren eifrig, in schwunghaftem Stil geschrieben und machten ihren Verfasser zufrieden.

Ende Februars war das fünfzigjährige Jubiläum der Militär-Litteratur-Zeitung von einer Gesellschaft ihrer Mitarbeiter und zahlreichen Gästen gefeiert worden. Frose erzählte von dem seltenen Feste. Der freundliche Generallieutenant z. D. von Troschke hatte über die Militär-Litteratur des letzten halben Jahrhunderts gesprochen, bei dem Souper der Hofrath Schneider die Tischkarte witzig erklärt, Alles war sehr schön und lustig gewesen.

Frose steuerte in seinem neuen Fahrwasser fröhlich vorwärts und trug sich schon mit dem weiter gehenden Plane, ein internationales Büreau für Militär-Schriftsteller zu gründen. Um mich mit den Gefährten seiner Be-

Digitized by Google

ſtrebungen bekannt zu machen, lud er mich zu ihrer nächſten Abendzuſammenkunft ein. Dieſelbe intereſſirte mich ſehr. Die Mitglieder waren faſt ſämmtlich Officiere außer Dienſt, darunter ſehr alte Herren. Unter dem Präſidium eines derſelben, der ein kluges Geſicht hatte und mehrere ſarcaſtiſche Bemerkungen machte, wurden die Erzeugniſſe der Preſſe aus dem letzten Monat beſprochen. Sie lagen auf dem Tiſche, ein großer Haufen. Die Wichtigkeit, welche man der Sache beilegte, die Liebe zur Armee, zum preußiſchen Vaterlande und Königshauſe machten einen wohlthuenden Eindruck. Dieſe Männer hingen mit Begeiſterung an der Laufbahn, welche ſie, manche vor vielen Jahren ſchon, abgeſchloſſen; mit treuen Herzen an den Königen, welchen ſie gedient hatten. Ihre Mühen gehörten nach wie vor dem Heere, dem ſie, weil es mit dem Schwerte nicht mehr ging, mit der Feder zu nützen ſuchten.

Nach der geſchäftlichen Sitzung begab man ſich zum Abendeſſen. Als Gaſt wurde mir die Ehre zu Theil, neben den Aelteſten Platz zu nehmen, zwei Generalen, welche ſchon die Feldzüge im Anfange des Jahrhunderts mitgemacht hatten. Zuerſt waren ſie ſtumm; als aber der Herr, welcher vorhin präſidirt hatte, die Rede auf die Befreiungskriege lenkte, wachten ſie auf und begannen, uns Andere ganz außer Acht laſſend, ein Zwiegeſpräch, indem ſie ſich Erlebniſſe und Anecdoten mittheilten, die für alle Zuhörer intereſſant und amüſant waren. Sie wußten jeden dahin gehörigen Namen und Tag zu nennen, ſtritten auch wohl darüber, und Keiner wollte dann Unrecht haben. Während ihnen die ſpätere Zeit faſt entſchwunden, die Gegenwart kaum mehr wie ein Traum war, erweckte die Erinnerung an jene große Zeit ſie zu klarem Bewußtſein, und ſie führten mit altersſchwacher Stimme und zitternden Geſten die lebhafteſte Unterhaltung.

Froſe, den Alles, was einen romantiſchen Schimmer hatte, innerlich packte, war hiervon aufgeregt. „Ich muß noch etwas gehen," ſagte er, als wir das Gaſthaus verließen, „ich begleite Sie." Unterwegs ſchwiegen wir, denn ihn beſchäftigten die beiden Greiſe, und ich wollte nicht ſtören. Vor meinem Hauſe angekommen, ſah ich, daß ein Herr und eine Dame vor der Thür ſtanden, Erſterer im Begriff, den Hausſchlüſſel in das Schlüſſelloch zu ſtecken. Wir blieben bei ihnen ſtehen, die nahe Laterne beſchien das Geſicht der Dame, die eine Dreißigerin ſein mochte und hübſch und freundlich ausſah. Nun hatte der Herr die Thür geöffnet und wandte ſich um. Aus dem durchfurchten, von einem langen, dunkelen Vollbart umrahmten Geſichte blitzten zwei feuerige Augen. Ueberraſcht hafteten ſie auf meinem Begleiter und ebenſo erſtaunte Dieſer. Mehrere Secunden

Digitized by Google

sahen sie sich an, dann fragte Jener: „Frose?“ — „Bist Du es wirklich?“ rief der Major und umarmte den Anderen. Um sie, die sich unerwartet gefunden hatten, allein zu lassen, sagte ich gute Nacht und ging in das Haus.

Am anderen Tage bei Tisch sprach Frose wenig und von obiger Begegnung gar nicht. Er behauptete, in der Nacht kein Auge zugethan zu haben. Als die anderen Kameraden weggegangen waren, fing ich an: „Sie trafen vor meinem Hause einen alten Bekannten.“

„Einen Schulfreund,“ versetzte er.

„Heißt er Rimpling?“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Weil mein Wandnachbar, der sehr schön Clavier spielt, so heißt und Ihr Freund aussieht, als könne er wohl musikalisch sein.“

„Ja, er heißt Rimpling und trieb schon im Klostergymnasium viel Musik. Ich hatte seit langen Jahren Nichts von ihm gehört und hielt ihn für todt. Da stand er plötzlich vor mir. Er und unsere beiden Mitglieder d'outre tombe ließen mich nicht schlafen.“

In der folgenden Zeit ging mit Frose abermals eine Veränderung vor. Die Militär-Litteratur schien ihn weniger zu interessiren; wie früher träumte er vor sich hin. Eines Nachts, als ich aus einer Gesellschaft kam, ging er in meiner Straße vor mir, neben ihm Herr Rimpling und die Dame, welche wohl dessen Schwester war. Dann verschwand er plötzlich von unserem Mittagstische, so daß ich ihn ganz aus dem Gesicht verlor.

Der Frühling war eingetreten, die Gebüsche schimmerten im ersten Grün. Christian und seine Bertha freuten sich auf die Taufe ihres Kindes, zu welcher die holsteinischen Verwandten erwartet wurden. Und nicht weniger freute ich mich, denn auch Adele sollte kommen. Da traf die erschreckende Nachricht von der schweren Erkrankung des Barons ein. Aus einer nicht beachteten Erkältung war ein starkes rheumatisches Fieber geworden. Christian reiste sofort hin, meine Eltern gaben mir täglich Nachricht. Einige Tage lang waren die Aerzte zweifelhaft, und die Baronin wollte auch Friedrich kommen lassen. Da trat eine günstige Wendung ein, die Gefahr ging vorüber, Christian kam leichteren Herzens wieder.

Aber mit einem anderen quälenden Gedanken. Sein Vater wünschte, daß er den Abschied nehme, mit Frau und Kind im Schlosse wohne und die Verwaltung des Gutes, seines künftigen Besitzes, erlerne. Auch der alte Capitän bestand darauf. „Wenn man, wie Ihr Vater und ich, in den Sechszigen steht, ist es Zeit, sich entbehrlich zu machen.“ So richtig diese Worte des treuen Freundes waren, Christians Herz sträubte sich gegen

Digitized by Google

die Vorstellung, daß er einmal Herr auf dem Gute sein werde. Er hatte den Militärdienst und sein Regiment lieb gewonnen, hielt auch den Wunsch des Vaters nicht mehr für dringend, da dessen Genesung fortschritt. Die Taufe konnte aber endlich nicht länger verschoben werden, im April fand sie statt. Herr von Eichborn war dazu gekommen und stellte nun seinem Schwiegersohne die Pflicht, dem Verlangen des Barons nachzugeben, so ernsthaft vor, daß Christian sich nicht mehr weigern konnte und versprach, nach Beendigung der Frühjahrs-Besichtigungen, deren Mühe und Ehre er mit den Kameraden noch theilen wollte, um seine Verabschiedung zu bitten.

Die Frühjahrs-Besichtigungen der Gardetruppen sind für alle Officiere in Berlin ein Gegenstand hohen Interesses, weil sie die Ausbildung der im Herbst eingestellten Rekruten, welche sich dabei zum ersten Male in dem Regiment und der Brigade zeigen, erkennen lassen und durch das schulmäßige Exercieren die reglementarischen Bestimmungen aller Waffen zur Anschauung bringen. Der Allerhöchste Kriegsherr selbst nimmt diese Besichtigungen vor, der Kronprinz, die königlichen Prinzen sind zugegen, und unter den zuschauenden Officieren befinden sich in großer Zahl fremde: die Militär-Attachés der Gesandtschaften und andere, die nach Berlin geschickt werden, um bei dieser passendsten Gelegenheit den Dienst, wie er in der preußischen Garde gehandhabt wird, zu studiren.

Es war eine Freude, den König auf dem Uebungsplatze zu sehen. Der dreiundsiebenzigjährige Monarch folgte trotz Regen oder Sonnenbrand, mit Kennerblick und Ausdauer, von Anfang bis zu Ende den Vorstellungen, war immer auf der für die Beobachtung günstigsten Stelle, ritt wohl gar einen langen Cavallerie-Angriff mit, und man sah ihm den Ernst an, welchen er der Sache widmete und die Freude, bei den Truppen zu sein. Am Schluß gab er selbst die Kritik, und diese ruhigen, bestimmten Worte, denen Alle lauschten, waren, ob sie tadelten oder lobten, einem Jeden die unabänderliche Richtschnur.

Gern noch länger verweilte der König inmitten der zahlreichen Versammlung. Er nahm Meldungen entgegen, redete die fremdherrlichen Officiere an und erfreute, bevor er nach seinem Wagen ritt, Viele durch gnädige Worte.

Hier war zwischen Seiner Majestät, den königlichen Prinzen und den zuschauenden Officieren, bei steter Festhaltung der unterthänigsten Aufmerksamkeit seitens der Letzteren, ein frischer, militärischer Verkehr, eine freie Bewegung. Der Kronprinz war zuweilen unerwartet zwischen jungen Kameraden, Scherze machend und passende gern hörend. Der Prinz

Digitized by Google

Friedrich Carl dagegen liebte, allein zu bleiben, um die Truppen ungestört zu betrachten; nur Wenige hörten seine Bemerkungen, die immer kurz und treffend waren.

Die Monate nach den Frühjahrs-Besichtigungen widmen die Truppen ihrer eigentlichen Gefechtsausbildung, über welche sie sich bei den großen Herbstübungen auszuweisen haben. Der Umfang und die Zeit der Letzteren wird für jedes Armeecorps schon im Winter bestimmt. In diesem Jahre sollten das IX. und X. Armeecorps, die Schleswig-Holsteiner und Hannoveraner, Königsmanöver haben, d. h. von Seiner Majestät inspicirt werden.

Den wesentlichsten Gegenstand der taktischen Erörterungen bildete die, von dem französischen Chassepot weit überholte Bewaffnung unserer Infanterie. Die Kriegsverwaltung hatte eine entsprechende Veränderung des Zündnadelgewehrs und seiner Munition in Aussicht genommen und nach langen Versuchen war ein befriedigendes Ergebniß erreicht. Jetzt wurde der Zeitpunkt für geeignet erachtet, diese Umänderung auszuführen. Da sie der Infanterie zeitweilig die einheitliche Bewaffnung, den Zeughäusern ihre Vorräthe nahm, so war das immerhin ein Wagniß, weil eine Gefährdung der Schlagfertigkeit. Man glaubte aber an Frieden in diesem Jahre.

Der König hatte den norddeutschen Reichstag geschlossen und seine gewöhnlichen Sommerreisen angetreten. Der Graf Bismarck war auf sein pommersches Gut übergesiedelt, mehrere Minister und Generale hatten sich auf Urlaub begeben. Die Geschäfte kamen auf den für die nächsten Monate vorbereiteten, ruhigeren Weg. Die Behörden setzten die Reihenfolge fest, in welcher ihren Angehörigen ein Erholungsurlaub zu Theil werden konnte, wobei mir der Juli bewilligt wurde.

Bevor Aurelius nach Hannover zurückkehrte, traf ich noch einmal mit ihm an Freimanns gastlichem Tische zusammen, und da wurde viel politisirt. Aurelius war mit den Arbeiten des Reichstages zufrieden. Viel war erreicht, und trotz des heftigen Widerstrebens der bayerischen und württembergischen Particularisten drängte Süddeutschland immer mehr zum Anschluß an den norddeutschen Bund. Dies verdankten wir nächst dem gesunden Sinne der Nation, der, auch die preußischen Particularisten im Zaume haltenden, deutschen Politik des Grafen Bismarck und den, durch manche Klippen glücklich in den Hafen gebrachten Gesetzen, welche die norddeutschen Staaten enger mit einander verbanden und den süddeutschen die Vortheile der Einigung vor Augen hielten.

Herr Freimann stimmte in der Politik keineswegs immer mit Aurelius

Digitized by Google

überein. Jener ließ sich gern von seinen idealen Wünschen nach Freiheit, Dieser lediglich von seinen Ueberzeugungen als Staatsmann leiten. Aber Beide hatten, weit entfernt von irgend einem persönlichen Nebengedanken, nur die Sache im Auge, und deshalb liebten sie sich. Und wenn auch Herr Freimann in seiner Lebhaftigkeit schnelle und laute Worte sprach, Aurelius kränkte das nicht, und gleich darauf lachten wir alle.

„Ein constitutionelles Napoleonisches Kaiserreich ist ein Widerspruch in sich," sagte Aurelius.

„Weshalb? Wenn Napoleon Wort hält, nicht," entgegnete Herr Freimann.

„Wie lange wird er Wort halten können?" fragte Aurelius zurück. „Wenn Zeitungsblätter, wie Rocheforts Marseillaise, von den Parisern bejubelt werden, ist die Revolution vor der Thür."

„Ach was!" rief Herr Freimann. „Alle Besitzenden schaaren sich dagegen zusammen. Das haben die Millionen oui's für Napoleon deutlich gezeigt."

„Und gleich darauf wartete er in die Nächte hinein, ob er sich den Truppen zeigen, sie gegen die Barricaden schicken müsse. Aber Sie haben Recht, er hat Rocheforts Brandreden weniger zu fürchten, als die vorsichtigeren Revolutionäre, wie den Advokaten Gambetta."

„Haben Sie Gambettas Aufforderung gelesen, bei dem Plebiscit non zu sagen? Sein Ruf nach Revanche für Sadowa hat ihm Nichts geholfen."

„Er hat doch einen gefährlichen Erfolg gehabt, aus der Armee sind fünfzigtausend non gekommen. Wenn die Armee uneins wird, wer schützt dann Paris und die anderen großen durchwühlten Städte Frankreichs? Ich glaube sogar, Napoleon finge einen Krieg an, wenn er nur für die friedliebenden Franzosen einen glaubhaften Vorwand finden könnte."

„Den findet er eben nicht!" rief Herr Freimann.

„Immerhin ist es ein übeles Zeichen, daß er den preußenfeindlichen Herzog von Gramont zum Minister des Auswärtigen gemacht hat," meinte Aurelius. —

Berlin war in seinem schönsten Schmucke, die Gärten prangten und dufteten von Blüthen. Die Sehnsucht, diesen Genuß mit Anderen zu theilen, wird überall empfunden, wo Frühling ist. Sie hat einen Antheil an dem Ereigniß, von dem Birlach mich in Kenntniß setzte. „Länger konnten wir es nicht ertragen," schrieb er. „An einem schönen Abend auf dem Herrenkruge haben wir uns verlobt. Wovor ich mich fürchtete,

Digitized by Google

der Kampf mit den Eltern, ist gar nicht eingetreten. Als es geschehen, waren sie höchst vergnügt. Nun soll auch bald die Hochzeit sein."

Der Glückliche! Andere kommen nicht so leicht in den ersehnten Besitz. Graf Emon hatte mit der Hilfe des Arztes zwar die Einwilligung seiner Mutter zu der Reise erhalten; um die Mitte des Juli wollten sie und Reinvals mit Freimanns in München zusammentreffen und von dort in die Berge. Nach seinen Briefen an Freimanns setzte er aber wenig Hoffnung in diesen erneuten Versuch.

Christian brachte Frau und Kind nach Holstein. Das war der Anfang von der Auflösung seines Berliner Haushalts. Im Juli wollte er um seinen Abschied bitten und erst wenn er diesen erhalten, das Regiment verlassen. Als er aus Holstein zurückgekehrt war, brachte er mir Grüße. „Alle freuen sich auf den Juli, auf Dich."

Ich zählte die Tage mit Ungeduld. Am letzten Sonntag ließ ich früh satteln und ritt in den Wald. Es war köstlich zu athmen in der frischen Luft unter den Kiefern, deren Stämme von der Morgensonne vergoldet wurden. Mein trabendes Pferd scheuchte ein Rudel Dammwild auf; sonst war kein lebendes Wesen zu sehen. Ich bog vom Wege ab, seitwärts den Hügel hinauf. Da lag unten der See, in dessen klarem Wasser das kleine Jagdschloß sich spiegelt. Nicht weit von diesem, nahe am Ufer, ging ein einsamer Mann, langsam, den Kopf gebeugt. — Das ist ja Frose, er dichtet wieder! — Ich eilte um den See herum ihm entgegen. „Endlich sehe ich Sie einmal," rief ich ihm zu.

Er blickte mich verstört an.

„Was machen Sie?" fragte ich.

„Was werde ich machen? Einen dummen Streich!"

Es klang, als wolle er sich das Leben nehmen. Auf das Wasser zeigend und mich zum Lachen zwingend, sagte ich: „Sie werden doch nicht —?"

Er sah sich um, ob in dieser Einsamkeit Jemand lausche, trat nahe an mein Pferd heran, legte seine Hand auf mein Knie und fragte: „Wissen Sie, wie Einem ums Herz ist, der sich verloben will?"

Ich stutzte. Aber unmöglich konnte er wissen, was in mir vorging; er mußte sich selbst meinen. „Wollen Sie sich verloben?" entgegnete ich „Kommen Sie mit nach Paulsborn, da kann ich mein Pferd abgeben."

Als wir in dem kleinen Wirthschaftsgarten allein unter den Bäumen saßen, erzählte er mir eine lange Geschichte von meinem Wandnachbaren Rimpling, die in seiner poetischen Darstellung immer farbenreicher wurde,

Digitized by Google

während sie mich aus einem nebensächlichen Grunde, welchen der Erzähler nicht ahnte, noch mehr interessirte.

Sein Schulfreund Rimpling, dessen Vater früh gestorben war, hatte eine unüberwindliche Neigung zur Musik; der Vormund bestimmte ihn aber zum Kaufmann und schickte ihn vom Klostergymnasium in Magdeburg zu einem tüchtigen Lehrherrn in einen Ort, wo seine Musikliebe keine Nahrung fand. Hierdurch wurde des Jünglings Gemüth verbittert. Er haßte seinen Principal, seinen Vormund, fast alle Menschen und als 1848 die Revolution ausbrach, auch die Regierungen. Er lief davon, kämpfte bei den badischen Freischaaren und wanderte dann, wie viele Andere, nach Amerika aus. Dort verdiente er sich als Handlungscommis ein reichliches Brod, wurde aber von der Sehnsucht nach Deutschland gepeinigt, wo ihm die einzige Schwester lebte, die er zärtlich liebte, obgleich er sie nur als kleines Kind gesehen hatte. Nachdem die Amnestie erfolgt war, kehrte er in die Heimath zurück. Alte und neue Verbindungen brachten ihn in das Bankgeschäft, dem er jetzt als geachteter Buchhalter angehörte.

Da hat ja — dachte ich — Frau von Sprosser den Amerikaner, den sie lange sucht, im eigenen Hause.

„Menschenscheu war er geworden," fuhr Frose fort, „Sonderling, den Officieren abhold, und dennoch freute er sich so herzlich, als er mich, den er nicht aufsuchen mochte, wiedersah. Da bin ich in seine Wohnung gekommen und habe das liebenswürdigste Mädchen kennen gelernt, seine Schwester, so kenntnißreich und geschickt, so voll Gemüth und Phantasie. Sie ist in anderer Weise begabt als ihr Bruder, nicht musikalisch, macht aber Gedichte."

„Das ist schlimm," unterbrach ich ihn.

„Wie so?" fuhr er auf.

„Weil unter zwei Eheleuten höchstens ein Dichter sein darf."

Er lachte. Darauf wurde er ernst und sagte: „Wir würden zu einander passen, und Rimpling bekäme es auch besser."

„Wenn Sie ihm die Schwester nehmen?"

„Er würde bei uns wohnen, hätte seinen Mittagstisch im Hause, während jetzt seine Schwester den ganzen Tag bei Kunzmanns ist, deren Kinder sie erzieht. Alles wäre gut. Aber der Entschluß, der Entschluß —."

„Wollen Sie meine Meinung hören, so müssen Sie mich bei Herrn Rimpling einführen und, sind Sie eilig, heute noch; denn übermorgen reise ich für einen Monat nach Hause."

Daß er sich ausgesprochen hatte, erleichterte sein Gemüth; mein Vor-

Digitized by Google

schlag erfreute ihn, und am Abend holte er mich ab. Ich kam in eine äußerst saubere, zierlich ausgeschmückte Wohnung und wurde von Herrn Rimpling mit einem kräftigen Händedruck, von seiner Schwester mit einer freundlichen Verbeugung empfangen. Die Mittheilung, daß ich ihn durch die Wand kenne, führte ich heiter aus, was ein Lächeln auf sein ernstes Gesicht, aber wenig Worte aus seinem Munde brachte; sein Schicksal und jetzt wohl sein Geschäft hatten ihn schweigsam gemacht. Die Dame sprach mehr und ganz angenehm, etwas zu wohlgesetzt, wie Lehrerinnen sprechen. Sie mochte vor zehn Jahren, als sie diesen Beruf ergreifen mußte, eine Schönheit gewesen sein. Jetzt war sie, wenn nicht so anmuthig wie damals, durch die Sicherheit ihres Benehmens vielleicht anziehender.

Denselben Eindruck vollkommener Zuverlässigkeit machte ihr Bruder. Seine Formen waren eckig, seine Ausdrucksweise so gerade wie kurz; Alles aber zeigte den gutherzigen, redlichen Mann. Mit den anderen Bewohnern unseres Hauses hatten die Geschwister keine Verbindung angeknüpft, nur die Kinder des Portiers interessirten sie. Ich erzählte, wie ich mit Frau von Sprosser bekannt geworden war und daß sie einen Mann wie Herrn Rimpling kennen zu lernen wünsche, für welchen die Revolution von 1848 eine langjährige Verbannung aus dem Vaterlande zur Folge hatte. „Wenn ich der Dame nützen kann, stehe ich zu Dienst," sagte Herr Rimpling. Er betrachtete ihre Schriftstellerei wie andere Geschäfte, die nach Bezugsquellen suchen und denen kaufmännisch zu helfen usance ist.

Als ich nun das Gespräch noch einmal auf sein Clavierspiel brachte, ging er in das Seitenzimmer, wo der Flügel stand, und fing an zu spielen. Man hätte sagen können, daß er jetzt auflebe. So wenig Worte über seine Lippen kamen, die Töne sprudelten unter seinen Fingern und sprachen, was in seiner Seele vorging. Mein Dank, den ich warm ausdrückte, machte ihm Freude.

Frose begleitete mich in meine Wohnung. Da angekommen, fragte er: „Was sagen Sie?"

„Wenn Sie die Dame lieben und in der Lage sind, sie heirathen zu können, so würde ich dies unbedenklich thun."

„In der Lage bin ich."

„Aber Sie wissen nicht, ob Sie sie lieben. Sie trauen wohl Ihrer eigenen Beständigkeit nicht. Darüber hege auch ich begründete Zweifel. Zeitweise waren Sie eifriger Soldat, zeitweise schwärmerischer Dichter, dann Militärschriftsteller, jetzt sind Sie Liebhaber. Wie lange Sie Letzteres bleiben, mag unsicher genug sein."

Digitized by Google

Er ergriff meine Hand, sagte mit herzlichem Tone: „Ich danke Ihnen,“ und ging weg.

Am anderen Tage ließ ich mich bei Frau von Sprosser melden: „Ich bitte um Erlaubniß, mich Ihnen empfehlen zu dürfen, gnädige Frau, Ich reise morgen für einen Monat nach Hause.“

„Nehmen Sie hier Platz, Herr Hauptmann. Leider hatte ich nicht wieder das Vergnügen, Sie an meinen Abenden willkommen zu heißen. Die Visitenkarte, welche Sie abgegeben haben, sagte mir, daß Ihre Zeit wohl sehr in Anspruch genommen war.“

„Das war sie wirklich. Ihre Abende sind gewiß alle sehr interessant gewesen.“

„O ja. Der Prinz war oft hier.“

„Ich mochte nicht ohne gute Botschaft kommen.“

„Kündigen Sie mir heute eine Braut an?“

„Das nicht, aber den Gesuchten aus Amerika.“

„Für mein Buch? — O, Sie lieber Herr Hauptmann! Ich danke herzlich. Haben Sie darum geschrieben? Sie sind sehr gut. Wo haben Sie ihn gefunden?“

„Hier im Hause, im Flügel. Es ist Herr Rimpling. Ganz das Modell nach Ihrem Wunsch.“

Mit einer Mischung von Freude und Verdruß fuhr sie im Sopha in die Höhe. „So lange gesucht und so nahe! Mein Buch könnte längst fertig sein. Man sollte sich um seine Mitbewohner mehr bekümmern. Sie scheinen es zu thun.“

„Ich lernte Herrn Rimpling zufällig kennen, und da brachte ich Ihren Wunsch zur Sprache. Er begreift denselben und ist erbötig, Ihnen behilflich zu sein.“

„Und Sie haben mich begriffen und an mich gedacht. Das freut mich, und dafür danke ich Ihnen. Ich werde mich gleich mit Herrn Rimpling in Verbindung setzen.“

24.

Auf dem Gute herrschte die Freude. Meine Eltern waren glücklich durch meine Anwesenheit, die Schloßbewohner durch die Genesung des Barons, welche hoffen ließ, daß er bald seine volle Kraft wieder haben werde. Nicht minder trug Christians bevorstehender Einzug in das väterliche Haus zur Fröhlichkeit bei. Der leerstehende Schloßflügel war für

Digitized by Google

die junge Familie eingerichtet, und die Gutseingeſeſſenen wollten ihr einen feſtlichen Empfang bereiten.

Dazu war es Sommer, Wald und Flur in voller Pracht, vor den Häuſern dufteten die erſten Roſen, die Vögel im Park riefen ſich luſtig ihre Weiſe zu, und die Schwäne wiegten ſich behaglich auf dem ſonnigen See.

„Nun ſollſt Du Dich recht erholen, geliebter Sohn,“ ſagte meine Mutter. „Du haſt zu viel gearbeitet, man ſieht es Dir an.“ Sie mochte Recht haben, denn ich ſelbſt fühlte mich ungewöhnlich erregt. In dem alle Sinne in Anſpruch nehmenden Berlin hatte ich das nicht bemerkt; in der Stille des Landlebens konnte ich nicht ſchlafen. Dann ſaß ich in den wundervollen Nächten ſtundenlang am offenen Fenſter, und meine Gedanken flogen über den See nach dem Schloſſe.

Wie Adelens Benehmen gegen mich war? — Die Antwort hierauf ſuchte ich beſtändig. Ihr ſonſt ſo ſicheres Weſen war ſchwankend und unverſtändlich. Beſonders erſchien ſie wankelmüthig, wenn die beiden Mädchen und ich uns im Park von den Anderen getrennt hatten, was, da wir faſt immer draußen waren, nicht ſelten vorkam. Da konnte ſie freundlich, ja herzlich und im nächſten Augenblick wie eine Fremde gegen mich ſein. Zuweilen war ſie lebhaft und ſehr heiter, dann wieder ſtill und verſtimmt. Das eine Mal kam ſie mir freudig entgegen; das andere Mal entfernte ſie ſich, wenn ich mich ihr näherte. Alles ungleichmäßig, ungewiß! Nur gut, daß die immer beſonnene Mathilde der Freundin hervorſprudelnde und plötzlich verſiegende Worte durch ein unbefangenes, kluges Geſpräch zu verbinden wußte.

So war das Zuſammenſein mit Adele peinlich, und die erſten Tage ermuthigten mich nicht zur Ausführung meines Vorſatzes, offen mit ihr zu ſprechen. Wohlthuend dagegen war die Zuneigung, welche der Baron und die Baronin mir zeigten. Auch Frau Charlottens Freundſchaft erheiterte mich. Sie lächelte mich oft liebevoll an und war ſehr luſtig. Ihr Mann war am Tage vor meiner Ankunft nach Hamburg gefahren, wo er bis zum 4. bleiben wollte.

Am meiſten beglückte mich die Zufriedenheit meiner Eltern, die wiedergekehrte Fröhlichkeit meiner Mutter, die Gemüthsruhe meines ehrwürdigen Vaters. Lieblich waren die Morgenſtunden, welche wir zuſammen auf der Terraſſe unſeres Hauſes verlebten. Dann bemerkte ich wohl, mit welcher Freude ſie mich anſahen, wenn ich den Blick auf den See und das Schloß gerichtet hatte; aber ob ſie von meiner Herzensqual eine Ahnung hätten, danach forſchte ich vergeblich.

Digitized by Google

Ich erinnere mich, daß am ersten Morgen Vater aus den Zeitungen, die eben gebracht waren, eine Stelle vorlas, welche meine Mutter noch froher machte. Es war die Rede, worin der französische Ministerpräsident Ollivier am 30. Juni in der Kammersitzung erklärt hatte, daß niemals der Frieden mehr gesichert gewesen sei, als gegenwärtig.

„Siehst Du!“ wandte sie sich an meinen Vater. „Und wie oft hast Du mich mit der Behauptung geängstigt, der Krieg mit Frankreich wäre unvermeidlich.“

Er fuhr, ohne hierauf etwas zu erwidern, fort, die Zeitungen zu durchblättern.

Am 4. Nachmittags waren wir auf dem großen Platze nahe am Schlosse versammelt, als der Capitän, der soeben von Hamburg gekommen war, mit Frau Charlotte erschien. Ich ging ihm entgegen. „Endlich sind Sie hier,“ sagte er und drückte mir die Hand. Nachdem er Alle begrüßt, nahm er ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche. „Das Neueste!“

„Was denn?“ fragte der Baron.

„Die Spanier wollen einen Prinzen von Hohenzollern zu ihrem König machen.“

„Einen Hohenzollern?“ rief mein Vater.

Der Baron hatte die Zeitung genommen und gelesen. „Nicht von unseren,“ sagte er hierauf; „von der fürstlichen, der katholischen Linie, den Erbprinzen Leopold, den Bruder des Fürsten von Rumänien.“

„Was wird Isabella dazu sagen?“ scherzte mein Vater. „Und auch Napoleon und Eugenie? Die wollten keinen Anderen als den Alfons.“

„Napoleon wird wohl zufrieden sein,“ antwortete der Baron. „Der Prinz Leopold ist ja mit ihm verwandt.“ Und da Einige fragend aufsahen: „Seine Mutter ist eine Tochter der Stephanie Beauharnais.“

„Eine verständige Wahl,“ äußerte jetzt mein Vater, vorausgesetzt, daß der Prinz sich dazu eignet, was ich nicht weiß. Es ist den Spaniern schwer genug gemacht, zur Ruhe zu kommen, und nicht zum Mindesten haben dies die französischen Intriguen gethan.“

„Was gibt es sonst Neues in Hamburg?“ fragte der Baron. Und nun sprach der Capitän mit einem Ausdruck des Tons und Gesichts, der seine Herzensfreude erkennen ließ: „Alfred kommt wieder!“

„O!“ war der allgemein freudige Ausruf. Unwillkürlich sah ich nach Adele hinüber. Sie blickte mich an, ohne Anfregung, im Gegentheil ruhig und sicher.

Digitized by Google

„Das heißt, er könnte gleich wiederkommen," fuhr der Capitän fort; „aber er will noch nicht."

„Wie so?" fragte mit Spannung meine Mutter.

„Ich verdenke es ihm nicht. Er will erst noch eine Forschungsreise ins Innere machen."

„Von Afrika? Ach Gott!" rief sie nun, und die Baronin sagte: „Das verdirbt uns die liebe Nachricht." Adele äußerte sich theilnehmend, aber nicht schmerzlicher enttäuscht, als die Anderen.

„Er ist ja acclimatisirt und kennt das Land," beruhigte der Baron.

„Alfred hat vorläufig nur den Wunsch ausgesprochen," erklärte der Capitän. „Einen Reiseplan will er schicken. Im September hofft er die Vorbereitungen beendigt zu haben. Sein Haus kann und will es ihm nicht abschlagen."

„Aus eigenem Interesse," unterbrach ihn heftig meine Mutter.

„Etwas vielleicht," versetzte er; „aber das ist gewiß, lieber sähen sie, Alfred käme gleich nach Hamburg."

Die ungetrübte Stimmung wurde durch des Capitäns Nachricht verdunkelt, ein Zeichen der Liebe zu Alfred. Besonders meine Mutter war, zum ersten Male in diesen Tagen, geängstigt und betrübt.

„Alfred wird uns das Nähere schreiben," tröstete mein Vater, „und wie Alles, was er thut, auch diese Reise mit der größten Umsicht vorbereiten und ausführen."

„Trafen Sie Eichborn in Hamburg?" fragte jetzt der Baron.

„Ja. Ich bin mit ihm zurückgefahren und habe noch zu bestellen, daß er und Frau von Eichborn morgen herüber kommen wollen."

„Das freut mich," sagte die Baronin.

„Nicht auch Christians Frau?" fragte ich.

„Schwerlich," meinte sie. „Bertha ist sehr vorsichtig mit dem Kinde."

An den beiden folgenden Tagen verhinderte Eichborns Besuch, daß ich Adele allein sprach, und da nun auch Alfreds neue Reisepläne und die Gefahren, denen er sich aussetzte, meine Phantasie nicht verlassen wollten, so gerieth ich in eine fieberhafte Aufregung, welche dadurch, daß ich sie vor meinen Eltern zu verbergen trachtete, noch gesteigert wurde.

Wieder saß ich gegen Morgen an dem offenen Fenster in einem Zustande halben Schlafes, und Bilder aus früheren Zeiten zogen an mir vorüber, so lebhaft, daß ich aufsprang, weil ich Schüsse zu hören glaubte, wie am 29. Juni 1864, als der unerwartete Uebergang nach Alsen sich

Digitized by Google

durch fernen Kanonendonner ankündigte. Nun gedachte ich Clotildens und Wichards, die an jenem Morgen glücklich waren, und wurde sehr traurig.

Ich befand mich in demselben krankhaften Zustande, der mich vor zwei Jahren in Magdeburg gepeinigt hatte, und den ich auch jetzt nicht beachten wollte, weil ich niemals krank gewesen und damals wieder gesund wurde, sobald meine Gedanken eine andere Richtung erhielten.

Und dies geschah schon wenige Stunden später beim Frühstück mit meinen Eltern auf der Terrasse. Fräulein Mathilde brachte die Postsachen mit den Worten, welche sie lustig in dem Dialect des Boten sprach: „An der Bahn ßagen ßie, in der Szeitung stände heute was."

„So?" sagte lachend mein Vater, die Briefe betrachtend und eine Zeitung entfaltend. Seine Ueberraschung kündigte uns an, daß er Bedeutendes lese. Es war der allarmirende Artikel des Constitutionnel vom 4. Juli über die, auf den Prinzen Leopold von Hohenzollern gefallene Wahl der Spanier, die Interpellation hierüber in der französischen Kammer und die vom Herzog von Gramont darauf ertheilte Antwort, welche wie eine Bedrohung Preußens klang.

„Eine französische Uebereilung, oder das Empire braucht jetzt Krieg," sagte Vater. Meine Mutter erschrack.

„Ein preußischer Prinz und der Thron Karls V.," rief ich erstaunt. „Das sind ja Verdrehungen und Uebertreibungen. Lügen haben kurze Beine."

„Und doch schon oft französische Armeen über den Rhein gebracht," entgegnete er; dann sich an meine Mutter wendend: „Indeß hat Gramonts Erklärung in der Kammer heftigen Widerspruch hervorgerufen. Die französische Regierung wird sich wohl vorsehen."

Die feindselige Stimmung der Franzosen gegen Preußen war in den letzten Jahren so scharf hervorgetreten, daß diese Pariser Ereignisse nicht leicht genommen werden konnten. Die französische Regierung hatte die Wahl des Prinzen von Hohenzollern, ohne genügenden diplomatischen Aufschluß, eiligst benutzt, um Preußen vor der französischen Nation als ihren gefährlichen Feind hinzustellen. Dieses Verfahren war so ungewöhnlich, daß nur die böse Absicht es erklären konnte.

Ich glaubte an Krieg, und von der Stunde an fühlte ich mich gesund. Um meine Gedanken zu ordnen, durchstreifte ich den Wald. — Es war merkwürdig, daß die Zusammenkünfte mit Adele, welche ich lange vorbereitet hatte, immer und immer wieder durch ein unerwartetes Ereigniß verhindert oder gestört wurden. Besäße ich die geringste Neigung zum

Digitized by Google

Aberglauben, ich hätte darin vielleicht eine Warnung gesehen. Alfreds Worte: „Wenn der Augenblick gekommen ist," fielen mir ein. Jetzt war er es nicht. Freiwillig vor einem Kriege ein geliebtes Wesen an mich ketten, das lag mir fern. Und hätte sie hier in der Einsamkeit plötzlich allein vor mir gestanden, ohne Selbstüberwindung würde ich jedes bindende Wort vermieden haben.

Der Krieg fesselte meine Gedanken. Sollte ich jetzt schon nach Berlin fahren? Das war zu früh. Unmöglich konnte eine Kriegserklärung so schnell erfolgen. Die nächsten Tage mußten Aufklärung bringen. Aber unangenehm war die Entfernung von der Eisenbahn. Zwar würde ein Telegramm an mich gleich besorgt werden; die gewöhnlichen Nachrichten dagegen kamen spät, wenn nicht besondere Anordnungen getroffen wurden. In der Absicht, hierüber zu sprechen, wandte ich mich dem Schlosse zu und trat in die Wohnung des Capitäns. Frau Charlotte empfing mich: „Ach, Ernst, nun sollen wir Krieg haben? Mein Mann ist schon ganz außer sich."

„Ich möchte ihn sprechen."

„Er ist nach der Eisenbahn gefahren."

„O! — Bis zum Kriege ist noch weit."

„Mein Mann hat leider immer Recht! Er sagte, Napoleon bricht die Gelegenheit vom Zaune. Wissen Sie, wie die Franzosen das nennen? Une querelle d'Allemand! Mon Dieu, mon Dieu! Wir hatten uns so auf diese Zeit gefreut, und nun —"

Da sie sich selbst unterbrach, blickte ich sie, von ihren letzten Worten in meinem Herzen auf das Glücklichste getroffen, fragend an. Sie wurde verlegen und konnte erst, nachdem sie sich besonnen, fortfahren: „Als mein Mann auf den Wagen stieg, kam der Baron, ein Papier in der Hand, und sagte, Christian würde zwar selbst wissen, was er zu thun habe, das Telegramm, welches mein Mann aufgeben solle, aber zu seiner Beruhigung beitragen." —

Am Nachmittage kamen der Baron und die Baronin nach unserem Hause.

„Bringen Sie Adele nicht mit?" fragte meine Mutter.

„Sie hat Pastors Töchter bei sich und bittet, daß Mathilde kommt. Unser Wagen kann Sie hinbringen," worauf Fräulein Hatfried wegging. Als dann auch die beiden anderen Damen uns verlassen hatten, um allein mit einander zu sprechen, fing der Baron sogleich an: „Die Franzosen überrumpeln uns. Der König hat in Ems keinen Minister bei sich, Bismarck ist in Varzin. Unsere Panzerschiffe sind mit dem Prinzen Adalbert

Digitized by Google

in Plymouth oder, wer weiß wo, im atlantiſchen Ocean. Die franzöſiſche Flotte wird ihnen den Rückweg verſperren." — Er war ſehr aufgeregt und ſprach immer lebhafter: „Die franzöſiſche Armee kann an der Grenze ſtehen, ehe der Krieg erklärt iſt, und wir werden die Dänen wieder im Lande haben. Das Bündniß iſt wahrſcheinlich lange fertig. Ebenſo mit Oeſterreich. Friedrich ſoll ſeinen Abſchied nehmen, um nicht einem Staate zu dienen, der mit Deutſchland Krieg führt."

„Ich verſtehe wohl, daß Du bereits alle Fälle bedenkſt," ſagte beruhigend mein Vater; „in Deiner ganz ungewöhnlichen Furcht erkenne ich aber die Nachwehen Deiner Krankheit. Warte die nächſten Tage ab. Noch haben wir keinen Krieg und wenn auch —"

Jener fiel ihm ins Wort: „Und wenn auch die Süddeutſchen nicht feſthalten —"

„Die werden aber feſthalten," unterbrach faſt zornig mein Vater. „Heute zum erſten Male ſehe ich Dich kleinmüthig." Er reichte dem alten Freunde die Hand, der, ihn ſchmerzlich anſehend, ſprach: „Wir haben ſo viel gelitten und verloren! Daß es für das Vaterland war, hat uns getröſtet. Soll das Alles vergeblich geweſen ſein?"

„Das wird es nicht," ſagte ich jetzt. „Im Gegentheil, ich hoffe, die Franzoſen bauen Deutſchland ganz fertig."

„Das glaube ich auch," rief mein Vater.

„Gott gebe es!" ſagte hierauf der Baron. „Dafür ſind wir Alle zu neuen Opfern bereit."

Nun erklärte ich, ſo weit ich konnte, weshalb ich den Sieg für uns erwartete. Hätten die Franzoſen den Krieg auch lange vorbereitet, ihre Organiſation ſei, trotz der Verbeſſerungen, womit ſie prahlten, mangelhaft. Sie bedürften zu der Kriegsformation ſo viel Zeit, daß wir ihnen den Vorſprung abgewinnen würden. Sie ſelbſt glaubten das nicht. In ihrer Ueberhebung hätten ſie es für unnöthig gehalten, die eigene Kriegsverfaſſung bis in das Kleinſte vorzubereiten und die unſrige gründlich zu ſtudiren.

„Und ebenſo wenig haben ſie unſeren Volksgeiſt ſtudirt," ſetzte mein Vater hinzu. „Sie erwarten nicht, daß ihrem frechen Angriffe ganz Deutſchland begeiſtert entgegentreten würde."

Dieſes Geſpräch gab dem Baron, welchen die Aufregung übermannt, die Liebe zum Vaterlande ängſtlich gemacht hatte, ſeinen Muth wieder, und nach einiger Zeit rief er heiter aus: „Da kommt mein Ritter ohne Furcht und Tadel!"

Wir erblickten den alten Capitän, der kräftig und ſo ſchnell ſein

Digitized by Google

Stelzfuß gestattete, heranschritt. Er war, von seinem Ausfluge zurückkehrend, ohne sich von seiner Frau aufhalten zu lassen, gleich weiter gefahren, um uns mitzutheilen, was er auf dem Herzen hatte. Er brachte keine neue Nachricht aus Paris oder Berlin, hatte aber viele Menschen gesprochen, welche alle das Verfahren der französischen Regierung verurtheilten, und nicht minder darin übereinstimmten, daß Deutschland sich keine fremden Eingriffe gefallen lassen würde. „Aber an Krieg glauben Wenige," so schloß er seinen Bericht. „Das kommt davon, daß sie nicht nachdenken. Einmal mußte der Deckel von der Büchse, worin der Krieg steckt! Die spanische Frage war als Werkzeug dazu bereit gelegt. Jetzt hat Napoleon vor aller Welt darnach gegriffen, und das ist gut. So bekommt die Sache ein Ende, und ein gutes, ich bin überzeugt. Nur unsere Seemacht genügt nicht, das habe ich immer gesagt. Deshalb werden unsere Küsten wohl fremde Gäste bekommen, Franzosen und Dänen. Thut nichts, weit ins Haus hinein kommen sie nicht."

Nachdem hierüber länger gesprochen war, fragte der Capitän mich plötzlich: „Sie waren wohl der Pferde wegen heute in meiner Wohnung?"

An die Pferde, welche ich bei einer Mobilmachung noch anschaffen müßte, hatte ich, so wesentlich der Gegenstand war, bislang nicht gedacht, und andere konnte der Capitän nicht meinen. Lachend verneinte ich die Frage, setzte aber die Veranlassung meines Besuchs auseinander. „Nun leben wir noch ein Jahr zusammen," sagte er hierauf vergnügt. „Gilt das in Berlin auch für Die, welche gleichzeitig denselben Gedanken haben? Ist schon besorgt, jede wichtige Nachricht bekommen wir expreß. Ich glaubte, es wäre der Pferde wegen. Die können bei einer Mobilmachung dem Officier, der sie kaufen muß, das Herz schwer machen."

Ich merkte seine Absicht. Sie gelang ihm, denn sogleich forderte der Baron mich auf, in seinem Stalle die Pferde zu bezeichnen, die für mich paßten, und die er mir schicken würde, wenn ich sie gebrauche. Dieses werthvolle Anerbieten freute mich, weil Adelens Vater es machte. Aus der Verlegenheit, in die es mich setzte, befreiten mich meines Vaters Worte: „Du bist sehr gütig. Wenn Ernst sie gebraucht, nehme ich sie an," und nun sprach ich meinen Dank aus, worauf der Capitän sagte: „Wir machen es gleich morgen ab, ich erwarte Sie."

Als ich am anderen Tage nach dem Schlosse kam, waren Barons mit Adele nach Eichborn's gefahren. Dies machte mir das Herz leicht und schwer, das Eine, weil ich mich jetzt vor dem Zusammentreffen mit Adele fürchtete, das Andere, weil ich sie zu sehen verlangte.

Digitized by Google

Der Capitän sprach, in Ermangelung entscheidender Nachrichten, von den möglichen Kriegsrüstungen. Er hatte sich mit der Frage beschäftigt, wie unsere Küstenbevölkerung zum Schutze gegen die Angriffe der feindlichen Flotten mitwirken und wie er dabei helfen könne. In seiner Arbeitsstube lagen mehrere Bücher aus der Bibliothek des Barons, die ihn über die französischen Streitkräfte belehren sollten, und ich mußte seiner Wißbegierde lange Rede und Antwort stehen, so daß unser Geschäft, zu dem er mich herbestellt hatte, erst nach mehreren Stunden an die Reihe kam.

Meine Mutter hatte ihre Fröhlichkeit verloren, sie war weich und blickte mich oft wehmüthig an. Ich widmete mich nun ganz meinen Eltern und wurde in dem Bestreben, sie zu erheitern, von Mathilde Hatfried liebenswürdig unterstützt.

Die Zeitungen klangen in den folgenden Tagen nicht friedlich. Alles deutete darauf hin, daß Frankreich Preußen demüthigen wolle. In Paris traf man, obgleich dort jetzt officiell bekannt war, daß die preußische Regierung mit der spanischen Throncandidatur Nichts zu thun habe, militärische Vorbereitungen für einen Krieg und die Journale der kaiserlichen Partei verhöhnten uns. Die öffentliche Meinung in Deutschland konnte sich zwar noch nicht vorstellen, daß der Friedensbruch nahe sei; sie sprach sich aber entschieden dahin aus, daß der französischen Anmaßung nicht noch einmal, wie vor drei Jahren in der Luxemburger Frage, auch nur das Geringste nachgegeben werden dürfe. Und da nun bekannt wurde, was sich in Ems zutrug, wandten sich Aller Gedanken dem greisen König Wilhelm zu, welcher dort von dem Pariser Frevel überrascht, von der französischen Regierung frech belästigt wurde. Denn sie schickte ihren Botschafter am Berliner Hofe, den Grafen Benedetti, nach dem Kurorte, wo sich kein preußischer Minister befand. Der Graf Benedetti, von Seiner Majestät wohlwollend empfangen, verlangte zwei Mal in zudringlicher Weise, der König solle dem Erbprinzen von Hohenzollern befehlen, die spanische Krone auszuschlagen. Der König beschränkte sich der dreisten Zumuthung gegenüber auf die Antwort, daß er in dieser Sache, welche der Prinz Leopold frei entscheiden könne, Nichts zu befehlen habe.

Die Aufregung in Paris wuchs, die französischen Zeitungen raf'ten. Bei uns blieb Alles still, in Berlin wurde nicht eine einzige militärische Maßregel zur Abwehr des Angriffes getroffen. Ich erfuhr dieses aus Briefen von Kameraden, welche ich um Auskunft gebeten hatte. Dennoch wäre ich lieber abgereist; meiner Eltern wegen blieb ich.

Eines Morgens war ich in dem Walde umhergestreift und befand

Digitized by Google

mich auf einem Fußpfade nicht weit vom Schlosse, als ich, aus dichtem Gebüsche tretend, Adele sah, die, vor sich niederblickend, auf mich zukam. Ich stand wie festgewurzelt und überlegte, ob ich umkehren solle. Sie aber bemerkte mich, blieb ebenfalls stehen, und als ich nun zu ihr ging, sah sie mich innig an und erröthete. So verlief ein Augenblick, bis ich die Worte fand: „Guten Morgen, Adele! Ich wußte nicht, daß Sie wieder hier sind."

„Guten Morgen, Ernst! Gestern spät sind wir nach Hause gekommen." Sie wandte sich um und, neben ihr dem Schlosse zugehend, fragte ich: „Wie fanden Sie Bertha?"

„Wie ich erwartet hatte, betrübt, aber ergeben. Christian hat auf seinen Antrag das Abschiedsgesuch zurück bekommen. Hoffentlich kann er es im nächsten Monate wieder einreichen. Wenn nicht, so dient er dem Vaterlande, wie ich es möchte. Jetzt möchte ich ein Mann sein."

„Wenn wir Krieg führen müssen, so können die Frauen manch' edeles Werk thun."

„Vater hat es schon überlegt, wir richten das Schloß zur Aufnahme Verwundeter ein."

„Das könnte sehr nützlich sein, wenn der Krieg hier in der Nähe wäre."

„Darauf bereitet der Capitän Alles vor."

„Hoffentlich irrt er sich diesmal."

„Was soll ich dann thun?"

„Erwarten, was uns beschieden ist. Der Krieg würde unter allen Umständen im Lande schmerzlich empfunden werden. Sie würden Trauernde trösten, Arme unterstützen können."

„Gewiß! Wird aber nicht bei der Armee Frauenhilfe nöthig sein? 1866 kam und verlief Alles so rasch." —

„Darüber läßt sich im Voraus Nichts sagen. Sie würden bald erfahren, wo Hilfe fehlt."

„Es wird mir schwer werden, ruhig zu Hause zu bleiben, vielleicht für lange Zeit und weit entfernt."

„Sie streben immer nach dem Vollkommenen, Adele. Sie würden auch die Tugend der Geduld üben, und Ihren und meinen Eltern eine schwere Zeit zu erleichtern suchen."

Wir standen an dem Gitter des Schloßgartens. Sie sah mich liebevoll an, sie war blaß geworden. Sie reichte mir die Hand, die etwas zitterte. „Das will ich, Ernst. Adieu!"

Digitized by Google

Sie trat in den Garten. Noch einmal blickten wir uns an. Dann eilte sie fort. Ich kehrte in den Wald zurück.

Spät Abends am 12. Juli schickte der Capitän ein Telegramm nach unserem Hause, welches lautete: „Der Fürst von Hohenzollern tritt im Namen seines Sohnes von der Candidatur auf den spanischen Thron zurück, damit die Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande gebraucht wird."

Meine Mutter stand auf und mit einem „Gott Lob und Dank!" küßte sie mich. So werden Viele eine Nachricht mit Freuden begrüßt haben, welche wie eine Friedensbotschaft klang, die mich dagegen mißmuthig machte, weil sie keine Genugthuung für die französischen Beleidigungen, sogar etwas Beschämendes enthielt. Und dasselbe empfand mein Vater, denn er sagte: „Manche werden dieses Zugeständniß der fürstlichen Familie von Hohenzollern für eine Nachgiebigkeit Preußens halten, und die Franzosen werden damit groß thun. Immerhin! Es mußte gemacht werden, um den Kriegsvorwand zu beseitigen."

Unsere Zeitungen am Morgen darauf hatten noch keinen anderen Character, als an den Tagen vorher. Meine Unruhe trieb mich nach der Wohnung des Capitäns. „Er ist ganz früh schon wieder nach der Bahn gefahren und wollte um zehn Uhr wieder hier sein," sagte Frau Charlotte. Ich ging durch das Dorf und weiter auf der Landstraße, bis ich ihm begegnete. Sobald er mich erkannte, winkte er mit dem Tuche einen Freudengruß. Er ließ halten. „Die Geschichte ist noch nicht aus," sagte er im Tone der Zufriedenheit. Ich setzte mich zu ihm auf den Wagen. „In dem Pariser Moniteur von gestern Abend soll stehen, daß die Friedensbürgschaft des Königs von Preußen noch fehle. Im französischen Kriegs- und Marine-Ministerium wird mit aller Kraft gearbeitet. Napoleon und seine Leute wollen den Krieg, wollen Land rauben, weil sie sich sonst nicht halten können, und Eugenie schürt das Feuer für ihren Sohn und die Pfaffen. In Rom ist die päpstliche Unfehlbarkeit fertig, und weil unsere Bischöfe sie nicht anerkennen, will die fromme Kaiserin nachhelfen. Das ist ja Alles klar. Die Pistole wird uns auf die Brust gesetzt."

„Haben Sie an der Eisenbahn außer dem Moniteur-Artikel Neues gehört?"

„Bismarck und Moltke sind gestern von ihren Gütern nach Berlin gekommen. Ob nun endlich bei uns Etwas geschieht?"

Auch dieser Tag verging in Unsicherheit. An dem folgenden um die Mittagsstunde trat der Capitän in mein Zimmer: „Jetzt haben wir es! Die französische Regierung hat gestern ihren Botschafter in Ems eine neue

Digitized by Google

Impertinenz begehen lassen. Er hat auf der Brunnenpromenade von Seiner Majestät die bestimmte Versicherung gefordert, die hohenzollernsche Candidatur auch in Zukunft niemals zu gestatten."

„Unglaublich!"

„Und doch wahr. Es sind Extrablätter ausgegeben. In Berlin, in Hamburg, allerwärts große Erbitterung."

„Was mag der König geantwortet haben?" fragte ich, auf das Höchste gespannt.

„Das erste Mal hat er ruhig abgelehnt und, als Benedetti dann noch eine Audienz verlangt hat, den Flügeladjutanten hingeschickt, mit der Antwort: Seine Majestät habe ihm Nichts weiter mitzutheilen."

„Das ist erfrischend! Der König ist ein Hüter deutscher Ehre. — Die Franzosen wollen den Krieg, coûte qu'il coûte. Anders ist dieser rücksichtslose Schritt nach der Verzichtleistung des Prinzen Leopold gar nicht zu erklären. — Jetzt fahre ich nach Berlin."

„Das ist recht, Ernst! Das thäte ich auch und gleich, mit dem Nachmittagszuge." Er las die Antwort von meinem Gesichte und verließ mich.

Daß ich nur noch wenige Stunden hatte, war für alle Theile das Beste. Vater billigte meinen Entschluß. „Du bist ruhiger in Berlin, und wenn Frieden bleibt, kommst Du wieder." Meine Mutter suchte ihren Schmerz zu bezwingen. Sie machte sich bei meinem Gepäck zu thun, vergaß aber, unruhig ab und zu gehend, dann Dieses, dann Jenes.

Nicht lange ehe ich wegfahren mußte, kamen Barons mit Adele. Sie war blaß und sprach fast kein Wort. Während ihre Eltern den meinigen und mir in der herzlichsten Weise zu erkennen gaben, daß sie uns lieb hatten, bemühte Fräulen Hatfried sich vergebens, Adele zu erheitern.

Und als ich endlich einen kurzen, fröhlichen Abschied nehmen wollte, legte meine Mutter ihren Arm um mich, ergriff Adelens Hand und sah mich noch einmal innig und traurig an.

Von der Terrasse winkten Alle mir nach, so lange sie mich sehen konnten, und meine Augen hafteten an ihnen, bis die Zweige den letzten Schimmer bedeckten.

Vor dem Schlosse erwarteten mich der Capitän und Frau Charlotte. Sie weinte. Er sagte: „Mit Gott, Ernst! Sie werden Ihre Sache gut machen" und meine Hand schüttelnd: „Fahr' zu, Kutscher! Es ist schon spät."

Digitized by Google

25.

Im Eisenbahncoupé war fast nur von dem frevelhaften Beginnen der Franzosen die Rede. Zwei Deutsche aus Kopenhagen erzählten, daß die Dänen unser Unglück schadenfroh und vergnügt erwarteten. Ein Seeofficier aus Kiel wußte, daß der Prinz Adalbert mit unseren Panzerschiffen zur Fortsetzung der Uebungsfahrt am 10. von Plymouth in See gegangen sei und daß in den französischen Häfen an der Ausrüstung von Transportschiffen schon lange gearbeitet werde. In Hamburg kam ich mit einem alten Herrn und seinem Sohne, welcher Doctor genannt wurde, in ein Coupé. Dieser äußerte sich dahin, daß der Senat und die Deputirtenkammer in Paris nach aktenmäßiger Kenntniß der Vorgänge das Ministerium fallen lassen müßten, wogegen der Alte, den Kopf schüttelnd, meinte, das kaiserliche Gouvernement habe mittelst der Kammer-Reden und der Presse das Volk bereits zu der Vernunftlosigkeit gebracht, in welche diese Nation so leicht gerathe.

Die Sonne ging blutig über der Mark Brandenburg auf, erhob sich aber bald zu goldenem Glanz. Ein paar Stunden später war ich in Berlin. Auf dem Bahnhofsperron stand mein Diener. „Ist was Besonderes vorgefallen?“ fragte ich.

„Weiter Nichts, als daß die Franzosen kommen wollen. Und gestern ist mehrere Male Herr Freimann mit noch einem Herrn bei uns gewesen, zuletzt als ich das Telegramm hatte. Heute früh um Sieben kommen sie wieder.“

„Wie sieht der andere Herr aus?“

„Ein junger Herr, nicht so groß wie Herr Hauptmann, mit braunem Haar und kleinem Schnurrbart. Er spricht anders wie wir.“

Emon? fragte ich mich erstaunt.

Berlin schlief noch, als ich nach meiner Wohnung fuhr. Außer einigen problematischen Gestalten, die eben ihre nächtlichen Schlupfwinkel verließen, fast keine Menschen in den Straßen. Alles wie sonst. Zwar rührte es sich bald und der Lärm begann, doch nicht anders als an jedem Tage. Erst Herrn Freimanns und Emons Erscheinen brachte mir die politische Lage in ergreifender Weise vor Augen; denn Emon war außer sich vor Schmerz und Ingrimm. „O, diese Niederträchtigen!“ rief er. „Deutschland ist in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, für die ich kämpfen möchte. Aber ich kann es nicht, ich kann nicht gegen meine Landsleute kämpfen.“

„Das begreife ich,“ sagte ich theilnehmend. Er warf sich in das Sopha.

„Krankenpfleger soll er werden, Johanniter oder so 'was,“ sprach

Digitized by Google

jetzt Herr Freimann, gegen mich gewandt. „Sein ganzes Schloß will er zum Lazareth hergeben, Sophie will hin und die Sache leiten. Und doch ist er nicht zufrieden."

„Sie sind Engel. Die Franzosen sind Teufel, nein Narren. Aber sie werden unser schönes Land mit Teufelskrallen zerfleischen."

„Er bildet sich ein, daß die Franzosen weit über den Rhein kommen," erklärte Herr Freimann.

„Tapfer seit Ihr," rief Emon jetzt wieder, indem er aufsprang und sich gesticulirend vor mich stellte. „Was hilft es? Den alten französischen Soldaten müßt Ihr unterliegen. Und diese Schändlichkeit, sie rüsten schon! Man hat es mir Anfangs dieser Woche in Frankreich gesagt."

„Hatten Sie gerade jetzt Geschäfte dort?"

„Er hat seine Mutter hingebracht," antwortete für ihn Herr Freimann.

„Wohl nach Reinvals?"

„Erst nach Reinvals," sagte Emon.

„Da sehe ich sie vielleicht, wenn unsere Truppen im Elsaß sind."

Er blickte mich verwundert und bedauernd an.

„Ach was!" fiel Herr Freimann ein. „Von dort ist sie mit dem Caplan weiter gereist, ganz aus dem Kriegslärm hinaus. Und da bleibt sie."

„Bei Verwandten auf dem Lande in der Touraine," setzte Emon hinzu.

„So können Sie sich im Kriegsfalle um so freier der edelen Aufgabe der Krankenpflege widmen," sprach ich nun in ernstem Tone. „Daß Sie betrübt sind, ist begreiflich; daß Sie sich selbst beklagen, hilft Niemandem. Mit mehr Grund werden Andere klagen. Denn der Krieg ist eine schwere, wenn auch heilsame, Geißel, die tiefe Wunden schlägt. Zu deren Heilung tragen Sie bei. Dann thun Sie Ihre Pflicht und werden auch Befriedigung finden."

Herr Freimann drückte mir die Hand. Emon sprach: „Ich will so handeln. Aber lassen Sie es mich nur noch einmal klagen: Traurig, traurig, zugleich Deutscher und Franzose zu sein!"

Er ging auf und ab. Herr Freimann sah nach der Uhr: „Es ist Zeit." Da stellte Emon sich wieder vor mich hin und sagte: „Sie sind mein Freund. Wer weiß, wann wir uns wieder sprechen. Ich mag nicht mit einem Geheimniß scheiden. Olly Norgart ist meine Braut."

„Das sind doch einmal frohe Worte!" rief ich aus.

„Wann sie meine Frau wird, steht bei Gott."

„Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen und dem vortrefflichen Mädchen des Glückes Erfüllung."

Digitized by Google

„Nun müssen wir gehen," sagte Herr Freimann, „oder Sie versäumen den Zug."

„Ich will nach Cassel und dort erwarten, was kommt. Der Himmel gebe uns ein schönes Wiedersehen!"

Als sie mein Zimmer verließen, scherzte ich: „Ihrer Braut müssen Sie ein vergnügteres Gesicht zeigen als heute uns."

„Das wird er auch," meinte Herr Freimann. Emon sah mich noch einmal, diesmal glücklich, an und sie gingen hinaus. Unmittelbar darauf trat Ersterer wieder ein und fragte bedeutsam: „Wie war es denn zu Haus?"

„Alle lassen grüßen und sind ganz wohl."

„So? — Besuchen Sie uns, sobald Sie können," und er eilte Emon nach.

Es war erst acht Uhr, zu früh für meine Dienstwege. Begierig, die neuesten Nachrichten zu hören, welche die Börsenleute zu kennen pflegen, ging ich nach Rimplings Wohnung. Er kam soeben raschen Schrittes seine Treppe herunter, sah jünger aus, als da ich seine Bekanntschaft machte, und gab mir auf meine Frage, gesprächiger als seine Gewohnheit war, die Auskunft: „Eine Entscheidung ist noch nicht da; es ist aber nicht zweifelhaft, wie sie ausfällt. In Paris ist gestern die kriegerischste Stimmung zum Ausbruch gekommen. Bis in die Nacht hinein erhielten wir Telegramme, aus München, Stuttgart, Dresden. Alle sehen den Krieg als unvermeidlich an."

„Wie ist die Gesinnung dort?"

„Ueberall herrscht Freude über die Haltung unseres Königs in Ems und Vertrauen auf unsere gerechte Sache. Die Franzosenfreunde in Bayern und Württemberg werden nicht durchdringen."

„Gott sei Dank!" rief ich, und wir drückten uns wie alte Freunde die Hand.

Wenn ein Berliner an diesem Vormittage ohne besondere Aufmerksamkeit auf der Straße gegangen wäre, so würde ihm nichts Ungewöhnliches aufgefallen sein. Keine Zusammenrottungen oder heftige Gesticulationen waren zu sehen, keine lauten Rufe zu hören, der lebhafte Verkehr so geordnet wie immer. Wer aber die Menge beobachtete, der sah oft in ein begeistertes Gesicht, den traf manch' muthiger Blick so vertraulich, als käme er von einem Bruder. Die Uebereinstimmung der Gedanken strömte von Einem zum Anderen. Man fühlte ein gegenseitiges Verhältniß. Es verstand sich von selbst, das Alle wie Mitglieder einer großen Familie zusammengehörten.

Als ich meinem Abtheilungs-Chef in dem Büreau meine Rückkehr

Digitized by Google

zum Dienst gemeldet hatte, wurde ich von ihm und den anderen Anwesenden zwar sehr freundlich empfangen; Jener sagte aber: „Was der 'ne Hitze hat! Hier ist ja noch Nichts los. Nur laufende Sachen. Da haben Sie Etwas, vertreiben Sie sich die Zeit damit.“

Der Krieg vor der Thür und nur die laufenden Geschäfte! In dem weiten Dienstgebäude nicht die geringste Unruhe, kein eiligerer Schritt als sonst, kein zeitraubendes Gespräch, Nichts als die tägliche Friedensarbeit der großen Militärbehörde.

In den Nachmittagsstunden erfuhren wir, daß die französische Regierung öffentlich den Krieg für unabwendbar erklärt und die Reserven zur Armee einberufen habe. Dann verbreitete sich die Nachricht, daß der König von Ems abgereist sei, unterwegs von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt werde und Abends neun Uhr in Berlin ankomme.

Als ich die „laufenden Sachen“ erledigt hatte, warf ich mich in eine Droschke, um Christian aufzusuchen. Das Leben in den Straßen hatte jetzt einen anderen Charakter. Man könnte sagen, das Publikum erschien feierlich, wie an einem Ehrentage. Die Furcht vor einer schimpflichen Nachgiebigkeit war vorbei; die Gewißheit war eingetreten, daß für ganz Deutschland eine Entscheidung begonnen hatte, die zu erleben, an der mitzuwirken als ein Glück empfunden wurde.

Bekannte und Unbekannte traten zusammen, um zu hören; denn bereitwillig theilte Jeder mit, was er wußte. Mein Kutscher rief einem anderen im Vorbeifahren zu: „Jehst Du ooch mit?“ und erhielt die Antwort: „Dat zweite Jarde-Regiment kann mir ja jar nich entbehren.“

Christian war nicht zu finden. Ich ließ in seiner Wohnung Nachricht, daß ich um sechs Uhr zu Hause sein wolle. Dann kam er in der gehobensten Stimmung. Nur eine Sorge hatte er: daß die Seinigen in Holstein abermals der Kriegsunruhe ausgesetzt würden. „Deutschland kann nicht untergehen!“ rief er. „Aber die Sicherheit, mit welcher die Franzosen auftreten, läßt erwarten, daß sie zu Lande und zu Wasser unsere Grenzen bald besetzen. Und die Dänen folgen nach.“

„Der alte Capitän rüstet schon,“ sagte ich lustig.

„Friedrich wird ihm helfen. Wer hätte das gedacht, daß ich mein Abschiedsgesuch zurückziehen und er seines einreichen würde. Er will für alle Fälle frei sein.“

Wir gingen hinaus. Es war erst sieben Uhr, und schon strömten die Menschen zusammen, um den König bei seiner Ankunft zu begrüßen. Unter den Linden warteten Tausende, und andere Tausende eilten herbei; wir

Digitized by Google

gelangten noch bis in die Nähe des königlichen Palais. Bald aber stand auf den breiten Promenaden und Fahrdämmen, auf den großen Plätzen, so weit man sehen konnte, Kopf an Kopf, alle Stände durch einander, vornehme Herren und Damen mitten im Gedränge; ganze Familien, die kleinen Kinder auf den Armen der Eltern. Nur eine schmale Gasse für die königlichen Wagen wurden offen gehalten, ohne sonderliche Mühe, denn die Menge wartete geduldig und in merkwürdiger Ordnung. Man sah nur freudig ernst erregte Gesichter, und es herrschte eine andächtige Stille; keiner der sonst nie fehlenden Berliner Witze wurde gehört. Als aber ein Polizeiofficier zu Pferde, ein Papier in der Hand, durch jene Gasse ritt und rief: „In Paris ist der Krieg erklärt," da brauste ein Hurrah durch die Luft, und Hüte und Tücher wurden geschwenkt. Dann wurde es wieder still.

„Ach, das ist herrlich!" sagte Christian, indem er seinen Arm in meinen legte. „Welches Glück, dies zu erleben! Wäre doch Bertha hier!"

Nun hörte man vom Brandenburger Thore her ein neues Brausen. Der König kommt! Die Tausende, welche ihn sehen, jauchzen ihm Dank zu, weil er die deutsche Ehre gewahrt. Näher und näher schallt es, ohne Aufhören, lange; denn der königliche Wagen fährt langsam. Immer andere Tausende winken, hoch! rufend, begeistert ihren Gruß dem greisen Herrscher, der Deutschlands Einigung begonnen hat und mit Gottes Hilfe vollenden wird.

Jetzt ist der Wagen am Ziel. Der König steigt aus. Da fangen in einer Uebereinstimmung der Herzen die Nächststehenden zu singen an: „Heil Dir im Siegerkranz," und Alle, die es vernehmen, singen mit; wie eine Welle rundum schwingt der Gesang sich fort, weithin entblößen sich die Häupter.

Aus der Ferne schallt von Neuem ein stürmisches Rufen. Es gilt dem Grafen Bismarck, und wieder andere Hochrufe werden dem General von Moltke ausgebracht, die herbei eilen, um in des Königs Rath zu sein.

Dann wird es in unserer Nähe plötzlich still. „Der König ist vorgetreten und spricht," sagt leise einer dem Nachbar. Ich konnte Nichts sehen, noch verstehen, und so erging es den Meisten; aber Jeder blickt dahin und reckt den Kopf, bis die Menge abermals in Hochrufe ausbricht.

Und wieder ist es einen Augenblick still. Man hört erst leise, doch gleich darauf so deutlich, daß man das neue Lied erkennt: „Die Wacht am Rhein." Und in den Gesang mischt sich ein Jubel ohne Gleichen.

Vor dem Palais ist noch lange eine unzählbare Menschenmasse ver-

Digitized by Google

sammelt geblieben. Mehrere Male hat der König sich gezeigt und ist immer mit den herzlichsten Rufen begrüßt worden. Und dazwischen ist man nicht müde geworden, patriotische Lieder zu singen, bis der Monarch die Bitte herausgeschickt hat, man möge auseinander gehen, weil er zu arbeiten habe. Da hat die Menge sich schnell und still hinweg begeben.

Diese Stunden waren unvergeßlich schön. Einmüthiger, schlichter und wahrhaftiger kann ein Volk die Liebe zu seinem Fürsten und Vaterlande, ruhiger und bestimmter seinen Willen, die Ehre der Nation zu wahren, nicht ausdrücken, als hier geschah.

Nun folgte eine erfreuliche Botschaft der anderen. Noch an diesem Abend befahl der König Wilhelm die Mobilmachung der Armee, und schon am folgenden Tage gab der König von Bayern, ohne sich um die bitteren Feinde Preußens, welche in dem augenblicklich versammelten Landtage zu München das Wort führten, zu kümmern, den gleichen Befehl für die bayerische Armee. Und nicht allein aus allen deutschen Staaten, aus ganz Europa und über das Meer kamen Zeugnisse, daß man unsere nationale Erhebung begriff. Ueberall boten die Volksgenossen opferwillig ihre Hilfe an. Kein Deutscher dachte mehr an die Maingrenze. Im deutschen Herzen gab es damals nur ein Deutschland, und König Wilhelm war nicht blos der höchste Kriegsherr, er war das Oberhaupt der Nation.

Auf den 19. Juli war der norddeutsche Reichstag berufen, um die Vorlagen zu berathen, welche der plötzlich eingetretene Kriegszustand nöthig machte. Der König eröffnete ihn mit einer Thronrede, welche in ergreifenden Worten das Vertrauen aussprach, daß der Kampf, welchen die Ueberhebung französischer Herrscher abermals den deutschen Ländern aufdringe, von unserem in Nord und Süd geeinigten Volke siegreich geführt und dem Vaterlande die Unabhängigkeit, Europa einen dauernden Frieden sichern werde.

In der auf die feierliche Eröffnung folgenden Sitzung des Reichstages theilte der Graf Bismarck mit, daß er soeben die förmliche Kriegserklärung Frankreichs erhalten habe. Der Enthusiasmus im Saal und auf den Tribünen gab die Antwort. Dann legte der Bundeskanzler die Acten mit der bezeichnenden Erklärung vor, daß selten so wenig Schriftstücke wie diesmal einem großen historischen Ereignisse vorangegangen seien; von der französischen Regierung habe er nur eine einzige amtliche Mittheilung bekommen: die Kriegserklärung. Alle Besprechungen, welche der französische Botschafter mit Seiner Majestät hatte, waren persönliche Eröffnungen und keine Staatsacte.

Digitized by Google

Der Reichstag beschloß eine von Zuversicht und Opferfreudigkeit zeugende Adresse an den König und bewilligte den von der Bundesregierung geforderten außerordentlichen Geldbedarf, beides ohne Debatte und einstimmig. Schon am 21. Juli konnte er geschlossen werden.

An diesem Tage brachte mein Diener eine Einladung, welche Freimanns für den Abend geschickt hatten, nach meinem Bureau, weil ich in meine Wohnung, die ich am frühen Morgen verließ, spät zurückkehrte. Zwar erledigten sich die Mobilmachungsgeschäfte in der vorgeschriebenen Weise; dennoch gab es dienstliche Arbeit mehr als sonst. Dazu kam die Besorgung der eigenen Ausrüstung, und jeden freien Augenblick benutzte ich, Neues zu erfahren.

Und viel Erfreuliches hörte man. Unsere Panzerschiffe waren glücklich in Wilhelmshafen angekommen, und Alles geschah, was zum Schutze unserer Küsten vorbereitet werden konnte. Schon schwand die Besorgniß um die Sicherheit meiner Lieben.

Der König rief das Eiserne Kreuz wieder ins Leben, und wohl Keiner war unter uns, der im Stillen nicht gehofft hätte, es zu erwerben.

Jeder Tag brachte neue Beweise von der Begeisterung der Deutschen aus allen Welttheilen. Freiwillige meldeten sich in übergroßer Zahl zu den Waffen. Hilfsvereine bildeten sich aller Orten, und große Summen wurden dem Vaterlande gespendet.

Aus der anhaltenden Gemüthsbewegung erklärte ich mir, was mir jetzt auffiel: daß ich weder an Freimanns, noch an Aurelius gedacht hatte, trotzdem mich die Nachrichten aus dem Reichstage an beide Männer erinnern mußten. So waren meine Sinne von dem Wichtigeren erfüllt.

Als ich zu Freimanns kam, war Aurelius, den sie vor seiner Abreise nach Hannover erwarteten, noch nicht da. Ich erfuhr, daß Herr Freimann in den nächsten Tagen Frau Sophie nach Emons Gute bringen wollte. Sie warteten nur auf eine Benachrichtigung, wie auf den stark in Anspruch genommenen Eisenbahnen die Fahrt zu ermöglichen sei.

„Wir haben es versprochen," sagte Herr Freimann, „und deshalb bleibt es dabei; aber, offenherzig gesagt, ich behielte meine Frau jetzt lieber hier. Anfangs hielt ich das Pariser archipret-Geschwätz für Rodomontade. Da die Franzosen aber schon den Krieg erklärt haben, so müssen sie wohl fertig sein, und nun fürchte ich, sie kommen wahrhaftig über den Rhein, vielleicht gar bis nach Emons Schloßlazareth."

„Schieben Sie die Reise acht Tage auf, dann ist diese Frage möglicherweise entschieden."

Digitized by Google

„Ach was! — Emon erwartet uns. Ich selbst komme gleich zurück, denn hier giebt es vollauf zu thun. Wie viele öffentliche und geheime Sorgen ruft ein Krieg hervor! Jetzt schon habe ich viel Damenbesuch. Daß die Studenten zur Armee wollen, ist in der Ordnung; aber alte Männer laufen ihren Frauen weg, das ist 'was Anderes. Und am Ende? Ich möchte es auch."

Inzwischen hatte Frau Sophie wenig gesprochen und mich oft angesehen. Nun kam Aurelius.

„Wie ist die Gesinnung in Hannover?" war die Frage, die ich gleich an ihn richtete.

„Vortrefflich! Sie werden sehen, die hannoverschen Soldaten nicht allein, auch was die Hannoveraner sonst thun, wird unserer Heimath Ehre machen."

„Hat sich denn die Welfenpartei jetzt eines Besseren besonnen?"

„Die ist immer dieselbe, französisch, dänisch, österreichisch, nur nicht deutsch. Mohren wäscht Nichts weiß."

„Ich höre, daß beinah alle deutschen Fürsten, welche nicht in der Armee dienen, sich den Hauptquartieren anschließen wollen, um wenigstens so den Krieg mitzumachen. Unser Prinz Ernst August ist bis jetzt nicht dabei."

„Des Königs Georg Sohn an der Seite der Preußen?" rief Aurelius.

„Er braucht ja nicht bei den Preußen zu dienen," erwiderte ich. „Jedenfalls müßte er sich als deutscher Fürst zeigen. Ja, er sollte in ein Regiment eintreten und persönlich kämpfen. Das wäre der Weg, sich eine rühmliche Zukunft zu schaffen."

„Und wäre es der Weg zu einem Thron, sein Vater würde ihn verbieten."

Auch während dieses Gesprächs beobachtete Frau Sophie mich. Ich bildete mir ein, sie wolle meine Erlebnisse mit Adele von meinen Zügen lesen.

„Wann verlassen Sie Berlin?" fragte sie jetzt.

„Ich weiß nicht, noch nicht einmal meinen Platz. Nur daß ich im Felde verwandt werde, ist mir bis jetzt gesagt."

„Eines nach dem Anderen," warf Herr Freimann hin.

„Es ist wohl viel zu thun? Müssen Sie die Nächte zu Hilfe nehmen?" fragte sie weiter.

„Nein," entgegnete ich lachend. „Sehe ich müde aus?"

„Etwas angegriffen," antwortete sie.

Digitized by Google

Als wir uns trennten, dachten wir: Gott weiß, auf wie lange. Aber wir sprachen es nicht aus. Thatkräftig schritt Jeder auf dem Wege vorwärts, den Herz und Beruf ihm zeigten.

Die Aufregung, welche an den Tagen vor der Kriegserklärung in Berlin geherrscht hatte, war vorüber. Man wußte jetzt, woran man war, was man zu thun hatte, und griff ohne Aufsehen rüstig zu. In den Straßen bemerkte man nicht, daß Großes nahe bevorstand. Nur an den Bahnhöfen und bei den Casernen, wo die zu den Fahnen einberufene Mannschaft und die gestellten Pferde eintrafen, sah man, daß militärische Vorbereitungen getroffen wurden.

An einem dieser Tage hatte ich unleidliche Kopfschmerzen und ging, da meine Geschäfte erledigt waren, früh Abends nach Hause, um mich gleich in das Bett zu legen und durch einen langen Schlaf zu erquicken. Ich war kaum in meine Stube getreten, als der Diener kam und sagte: „Frau von Sprosser ist auf unserem Flur und wünscht Herrn Hauptmann zu sprechen."

Frau von Sprosser! An sie hatte ich noch nicht wieder gedacht. Ich ging hinaus. „Darf ich Sie in meine Stube führen, gnädige Frau, oder soll ich mit Ihnen in Ihre Wohnung gehen?"

Sie trat bei mir ein. Ich rückte den Tisch von dem Sopha, und sie setzte sich. „Nur einen Augenblick, Herr Hauptmann. — O, wie elend sehen Sie aus! Sind Sie krank?"

„Ich glaube nur müde. Ihr Besuch ermuntert mich."

„Ich ließ Acht geben, wann ich Sie sprechen könnte. Daß Sie und Herr Rimpling nicht wie sonst nach Hause kamen, war in den letzten Tagen das einzige Ungewöhnliche, was ich wahrnahm. Diese Ruhe macht mich besorgt. Es wird doch ernstlich gerüstet? Gott gebe, daß die Franzosen uns nicht überfallen."

„Womit kann ich dienen?"

„Die Bekanntschaft des Herrn Rimpling ist mir sehr nützlich, er hat mir schon manches Brauchbare erzählt. Dieses Buch wird wohl das beste, das ich bis jetzt geschrieben habe. Nun muß es liegen bleiben. Während des Krieges habe ich Anderes zu thun, und dazu bitte ich um Ihre Hilfe."

Ich sah sie verwundert und nicht vergnügt an, denn mein Kopf schmerzte.

„Ich beabsichtige, fortlaufende Artikel über den Krieg zu schreiben, schwungvoll, begeisternd und tröstend. Da Sie mir Herrn Rimpling verschafft haben, glaube ich, daß Sie auch dies Unternehmen gern fördern werden."

Digitized by Google

„Wie kann ich das!"

„Durch Ihre Briefe aus dem Kriege."

„Ich schreibe nur an meine Eltern und wenige nahe Freunde," entgegnete ich, noch einigermaßen höflich, obgleich die Zumuthung mich verdroß.

„Ich glaubte, Sie schrieben viel," fuhr sie etwas eingeschüchtert fort; „denn Sie waren häuslich, und was kann man, allein zu Hause, besser thun als schreiben!"

„Im Kriege schreibt man wenig, auch schreibe ich schlecht," erwiderte ich kurz.

„Wenn ich nur Ihre Briefe lesen darf, den Stil will ich hinein bringen."

„Außerdem ist es mein Grundsatz, im Kriege nur zu schreiben, wie es mir geht, und nur an die Menschen, welche ein Recht haben, es zu verlangen," sagte ich jetzt so grämlich, daß sie aufstand und mit den leisen Worten: „Ich habe mich in Ihnen geirrt," zur Thür schritt. Meine Bemerkung, daß sie in den Zeitungen viel Material für ihre Artikel finden könnte, wurde überhört. Ich begleitete sie nach dem Corridor, wo sie mich mit einem kalten Neigen des Kopfes entließ.

Nun entkleidete ich mich und war im Begriff, mich niederzulegen, als der Major Frose sich melden ließ, den ich nicht abweisen konnte, weil er schon in mein Schlafzimmer trat. Ich legte mich in das Bett, zog die Decke über mich und sagte: „Auf andere Weise kann ich Sie nicht empfangen. Ich wollte früh schlafen gehen, weil ich todtmüde bin."

„Geniren Sie sich nicht," war die Antwort, mit der er einen Stuhl herbeitrug und sich setzte. „Eben komme ich von Magdeburg. Der Oberst-Lieutenant von Krelow läßt Sie grüßen. Ich war da, um ihn zu bitten, sich zu verwenden, daß ich eine Kriegsstelle bekomme."

„Das hat ja seinen gewiesenen Weg," bemerkte ich.

„Fürsprache ist gut, es wollen gar zu Viele mit, und weil der Oberstlieutenant von Krelow sagte, Sie könnten vielleicht etwas dazu thun, bin ich gleich hergekommen."

„Was kann ich dazu thun? Es müßte zufällig in meinem Beisein nach Jemand gesucht werden, dann will ich Ihren Namen nennen. Das ist aber bei der Ordnung, die in Allem herrscht, nicht zu erwarten."

Obgleich ich wünschte, daß sein Besuch bald ein Ende nehme, konnte ich doch nicht unterlassen, auf die Wand zu zeigen, hinter welcher ich seit meiner Rückkehr das Klavier noch nicht wieder gehört hatte, und zu sagen: „Wie ist es denn?"

Digitized by Google

Er sah mich einen Augenblick nachdenklich an, stand auf und antwortete mit der Frage: „Haben Sie eine Vorstellung davon, was es heißt, sich verloben wollen, und ein Krieg bricht aus?“

Die Antwort, welche ich bejahend hätte geben können, wartete er nicht ab. Mit einem „Gute Nacht“ in der Thür ging er hinaus. Gleich darauf lag ich in tiefem Schlafe.

Sehr erfrischt begann ich den Tag, der ein Freudentag für mich werden sollte. Zuerst brachte Christian, der einen kurzen Urlaub benutzt hatte, um den Seinigen Lebewohl zu sagen, die erfreuliche Nachricht, daß meine Eltern am Abend nach Berlin kämen. Ich hatte sie erwartet aber später.

„Und von den Anderen soll ich Dir die herzlichsten Wünsche bestellen,“ sprach Christian weiter. „Den Zurückbleibenden wurde der Abschied schwer, und mir ist doch so leicht ums Herz. Ist das Unrecht? Die Menschen sind verschieden; die willensstarke Adele war diesmal am weichsten.“

Sodann erzählte mir der lebhafte Freund, daß sein Vater sich an den, zum Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege ernannten Fürsten von Pleß mit der Bitte gewandt habe, Friedrich angemessen zu verwenden. „Ich wünschte, mein Bruder wäre erst nach Hause gereist; er will aber gleich zugreifen,“ sagte Christian. Dann eilte er fort, um seinen Dienst wieder anzutreten.

Im Bureau erhielt ich die sehnlich erwartete Nachricht meiner Verwendung; ich war einem Stabe bei der Dritten Armee zugetheilt. Meine Freude war unbeschreiblich groß. Ich hatte nun die Gewißheit, mit den ersten Truppen an den Feind zu kommen; meine Vorgesetzten in dieser Stellung waren ausgezeichnete Männer, meine neuen Kameraden mir zum Theil persönlich bekannt. Mit dem Jubel hierüber im Herzen und auf dem Gesicht empfing ich am Abend meine Eltern, welche besorgte Blicke auf mich richteten, die sich indeß schnell beruhigten. Bald erfuhr ich, daß die gute Frau Sophie Freimann vor ihrer Abreise von Berlin geschrieben und mein leidendes Aussehen, welches nun verschwunden war, angedeutet hatte. Meine Eltern wollten die letzten Tage bei mir sein und, um mir die Trennung zu erleichtern, so wohlgemuth scheinen, wie ich es war. Sie mußten sich hierzu zwingen, dem Mutterherzen wurde dies schwer.

Christian und auch mein Vetter Justus waren mehrere Male in unserer Gesellschaft; Beide begeistert für diesen Krieg und stolz auf ihre, zum Abmarsch bereiten, schönen Regimenter.

Digitized by Google

Nicht so erfrischend war der Abschied, den Ellerbach von mir nahm. Eines Morgens trat er in mein Bureau. „Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen," sprach er mit klagendem Tone.

„Ich wäre noch zu Ihnen gekommen," entgegnete ich herzlich.

„Wer weiß, ob wir uns wiedersehen!"

„Wir wollen es hoffen. Sind Sie krank?"

„Nein."

„Haben Sie Verdruß gehabt?"

„Auch nicht. Ich sehe wohl melancholisch aus? Das macht der Abschied von meiner Frau. — Ein glücklicher Zufall erleichterte ihre Reise nach Cassel, und ich habe ein Telegramm, daß sie gut angekommen ist."

„Was wollen Sie mehr! Leider sind wir bei verschiedenen Armeen, doch wir hören wohl von einander. Ich freue mich, daß das XI. Corps zu der Dritten Armee gehört, und bedauere nur, daß der General von Plonski es nicht behalten hat."

„Seine Gesundheit litt es nicht," sagte er hierauf und meine Hand drückend: „Ich wünsche Ihnen Ehre und Glück."

„Wie ich Ihnen," erwiderte ich heiter. Er aber ging traurig fort.

An einem der letzten Abende des Juli sollten wir unsere Eisenbahnfahrt nach dem Rhein beginnen. Meine Eltern konnten sich nicht früher, als durchaus geschehen mußte, von mir trennen und begleiteten mich lange vor der Abfahrtszeit nach dem Bahnhofe in das Durcheinander von Officieren, Dienern und Pferden, von denen letztere nicht alle ihren Reiseplatz ohne Widerstreben einnahmen. Meines Vaters Aufmerksamkeit wurde von dem bunten, eiligen Treiben in Anspruch genommen. Er wäre selbst noch gern mit gegen unseren Erbfeind gezogen. Auch meine Mutter wollte muthig sein, sie mußte sich aber oft die Augen trocknen.

Endlich war Alles bereit. Noch eine Umarmung. „Ach, mein Sohn, mein einziger!" klang es leise von den Lippen meiner Mutter, und ihre Thränen netzten meine Wange. Der Zug setzte sich in Bewegung, und bald sah ich die Abschiedswinke der Zurückbleibenden nicht mehr.

26.

In unseren Grenzlanden, den so oft vom westlichen Nachbar verheerten, sammelten sich drei deutsche Armeen. Die Dritte, aus dem preußischen V. und XI. Corps, den Bayern, Württembergern und Badensern gebildet, von Karlsruhe bis Landau.

In diesen Tagen der gespanntesten Erwartung war im alten Speyer

Digitized by Google

das Hauptquartier der Dritten Armee. Ihr Oberbefehlshaber, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, residirte nahe dem achthundertjährigen Dom, dessen Kaisergräber die Franzosen einst schändlich zerstört hatten.

Die Scharen, welche aus deutschem Nord und Süd in diesen Gauen zusammenkamen, hatten den Hort der deutschen Einigkeit jetzt geborgen, und Viele sahen hoffend voraus, daß aus dem Kriege, in den sie zogen, ein neues Deutsches Reich erstehen, daß der Hohenzollernkönig, der sie über „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" führen wollte, deutscher Kaiser sein werde.

So schön dies war, an die allernächste Zukunft dachten Viele mit Sorgen. Zwischen Straßburg und der Lauter, zwischen Metz und der Saar standen die Franzosen, wenn auch noch nicht in fertigem Kriegszustande, so doch augenblicklich unseren Kräften weit überlegen. Sollte es ihnen noch einmal gelingen, diese schönen Fluren zu verwüsten? Die Einwohner fürchteten es voller Ingrimm. Kam der Franzmann abermals, ihr glückliches Heim mit Feuer und Schwert zu vernichten, die reiche Ernte des Jahres für sich einzuheimsen?

In Paris rief man siegesgewiß: „Nach Berlin, nach Berlin!" Napoleon III. hatte sich an die Spitze der Armee gestellt, welche er die „Rheinarmee" nannte, und in einer an sie gerichteten Proclamation von ihren Wegen jenseits der Grenzen gesprochen.

Aber nach wohldurchdachten Anordnungen brachte jeder Tag neue Theile des deutschen Heeres. Ruhig entfaltete sich die Wehrkraft der Nation. Ueberall geschah, was zunächst nothwendig und am besten geeignet war, dem Feinde, falls er angriffe, zu widerstehen. Trotz der schnell wachsenden Zahl der Truppen mit ihrem unentbehrlichen Anhange nirgends eine Verwirrung. Die erwartungsvoll zuschauende Welt erstaunte über diese schnelle Kriegsbereitschaft der Deutschen, welche der erste Lohn gründlicher Friedensarbeit war. Im Anfange des August standen schlagfertig zwischen Rhein und Mosel 380 000 Mann, andere Corps weiter zurück, und in den Küstenprovinzen die Truppen zur Abwehr feindlicher Landungen. Das Große Hauptquartier befand sich in Mainz. Dort war der oberste Kriegsherr, auf seinem ganzen Reisewege von der Begeisterung des Volks bestürmt, angekommen. In Mainz richtete König Wilhelm am 2. August folgende Worte an die Armee:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das

Digitized by Google

Commando über die gesammten Armeen, und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter einst ruhmvoll bestanden.

„Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Wir zogen in den Kampf. Aber noch einmal schien es, als kämen die Franzosen uns zuvor. Am 2. griffen sie mit gewaltiger Uebermacht die kleine preußische Abtheilung der Ersten Armee an, welche ihnen in Saarbrücken schon lange gegenüberstand und erst nach zähester Gegenwehr den Ort verließ. Die Franzosen folgten nicht nach.

Der Dritten Armee war es beschieden, auf feindlichem Boden den ersten Schlag zu thun. Ihre vordersten Truppen, vom II. bayerischen Corps, stießen am 4. Morgens 8 Uhr auf eine französische Division, welche die starke Stellung von Weißenburg besetzt hielt und tapfer vertheidigte. Die Bayern griffen die umwallte Stadt, Theile der herbeieilenden V. und XI. Corps den Geißberg an, welcher sich südlich derselben erhebt. An diesen beiden Punkten gelang es den Franzosen, sich gegen überlegene Kräfte bis in die ersten Nachmittagsstunden zu halten.

Als unsere, nahe an die Thore und Wälle der Stadt gebrachten Geschütze gewirkt hatten, die Infanterie in das östliche Thor eingedrungen und der Ort auf allen Seiten umstellt war, ergab sich die Besatzung.

Mehr Blut kostete die Ueberwindung des Geißberges. Hier erlitt die preußische Infanterie schwere Verluste. Unter dem mörderischen Feuer der Chassepots erstieg sie ohne Schwanken, wie auf dem Exercierplatze, den Abhang, auf dessen Höhe das sturmfreie, stark besetzte Schloß von unserer Artillerie noch nicht zerstört war. Nachdem letztere auf beherrschende Punkte gelangt war, streckten die Franzosen auch hier die Waffen.

Das Treffen hatte der Dritten Armee über 1500 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, 1000 unverwundete Gefangene und viel feindliches Kriegsmaterial eingebracht.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm begrüßte die siegreichen Truppen und zeigte seine Theilnahme den Verwundeten. Unter den letzteren befand sich der commandirende General unseres V. Corps, von Kirchbach. Der französische Befehlshaber war gefallen.

Der erste Sieg auf feindlichem Boden rief in der Dritten Armee großen Jubel hervor. In der Heimath mußte er die lebhafteste Freude verbreiten. Uns trieb er vorwärts, um einen stärkeren Feind aufzusuchen, einen entscheidenderen Schlag zu thun.

Der Marsch, bei dem die Todten an den Wegen und die in den

Digitized by Google

Ortschaften zurückgelassenen Verwundeten von der französischen Niederlage zeugten, führte südlich, weiter in das Elsaß hinein. Wir glaubten, Straßburg würde unser nächstes Ziel, Straßburg, die von Ludwig XIV. mitten im Frieden gestohlene deutsche Stadt, die wir endlich wieder zu bekommen hofften.

In den Dörfern fanden wir viele Häuser verschlossen. Die Einwohner, denen man die Preußen als Barbaren geschildert hatte, waren in die Wälder geflohen.

Der Marschall Mac Mahon, welcher die uns gegenüber befindlichen Theile des französischen Heeres commandirte, hatte die Festung Straßburg sich selbst überlassen und erwartete uns in einer äußerst vertheidigungsfähigen, künstlich noch verstärkten Stellung auf den welligen Höhen zwischen dem tiefen Sauer- und Falkensteiner Bache. An den Ufern der Sauer, die hier von Norden nach Süden fließt, liegt der Flecken Wörth, dreiviertel Meile westlich von Wörth am Falkensteiner Bache Reichshoffen.

Am rechten Ufer der Sauer erhebt sich das steile, zum Theil mit Wald bedeckte, zum Theil durch Wein- und Hopfenbau schwer gangbare Gelände um mehrere hundert Fuß und oben liegen, zweitausend Schritt von Wörth entfernt, die fest gebauten Dörfer Fröschwiller und Elsaßhausen, jenes etwas nördlicher, dieses etwas südlicher als Wörth. Dort zeigten die Lagerfeuer am 5. Abends die Anwesenheit eines starken Gegners. Die Sauer trennte die Vorposten, welche einzelne Flintenschüsse wechselten.

Nach dem Befehle unseres Obercommandos sollte die Armee am 6. nach Westen näher zusammenrücken, um am 7. mit ihrer ganzen Stärke angreifen zu können. Aber unser V. Corps, dessen commandirender General trotz seiner Verwundung die Führung wieder übernommen hatte, verwickelte sich, im Drange nach Kampf, früh Morgens mit dem nahe stehenden Feind in ein schwer lösbares Gefecht, und von dessen Kanonendonner herbei gerufen, eilte die 4. bayerische Infanterie-Division auf dem rechten, die Avantgarde des XI. Corps auf dem linken Flügel gleichfalls zum Angriff. Daraus entstand schon am 6. die wichtige Schlacht.

Diese Kräfte waren viel zu gering und kämpften unter gar zu ungünstigen Verhältnissen. Die Bayern betraten den Wald, der im Norden der feindlichen Stellung nach Fröschwiller ansteigt, sahen sich bald in ihrem Fortschreiten gehemmt und hielten sich nur mühsam am Fuße der Höhen. Die Truppen des V. und XI. Corps hatten keine gedeckten Annäherungen. Unter dem heftigsten feindlichen Feuer überschritten sie bei Wörth und dem Dorfe Gunstett, welches eine halbe Wegstunde südlicher auf dem linken

Digitized by Google

Ufer der Sauer liegt, diesen tiefen Bach mittelst schnell hergestellter Brücken oder indem sie, bis an die Brust im Wasser, hindurch wateten, und stürmten die Höhen hinauf. Nach hin und her wogendem Gefecht mußten sie, stark gelichtet, über die Sauer zurück. Kaum gelang es, Wörth zu behaupten. Das französische Chassepotgewehr kam zu furchtbarer Wirkung.

Um 1 Uhr war der Kronprinz auf dem Schlachtfelde eingetroffen, hatte an rückwärtige Armeetheile Befehle zum schleunigsten Anmarsch übersandt und die Leitung der begonnenen Schlacht, welche jetzt durchgeführt werden mußte, übernommen. Die zur Verfügung stehenden Truppen des II. bayerischen Corps sollten den äußersten linken Flügel der französischen Stellung nördlich von Fröschwiller umfassen, das I. bayerische Corps zwischen ihnen und dem V. Corps in die Schlachtlinie einrücken, das XI. Corps und die ihm folgenden Württemberger die rechte Flanke des Feindes angreifen und nordwärts auf das Centrum werfen. Schon waren alle diese Truppentheile in Bewegung, der an der Sauer rollende Kanonendonner zog sie an; aber bevor sie ihre volle Kraft einsetzen konnten, vergingen noch schwere Stunden.

Der General von Kirchbach zog nach und nach sein ganzes Corps bei Wörth über die Sauer, versuchte wiederholt den Höhenrand von Fröschwiller zu gewinnen, hatte erschütternde Verluste, hielt aber zähe wenigstens das rechte Ufer fest. Das XI. Corps überschritt, sich südlich ausbreitend, das Gewässer, und wandte sich gegen Mac Mahons äußersten rechten Flügel bei dem Dorfe Eberbach, welches dreitausend Schritt von Elsaßhausen entfernt und von diesem durch den Niederwald getrennt ist. Der commandirende General, von Bose, bereits verwundet, führte seine Regimenter zum Angriff. Auch hier leistete der Feind den tapfersten Widerstand, eine französische Cürassierbrigade opferte sich nutzlos für ihre Infanterie. Nach gewaltigem Ringen mußte letztere weichen und das XI. Corps drang in den Niederwald ein.

Doch darin gab es weiteren harten Kampf, ein französischer Gegenstoß nach dem anderen mußte abgeschlagen werden, und bevor der nördliche Rand des Waldes erreicht war, floß viel Blut. Dann hatte das XI. Corps das stark besetzte Elsaßhausen vor sich, von dessen Höhen die feindlichen Batterien ihre Geschosse auf die aus dem Walde Tretenden schleuderten. Indeß auch bei uns entwickelte sich eine lange Geschützlinie. Die Klagen der Verwundeten verhallten in dem Getöse.

Infanterie und Artillerie des V. und XI. Corps reichten sich nunmehr die Hand, und bald fochten in einem schrecklichen Wirrwarr, nach

Digitized by Google

Entscheidung ringend, Truppen beider Corps durcheinander. Hier sah ich im Pulverrauch zum ersten Male einige Kameraden aus Cassel. Hei, wie die wackeren Hessen darauf gehen! Norgart sammelt einen Haufen aus verschiedenen Regimentern gemischt, und stürzt sich, mir zuwinkend, vorwärts einem vorbrechenden neuen Feinde entgegen. Das XI. Corps bringt in das brennende Elsaßhausen ein, welches der Feind durch einen Angriff mit frischen Infanteriemassen vergeblich wieder zu nehmen sucht. Da wirft sich noch einmal seine Cavallerie, eine Division von vier Cürassier-Regimentern, die bis dahin nicht gekämpft hatten, auf die preußische Infanterie und Artillerie. Auch dieser Stoß endigt mit der Zertrümmerung der todesmuthigen Reiterscharen.

Inzwischen hatten die vordersten Abtheilungen des I. bayerischen Corps die Sauer überschritten und waren rechts neben dem V. und in Verbindung mit den, auf dem rechten Flügel im Walde fechtenden Theilen des II. bayerischen Corps gegen die französischen Verschanzungen nördlich von Fröschwiller vorgegangen. Erst nach langem Ringen gelang es diesen Truppen mit denen vom V. Corps, das Plateau von Fröschwiller zu ersteigen. Um diesen Ort, den Stützpunkt auf der französischen Rückzugslinie nach Reichshoffen, wogte jetzt die Schlacht. Unser Kronprinz hatte bereits in der Erwartung des Sieges Befehle ertheilt, um dem Gegner das Entkommen zu erschweren.

In der vierten Nachmittagsstunde griffen im Norden die Bayern, im Osten das V., im Süden das XI. Corps und die in seinen Reihen eingetroffenen Bataillone und Batterien der Württemberger den letzten Halt des Feindes an. Noch war dessen Heldenmuth nicht gebrochen, nach wie vor mußten unsere erschöpften und zusammengeschmolzenen Haufen jeden Gewinn mit herben Verlusten erkaufen. Der General von Bose erhielt seine zweite, schwere Verwundung. Man ging und ritt zwischen Todten und Verwundeten.

Unter Leichen erblickte ich Herhudt. — Lebend hatte ich den Freund nicht wiedergesehen. Nur einen Augenblick konnte ich den uns im Siege Entrissenen betrachten. Auf seinem Gesicht lag Begeisterung, kein Schmerz. Ich schloß ihm die Augen. Dann mußte ich weiter.

Das brennende Fröschwiller wurde von allen Seiten erstürmt, und in dem Orte entstand ein erbitterter Häuserkampf. Doch schien es mir, als ließe die Hartnäckigkeit der Franzosen nach, sobald sie begriffen, daß sie nur noch um ihren Rückzug kämpften. Der Widerstand hörte auf, sie

Digitized by Google

ergaben sich oder flohen in vollständiger Auflösung. Um 5 Uhr endete auf der Höhe von Fröschwiller die Schlacht. Die Verfolgung begann.

Auch auf dem Schlachtfelde dauerte die Arbeit fort. Die Regimenter trachteten, sich zu ordnen; Mannschaften der verschiedenen Corps waren durch einander gerathen und suchten ihre Fahne. Geordnete Trupps sammelten und bewachten die Gefangenen, deren über 9000 in unsere Hände fielen. Darunter die Turkos mit braunem Gesicht und lockig schwarzem Haar, Gesindel, vor dessen Messerstichen man sich auch jetzt noch zu hüten hatte. Nun sollten die schlimmen Gäste aus Afrika über den Rhein, aber nicht so, wie man es ihnen in Frankreich versprochen hatte. Andere Commandos bemühten sich, die Feuersbrünste in den Ortschaften zu löschen. Unsere Aerzte, zu wenig für die Zahl der deutschen und französischen Verwundeten, blieben ohne Aufhören thätig bei Freund und Feind.

Unsere Soldaten empfanden die Ermüdung nach den langen Märschen und Kämpfen auf dem hindernißreichen Terrain in dieser Stunde nicht. Sie waren im Siegesrausch und genossen stolz und freudig den schönen Blick von diesen Höhen auf das im Sommerschmuck prangende Elsasser Land.

Aber dort, welcher Jubel bricht aus? Der Kronprinz begrüßt die siegreichen Truppen. Er reitet von Regiment zu Regiment, jedes redet er an und winkt mit hoch erhobener Rechten. Jetzt ist er bei uns. Wie herrlich sieht er aus! Die hohe Gestalt auf prächtigem Roß, das edele Gesicht, glücklich und zugleich ob der Schrecken um ihn ernst. In unserer Nähe steht ein Haufen gefangener Franzosen. Die Scene enthusiasmirt sie, auch sie rufen Urrah! und schwenken vor dem siegreichen Hohenzollern ihre Käppis.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte schon in den Tagen von Speyer die Zuneigung der Dritten Armee gewonnen. Unermüdlich sich den Truppen zeigend, leutselig und, wenn es sein mußte, sehr bestimmt, ja scharf, hatte er auch den Süddeutschen, die ihn noch nicht kannten, Respect eingeflößt, und dieser wurde bei Allen, die während des Gefechts seine Ruhe, Theilnahme und Ausdauer wahrnahmen, zur Verehrung. Vom Tage von Wörth an war er der Liebling der Dritten Armee, „unser Fritz".

Es dunkelte. Die Truppen richteten ihre Bivouaks auf dem Schlachtfelde ein, und die ihren Dienst beendigt hatten, lagen bald in tiefem Schlaf, ungestört von dem traurigen Geräusch, welches nach solchem Kampfe andauert.

Als ich spät Abends einige Zeilen an meine Eltern für die erste Beförderungsgelegenheit bereit gelegt hatte, suchte ich vergeblich den Schlaf.

Digitized by Google

Herhudts Bild trat vor meine Seele. Sein treues Herz hatte nun Ruhe, aber sein Heldentod brachte einem guten Mädchen unvergeßliche Trauer. Auch an die anderen Cassseler Kameraden dachte ich. War Norgart gesund geblieben? Ich stand auf, setzte mich wieder zu Pferde und ritt nach seinem Bivouak. Das fahle Licht der Sommernacht ließ die nicht ruhende Thätigkeit erkennen. Noch immer wurden Verwundete gesucht und fortgetragen. Klagetöne rechts und links. Dann und wann flammte ein neuer Brand in den Dörfern auf und beleuchtete die Leichen zu meinen Füßen. Verwundete Pferde, die zu tödten bis jetzt nicht die Zeit gewesen, standen oder lagen dazwischen, herrenlose jagten umher.

Ich fand Norgart emsig beschäftigt, seine Compagnie zu ordnen. Das Regiment hatte Herhudts Leiche und Nachlaß in Sicherheit gebracht. Noch andere Bekannte waren gefallen und mehrere verwundet, unter diesen der Oberstlieutenant von Trzemonski.

Der Sieg von Wörth hatte uns 500 Officiere und 10,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, aber Vieles eingetragen: nicht allein an Trophäen, Adlern und Turkosahnen, über dreißig Geschütze, darunter die neuen Mitrailleusen, welche der Kaiser Napoleon für eine werthvolle Verstärkung seiner Macht hielt, und zahlreiches anderes Kriegsmaterial. Der hauptsächliche Erfolg war die Auflösung von Mac Mahons Armee, die sich in der Schlacht bis zum Ende tadellos gehalten hatte, deren Bande dann aber plötzlich zerrissen waren, so daß sie, von unserer Cavallerie gescheucht, ungezügelt floh und die Vogesenpässe, welche mit geringen Kräften gesperrt werden konnten, uns offen ließ. Weggeworfene Waffen und Tornister, verlassene Geschütze und Wagen an den Bergstraßen bewiesen, daß wir den Widerstand unseres Gegners für die nächste Zeit vollständig gebrochen hatten.

Am 7. verbreitete sich in der Dritten Armee die Nachricht, daß am 6. auch vor der Front der Ersten und Zweiten Armee bei Spicheren eine siegreiche Schlacht stattgefunden hatte, und später erfuhren wir, wie dort ebenfalls das muthige Zugreifen der vordersten Truppen, die kameradschaftliche Unterstützung aller, welche nachfolgten und herankommen konnten, den Feind nach schwerem Kampfe aus seiner fast unersteigbaren Position vertrieben hatten. Also erlitten die Franzosen gleichzeitig zwei Niederlagen, eine schnelle Strafe ihres frevelhaften Uebermuthes.

In breiter Front marschirte die Dritte Armee, nur die Badische Division gegen Straßburg zurücklassend, durch das schöne Gebirge und rückte gegen die Mosel vor. Außer den Besatzungen, welche sich in den

Digitized by Google

kleinen Grenzfestungen und Sperrforts behaupteten, hielt kein Widerstand uns auf. Oft sogar bewiesen die Einwohner sich freundlich, nachdem sie die gegen uns gerichteten Verleumdungen erkannt hatten. In den Häusern hingen Karten von Deutschland, die zur Zeit der Kriegserklärung angefertigt und worauf Berlin und die dahin führenden Verbindungen durch den Druck stark hervorgehoben waren. Daß man allgemein an einen schnellen Siegeszug der französischen Waffen geglaubt hatte, dafür fanden wir die verschiedensten Beweise.

Die Zeitungen belehrten uns über die politischen Folgen der Schlachten von Wörth und Spicheren. Das Ministerium Ollivier war gestürzt. Das neue verzichtete nicht allein auf die Landung an den deutschen Küsten, sondern zog die französischen Truppen, welche den unfehlbaren Papst beschützten, aus dem Kirchenstaat zurück und dehnte die Wehrpflicht auf weite, bis dahin dienstfreie Classen aus. In Paris nahte die Revolution, Gambetta sprach schon von der Absetzung des Kaisers. Zunächst ließen Regierung und Kammern ihre Wuth an den unschuldigen Deutschen aus, welche seit Jahren in Frankreich lebten und nun rücksichtslos und gewaltsam ausgetrieben wurden.

Am westlichen Fuße der Vogesen hörte die deutsche Sprache auf. Lüneville war die erste französische Stadt, welche ich sah. In meinem Quartier und den Häusern, welche ich betrat, fiel mir die reiche und geschmackvolle Einrichtung und daneben ein Mangel derjenigen nettets auf, die wir Deutschen gewohnt sind; ein Contrast, den ich noch oft in Frankreich bemerkte.

Zum ersten Male hatte ich ein Bett und zwar eines von vollkommenster Beschaffenheit, es half mir aber Nichts. Der Schlaf, dieser wohlthätige Freund, welcher dem gesunden Soldaten in jedem Augenblick zu Gebote steht, fehlte mir.

Die Nachrichten aus dem Großen Hauptquartier des Königs verbreiteten sich von unserem Obercommando auf die verschiedenen Stäbe. Sie wurden in den Cantonnements und während der Märsche, die Karten in der Hand, mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt.

Der König hatte sein Hauptquartier nach und nach der Armee näher gelegt und am 11. die Grenze überschritten. Er war fast der einzige von den Kämpfern der Befreiungskriege, welche, das Eiserne Kreuz auf der Brust, jetzt wieder in das feindliche Frankreich einzogen.

Als die Dritte Armee die Meurthe und obere Mosel erreichte, bekamen wir die Nachricht, daß weiter abwärts vor Metz am 14. eine siegreiche

Digitized by Google

Schlacht stattgefunden hatte. Die Schlacht bei Colombey-Nouilly war, wie die bei Spicheren, aus dem kühnen Zugreifen der vordersten Führer entstanden und steigerte noch mehr die Siegeszuversicht des deutschen Soldaten. Ihren anderen Erfolg: daß sie den Rückmarsch der Franzosen in verhängnißvoller Weise verzögerte, erkannten wir nicht sogleich im vollen Umfange. Wir glaubten, der Kaiser Napoleon werde seine Hauptarmee mit den Trümmern Mac Mahons und anderen Truppen, welche im Lager von Chalons gesammelt wurden, vereinigen; in jener Gegend würden wir die entscheidende Schlacht schlagen.

Doch schon am 17. hörten wir in Nancy, daß Tages zuvor einige Corps der Zweiten Armee westlich von Metz das französische Heer, welches nach Verdun abmarschiren wollte, angegriffen und zum Stehen gebracht hatten. Näheres von dem überaus blutigen Verlaufe dieser Schlacht wurde bald bekannt und erregte schmerzliche Bestürzung. Der Versuch, einem weit überlegenen und tapferen Heere die Straßen zu sperren, konnte nur der vollkommensten Hingabe der Führer und Truppen gelingen. Das III. Corps hatte bei Vionville den Feind festgehalten, Nachmittags links davon bei Mars la Tour das X. Corps eingegriffen, die Spitzen des VIII. und IX. Corps waren zu Hilfe geeilt, und in Augenblicken der höchsten Gefahr hatte die Cavallerie, darunter auch die Garde-Dragoner-Brigade, sich für die anderen Waffen heldenmüthig geopfert. Officiere unseres Obercommandos, die in Folge dieses Ereignisses sich nach der Zweiten Armee begeben hatten, kamen mit Nachrichten zurück, welche in die Siegesfreude große Trauer mischten. Die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour hatte uns mehr als 700 Officiere gekostet. Die Garde-Dragoner hatten Ungewöhnliches geleistet und gelitten; ihre beiden Regiments-Commandeure und noch zehn Officiere waren todt.

Besorgt eilte ich nach dem Hauptquartier unseres Kronprinzen. Meine Furcht war begründet, ich fand Ellerbachs Namen unter den Gebliebenen. — Das war schon der zweite Verlust, der mich persönlich traf — und der Krieg hatte erst begonnen! O, beklagenswerthe Julia!

Ich zog sogleich Erkundigungen nach meinem Vetter Justus ein. Er war gesund.

Der Kaiser Napoleon hatte die Armee in Metz verlassen und dem Marschall Bazaine den Oberbefehl übertragen.

Die Dritte Armee setzte ihren Marsch nach der Maas fort. Am 19. Abends gelangten die ersten, am 20. weitere Nachrichten über die Schlacht von Gravelotte-St. Privat zu uns. Am 18. hatten unter der persönlichen

Digitized by Google

Leitung des Königs die Erste und Zweite Armee mit umgekehrter Front, quer über die Rückzugslinien des Feindes stehend, die französische Hauptarmee zur Umkehr unter die Kanonen von Metz genöthigt, wo sie nun eingeschlossen war. Die klare und kühne Leitung der Operationen einerseits, die Marschfähigkeit der Truppen andererseits hatten diese merkwürdige Schlacht möglich gemacht, welche Dank der außerordentlichen Gefechtstüchtigkeit aller Corps glücklich durchgeführt war. Wir, die wir keinen Feind vor uns hatten, beneideten fast unsere Kameraden vor Metz um ihre großen Thaten und dachten in der ersten Aufregung weniger an die erschrecklichen Opfer, welche auch dieser Tag gefordert haben mußte. Bald genug drang die Kunde davon zu uns. In dem dritten und größten Kampfe bei Metz waren 20,000 Deutsche, darunter 900 Officiere, außer Gefecht gesetzt. Das Garde-Corps hatte am meisten, 307 Officiere und fast 8000 Unterofficiere und Soldaten verloren; einzelne seiner Regimenter ließen bei der heldenmüthigen Erstürmung von St. Privat weit über den dritten Theil ihrer Stärke auf der Wahlstatt.

Nun durchzuckte mich der Gedanke an Christian. Die Namen der Gefallenen wurden nicht sogleich bekannt. Schon am 19. waren das Garde- und IV., sowie das XII., sächsische, Corps aus der Armee vor Metz geschieden, als „Maas-Armee" unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen vereinigt und darauf nach Westen in Bewegung gesetzt. Während die übrigen Corps der Ersten und Zweiten Armee unter den Befehl des Prinzen Friedrich Carl von Preußen gestellt wurden und zur Einschließung der Franzosen bei Metz blieben, sollten die Dritte und die Maas-Armee Mac Mahons zweites Heer aufsuchen, welches in der Stellung bei Châlons Paris deckte.

In großer Angst ergriff ich jedes Mittel, um Bestimmtes über Christian zu erfahren. Da meine Eltern mir geschrieben hatten, daß Friedrich als Delegirter der freiwilligen Krankenpflege zu der Zweiten Armee, welcher das Garde-Corps bis jetzt angehört hatte, abgereist sei, so schrieb ich ihm; und noch mehrere Feldpostkarten sandte ich zu demselben Zwecke ab.

In der Nacht schreckte mich Wichards und Christians Bild aus unruhigem Schlafe, und dann hielten die Gedanken an Adele mich quälend wach. Und bei Tage auf dem Marsche, abwechselnd in drückender Hitze und strömendem Regen, ohne kriegerische Spannung, weil die weit voran eilenden Cavallerie-Divisionen uns vor einer unerwarteten Berührung mit dem Feinde sicherten, hinderte Nichts meine trüben Ahnungen, mich zu peinigen.

Digitized by Google

Da kam die Bestätigung — Christian war den Heldentod gestorben, im Siegeslauf, in derselben Secunde gesund und todt. Friedrich hatte seiner Bestattung auf dem Felde der Ehre beigewohnt. —

Daß ich in diesen Tagen das Eiserne Kreuz für Wörth erhielt, erfreute mich zwar, doch nicht bis zu dem Jubel, in welchen diese Auszeichnung mich versetzt haben würde, wenn ich nicht so betrübt gewesen wäre.

Erst als wir gegen Ende des Monats von Blousenmännern beschossen wurden, Arbeiter auf dem Felde als heimliche Feinde beobachtet werden mußten, die ihre versteckten Gewehre in der Nähe hatten, das Franctireurwesen Bedeutung erhielt, bekam der Soldatensinn die Oberhand und ich fühlte mich wohler.

Unsere Cavallerie hatte das Lager von Châlons verlassen gefunden und in Erfahrung gebracht, daß Mac Mahon seine Armee nach Reims gezogen habe. Dahin wandte sich nun unser Marsch. Dann kam ein Gerücht, Mac Mahon sei ostwärts abmarschirt, um Bazaine bei Metz die Hand zu reichen. Wir glaubten es nicht, weil diese Bewegung mit unerprobten Truppen zwischen dem deutschen Heere und der belgischen Grenze hindurch zu gewagt erschien. Jedoch erhielt das Gerücht durch verschiedene Meldungen und Nachrichten immer mehr Wahrscheinlichkeit. Sobald man die Gewißheit erkannt hatte, wurde unserer auf dem linken Flügel des deutschen Vormarsches befindlichen Armee am 27., etwa vier Meilen östlich von Châlons, eine entschieden nördliche Marschrichtung angewiesen. Die militärische Lage wurde jetzt von Tag zu Tag interessanter. Als steigere das Gefühl, daß die oberste Heeresleitung uns einem der merkwürdigsten Kriegsereignisse entgegen führe, die körperlichen Kräfte, legten die Deutschen unermüdlich die beschwerlichsten Märsche auf den von vielem Regen erweichten Straßen des Argonner Waldes zurück.

Indem die Dritte Armee die Rechtsschwenkung ausführte und zwischen Maas und Aisne nordwärts zog, kamen auf ihrem rechten Flügel die Bayern bald in Verbindung mit der Maas-Armee, bei welcher das IV. Corps den linken Flügel hatte. Letzteres schlug am 30., von den Sachsen rechts, von dem I. bayerischen Corps links unterstützt, die Schlacht bei Beaumont, während welcher das Centrum der Dritten Armee in kleinen Gefechten gleichfalls Fühlung mit dem Feinde bekam, der, bei Beaumont glänzend besiegt, auf den Weitermarsch nach Metz verzichten mußte. Seine vordersten Truppen wandten sich rückwärts der kleinen Festung Sedan zu. Von diesem Orte nur noch zwei bis drei Meilen entfernt, stand am 30. Abends

Digitized by Google

der größte Theil des deutschen Heeres in Bivouaks und engen Cantonnements nahe vereinigt.

In den ersten Stunden des 31. war ich übermüde endlich einmal tief eingeschlafen, als ich durch einen Befehl geweckt wurde. Ich sollte mich nach dem I. bayerischen Corps begeben, welches am Morgen gegen die Maas oberhalb Sedans vorgehen würde. Dort sollte ich die Uebergänge über diesen Fluß recognosciren.

Zu meiner Freude führte der Weg über das Schlachtfeld des vorigen Tages. Ich hoffte, meinen Magdeburger Kameraden zu begegnen, welche an diesem Ehrentage des IV. Corps Theil gehabt. Im Morgengrauen so schnell reitend, als es die Straße gestattete, auf welcher Trains ihren Truppen nachzogen, Wagen mit Verwundeten und leere Munitionscolonnen zurück marschirten, kam ich nach der in einem Thalkessel liegenden Stadt Beaumont. Hier waren die Franzosen in ihren Lagern von unserem IV. Corps vollständig überrascht worden; dann aber hatten sie, von dem bergigen und waldigen Terrain geschickten Gebrauch machend, sich äußerst hartnäckig vertheidigt. Erst nach blutigen Kämpfen waren sie noch eine Meile zurückgeworfen. Am Abend hatten die Magdeburger sich auf dem linken Maasufer in den Besitz der Vorstadt von Mouzon gesetzt. Vor dieser, auf einer Flußinsel erbauten, Stadt hatte die Schlacht geendigt. Reiche Trophäen, Kriegscassen und viele Gefangene waren in die Hände der Sieger gefallen.

Als ich mich Mouzon näherte, war es Tag geworden. Aus einem Krankenwagen der mir hier begegnenden Sanitätsabtheilung winkte eine Hand mir zu. Ich drängte mich heran. „Da sind Sie ja," hörte ich nun. Es war der Oberstlieutenant von Krelow, den ich nicht gleich erkannt hatte, weil sein rothes Gesicht weiß und mit einem struppigen Vollbart bedeckt war. „Ich komme bald wieder," fuhr er eifrig fort, als wolle er seine Entfernung rechtfertigen. „Ich kann nicht stehen und sitzen. Fleischschuß durch das Oberbein, glatt durchgegangen. Die Kerls schießen schlecht. Solch' ein Lumpenschuß."

Ich wünschte ihm herzlich gute Besserung und ritt weiter nach den Bivouaks der Magdeburger. In Birlach's Compagnie fragte ich einen Unterofficier: „Wo ist Ihr Hauptmann?" — „Der sich dort wäscht, das ist er." Birlach stand, die Hemdsärmel aufgeschlagen, mir den Rücken zukehrend, über einen Wasserbehälter gebückt. Als er mich bemerkte, riß er die Augen auf, schleuderte die feuchten Locken zurück und reichte mir die nasse Rechte. „Ich freue mich, Sie gesund zu sehen," sagte ich. „Ich

Digitized by Google

auch," antwortete er sehr vergnügt. „Gestern haben wir es doch gut gemacht? Unser Corps war noch nicht daran gewesen. Ei, jetzt stehen wir den Anderen gleich. Alle Achtung vor unseren Generalen und Stabsofficieren! Immer vorn an, wo es am ärgsten war. Na, es sind auch viele gefallen."

Ich durfte nicht länger weilen, verfolgte meinen Weg stromab und erreichte eine halbe Meile vor Sedan die Spitzen des I. bayerischen Corps.

Hier auf den Höhen, die an einzelnen Stellen sechshundert Fuß ansteigen, befanden wir uns innerhalb des nach Norden ausspringenden Bogens der Maas. Vor uns in der von Bergen rings umgebenen Niederung erblickten wir Sedan. Rechts an der großen Straße nach Metz sahen wir Bazeilles und links an der Straße nach Mézières Donchery, beide Ortschaften am jenseitigen Flußufer und an der Eisenbahn.

Das I. bayerische Corps fand die Eisenbahnbrücke über die Maas bei Bazeilles unzerstört. Hinter diesem Dorfe aber standen französische Truppenmassen. Es entspann sich ein lebhafter Artilleriekampf und ein Infanteriegefecht, in dessem Verlauf die bayerischen Jäger Bazeilles besetzten. Sie hielten sich daselbst gegen die feindliche Uebermacht mehrere Stunden, bis sie, höherem Befehle folgend, auf das linke Ufer zurück gingen. Inzwischen waren neben der Eisenbahnbrücke Pontonbrücken geschlagen und diese Uebergänge gegen Abend, als das Gefecht aufhörte, in unserem gesicherten Besitz. Nun begab ich mich auf dem kürzesten Wege nach meinem Stabe. Auch die Brücke bei Donchery, eine halbe Meile unterhalb Sedan, war von den Franzosen, die ganz den Kopf verloren zu haben schienen, nicht zerstört. Im Laufe des Tages wurde sie von unserem XI. Corps besetzt, und dieses unterbrach jenseits Eisenbahn und Telegraphen.

Auf unserem äußersten rechten Flügel aber schlossen das Garde- und XII. Corps, in nördlicher Richtung marschirend, den Raum zwischen der Maas und belgischen Grenze.

So hatte die Armee Mac Mahons am Abend des 31. August nur noch einen sehr schwierigen Rückzug nach Westen oder den Uebertritt auf neutrales Gebiet offen. Zögerte sie, so konnte sie umzingelt und zur Capitulation gezwungen werden; denn bei diesem unbedeutenden Orte vermochte sie nicht, wie Bazaine bei der großen lothringischen Festung, längere Zeit zu existiren.

In fieberhafter Erwartung des nahenden Tages legte ich mich nieder. In meiner Stirn hämmerte und stach es. Ich schalt Birlach, weil er

Digitized by Google

mehr als Christian, Herhudt und Ellerbach geleistet haben wollte, und andere Fantasien der Art ließen nicht von mir, obgleich die Kameraden, welche in derselben Stube ein Paar Stunden der Ruhe suchten, wiederholt riefen, ich sollte aufhören im Schlafe laut zu sprechen.

In Folge der Armeebefehle, welche das Festhalten des Feindes als die Aufgabe für den 1. September bezeichneten, waren die entfernteren Corps allarmirt worden und hatten sich bei Nacht in Bewegung gesetzt.

Das I. bayerische Corps, das nächste am Feinde, hatte die Maas überschritten, Bazeilles jetzt aber verbarricadirt und stark besetzt gefunden. Der Kampf um dieses Dorf eröffnete bald nach 4 Uhr Morgens die Schlacht bei Sedan. Immer heftiger schallte das Gewehrfeuer. Ein dichter Nebel verhinderte die Fernsicht.

Inzwischen eilten auf jenem Ufer der Maas die Sachsen und rechts von ihnen das Garde-Corps dem Abschnitte der Givonne zu. Dieser Bach fließt bei Bazeilles in die Maas, nachdem er ein schmales, tiefes Thal durchlaufen hat, welches sich von Norden nach Süden zieht und von Sedan in östlicher Richtung eine Viertelmeile entfernt ist.

Auf dem linken Ufer sollte das II. bayerische Corps den Flußbogen abschließen. Das XI. und V. Corps gingen bei Donchery über den Fluß, trafen wider Erwarten die Franzosen nicht im Rückzuge westwärts und marschirten, nur von den Hindernissen des bergigen Geländes aufgehalten, nach der Nordfront der feindlichen Heeresstellung weiter. Dort entwickelte sich in der elften Morgenstunde die Artillerie dieser beiden Corps auf den Höhenzügen nördlich des Baches von Floing, etwa eine halbe Meile von Sedan.

Der Nebel war gefallen. Von den höchsten Punkten sah man den Kampf, welcher jetzt schon fast rings um die Franzosen entbrannt war. Diese selbst begriffen wohl ihre verzweifelte Lage nicht überall, denn noch führten sie in ungebrochener Haltung eine wohl geleitete, muthige Gegenwehr. Von dem brennenden Bazeilles aufwärts an der Givonne, wie an der Hochfläche auf der Nordseite von Sedan wogten in äußerst erbitterten Gefechten die langen Linien aller Waffen hin und her. Bei Bazeilles griffen die Spitzen des IV. Corps unterstützend ein, auch vom II. bayerischen Corps war noch Verstärkung hinüber geschickt. Von Donchery flußabwärts hielten die Württemberger Wacht gegen die Unterstützungen, welche unserem Gegner von Mézières aus gebracht werden möchten.

Als die deutsche Artillerie näher und näher rückte, so daß ihre Geschosse in die immer dichter zusammen gedrängte feindliche Armee von allen Seiten

Digitized by Google

kreuzend einschlugen, da hörte zwar der tapfere Widerstand der Franzosen noch nicht auf, indeß erkannten wir die jetzt beginnende Auflösung. An den Abhängen von Floing opferten sich, wie bei Wörth, französische Cavalleriemassen; sie zerstieben an dem ruhigen Feuer unserer Infanterie und Artillerie. An verschiedenen Stellen versuchten Trupps gewaltsam, Einzelne heimlich durch unsere Linien zu kommen, um in den verbergenden Wäldern nach Belgien zu entweichen; und freiwillig traten große Haufen in die Gefangenschaft.

Noch einmal wollte der Feind seine Fesseln sprengen. Bazeilles war endlich genommen, auch das weiter vorwärts an der großen Straße liegende und bis an die Festungswerke reichende Dorf Balan im Besitz der Bayern. Hier schien Nichts mehr zu thun übrig, als plötzlich um 3 Uhr Nachmittags das Gefecht von Neuem heftiger entbrannte. Der Gegner wandte sich mit Uebermacht gegen die erschöpften Bayern; immer größer wurde die Truppenmenge, welche aus dem Festungsthore vorstürmte und nach und nach Balan wieder nahm. Unverkennbar war dies ein Durchbruchsversuch, freilich ein aussichtsloser. Um über den weiteren Verlauf zu berichten, wurde ich dahin gesandt.

So lange die Schlacht verwickelt war, hatte die Spannung meinen Körper beherrscht; nun die Entscheidung gewiß, ließ sein Widerstand nach. Doch freute ich mich über den eben erhaltenen Befehl und eilte zu seiner Ausführung davon.

Inzwischen hatten die bereit stehenden deutschen Batterien ihr Feuer auf Balan gerichtet und die Umkehr der Franzosen bewirkt. Als ich dahin kam, rückte bayerische und preußische Infanterie durch dieses Dorf vor. Sie begleitend, gelangte ich an das Glacis der Festung.

Nicht lange mehr, und das feindliche Feuer verstummte, eine weiße Fahne wurde sichtbar, die Franzosen vor uns winkten uns zu.

Wir ritten heran, ein französischer Officier kam uns entgegen. Von den Fragen, welche an ihn gerichtet wurden, hörte ich noch die: „Wer commandirt die französische Armee?“ und seine Antwort: „Ich weiß nicht, der Marschall soll verwundet sein. Der Kaiser ist in Sedan.“

Nicht allein die Armee, auch Napoleon war gefangen! Ich jagte zurück. Um meine Nachricht schneller zu überbringen, vermied ich das schwer passirbare Bazeilles. Seitwärts dieser Ortschaft hielt die bayerische Cürassierbrigade, welche ich zum ersten Male sah. Einer ihrer Officiere von kolossaler Gestalt galoppirte auf mich zu und streckte die Hand nach mir aus. „Grüß Dich Gott, Ernst!“ hörte ich. „Wir haben es abscheulich

Digitized by Google

langweilig gehabt, nicht einmal sind wir zum Einhauen gekommen. Dort," — er wies auf die Sachsen — „Günther hatte es besser."

Ich verstand und sah nicht mehr deutlich, die Gegenstände vor mir schienen zu wanken. Doch glaubte ich, weiter jagend, neben einer ruhenden Truppe Birlach zu erkennen. Ja, er war es. Bei ihm standen andere Kameraden aus Magdeburg. Ich fiel, sie ergriffen mein Pferd.

27.

Von den nächsten Wochen habe ich nur dunkele Vorstellungen. Einmal glaubte ich, in einer Stube zwischen vielen Betten zu liegen, ich sah Emon und hörte um mich sprechen. Dann hatte ich das Gefühl, als würde ich gefahren, und es war mir, als ob Alfred mich fest hielte. Wüste Bilder des Kampfes umgaben mich, und daneben erschien Adelens trauernde Gestalt. Alles wirr durcheinander. Zuweilen meinte ich, das angstvolle Gesicht meiner Mutter zu sehen, welche sich über mich beugte, das ernste Antlitz meines Vaters. Ich war in einem hohen Zimmer mit blauen Tapeten. Und dann — ja gewiß, das war Adele. Frau Sophie Freimann hielt sie in den Armen. Ich wollte mich aufrichten, aber sank zurück, und Alles war wieder dunkel.

Seitdem mochten Tage vergangen sein, da weckte mich ein Sonnenstrahl, der milde durch bunte Fensterscheiben drang.

„Wo bin ich?" fragte ich den Wärter.

„In unseres Herrn Grafen Schloß."

„Wie heißt er?"

Mich behaglich zurechtlegend, schloß ich die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, erkannte ich mit klarem Bewußtsein, wer an meinem Bette saß, und sagte: „Liebe Mutter!"

„Mein Herzenssohn!" rief sie und küßte mich.

„Wo ist Vater?"

„Ich will ihn holen."

„Und —?"

Ob sie verstand, daß ich nach Adele fragen wollte? „Sprich nicht gleich so viel," unterbrach sie mich und ging hinter mein Bett. Dort hörte ich ein Geräusch, dann kamen meine Eltern und der Arzt. Ich beobachtete, wie es sie beglückte, daß Letzterer mit den Worten: „Sehr gut!" nach dem Erker ging und das Fenster öffnete. Ich sah den blauen Himmel und athmete die köstliche Luft. „Ah!" sagte ich erquickt.

Digitized by Google

„Nicht wahr? Das ist angenehm," sprach der Arzt mit weicher Stimme. „Liegen Sie ruhig und sprechen Sie nur das Nöthige."

Er verließ uns, und ich blickte, bis ich einschlief, abwechselnd Vater und Mutter an.

Am anderen oder nächstfolgenden Tage hatte der Arzt eine sehr zufriedene Miene. Nach einigem Scherzhaftem sagte er: „Heute sollen Sie noch Besuch haben."

Meine Mutter stand auf und ging nach der Thüre hinter dem Bett. Einen Augenblick dachte ich, daß sie Adele holen wolle. Aber das war zu thöricht, deshalb erwartete ich Fräulein Hatfried.

Auch diese nicht, sondern Frau Sophie Freimann kam an mein Lager. „Sie sehen viel besser aus," hob sie an. Ich freute mich, ihre edelen Züge zu sehen und ihre liebe Stimme zu hören. Meine Hände, die ich ihr entgegengestreckt hatte, sanft auf die Decke niederlegend, sprach sie mit mehr als gewöhnlicher Betonung: „Jetzt heiße ich Sie in Graf Emons Namen willkommen."

Emon — dieser Klang war wie ein Ruf, der mich weckte. Unwillkürlich richtete ich mich auf. Der Arzt stützte mich. Ich sah Alle verwundert an und fragte: „Wie bin ich hierhergekommen? Habe ich Emon gesehen?"

„Am Tage nach der Schlacht bei Sedan," antwortete mein Vater.

„Sedan!" rief ich und legte mich zurück.

„Von Wörth," sagte nun Frau Sophie, deren leuchtende Augen auf mich gerichtet blieben, „begleitete er selbst die ersten Verwundeten hierher. Dann fuhr er nach den Schlachtfeldern von Metz."

Wörth, Metz, diese Worte fielen wie Lichter in mein Gedächtniß. Die Erinnerung dämmerte auf, die herrliche, aber ach! so traurige. Ich drückte meine Hand an die Stirn, und eine Weile war es ganz still in dem Zimmer, bis ich, meine Eltern ansehend, schmerzlich ausrief: „Christian ist todt!"

Hinter mir hörte ich den Laut einer bekannten Stimme. Frau Sophie erblickte ich nicht mehr. Mutter sprach, erschrocken meine Hand fassend: „Gott hat es gewollt, geliebter Sohn!" Und Vater half ihr mit gutem Trost. „Die Gefallenen leben im Dank der Nachwelt fort," sagte er. „Welch glorreicher Krieg!"

Ich horchte mit der größten Aufmerksamkeit und wurde sehr froh „Ich bin nicht verwundet?"

„Nein," erwiderte der Arzt.

„Wer hat mich hierher gebracht?"

Digitized by Google

„Alfred," sagte Mutter,

„O, der Gute! Ich glaubte ihn zu erkennen."

„Jetzt sprechen wir nicht weiter," bestimmte der Arzt.

Noch Tage vergingen, an denen ich nicht fragen mochte und in großer Schwäche, aber mit klarem Verständniß mich schweigend der Sorgfalt meiner Pfleger überließ. Doch mehr und mehr fielen die Bande, welche eine tückisch schleichende Krankheit lange bereitet und zuletzt über Körper und Geist geworfen hatte. Nun überlegte ich, wie ich hierher gekommen, und störte sogleich meinen Vater, der lesend am Fenster saß, mit der Frage: „Wo ist Alfred?"

„In Hamburg oder bei Barons."

„Bitte, erzähle von ihm."

„Der Krieg hat ihn so schnell zurückgeführt. Als die Nachricht nach Zanzibar kam, hat er auf andere Pläne verzichtet und ist nach Europa gereist. Sein erstes Ziel war unsere Armee."

„Wie sieht er aus?"

„Etwas älter, nicht viel. Rüstig ist er wie sonst und von Gemüth ganz unverändert."

Ein weiterer Schritt zu meiner Genesung war, daß ich an das geöffnete Fenster getragen wurde. In dieser Stunde wäre die Natur mir überall reizend erschienen. Was ich hier sah, war überwältigend. Das Schloß mußte auf einem Felsenvorsprung erbaut sein, denn nahe seitwärts erhoben sich die dunkelen Berge, deren schön geformte Kette sich weithin erstreckte. Tief unten lag in herbstlichen Farben das Thal, worin der Fluß sich durch zahlreiche Wohnstätten schlängelt. Meine Seele pries den Schöpfer und mein Herz wallte über von Dank und Sehnsucht. „O, daß ich wieder gesund wäre!" rief ich, meine Mutter umarmend.

„Bleibe nur fein geduldig," erwiderte sie mit einem Hoffnung spendenden Lächeln.

Vater reiste nun nach Hause. Ich wunderte mich nicht darüber, denn ich wußte, daß er Barons trösten wollte. Bei dem Abschiede sprach ich: „Grüße Alle — und Adele."

In der wieder erwachten Lebenslust wuchsen meine Kräfte. Theilnehmend hörte ich Frau Sophiens Mittheilungen über ihren, bald hier-, bald dorthin reisenden Mann, der in den schlimmsten Tagen meiner Krankheit hier gewesen war; über Emon, der in Frankreich das Elend des Krieges lindern half, und über die Verwundeten und Kranken, welche auf seiner Besitzung gepflegt wurden. Seinen Arzt, den Doctor Helder, dessen Wissen-

Digitized by Google

ſchaft und Sorgfalt meine Krankheit beſiegt hatten, ſah ich um ſo lieber eintreten, als er politiſche Neuigkeiten zu bringen pflegte. Straßburg hatte capitulirt. Das war ſchon weit über eine Woche her. Straßburg wieder unſer! Ueber dieſes erfreuliche Ereigniß, wie über alle Kriegsbegebenheiten hätte ich gern länger mit ihm geſprochen; aber er, wie Frau Sophie, machten immer nur kurze Beſuche. Mutter ſagte, ſie hätten nicht länger Zeit. Sie walteten über den Lazarethen, die nicht nur im Schloſſe, ſondern auch in der Domäne am Fuße des Berges eingerichtet waren.

Meine Mutter las mir aus den Zeitungen vor. Anderes mochte ich noch nicht hören. Meine Gedanken weilten bei der Armee und den Angehörigen der gefallenen Freunde. Von Caſſel, wo jetzt auf der Wilhelmshöhe der gefangene Kaiſer Napoleon war, ſprachen wir oft; von den Damen Norgart, die dort in Lazarethen thätig waren, wie Frau Sophie hier, wie Frau von Leinau in Hannover. Auch auf Mutters Verwandte kam die Rede. „Gott ſei Dank," ſagte ſie, „meine drei Neffen ſind bis jetzt geſund geblieben."

Ich zählte nach. Drei? — „Iſt Jobſt bei der Armee?"

„Er hat Dich ja bei Sedan geſprochen."

„Ganz Recht — zuletzt — bei Bazeilles. — Und darauf ſah ich Birlach."

Sie nickte.

„Weißt Du das auch?"

„Die Doctorin hat es mir geſchrieben."

Daß jene Vorfälle mir entſchwunden waren, überraſchte mich peinlich. „Ich habe gewiß noch mehr vergeſſen," klagte ich melancholiſch.

„Nach und nach kommt Alles wieder," tröſtete ſie.

Seit Vater uns verlaſſen hatte, ſtand die Thür des Nebenzimmers offen. Als ich meinen Spaziergang ſo weit ausdehnte, ſah ich den Berg vor mir. Aus ſeinen Tannen ragten Felsblöcke hervor. Den Fenſtern näher ſah ich einen Wieſenhang über den ein Bach ſprudelte. Ich bog mich hinaus und blickte in den Schloßgarten hinab, in welchem drei Officiere gingen, die ich nicht kannte, auch nicht lange betrachten konnte; denn ich wurde ſchwindlig und mußte mich ſetzen.

In dieſen beiden Räumen übte ich nun meine Kräfte, die körperlichen, wie die geiſtigen. Die Freude, Alfred wieder zu haben, wirkte ungemein belebend. Dagegen quälte mich die Vorſtellung, daß während der langen Bewußtloſigkeit mir Wichtiges entſchwunden ſein möchte. Wenn ich am Fenſter ſaß oder auf dem Ruhebett lag, ſuchte ich mir Alles zu vergegenwärtigen. Es that mir wohl, daß die liebſten Menſchen ſich meiner Hilf-

Digitized by Google

losigkeit angenommen hatten. Unbewußt hatte ich sie erkannt, vom Schlachtfelde bis hierher Alle. — Hier saßen meine Eltern, dort stand Frau Sophie —. Adele war hier! jubelte es auf einmal in mir, und schon hatte ich die Frage an meine Mutter auf den Lippen, da schwieg ich. Weil ich die Enttäuschung fürchtete, wollte ich mir die Gewißheit nicht verschaffen. Aber das Denken an Adele verließ mich nicht mehr, und das Verlangen nach ihr wuchs von Tage zu Tage.

Frau Sophie, welche ihre regelmäßigen Besuche mit freundlichen Gaben an Blumen oder Früchten zu begleiten pflegte, kam nach einiger Zeit zu ungewohnter Stunde und mit leeren Händen — und doch nicht, denn sie trug ein Papier und sagte: „Da habe ich einen allerliebsten Brief von Adele.“ Sie nahm ihn auseinander, erzählte Einiges und bestellte mir Adelens Grüße und gute Wünsche. Ich sah gewiß sehr glücklich aus, denn sie und Mutter lachten vergnügt.

„Hat Adele Nichts von Alfred geschrieben?“ fragte ich.

„Er kommt oft nach dem Gute.“

„Ach, käme er doch hierher!“ entgegnete ich rasch und eindringlich.

An einem sonnigen Mittage verordnete der Doctor Helder eine Ausfahrt. Nach derselben sollten meine Mutter und ich eine Wohnung unten im Schlosse beziehen, damit ich ins Freie gehen könne. Ich wurde die Treppen hinunter getragen und ging am Arme des Arztes nach dem Wagen, welcher im inneren, von hohen Wänden umschlossenen Hofe stand. Mutter setzte sich zu mir. Wir fuhren durch das Portal und den Weg hinab, der sich um den Berg windet und von dem aus man nach und nach drei Seiten des Schlosses sieht. Der alte Bau mochte manche Zerstörung erlitten haben; denn mehrere Theile waren, je nach dem Geschmack und den Mitteln der Zeit, gar verschieden erneuert. Dem grob gefügten Mauerwerk, welches auf dem Felsen ruhte, waren zierliche Erker angehängt und aus derselben Periode schien die Kapelle zu stammen. Ein schön gestalteter eckiger Thurm hatte einen zopfigen Dachhelm, ein plumper runder eine schlanke Spitze erhalten und eine Front, der neueste Theil, war im Louvre-Stil aufgeführt.

Bei den Häusern am Fuße des Berges nahm ich die großartige Ausdehnung von Emons Mildthätigkeit wahr. Die gräfliche Besitzung schien den leidenden Kriegern zu gehören. Eine große Zahl derselben, welche den Sonnenschein genießen durften, waren vor den Thüren und in den Gärten zu sehen, während die verhängten Fenster der langen Gebäude zeigten, daß Viele noch schwer krank darnieder lagen. Pfleger und Pflegerinnen

Digitized by Google

grüßten uns freundlich, aber schweigsam, und die herrschende Stille ließ erkennen, daß die landwirthschaftliche Thätigkeit, welcher sonst dieser Ort gewidmet war, um der Kranken willen vernachlässigt wurde.

Unsere neue Wohnung an einem Flur, der nach dem Schloßgarten führte, gefiel mir sehr gut, und da ich jetzt meine Spaziergänge im Freien machte, begegnete ich anderen genesenden Officieren, von welchen dann Dieser, dann Jener für gesund erklärt wurde und zur Armee abreiste. Dies brachte eine große Unruhe in mir hervor. Ich fragte den Doctor Helder, wann ich wieder dienstfähig sei, erhielt aber nur die Antwort: „Um so früher, je gewissenhafter Sie meine Vorschriften befolgen."

In diesen Tagen ungeduldigen Harrens war Herrn Freimanns Besuch doppelt erfreulich. Er unterhielt uns auf das Angenehmste, beherrschte, um mich zu schonen, seine Lebhaftigkeit und vermied aufregende Gegenstände. Er war bei der Armee vor Paris gewesen und hatte keine Mühe gescheut, um alle ihm und seinen Freunden Nahestehenden zu sehen. Emon, Friedrich und Fräulein Hatfrieds ältesten Bruder, den Arzt, hatte er gesund verlassen. Emon versuchte durch rastlose Thätigkeit die Qualen seines Herzens zu betäuben.

Im Hauptquartier des Königs zu Versailles hatte Herr Freimann Wichtiges erfahren. Dort waren soeben Minister der süddeutschen Staaten zu Verhandlungen über den politischen Anschluß an Norddeutschland eingetroffen. Der Volkswille forderte die Einigung ganz Deutschlands so dringend, daß die bayerische und württembergische Regierung die particularistischen Bestrebungen nicht weiter treiben konnten, um so weniger, als ihre Truppen den Werth der preußischen Waffenbrüderschaft erkannt hatten.

Auch hinsichtlich der Friedensbedingungen wurde die Politik unseres Königs von der öffentlichen Meinung, der Entschlossenheit und Opferwilligkeit des deutschen Volkes unterstützt. Nicht allein die zurückeroberten Theile Elsaß-Lothringens, sondern auch Metz sollten auf jeden Fall dem Reiche gewonnen werden. Die künftige Grenze Deutschlands stand im Allgemeinen fest und Herr Freimann zeichnete ihre Linie westlich von Diedenhofen und Metz, östlich von Nancy und Lüneville und dann in ziemlich gerader Richtung südlich nach Belfort in eine meiner Karten ein. Dabei erzählte er: „Gestern früh kam ich durch Rastatt, als die Kriegsgefangenen aus Straßburg zur Arbeit geführt wurden. Sie sangen, und was? Unser deutsches Soldatenlied: Ich hatt' einen Kameraden."

„Ach!" riefen meine Mutter und Frau Sophie.

„Mich rührte es auch," fuhr er fort, „und ich dachte, diese Menschen,

Digitized by Google

welche unsere Zunge reden und unsere Lieder singen, können nicht französisch gesinnt sein. Dagegen werden die höheren Stände in Elsaß-Lothringen uns lange feindlich bleiben, denn sie sind pariserisch inficirt."

Herr Freimann hatte sich zu einer ruhigen Darstellung liebenswürdig gezwungen; doch ging es nicht ganz ohne einen Ausbruch seiner Heftigkeit ab. Als ich mit ihm um das Schloß wanderte und wir die Kapelle erreicht hatten, in deren Gruft Emons Vater ruht, sagte er: „Wie ist Alles anders geworden, seit ich im vorigen Winter hier war! Emon und seine Mutter in Frankreich und durch feindliche Heere getrennt, und der Caplan zum Teufel oder zu seinem Meister nach Rom!" Die Erinnerung an den Caplan und die Jesuiten brachten sein Blut so in Wallung, daß ich beschwichtigend sagte: „Auf den Triumph des Concils ist die Demüthigung schnell gefolgt." Da beruhigte er sich und sprach zufriedener: „Die Annexion des Kirchenstaates ist ein Ereigniß, welches früher ohne einen Weltkrieg nicht zu denken war, und wie wenig ist jetzt die Rede davon! Unsere Siege haben den Italienern den Weg nach Rom frei gemacht, wie sie ihnen 1866 zur Einigung verhalfen. Ob sie es uns danken werden? — Einerlei, die Menschheit hat gewonnen."

Kurze Zeit nachdem Herr Freimann uns verlassen hatte, traf die freudig begrüßte Nachricht ein, daß Metz capitulirt habe. Die Einschließungstruppen waren zu den Operationen verfügbar. Nun fürchtete ich, daß der Frieden erkämpft sein würde, ehe ich wieder zur kriegerischen Thätigkeit gekommen wäre, und dies steigerte meine Ungeduld in unerträglicher Weise. Dennoch erklärte der Doctor Helder auf das Bestimmteste, daß ich noch lange nicht zu der Armee zurückkehren dürfe. Ich könne aber nach Hause reisen, um mich dort für den Winterfeldzug zu kräftigen, der möglicherweise bevorstehe.

Dieser Vorschlag, welcher meine Mutter mit Freude erfüllte, beglückte und erschreckte mich. Ich sollte nicht nur meinen Vater und die Freunde, ich sollte auch Adele wiedersehen, gegen die ich mich nicht länger zu einem unbefangenen Benehmen zwingen konnte. In meiner Noth sandte ich schnell folgende Zeilen an Alfred: „Der Arzt räth und meine Mutter wünscht, daß ich nach dem Gute fahre. Noch habe ich nicht eingewilligt. Ich scheue mich, Adele so nahe zu sein, weil ich mich nicht länger beherrschen kann. Ich glaube, daß sie meinetwegen hierher gekommen und mit Vater wieder abgereist ist, mag aber nur Dich fragen, ob es so ist. Sage mir, was Du weißt und denkst."

Meinen Kameraden bei der Armee schrieb ich, wie es mit mir stand.

Digitized by Google

Die nächsten Tage vergingen langsam in qualvoller Erwartung. Keiner drängte, als begreife man das Schwere des Entschlusses, mich so weit von dem Kriegsschauplatze zu entfernen. Meine gute Mutter geduldigte sich.

Da trat eines Morgens Frau Sophie lächelnd ein und sagte fröhlich: „Sie bekommen Besuch," und nach wenigen Augenblicken der Neugier erblickte ich Alfred. O, wie das Tageslicht nach dunkelen, schweren Stunden, so begrüßte ich sein Angesicht, das liebe und unveränderte. Als hätten weder die Jahre, noch die afrikanische Sonne Gewalt über ihn, so unwandelbar erschien er mir, und als läge Nichts zwischen der Nacht vor drei Jahren, in der wir uns trennten, und diesem Morgen, so ruhig entzog er sich meiner Umarmung, so einfach legte er seine Hand in die meinige.

Er brachte die neuesten Nachrichten vom Gute; von dort war er ohne Aufenthalt hergereist. Während er berichtete, hingen meine Augen an seinen Zügen, die, wie ich jetzt wahrnahm, wohl tiefer, aber auch heiterer geworden waren. Ich glaubte, ihn niemals so zufrieden gesehen zu haben. „Ich komme als Bittender," sagte er alsbald, sich an meine Mutter wendend, die, als wisse sie, was er wollte, ihn herzlich und ermunternd ansah. „Machen Sie mich glücklich und geben Sie mir Mathilde."

Die Ueberraschung machte mich stumm. Meine Mutter aber stand auf und küßte ihn auf die Stirn. „Gott Lob und Dank!" sagte sie. „Leben Sie glücklich mit ihr."

„Alfred!" rief ich. „Seid Ihr schon verlobt?"

„Ja, und Dein Vater ist zufrieden damit."

„O, Freund! Du Freudenbringer —"

Er nickte mir zu, als wolle er die Richtigkeit des letzten Wortes bekräftigen. Mein Herz pochte, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, mit ihm allein zu sprechen. Dann fing er ohne Weiteres an: „Als das Telegramm des Grafen von Eschingen die erste Nachricht Deiner Erkrankung nach dem Gute brachte, hat Adelens Leidenschaft für Dich —"

„O, Du sagst zu viel!"

„Hat Adelens Liebe endlich über ihren Stolz gesiegt."

„Alfred!"

„Sie hat an Dein Krankenlager verlangt und mochte doch ihre gebeugten Eltern nicht verlassen. Das Qualvolle dieses Zustandes konnte sie nicht verbergen, und da hat die Baronin das erste Wort gesprochen. Nachdem Adele mit Deinen Eltern hier angekommen war, hast Du ihr Deine Liebe verrathen."

„Ich?"

Digitized by Google

„Immer hast Du in Deinen Fantasien ihren Namen genannt, von ihr gesprochen.“

„Das hat mir Niemand gesagt.“

„Zuerst aus demselben Grunde, der Adele zwang, mit Deinem Vater dieses Lazareth zu verlassen. Der Arzt forderte es. Dein Leben hing an einem dünnen Faden, jede Aufregung mußte vermieden werden. Du konntest Adele entdecken, als Dich noch Nichts an sie erinnern sollte. Später bist Du selbst jeder Anregung, von ihr zu sprechen, ausgewichen.“

„Ich fürchtete mich vor Enttäuschung.“

„Wie lange schon!“

„Du hast es nicht mit erlebt, daß Keiner mit mir von Adele sprechen wollte.“

„Ihr solltet Euch selbst helfen, und nahe genug wart Ihr daran, als der Krieg ausbrach. Da mochte wohl Adele Deine Gedanken nicht von den Pflichten gegen das Vaterland ablenken, und Du wolltest sie nicht binden. Ihr legtet zu großen Werth auf das gesprochene Wort. Oder glaubst Du, daß ich nun ruhig zu Hause bleibe, wenn unsere Armeen vielerlei Hilfe gebrauchen können?“

„Du wirst jetzt heirathen.“

„Noch nicht. Auch mich lockt der dämonische Reiz des Krieges. Und dennoch habe ich mich verlobt.“

„Du machst mich zu dem glücklichsten Menschen. —“

Lachend unterbrach er mich: „Weshalb glücklicher als ich?“

„Jetzt hilf mir, daß wir so schnell wie möglich reisen. Sprich hier nicht mehr von Adele. Mein nächstes Wort gehört ihr.“

Die Wandelung, welche mich plötzlich aus einem mißvergnügten zu einem lustigen Menschen machte, wurde mit Freude wahrgenommen, jedoch absichtlich in den Gesprächen nicht berührt. Meine Mutter und ich bereiteten unsere Abreise, und bald schieden wir in Alfreds Begleitung mit dem innigsten Danke von dieser liebevollen Stätte und den unermüdlich treuen Menschen, die uns so wohlgethan hatten.

Am ersten Tage gelangten wir nur bis Frankfurt. Alfred litt nicht, daß wir weiter fuhren.

Auf der Eisenbahn sah man Transporte von Ersatztruppen und Kriegsbedürfnissen, welche den Armeen nachgeschickt wurden. Der Anblick beunruhigte mich; ich wußte nicht, ob ich lieber mit ihnen oder nordwärts führe.

Am zweiten Tage um die Mittagsstunde kamen wir nach Cassel.

Digitized by Google

Dort oben in Wilhelmshöhe wohnte jetzt wieder ein Napoleon. Wunderbare Fügung! Die schlimmsten Feinde des Gefangenen waren gewiß seine eigenen Gedanken, die Erinnerung an den Eroberer, dessen Namen er trug und der in der Verbannung starb, die Erinnerung an die eigene schwere Schuld. Die blutigen Opfer seines Ehrgeizes erschienen ihm vielleicht im Traume, und er hörte den Ruf des gemordeten Kaisers Max: Ich bin gerächt!

Endlich, am Abend, gelangten wir nach Hamburg, wo mein Vater uns erwartete. Alfred geleitete uns in das Hôtel und fuhr dann nach seiner Wohnung. Die Freude, meinen Vater wieder zu sehen, mischte sich mit meiner Ungeduld und dem drückenden Gefühle, daß ich den geliebten Eltern, die nur um mein Glück sorgten, das Glück meines Herzens verschwieg.

Endlich brach der Morgen an. Alfred holte uns ab. Endlich setzte sich der Zug von dem Altonaer Bahnhof in Bewegung. Je mehr wir uns der vertrauten Landschaft näherten, um so unruhiger wurde ich. Um die Zeit zu kürzen, führte Vater mit Alfred ein lebhaftes Gespräch. Mutter sah mich oft vergnügt an und lachte mir zu. Nun hatten wir die Station erreicht und schnell den Wagen bestiegen, und unser Kutscher fuhr die letzte Wegstrecke so rasch, als wisse er, daß Eile wohlthat. Im Dorfe grüßten uns die bekannten Gesichter, der Schloßhof aber war leer, und an den Fenstern kein liebes Gesicht zu entdecken.

Alfred lief voran, und eilend folgte ich ihm. Im Flur trat uns der Baron entgegen und ergriff meine Hand. Wir traten zugleich ein. Im Zimmer zunächst stand die Baronin in tiefer Trauer und doch milde lächelnd. An ihr vorbei traf mein Blick Adele, ich hörte ihre Stimme — ein kurzer Augenblick des Zauberns — dann hielt ich sie in meinen Armen.

Die Eltern umgaben uns, der Baron sagte: „Du willst sie glücklich machen," und sie segneten uns.

Dann trat an Alfreds Arm Mathilde, Freudenthränen in den Augen, heran und gab mir die Hand und küßte Adele.

Nach einiger Zeit sagte der Baron: „Jetzt wollen wir den Capitän rufen." Alfred lief hin. Wie da Frau Charlotte über den Hof trippelte und ihr Mann mit dem Stelzfuß hinterdrein! Sie umarmte Adele und mich, weinte und brachte kein Wort heraus. Der Capitän sprach eigentlich auch nicht, auf seinem Gesicht war alles zu lesen und sein Händedruck war fest. Nicht lange jedoch nach der ersten Unruhe trat er dicht

Digitized by Google

vor mich, betrachtete und befühlte mein Eisernes Kreuz und sagte: „Nun müssen Sie sich die erste Classe dazu holen.“

28.

Das Glück des Herzens und die Ruhe des Gemüths vollendeten meine Herstellung und am Ende des Monats erklärte mich unser Arzt für felddienstfähig. So schwer die Trennung, so begreiflich war sie für Jeden von uns. Am 1. Dezember reiste ich ab.

In Hamburg sprach ich Alfred. Er hatte die neuesten Nachrichten, daß vor Paris ein großer Ausfall von den Sachsen und Württembergern abgeschlagen sei und der Prinz Friederich Carl nach siegreichen Kämpfen nahe vor Orléans stehe.

Die französische Republik erhob sich gegen die Invasion mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte. Das Gouvernement de la défense nationale in der von der Dritten und Maas-Armee umstellten Hauptstadt, seine Delegirten in den Provinzen suchten die in die deutsche Gefangenschaft gerathenen Armeen durch Massen-Aufgebote zu ersetzen, und überall in Frankreich waren wir von aufgeregten Feinden umgeben. Wir mußten nicht allein Paris, die umfangreichste aller Festungen, eingeschlossen halten, sondern auch Armeetheile von dort entnehmen, um die Ansammlungen der Gegner in den umliegenden Landstrichen zu zerstreuen. Die meiste Gefahr drohte von der Loire. Der bayerische General von der Tann hatte Orléans im Oktober besetzt, aber vor den übermächtig anwachsenden französischen Streitkräften im November geräumt.

In Tours, dem Regierungssitze der delegirten Minister, hatte Gambetta die Gewalt an sich genommen und mit rücksichtsloser Thatkraft neue Heere geschaffen, eines an der Loire, eines im Norden, eines im Westen von Paris, dessen Entsatz ihre Aufgabe war.

Nach der Kapitulation von Metz hatte sich der Prinz Friedrich Carl mit der Zweiten Armee gegen das französische Loire-Heer, der General von Manteuffel mit der Ersten gegen das nördliche Frankreich gewandt. Ihre Corps waren durch vielfach nothwendige Entsendungen sehr geschwächt und mußten Massen besiegen, welche der Zahl nach unverhältnißmäßig überlegen waren.

Meine Reise ging Anfangs schnell wie in Friedenszeiten von Statten. Weiterhin häuften sich die Kriegstransporte: Ersatzmannschaften und Pferde, Kanonen, Fahrzeuge und Waffenmaterial, Bekleidungsgegenstände

Digitized by Google

und Lebensmittel nach Frankreich hinein, Kranke, Gefangene und eroberte Geschütze von da her.

Die Unterhaltung hörte nicht auf. Das Gespräch in den Coupés handelte beinahe ausschließlich von den deutschen Verhältnissen und dem Kriege. Man war mit der wechselnden Reisegesellschaft bald bekannt, die Meisten theilten mit, was sie wußten, und sagten ihre Meinung ohne Rückhalt. Groß war der Jubel über die Wiederaufrichtung des Reiches Deutscher Nation. Der König von Bayern hatte die Aufforderung ergehen lassen, dem König von Preußen die Kaiserkrone anzutragen. Jetzt sollte der Traum von Jahrhunderten zur Wirklichkeit, nach schmerzlichen Zeiten unseren Opfern der Lohn werden.

Hinsichtlich des Krieges drehte sich alles um Paris, um die Fragen: Wie lange können seine Lebensmittel reichen, wann beginnt endlich das Bombardement? Die Verhältnisse waren so groß, die Siegesnachrichten so gewöhnlich, daß nicht einmal Schlachten, wie sie am 27. November von der Ersten Armee bei Amiens, am 28. von der Zweiten bei Beaune la Rolande geschlagen waren, Aufsehen erregten und viel besprochen wurden.

Was mir am meisten auffiel, war das einstimmig tadelnde Urtheil über die Franzosen, welches sich, abweichend von unseren ersten Eindrücken, im Laufe der Monate gebildet hatte. Hinter ihren angenehmen Manieren hatte man Eitelkeit und Selbsttäuschung gefunden. Man führte komische Beispiele an von ihrer Geschwätzigkeit, worin sie Unwahrheiten sagen, welche sie dann selbst glauben und die Glauben finden. „Wie Kinder," meinte ein badischer Regierungsbeamter, der von seinem Großherzog nach Karlsruhe geschickt war und sich wieder nach Versailles begab. „Wenige urtheilen unbefangen, die Leidenschaft macht sie blind. Kein anderes Volk belügt sich so." Und ein Herr aus Berlin, der ebenfalls — wir erfuhren nicht, zu welchem Zwecke — nach Versailles reiste, sagte: „Die Franzosen sind noch gerade so wie Shakespeare sie in Heinrich V. geschildert hat. Ganze Stellen passen, als wären sie für heute geschrieben." — „Die Präfecten und Maires machen Alles," äußerte hierauf ein Intendanturbeamter, der seinen Sitz in Reims hatte und in dienstlichen Angelegenheiten nach Deutschland geschickt war, „die Einzelnen wissen sich nicht zu helfen, sind ganz unselbständig." — „Schlimmer als das, untreu und unanständig," rief ein Rentier aus Bremen, welcher schon mehrere Male Liebesgaben nach Frankreich gebracht hatte. „Kaum war Napoleon, dem sie vor Kurzem ihr oui gegeben hatten, gestürzt, so hingen die gräulichsten Karricaturen auf ihn und Eugenie an den Ladenfenstern."

Digitized by Google

Da nur eine Eisenbahn von der deutschen Grenze nach Paris offen war, so entstand auf ihr von Frouard bei Nancy an eine große Häufung von Transporten, und manche Stockung war deshalb unvermeidlich. Jeder wünschte vorwärts zu kommen und die Meisten mußten sich gedulden. Ich ging in Frouard, die Menschen und Gegenstände betrachtend, langsam durch die auf dem Bahnhofe beschäftigte Menge. Da fiel mir ein Herr auf, der neben einem Eisenbahnzuge stand und mehreren Männern Anweisungen ertheilte. Auf dem linken Aermel seines Pelzrockes sah ich die weiße Binde mit dem rothen Kreuz. Der Vollbart, welcher von dem Gesicht nicht viel frei ließ, und die, unter der Pelzmütze hervorstehenden Haupthaare waren grau. Die ganze Erscheinung kam mir bekannt vor. Während ich, mich besinnend, weiter ging, erblickte er mich. Ueberrascht sagte er den Männern noch einige Worte; dann kam er auf mich zu. „Sie erinnern sich meiner wohl nicht?" fing er an.

In diesem Augenblicke erkannte ich ihn. „Herr von Wahlhausen!" Er war schnell gealtert.

„Wohin reisen Sie?"

„Nach Paris."

„Ich nach Deutschland."

Daß er, den ich als einen Gegner Preußens kannte, sich jetzt dem Vaterlande widmete, milderte die Abneigung, welche sein Verschwinden aus Cassel in mir hervorgebracht hatte. „Ich freue mich, Sie hier zu sehen," sagte ich. „Haben Sie auch eine Anstellung bei der Armee?"

„Ich führe einen bayerischen Sanitätszug und fahre seit zwei Monaten immer hin und her."

„Das ist schön!" entgegnete ich freundlich. „Wie geht es —" ich wollte mich nach seiner Mutter erkundigen und änderte, als ich einen Schatten auf seinem Gesichte sah, die Frage — „Ihnen bei dieser Thätigkeit?"

„Sehr gut. Sie zerstreut mich. Ich bin jetzt allein in der Welt. Meine Mutter lebt nicht mehr."

Nachdem ich hierauf meine Theilnahme mit herzlichen Worten ausgedrückt hatte, sprach er: „Erinnern Sie sich, daß meine Großmutter zu sagen pflegte: Wenn Napoleon kommt, wird Alles gut? Ist es nicht merkwürdig? Als die Nachricht, daß der französische Kaiser Gefangener auf Wilhelmshöhe sei, nach unserem böhmischen Wohnsitze kam, erkrankte meine Mutter und wurde schnell durch einen sanften Tod erlöst."

Er schwieg, blickte mich schmerzlich an und fuhr, als wolle er sich rechtfertigen, in einem Tone, der halb Wehmuth, halb Bitterkeit ausdrückte,

Digitized by Google

fort: „Nun brauche ich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Meiner Mutter wegen that ich, was der Kurfürst verlangte; jetzt nicht mehr.“ —

Hier brach er ab. „Ich muß nach meinen Kranken sehen. Leben Sie wohl!“ sagte er dann noch, reichte mir die Hand und verließ mich.

Nun ging die Fahrt durch das feindlich erregte Land langsam und mit vielen Unterbrechungen weiter. Man hatte Zeit genug, sich nach den Vorfällen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu erkundigen. Das Gouvernement der französischen Republik hatte den Zeitpunkt einer Vereinigung der Pariser und Loire-Armee für gekommen erachtet; der General Ducrot mehr als 100,000 Mann der besten Truppen der Pariser Besatzung am letzten November über die Marne geführt, um den von den Sachsen und Württembergern besetzten östlichen Theil der Einschließungslinie zu durchbrechen. Nach heftigen Gefechten hatten die Franzosen an jenem Tage nicht viel Terrain gewonnen, sich jedoch auf dem linken Marne-Ufer bei Champigny behauptet. Am 2. December hatten die Deutschen sie angegriffen, und demnächst der General Ducrot den Rückzug hinter die Marne ausgeführt. Die Verluste in dieser Schlacht waren groß, die Deutschen hatten mehr als 5000 Mann mit 250 Officieren verloren. Von meinem Vetter Günther konnte ich Nichts erfahren.

Auch daß vor Orléans die Kämpfe fortdauerten, war bekannt.

Auf dem Bahnhofe von Châlons sah ich meine Berliner Hausgenossen, Herrn und Fräulein Rimpling. Sie hatte sich in Berlin für die Krankenpflege ausbilden lassen und war jetzt nach Frankreich und zwar nach Châlons geschickt, wo man sie gleich weiter nach Epernay sandte. Dort wollte Herr Rimpling sie einführen.

„Was macht Frose, wo ist er?“ fragte ich dann und warf einen Blick auf die Dame, die ruhig lächelte. Ihr Bruder antwortete: „In Berlin. Er wohnt in Ihrer Wohnung und arbeitet etwas in dem Central-Nachweisebüreau.“

„Was ist das?“

„Dort werden Nachrichten über die deutschen und französischen Krieger gesammelt und den Angehörigen übermittelt.“

„Ein dankenswerthes Unternehmen!“

„Außerdem schreibt er mit Frau von Sprosser über den Krieg für ein Journal.“

Ich lachte.

„Frose ist ein guter Mensch,“ fuhr er fort, während seine Schwester schweigend neben mir ging. „Er hätte ein recht nützlicher Mitarbeiter an

Digitized by Google

den Aufgaben unserer Generation werden können; aber es fehlt ihm die Beharrlichkeit."

„Ja, ja," sagte ich.

„Und er lebt immer in Illusionen. Ich merkte wohl, daß er sich einbildete, meine Schwester wolle ihn heirathen."

„O nein!" rief sie dazwischen.

„Ich habe ihm gesagt, daß er sich irrte, und seitdem sind wir noch bessere Freunde."

Endlich, am 5. December Morgens, traf ich am Endpunkte der Eisenbahn bei dem Dorfe Chelles auf dem rechten Marne-Ufer, eine Meile von den Pariser Ost-Forts, ein. Großes Getümmel war am Bahnhofe und in dessen Umgebung. Verwundete und Kranke sollten fortgeschafft werden, Truppen marschirten nach verschiedenen Richtungen. Ich sah sächsische Regimenter und erfuhr, daß sie von dem letzten, gegenüber liegenden, Schlachtfelde kamen, um heute diese Gegend zu besetzen. Da ich einen Trupp von Günthers Regiment erkannte, eilte ich hin und fragte nach meinem Vetter. „Er hat in der Schlacht das Bataillon geführt," antwortete der Officier; „Alle vor ihm waren außer Gefecht gesetzt. Er hat zwei Streifschüsse und ist immer bei dem Bataillon geblieben. Das wird ihm nicht schaden. Es geht ihm gut, und uns ist es lieb, weil wir Mangel haben."

Erfreut und ziemlich beruhigt ging ich zurück und suchte in dem Gewirre Mittel und Wege, um nach Versailles zu gelangen. Da hörte ich meinen Namen rufen und erblickte jenseits einer Reihe von Krankenwagen Friedrich. Nach der herzlichsten Begrüßung bat er: „Komm' mit." Wir wanden uns zwischen den Fahrzeugen und emsig thätigen Menschen hindurch, er führte mich nach einem Gehöft, wo sein Wagen stand. „Steig' ein. Es ist der einzige Platz, wo wir allein sind." Dann sprach er weiter: „Nun wiederhole ich mündlich, wie sehr ich mich freue, daß Du mein Schwager wirst. Erzähle von den Unserigen!"

Während ich dies that, freute ich mich über die Lebhaftigkeit seiner Empfindung, wie über sein kräftiges und zufriedenes Wesen. Nach Eichborns erkundigte er sich angelegentlich und sagte mehrere Male: „Die arme Bertha!" Von der freiwilligen Krankenpflege sprach er mit Wärme: „Von Monat zu Monat fühle ich mich wohler. Unsere Thätigkeit ist sehr lohnend; denn, leider, haben wir täglich Gelegenheit, zu sehen, wie viele Schmerzen wir lindern. Unsere Organisation ist vervollkommnet und dem gesteigerten Bedürfniß gewachsen. Und welche Freude, die Opferwilligkeit

Digitized by Google

unserer Nation wahrzunehmen, die Ausdauer und Entsagung unserer Truppen, die Anerbietungen persönlicher Hülfe, die Wohlthätigkeit daheim! Du würdest staunen, wenn Du sähest, über welche Mittel wir verfügen."

Dumpfer Kanonendonner machte mich aufhorchen. Es war der erste, den ich wieder hörte. Er reizte mich, und ich fühlte, wie Alfred sich ausdrückte, die dämonische Gewalt des Krieges. „Der Nebel muß sich verzogen haben," sagte Friedrich, indem er das Eis von den Fensterscheiben des Wagens rieb und hinaus zu sehen versuchte; „dann haben wir diese Musik alle Tage. Wenn die Pariser so viel Lebensmittel, wie Munition haben, so können wir noch lange hier bleiben. Sie vergeuden die Schüsse aus ihren großen Festungskanonen."

Wir sprachen weiter, bis man unser Versteck entdeckte. Friedrich wurde gesucht, und das Fuhrwerk, welches mich und einige andere Personen befördern sollte, stand bereit. Wir mußten uns trennen. Durch die von winterlichem Dunst erfüllte, in besserer Jahreszeit herrliche Landschaft, von dem fernen Kanonenschall der französischen Forts begleitet, legte ich den weiten Weg nach Versailles zurück.

Hier, an dem üppigen Sitze französischer Könige, in Versailles, wo Ludwig XIV. die Raubzüge nach Deutschland befahl, war jetzt die Residenz unseres greisen Kriegsherrn. Hier war vor wenig Tagen dem König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone förmlich angetragen worden. Und eine neue Siegesnachricht steigerte die freudige Stimmung, welche ich vorfand. Der Prinz Friedrich Carl hatte nach fortgesetzten Kämpfen die feindliche Armee über die Loire zurückgedrängt und Orléans wieder eingenommen. Hiermit scheiterte dieses Unternehmen der Franzosen, die Einschließung von Paris zugleich von Innen und Außen zu sprengen, vollständig.

Emon, den ich in Versailles zu finden glaubte, war einige Stunden vor meiner Ankunft nach der Loire abgereist. Wahrscheinlich hatte ihn die Sorge um seine Mutter hierzu veranlaßt. Das Schloß, wo sie lebte, lag bei Tours, und vielleicht brachten weitere Siege unsere Truppen sogar in jenes Land.

Auch meines Bleibens sollte in Versailles nicht sein. An meinen früheren Platz war ein Anderer gekommen. Ich wurde zu der Armee des Prinzen Friedrich Carl commandirt, wo großer Mangel an Officieren war. Anderen Tages ritt ich südwärts auf der Straße nach Orléans.

Sie war angefüllt mit Transporten nach beiden Richtungen. Lange Züge französischer Kriegsgefangener begegneten mir. Die Leute zitterten von der Kälte; sie litten von dem strengen Winter mehr als die Deutschen.

Digitized by Google

Mein erstes Nachtquartier sollte in einem Städtchen sein, welches ich bei eintretender Abenddämmerung erreichte. Ich drängte mich an einer, vor dem Orte haltenden Proviantcolonne vorbei, und fragte nach der Wohnung des Etappen-Commandanten. „Herr Oberst sind augenblicklich vor der Kirche," antwortete der Soldat, und zeigte mir den Weg. Französische Soldaten der Loire-Armee wurden in die Kirche geführt, wo sie übernachten sollten. Die Einwohner der Stadt, welche sich plappernd heandrängten, wurden von einigen preußischen Infanterieposten abgewiesen. Zwischen letzteren stand der Commandant, den Helm auf dem Kopfe, in strammer Haltung, ein sehr alter Herr, gewiß ein Siebenziger, der vor dem Kriege lange schon außer Dienst gewesen sein mußte. Zuweilen hob er den rechten, zuweilen den linken Arm, und dann wich das französische Publikum zurück. Ein Bürger war bei ihm. Ich stieg vom Pferde und machte meine Meldung, welche er in strenger Dienstform annahm. „Warten Sie!" sagte er darauf.

Nun waren alle Gefangenen in der Kirche. Der Oberst zog seine Uhr aus der Tasche, wandte sich an den Bürger neben ihm und sprach, auf eine Stunde zeigend:

„Vous portez vivres."

„C'est impossible, Colonel."

„Vous avez."

„Rien du tout, du tout."

Da drehte der Alte sich nach mir um: „Sagen Sie dem Maire auf französisch, daß ich genau weiß, wo hier noch Vorräthe versteckt sind." Als ich dieser überraschenden Aufforderung entsprochen hatte, entließ er den Maire mit einer Handbewegung, ertheilte einem Officier Befehle und sagte: „Kommen Sie!" Wir schritten durch die Platz machenden Menschen, meine Leute folgten mit den Pferden.

„Sie sprechen gut französisch," erklärte er nun. „Solche Herren nehme ich in mein Haus. Denn es ist eine schwache Seite von mir. Ich konnte es auf meinem pommerschen Gute nicht üben. Jetzt könnte ich es, denn da sind auch Rothhosen. Dauert es noch lange, so ist halb Frankreich in Deutschland. Hier wenigstens sollen die eigenen Landsleute die Verpflegung liefern, sie haben noch genug."

Es war ein nettes Haus mit Stallungen und Garten, in welches er mich führte. „Wenn Sie es sich bequem gemacht haben, kommen Sie zu mir," sagte er.

Jedoch früher, als ich dieser Einladung zu folgen dachte, ließ er mich

Digitized by Google

zu sich bitten. Er saß in einem Lehnstuhl vor dem Kamin, der Feuerschein spielte auf seinem vollen, schneeweißen Haar. Vor ihm standen klagende Einwohner. Er empfing mich mit der Frage: „Haben Sie schon einen Franzosen gefunden, der deutsch spricht, nur so wenig, wie ich französisch?“ Dann gab er seine Entscheidungen, die ich ins Französische übersetzte. Auf weitere Erörterungen ließ er sich nicht ein, und winkte die Leute hinaus.

„Das Volk is mich zuwider, hat der alte Blücher von den Franzosen gesagt,“ nahm er jetzt das Wort. „Mich auch. Sie halten sich für 'was Großes. Jeder ihrer Generale ist ein Held, bis wir ihn geschlagen haben; dann ist er ein traître. Wir werden wieder zu gut sein, wir ruiniren sie nicht genug, und wenn wir abgezogen sind, haben sie das große Maul wie vorher.“

„Mich wundert,“ bemerkte ich, „unter den Bürgern noch so viele kräftige Männer zu sehen. Ich glaubte, die wären alle bei den neuen Fahnen.“

„Im ersten Enthusiasmus wollten Alle dahin, nachgerade wirkt Gambettas Lügen nicht mehr, sie gehen nur gezwungen und sind zufrieden, daß hier Keiner sie zwingen darf. Im Gegentheil, die Anwesenden werden controlirt. Fehlt Einer, so kostet es Strafe. Da bleiben sie lieber.“

Abermals wurde die Thür geöffnet. Ohne angeklopft zu haben, schritt ein gut gekleideter Mann, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen, auf den Oberst zu: „Mon colonel.“

„Hände heraus und chapeau bas!“ rief dieser mit einem Ausdruck, daß der Franzose den Hut abnahm, und mit beiden Händen vor sich hielt. „Unverschämter Kerl. — Que voulez vous?“ sagte der Oberst.

Hierauf setzte der Mann weitläufig auseinander, daß er unter den Gefangenen einen Verwandten gefunden habe. Diesen möge der Oberst auf parole d'honneur frei lassen. Als Letzterer nun gefragt hatte, ob die Lebensmittel für die Gefangenen nach der Kirche gebracht wären, erhielt er die Antwort, daß für Alle reichlich gesorgt, und der Franzose den Bescheid, daß seine Bitte abgeschlagen sei.

Wir wurden zum Essen gerufen und begaben uns in einen anderen Raum, worin die Besitzer des Hauses, ein altes Ehepaar, uns höflich empfingen. Bei Tisch sagten der Oberst und der Hausherr, die recht gute Freunde zu sein schienen, wenig. Die Dame und ich führten die Unterhaltung. Ihr Mann war Rentier, der in Paris ein kleines Vermögen erworben und sich hier angekauft hatte. Es waren gutherzige Menschen,

Digitized by Google

ihre Kenntnisse gingen über ihr Bedürfniß nicht hinaus, sie maßten sich kein Urtheil an, klagten über den Krieg, gaben aber Niemand die Schuld.

Nach Tisch setzte ich mich wieder mit dem Oberst an seinen Kamin. Nun fragte er nach meiner militärischen Laufbahn, und ich beobachtete, wie seine Achtung sank, als er erfuhr, daß ich hannoverscher Officier gewesen war, und wie sie stieg, als ich von meiner Friedensstellung in Berlin sprach. So kamen wir auf das neue Deutsche Reich, und ich erzählte, was er noch nicht wußte, daß unser König jetzt deutscher Kaiser sei, aber erst so heißen wolle, wenn alle deutschen Staaten die Reichsverfassung angenommen hätten. Diese Mittheilung mißfiel ihm durchaus. „Verfassung angenommen!" murmelte er mit einem unverkennbaren Ausdruck der Mißachtung. „Ich will Ihnen sagen: daß Seine Majestät Allerhöchst sich zum deutschen Kaiser hergibt, freut mich gar nicht. Wir sind Preußen, als Preußen sind wir groß geworden."

„Die preußischen Vorzüge hören deshalb ja nicht auf," warf ich ein.

„Erst machen die Anderen sie uns nach, und dann wollen sie mitsprechen. Bei uns in Preußen ist Mitsprechen nicht. Seine Majestät befiehlt. Einfach!"

Aergerlich warf er seine Cigarre ins Feuer und stand auf. Da ich mich zurückziehen wollte, sagte er freundlicher: „Sie können Ihr Pferd morgen an der Hand gehen lassen, ich habe Fahrgelegenheit. Drei bayerische Officiere, die am 9. November bei Coulomiers angeschossen sind, gehen wieder zur Armee. Der Wagen kommt hier vorbei."

Ich nahm dieses Anerbieten an und sagte gute Nacht.

Am anderen Morgen, als ich mich bei dem Oberst abgemeldet hatte, kam mir die freundliche alte Wirthin nach und erklärte in meinem Zimmer, daß ich ein guter Mann sei, vielleicht eine junge Frau in meiner Heimath habe und daß wenige Deutsche aus Frankreich heraus kämen. Deshalb möge ich ein kleines Silberstück mit dem Marienbilde, welches sie mir reichte, auf dem Herzen tragen; es werde mich schützen. In ihrer Gegenwart und meinen Dank für die gute Absicht aussprechend, hing ich die Schnur, woran das Amulet hing, um den Hals, und steckte Letzteres in den Rock auf meine Brust, was sie sehr freute.

Meine Reisegefährten, ein Hauptmann und zwei Lieutenants von der bayerischen Infanterie, waren gut gelaunt und vertrieben die Zeit mit ergötzlichen Darstellungen ihrer Erlebnisse. Dabei sprachen sie einige Male von dem bösen Urah oder Urach, dem Bösen, so daß ich fragen konnte, wer dies eigentlich sei. Da nannten sie Jobsts Namen, und als ich nun

Digitized by Google

zu allgemeiner Heiterkeit meine Verwandtschaft mit ihm erklärt hatte, nannten sie ihn den kühnsten Officier ihrer Cavallerie und erzählten von ihm zu meiner Belustigung und Freude. Er hatte immer gescholten, daß die bayerischen Cürassiere nicht genug in's Gefecht kämen und keine Verluste hätten, mit denen sie sich sehen lassen könnten. Deshalb hatten die Kameraden ihn den Bösen genannt. Und nachdem er sich als Patrouillenführer vorzüglich bewährt und mehrmals mit schwacher Mannschaft, aber um so stärkerem, rachedurstigem Urrah! den überlegenen Feind verjagt hatte, war der Name Urach dazu gekommen.

Unterwegs hörten wir von Armee-Beamten, welche uns begegneten, daß an der Loire, drei Meilen unterhalb Orléans, die Franzosen wieder mit großen Massen aufträten und unsere Truppen in neue Kämpfe verwickelt wären. Um schneller vorwärts zu kommen, trennte ich mich von meinen Reisegefährten. Nach starken Ritten erreichte ich am folgenden Tage Orléans.

Nach der Schlacht, welche vor dieser Stadt am 3. und 4. Dezember stattgefunden hatte, waren die Franzosen auf beiden Loire-Ufern in verschiedenen Richtungen entwichen, der eine Theil stromauf und südwärts, wo Bourges der nächste Sammelpunkt sein konnte; der andere Theil stromabwärts in der Richtung nach Tours. Mit der Verfolgung des Letzteren nördlich der Loire hatte der Prinz Friedrich Carl die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg beauftragt. Dieselbe stieß schon am 7. bei Meung auf starken Widerstand. Sie hatte eine Armee vor sich, welche unter dem Oberbefehl des Generals Chanzy aus geschlagenen und neuen Corps gebildet, von den Franzosen die Zweite Loire-Armee genannt wurde und viermal so zahlreich war, als die Truppen des Großherzogs, sich jedoch, nachdem sie an den drei folgenden Tagen bei Beaugenzy bekämpft worden, auf Vendôme zurückzog. Dem Großherzog hatte diese Schlacht abermals fast 4000 Mann gekostet.

Um dem Feinde in den starken Stellungen, die er am Loir, dem Nebenflusse der Loire, bei Vendôme einnehmen konnte, gewachsen zu sein und weil von der Ersten Loire-Armee, welche der General Bourbaki bei Bourges sammelte, augenblicklich keine Gefahr drohte, hatte der Prinz Friedrich Carl das III., IX. und X. Armeecorps zur Unterstützung des Großherzogs bestimmt. Zum Theil aus weiten Entfernungen in Gewaltmärschen kamen sie heran. Unter täglichen Gefechten wurde gegen den Loir vorgedrungen. Die frühe und lange Dunkelheit und das Regenwetter,

Digitized by Google

welches auf den Frost gefolgt war und den Boden erweichte, vermehrte die Mühseligkeiten.

Von Orléans weiter eilend, fand ich bei jedem Schritte die Spuren des wilden Kampfes und der ungezügelten Flucht. Auf den Straßen Leichen in mannigfacher militärischer und bürgerlicher Kleidung, Trümmer, französische Waffen und Militärfahrzeuge aller Art. Die Ortschaften von den gesunden Einwohnern verlassen, voll hülfloser Verwundeter und Kranker, für welche von deutscher Seite bei den rastlosen Operationen nicht sogleich gesorgt werden konnte. Daß die Republick nach der Niederlage der kaiserlichen Heere unentmuthigt den Krieg fortsetzte, gereicht Frankreich zur Ehre. Daß der Dictator Gambetta ohne Sachkenntniß die Generale nöthigte, ungeschulte Massen, die wohl gut bewaffnet, aber ungenügend ausgestattet waren, nach seinem Ermessen zu gebrauchen, war Frevel.

Unsere braven Truppen zu sehen, machte mir große Freude. Trotzdem sie Monate lang harte Entbehrungen ertragen, jetzt wieder seit Wochen mit dem Feinde gerungen hatten, ihre Kleidung auf das Aeußerste abgenutzt war, ja zum Theil fehlte, und die erstrittenen, eng belegten Quartiere Nichts als höchstens eine harte Schlafstelle boten, besaßen sie kampfesfrohen Unternehmungsgeist, welchen die Führer oft zügeln mußten, niemals zu spornen brauchten.

Am 11. erreichte ich mein Corps. Ich fühlte mich unbeschreiblich wohl. Der Kriegslärm hörte an keinem Tage auf. In der Mitte des Monats hatten wir ernstere Gefechte am Loir und besetzten Vendôme.

Als während eines dieser Zusammenstöße mein General Meldungen erwartete, auf welche er weitere Anordnungen gründen könnte, sahen wir seitwärts der Straße in geringer Entfernung ein Château. „Dort können wir uns so lange wärmen," sagte er und wir ritten dahin. Der Saal zu ebener Erde, in den wir eintraten, hatte bis vor Kurzem französische Officiere beherbergt. In dem Kamin war noch Feuer, und unordentlich herum lagen angefangene Briefe und andere, von den Vertriebenen zurückgelassene Dinge. Als die erwarteten Meldungen eingetroffen waren und wir unsere Pferde bestellt hatten, um wegzureiten, wurde die Saalthür geöffnet, und eine alte Dame von kräftiger Gestalt trat raschen Schrittes auf den General zu, breitete ihre Arme aus und kniete vor ihm nieder, indem sie mit heftig erregter Stimme sprach: „Vous êtes mon ennemi, mais je suis mère." — Der General hob sie überrascht auf und geleitete sie nach einem Sitze. Nun bat sie für ihren Sohn, der bei Chanzys Armee sei, um Gnade, falls er in unsere Hände fiele. Und als der

Digitized by Google

General nach seinem Namen fragte, antwortete sie: „Peyrade, mon général, François de Peyrade.“

Das war Emons Vetter, den ich auf Wilhelmshöhe kennen gelernt hatte. Ich gab diese Bekanntschaft kund, was die alte Dame tröstete, und fragte, ohne Emons Anwesenheit bei unserer Armee zu erwähnen, ob sie etwas von der Gräfin Eschingen wisse, welche sich bei Ausbruch des Krieges nach der Touraine begeben habe. „O gewiß,“ erwiderte sie. „Wir haben uns besucht, als wir noch auf der Eisenbahn fahren konnten. Die Gräfin ist in Villerzedy, zehn Kilometer hinter Tours. Ah, das ist weit. Dahin kommen Sie niemals, niemals.“

Die Entfernung betrug nur acht Meilen; die Französin glaubte an unsere baldige Vernichtung.

Diesmal hatte Gambetta die Lage richtig beurtheilt, denn er verließ mit der Regierung Tours.

Auch der General Chanzy gab den Widerstand vorläufig auf und zog sich westlich nach Le Mans zurück. Ueberall behielten wir Fühlung mit dem Gegner, ohne die Absicht, ihn weiter zu verfolgen. Unsere Truppen sollten einige Ruhe haben. Dieselbe konnte freilich noch nicht allen zu Theil werden, weil jetzt ernstere Zusammenstöße mit den Franzosen südlich und an der Loire oberhalb von Orléans darauf deuteten, daß der General Bourbaki seine Armee auf Paris führen wolle. Deshalb wurde unser III. und IX. Corps in Eilmärschen nach Orléans zurückgeschickt. Inzwischen hatten sich jene Ereignisse als unwichtige herausgestellt, so daß auch dort den Truppen eine kurze Erholung gewährt werden durfte.

29.

Emon kam nach Vendôme, um bei den Verwundeten und Kranken, welche der Feind in großer Zahl zurück gelassen hatte, seines Amtes zu warten. Sein Gemüth war gedrückt. Zu dem Schmerz über die Leiden Frankreichs traten Besorgnisse um seine Mutter, von welcher er lange ohne Nachricht war. Schon in Versailles hat er auf Briefe aus Villerzedy gewartet. Bis dahin waren sie durch Vermittelung unserer Gesandtschaft in Bern pünktlich an ihn gelangt. Seine Erkundigungen bei den, in unsere Hände gefallenen Bewohnern der Touraine waren vergeblich gewesen. Jetzt hatte er das Château besucht, worin mein General einkehrte, von seiner Tante jedoch statt guter Nachrichten nur Vorwürfe gehört, daß er den Deutschen diene, obgleich er den Franzosen ebenso viel und wohl noch mehr half.

Digitized by Google

Am folgenden Tage suchte er mich, eilig und verstört, wieder auf und sprach: „Meine Mutter ist krank, ich muß zu ihr! Ich habe mir von dem General-Commando die Ermächtigung geholt. Unser linker Flügel geht gegen Tours vor. Ich versuche mein Heil!"

„Wer machte Ihnen die betrübende Mittheilung?"

„Ein Nachbar von Villerxedy, der erst kürzlich zur Armee gekommen und gleich tödtlich verwundet ist. Er hat mir seine Habseligkeiten für die Familie anvertraut und fragte zweimal nach Ihrem Freunde Alfred."

„Nach Alfred? Wie heißt er?"

„Des Gouillis."

„Den Namen hat Alfred nie genannt."

„Haben Sie Zeit, so gehen Sie gleich zu ihm. Des Gouillis, Capitän von den Mobilgarden der Loire-Inférieure. Mein Gehülfe Bernard weiß von ihm. Bernard sorgt dafür, daß sein Grab sicher bezeichnet wird. Gott schütze Sie!"

Ich begleitete Emon an seinen Wagen, und mit einem Händedruck schieden wir. Dann begab ich mich zu dem Capitän Des Gouillis. Ein katholischer Geistlicher spendete ihm den letzten Trost der Kirche. Als die heilige Handlung beendet war, ging ich leise an sein Bett und sagte, mich über ihn beugend, daß Alfred, mein liebster Freund, nicht in Frankreich sei.

Er hörte und verstand dies, und seine Züge drückten Freude aus. Er wollte sprechen, ich legte mein Ohr an seinen Mund. „Ein Deutscher, den ich liebe. Vor Jahren hat er mir in Tunis —. Gott segne ihn! — Wenn Sie ihn wiedersehen —" er machte eine verneinende Bewegung, wobei er den Geistlichen ansah, als müsse dieser ihn verstehen. Dann schloß er die Augen, und ich ging wehmüthig fort.

Zwischen Vendôme und Le Mans verhielt der Feind sich ruhiger, als an der Loire, wo er bedeutende Streitkräfte zeigte. Unser linker Flügel drängte diese zurück, gelangte bis an die Brücke, welche vom rechten Stromufer in die Stadt Tours führt, überschritt dieselbe jedoch nicht, um unseren Truppen unnütze Straßen- und Häuserkämpfe zu ersparen. Deshalb mußte auch die Bitte des Maire von Tours, daß wir die Stadt besetzen und vor dem aufgeregten Volke schützen möchten, abgelehnt werden. Der Maire war über die Brücke zu dem commandirenden preußischen Officier gekommen, bei dem Emon sich befand, und nun war dieser mit Ersterem nach Tours hinein gegangen. Das war für längere Zeit die letzte, mich mit einiger Besorgniß erfüllende Nachricht, welche ich von Emon erhielt.

Digitized by Google

Die Weihnachtstage kamen heran, und wir hatten Muße, ihrer zu gedenken. Zwar hörten die Scharmützel nicht auf, Gefangene und aufgesammelte Waffen wurden täglich eingebracht. Nicht allein die feindlichen Truppen, alle Einwohner thaten uns Abbruch, wo sie konnten; und Jener waren gar viel. In dem eng bebauten, bergigen und waldigen Lande spürten wir bald neben und zwischen, bald hinter uns Haufen bewaffneten Volkes. Aber die Wachsamkeit war den deutschen Soldaten zur Gewohnheit geworden, und gern überließen sie sich den Erinnerungen an die Festzeit, von welcher die Briefe aus der Heimath schon sprachen. Wie sehnlich wurde die Feldpost erwartet, wie oft hörte man die Frage: „Ist die Post gekommen?“ Sie war so vortrefflich organisirt, daß auf ihr Eintreffen selbst unter den schwierigsten Umständen gerechnet wurde. Wie groß war die Freude, wenn man die erwartete Sendung erhielt!

Ein Freiwilliger, der in unserem Stabe als Schreiber fungirte, schaffte einen Tannenbaum in unser Quartier und schmückte ihn mit Lichtern und allerlei Zierath, die er zu diesem Zwecke, wo er sie erwerben konnte, schon seit Wochen gesammelt hatte. Und Abends, als der General mit seiner Umgebung eingetreten, auch unser französischer Hauswirth herbeigeholt war, zündeten wir die Lichter an, und ein Adjutant, der uns gern mit seiner schönen Stimme erfreute, sang das Weihnachtslied: Stille Nacht, heilige Nacht. — Den Franzosen ergriff diese, ihm unbekannte Feier so, daß er sich die Augen trocknete.

Dann setzten wir uns um einen heißen Punsch, und in fröhlichem Gespräch verliefen die Stunden. Der General wollte uns verlassen, als die Thür sich öffnete und — kaum traute ich meinen Augen — Alfred erschien. Ich sprang auf und eilte zu ihm: „Alfred, Du Guter! Eben dachte ich an Dich und Mathilde.“

„Willst Du mich bekannt machen?“

Ich stellte ihn dem General und den Anderen als den Freund vor, von dem ich schon mehrere Male gesprochen hatte, und er wurde auf das Herzlichste empfangen.

„Was führt Sie her?“ fragte der General.

„Ich bringe eine Hamburger Weihnachtssendung, die leider nicht zum Feste eintrifft. Die Wagen sind zurück. Mir allein gelang es, schneller vorwärts zu kommen.“

„Sie sind uns willkommen, und Ihre Wagen werden es auch sein, denn wir fangen an mager zu werden. Nun erwärmen Sie sich und dann erzählen Sie.“

Digitized by Google

Noch lange blieben Alle beisammen und hörten, was Alfred aus dem Vaterlande berichtete. Ich aber merkte wohl, daß er unsere Lage für gefährlich hielt und meinetwegen gekommen war.

Während wir so den heiligen Abend unerwartet friedlich und freundlich verlebten, an unsere Lieben daheim dachten und sie um die Tannenbäume versammelt glaubten, befand sich meine Mutter mit Adele und Mathilde unterwegs. Alfreds schnelle Abreise hatte die jungen Mädchen mit Sorge erfüllt, sie hatten uns näher zu sein verlangt und nicht geruht, bis die Eltern ihren Wunsch erfüllten. Da nun Frau Sophie Freimann in dem von ihr geleiteten großen Hauswesen noch mehr weibliche Aufsicht gebrauchen konnte, so hatten sie sich nach Emons Schlosse begeben. Diese Liebesbeweise erfreuten Alfred und mich; auch uns befriedigte die Vorstellung, den Geliebten näher zu sein.

Alfred hatte sich in Vendôme schnell eine dankenswerthe Thätigkeit verschafft. Zuerst durchstreifte er im Unwetter die schneebedeckte Gegend, was mich für den an tropische Hitze gewöhnten Freund fürchten ließ; doch ihm schadete Nichts. Bald war er bekannt, und nun half er den Soldaten mit allerlei kleinen Dingen, gewann ihr Vertrauen und schrieb für sie die Briefe an ihre Angehörigen, für deren Abfassung ihnen Zeit und Gelegenheit fehlte.

Trotz seiner großen Offenherzigkeit konnte er in Bezug auf andere Menschen äußerst verschwiegen sein. Als ich von dem verstorbenen Capitän Des Gouillis sprach, hörte er theilnehmend zu, sagte aber Nichts.

Sylvester verlief nicht so still, wie das Christfest. Vor unserer Front machten sich feindliche Truppenansammlungen fühlbar, die wir, kaum eine Division stark, nicht unbeachtet lassen durften. Während wir am 31. einen Vorstoß gegen sie ausführten, rückten zwei französische Divisionen zum Angriff heran. Unsere vordersten Abtheilungen zogen sich vor der, von Norden nachdringenden, Uebermacht auf Vendôme zurück und setzten sich um Mittag hinter dem Eisenbahndamm fest, welcher im Thale, ein bis zwei Tausend Schritt vor der Stadt, die Sehne des Flußbogens bildet, an welchem, von Bergen umgeben, Vendôme liegt. Eine Seitenabtheilung stand noch eine Meile westlich im Gefecht und mußte herangezogen werden. „Reiten Sie!“ befahl mir der General. „Nehmen Sie einen Zug Ulanen mit.“ Es war aber nur ein halber Zug bei der Hand; mit dem ritt ich fort.

Die erste Hälfte des Weges hatte ich, am rechten Ufer des Loir zwischen Berg und Fluß entlang trabend, glücklich zurückgelegt, als ich

Digitized by Google

französische Infanterie in nicht unbeträchtlicher Anzahl erblickte, die statt auf uns zu, vor uns her marschirte, aber immerhin in der Lage war, mir durch den einfachsten Widerstand die einzige Straße zu verschließen. Es blieb Nichs übrig, als sie zu durchbrechen. Wir jagten hinter ihr drein. Erst das Geräusch unserer galoppirenden Pferde machte sie aufmerksam, sie drehte um, ein Theil formirte sich und legte auf uns an; ein Officier aber und ihm folgend der andere Theil liefen davon. Wir erhielten Feuer, dann waren wir zwischen ihnen, es gab ein Handgefecht ich jagte den Fliehenden nach, Der entlaufene Officier kam mir entgegen. „Nous sommes prisonniers", sagte er, theatralisch seinen Degen anbietend. Nun warfen alle die Waffen weg. Ich blickte ihm in's Gesicht. „Monsieur de Peyrade?" fragte ich, worauf er, mich erkennend und hierdurch ermuthigt, eine pomphafte Rechtfertigung seines Benehmens bei diesem Rencontre begann. Ich ließ die Gefangenen durch einige Ulanen wegführen, mit dem Befehl, Monsieur de Peyrade in meinem Quartier abzuliefern und zu bewachen. Dann ritt ich weiter, vollzog meinen Auftrag und kam wieder nach Vendôme, wo inzwischen der Kampf heftig entbrannt war. Die Franzosen stürmten wiederholt heran, wurden aber jedesmal von unserer Artillerie und der, den Eisenbahndamm haltenden Infanterie vertrieben und brachen nach Dunkelwerden das Gefecht ab. In der Nacht zogen sie sich zurück, am anderen Tage wurden sie von unserer Cavallerie verfolgt und weiter geworfen.

Als ich dem General meldete, daß ich den Peyrade gefangen habe, sagte er: „Unterschreibt er den Revers, sich jeder Feindseligkeit gegen uns zu enthalten, so schicken Sie ihn zur Mutter." Ich ließ Peyrade kommen. Er war sogleich bereit, das Verlangte zu unterschreiben, verstand jedoch mein kaltes Benehmen und sagte zum Abschiede in seiner Verlegenheit: „Kein Deutscher kommt lebendig aus Frankreich heraus. Dann wenden Sie sich an François de Peyrade. Ich werde Ihnen helfen."

Andeutungen von großen Gefahren, die uns drohen sollten, hatten wir schon oft erhalten. Als ich diese letzte dem General mitgetheilt hatte, äußerte er: „Auch in Versailles ist man der Ansicht, daß die Franzosen 'was Großes vorhaben. Manteuffel hat die Nordarmee an der Hallüe geschlagen, Werder behauptet sich an der Saône, nur von Bourbaki wissen wir Nichts. Man glaubt, daß er noch bei Bourges steht und daß beide Loire-Armeen zusammen operiren wollen, um Paris zu entsetzen."

In der That hatte der oberste Kriegsherr dem Prinzen Friedrich Carl jetzt befohlen, dieses feindliche Heer zu schlagen, so lange es noch

Digitized by Google

getrennt sei. Zu dem Zwecke sollte unsere Zweite Armee die Offensive sogleich gegen den General Chanzy ergreifen, dessen fortgesetzt ergänzte Streitkräfte uns am lästigsten waren. Demgemäß versammelte der Prinz auf der zwölf Meilen langen Linie zwischen Chartres und Blois die verfügbaren Armeetheile zum concentrischen Vormarsch auf Le Mans. Sie betrugen insgesammt nicht mehr als 58,000 Mann; die ununterbrochene kriegerische Thätigkeit hatte unsere Corps auf die Hälfte ihres Sollbestandes herab gebracht. Nun begann mit dem 6. Januar eine Woche des Kampfes, welche an jedem Tage blutige Gefechte und außergewöhnliche Mühseligkeiten brachte und mit der Zertrümmerung der Zweiten Loire-Armee an der Sarthe endete.

Der Schauplatz dieser Ereignisse ist ein Land allerengster Bebauung. Die Wege winden sich von einer Höhe zur anderen, durch steile Schluchten, über tiefe Wasserläufe, zwischen Wäldern und Anpflanzungen auf und ab. Die Schlösser und Fermen sind fest gebaut, die Grundstücke stark eingehegt, seitwärts der Straßen ist kaum ein Fortkommen, und selten findet man einen freien Umblick. Mit solchen Hindernissen verband sich Nebel, Schneefall, abwechselnd Thauwetter und grundloser Boden, Frost und Glatteis, so daß die Reiter zu Fuß gehen mußten und die Märsche für die Artillerie fast unausführbar wurden. Stürzende Pferde, zerbrochene Fahrzeuge hielten in den Engpässen ganze Colonnen auf, und doch konnte der hinter Deckungen unsichtbare Gegner oft nicht anders erreicht werden, als auf den Straßen, welche seine Geschosse bestrichen.

Trotz aller Schwierigkeiten drängten wir die feindlichen Massen vor uns zurück und wehrten die in Flanken und Rücken auftauchenden Haufen ab. Nicht selten griffen die Franzosen mit Ungestüm an oder leisteten hartnäckigen Widerstand; ihr Temperament machte sich aber auch in dem schnellen Nachlassen der Kampflust, ihre mangelhafte Disciplin in ungezügelter Flucht geltend, und immer ließen sie Kriegsmaterial und eine lästige Menge Gefangener in unseren Händen.

Am 10. Januar erreichte unser III. Corps vor Le Mans die Stellung, in welcher der General Chanzy seine Armee vereinigen wollte und welche für die entscheidende Schlacht mit Befestigungsanlagen versehen war. Die im tapfersten Kampfe vorgedrungenen Brandenburger befanden sich, kaum eine Meile von der Sarthe, einer großen Uebermacht allein gegenüber; denn rechts war das IX. Corps und noch weiter der Großherzog von Mecklenburg, links das X. Corps auf ihren längeren Wegen durch Boden-

Digitized by Google

hemmniſſe und feindliche Gegenwehr aufgehalten. Am folgenden Tage lag vor Le Mans die Laſt des Kampfes ebenfalls zunächſt auf dem heldenmüthigen III. Corps.

Zu ſeiner Hilfe hatte ſich unſer X. Corps ſo thatkräftig wie möglich vorwärts Bahn gebrochen und ſchritt am 11. ohne Erholung bei einbrechender Dunkelheit zu neuen Angriffen. Ein Hinderniß nach dem anderen überwindend, gelangte unſere Spitze vor die Waldhöhe, hinter welcher die Vorſtadt von Le Mans beginnt und auf der ſich die Hauptmaſſe des feindlichen rechten Flügels befand. Weiter ging es im Finſteren den Wald hinauf, wo der Kampf und Lärm in der Nacht fortdauerte. Während der Pauſen zwiſchen den, von den Franzoſen ins Blinde hinein abgefeuerten Gewehrſalven hörte man aus der Richtung, wo ihre Bivouakfeuer brannten, das Getöſe menſchlicher Stimmen und fahrender Wagen und Eiſenbahnzüge.

Damit unſere Truppen, die hier vorn zwiſchen dem Feinde waren, am Morgen in ihrer rechten Flanke unterſtützt würden, mußte ich dem Seitendetachement, welches nach einer früheren Beſtimmung mehr zurück nächtigen ſollte, den Befehl überbringen, weiter zu marſchiren. Es waren zwei Bataillone, darunter die hannoverſchen Jäger, deren heimathlicher Dialect mich erfreute. Ich begleitete ſie. Einige Stunden nach Mitternacht trafen wir franzöſiſche Vorpoſten, dann erhielten wir Schüſſe aus Häuſern. Im Anlauf ging es auf das Gehöft, wo ein Ringen entſtand, bei dem man kaum wußte, wer Freund, wer Feind war. Während die Häuſer genommen wurden, umgab mich draußen ein Haufen franzöſiſch ſprechender Männer. Sie ſchoſſen nach mir, drangen auf mich ein. Ich feuerte mit dem Revolver dazwiſchen und wehrte mich mit dem Degen, würde aber wohl unterlegen ſein, wenn nicht eine bekannte Stimme meinen Namen gerufen, und als ich „hier!“ geantwortet, derbe Stöße, die von plattdeutſchen Flüchen begleitet wurden, mich befreit hätten. Alfred und einige hannoverſche Jäger waren meine Erretter.

„Biſt Du es, Alfred?“ rief ich verwundert, denn ich war ihm ſeit vielen Tagen nicht begegnet.

„Ja. — Nehmt die Gefangenen mit zu den anderen auf den Hof.“

„Wo mag der Commandeur ſein?“

„Im Hauſe. Er iſt verwundet.“

Die Gefechte dieſer Winternacht waren beendigt, Vorpoſten ringsum aufgeſtellt. Nach den äußerſten Anſtrengungen ruhten die Truppen, unter den ſchützenden Dächern eng zuſammen liegend. Erſt bei dem Eintritt in eines der Häuſer ſah ich, daß Alfreds Kopf unbedeckt war und blutete.

Digitized by Google

„Es hat Nichts zu bedeuten," sagte er. „Ich will es abwaschen. Geh' nur hinein."

„Ich will den Arzt suchen."

„Der hat Wichtigeres zu thun. Es ist nur eine Schmarre."

Er wusch das Blut von der Stirn und band ein Tuch darüber. Gleich nachher lag er an meiner Seite in tiefem Schlaf.

Am anderen Morgen kamen wir in ein lebhaftes, aber nur kurzes Gefecht. Ueberall vor unserer Front wurde der Feind geworfen und floh. Die Deutschen drängten nach. Das X. Corps bemächtigte sich nach einem Straßenkampfe, der bis zum Abend währte, der Stadt Le Mans vollständig.

Der General Chanzy zog sich nach dem Westen zurück. Von schwachen Abtheilungen unserer zusammengeschmolzenen Armee verfolgt, geriethen seine Truppen in immer größere Auflösung. Nur halb so viel, als womit er uns östlich der Sarthe entgegentrat, waren noch in seiner Hand.

Alfred hatte ich seit dem Morgen des 12. nicht wiedergesehen. Als ich mehrere Tage später von einer Entsendung nach Le Mans zurück kam, fand ich seine Karte, auf die er geschrieben hatte: „Mathildens jüngster Bruder ist vor Mézières verwundet. Ich suche ihn auf. Lebe wohl!" Der unermüdlich Treue! Zur Zeit, da er mich in Gefahr glaubte, die nun vorüber, war er gekommen, und in der Eile hatte ich ihm nicht einmal für die Befreiung aus Feindeshand gedankt.

Wir fanden einige Ruhe in Le Mans. Der General Bourbaki hatte die Erste Loire-Armee ostwärts geführt. Sie sollte mit einer Ueberlegenheit, deren Wirkung die Franzosen für gewiß hielten, den General Werder erdrücken, das belagerte Belfort befreien und jenseits des Rheins so verheerend auftreten, daß wir zum Schutze des eigenen Landes zurück eilen müßten. Und auf dem weiten Wege durch das sich erhebende Frankreich sollten wir vernichtet werden.

Der General von Werder und sein heldenmüthiges XIV. Corps widerstanden aber den Angriffen der dreimal stärkeren Schaaren Bourbakis und dieser mußte sich am 17. Januar nach der dreitägigen Schlacht an der Lisaine zum Rückzüge entschließen.

Das Bombardement von Paris hatte begonnen. Noch einmal versuchten die Belagerten einen Ausfall; noch einmal mußten sie, am 19. bei dem Mont Valérien geschlagen, wieder in die ausgehungerte Stadt einziehen. Und an demselben Tage besiegte der General von Goeben die französische Nordarmee bei St. Quentin.

Digitized by Google

Am 18. Januar aber, am preußischen Krönungstage, war feierlich im Königsschlosse von Versailles das Deutsche Kaiserthum proclamirt worden.

Mit Dank gegen Gott, mit Begeisterung für unseren sieggekrönten Kaiser, mit Jubel über das glorreiche Werk deutscher Erhebung begrüßten wir die herrliche Botschaft.

Die Franzosen, so tief gekränkt ihr Selbstgefühl war, hatten doch Sinn für das Große, was in ihrem Lande dem Feinde gelang. Bei der Achtung, welche sie dem Erfolge zollen, wunderten sie sich fast, daß wir gegen sie nicht stolzer, sondern gleichmüthig wie vorher auftraten.

Westlich der Sarthe fanden noch immer Zusammenstöße mit wieder vorgeschobenen Theilen von Chanzys Armee statt, und an der Loire fehlte es auch nach Bourbakis Abmarsch nicht an feindlichen Unternehmungen, die mehrere kleine Treffen zur Folge hatten. Indeß beherrschten wir einen weiten Umkreis. Am 19. Januar besetzten unsere Truppen Tours und streiften weit darüber hinaus.

Meine Hoffnung, nunmehr von Emon zu hören, wurde erfüllt. Ich erhielt folgende Zeilen von ihm:

„Villerxedy, 20. Januar 1871.

„Lieber Freund! Ich danke Gott, daß ich hierher gekommen bin und nicht zu spät. Ich habe die letzten Athemzüge meiner Mutter gehört. — Als ich kam, war sie noch bei klarem Bewußtsein und freute sich meiner Anwesenheit. Dann fiel sie in einen langen Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwacht ist. Wir haben sie in ihrer Heimath bestattet, welche sie so sehr liebte.

„Da ich mich auch hier nützlich machen kann, bleibe ich bis zum Frieden bei den Verwandten.

„Herr von Born, von den ostpreußischen Ulanen, der mit seinem Detachement hier rastet, will diesen Brief an Sie besorgen. Zu meiner großen Freude wußte er, daß Sie gesund sind. Gott schenke uns ein glückliches Wiedersehen.

„Ihr Emon von Eschingen."

Den Tod der alten Gräfin, die von dem Sohn und ihren Verwandten umgeben, in ihrem Vaterlande sanft entschlafen war, konnte ich nicht beklagen. Emon mußten die großen Ereignisse, die befriedigende Thätigkeit zerstreuen. Und dann — jetzt war er frei.

Das demagogisch unterwühlte Paris war der Hungersnoth nahe und mußte capituliren. Am 28. Januar wurde, mit Ausnahme des südöstlichen Kriegsschauplatzes, ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Digitized by Google

Um den unerwarteten Zug des Generals Bourbaki sicherer unschädlich zu machen, hatte die oberste Heeresleitung das II. und VII. Corps dem XIV. zu Hilfe geschickt. Alle diese Truppen waren als „Süd-Armee" dem General von Manteuffel unterstellt worden. Dieser machte mit dem II. und VII. Corps den kühnen Marsch über den Doubs und zwang am Schluß des Monats Januar die Massen, welche von jenem Zuge noch vorhanden waren, zum Uebertritt auf Schweizer Gebiet. Hiermit verschwand wieder eine französische Armee mit einem Schlage von dem französischen Boden.

Belfort wurde von seinen tapferen Vertheidigern geräumt und von den deutschen Belagerungstruppen besetzt.

Nun ruhten vorläufig die Waffen überall. Wie lange, hing von der französischen Nationalversammlung ab, die gewählt werden sollte, um in Bordeaux die deutschen Friedensbedingungen anzunehmen oder zu verwerfen.

Die Deutschen wünschten den Frieden, die Franzosen waren zu ihm gezwungen. Ob aber die Nationalversammlung Letzteres schon jetzt einsehen werde, erschien zweifelhaft; denn Gambetta und die Kriegspartei à outrance schreckten vor neuen Handlungen verzweifelter Gegenwehr nicht zurück. Wir richteten uns darauf ein. Die Ausrüstung wurde in Stand gesetzt und die Mannschaft nicht allein ergänzt, sondern auch geübt. Gleich nachdem die Waffenstillstands-Quartiere bezogen waren, betrieben wir den Dienst wie im Frieden. Unsere regelmäßigen Exercitien imponirten den Franzosen ungemein.

Trotz reichlicher Arbeit und des in dem schönen Lande sprießenden Frühlings wurde uns der Monat des Waffenstillstandes sehr lang. Nach der Aufregung des Krieges erschlaffen die Nerven. In der Voraussicht des Friedens sehnte man sich nach Hause.

Endlich waren die Präliminarien in Versailles unterschrieben und am 1. März von der Versammlung in Bordeaux angenommen. Sie wurden sehr verschieden beurtheilt. In dem Café, wo wir uns Abends versammelten, meinte ein Regiments-Commandeur: „Die fünf Milliarden sind zu wenig."

„Oho!" rief ein Anderer. „Fünf Milliarden kann kein Volk bezahlen. So viel Geld gibt es überhaupt nicht."

„Eine Milliarde, wie viel ist das?" fragte ein alter Major.

„Frankreich macht die Zahlungen durch Anleihen möglich," sagte unser Johanniter, der in Geldgeschäften bewandert war. „Aber ich wollte, wir hätten ganz Paris besetzt."

„Und lange, nicht bloß so ein Hineingucken für ein paar Stunden," setzte der Regiments-Commandeur hinzu. „Von Paris geht alles Unheil

Digitized by Google

aus. Jahre lang müßten wir darin bleiben. Denken Sie an mich, wir machen Frankreich nicht klein genug."

Am 15. März verließ der Kaiser Wilhelm den Boden Frankreichs. von diesem Tage datirt der Armeebefehl, durch welchen der allerhöchste Kriegsherr in warmen und erhebenden Worten dem Heere Lebewohl sagte.

Die deutschen Armeen sollten das Land nach Maßgabe der französischen Zahlungen verlassen, 50,000 Mann aber die an Deutschland grenzenden Departements als Pfand für die letzten drei Milliarden noch länger occupirt halten.

Die Märsche hatten begonnen, als der Aufstand der Pariser Commune diese Räumung in Frage stellte. So lange die Regierungsgewalt in Frankreich nicht gesichert war, konnte Deutschland auf die Erfüllung der Friedensbedingungen nicht rechnen.

Die deutschen Truppen in der nördlichen und östlichen Umgegend von Paris rückten wieder nahe vor die empörte Stadt und wurden Zuschauer des Kampfes der französischen Regierung mit den Aufständischen, der bis zum Schluß des Monats Mai dauerte.

Aus dieser Zeit besitze ich einen langen Brief von Birlach, den er in Conflans-Ste. Honorine am 25. Mai geschrieben hat und aus dem ich hier Folgendes mittheile:

„Dreiviertel Jahr um Paris herum, ist das ein Vergnügen! Ich kenne zwischen Seine und Oise jedes Haus so genau, wie am Breiten Wege in Magdeburg, wohin ich nachgerade sehnlich verlange. Während des Krieges kam ich nicht recht dazu, an die Braut zu denken, aber im Waffenstillstande und bei diesem Rückmarsche vorwärts. Ihnen wird es wohl ebenso gehen.

„Jetzt ist es ganz abscheulich in diesen wüsten Schlössern. Verwüstet fanden wir sie vor, und dann schossen die Franzosen noch alle Tage ihre eisernen Zuckerhüte hinein. So lange sie das thaten, war es wirklich erträglicher. Das Scheußlichste ist der Schlußact, den unsere Feinde unter sich vor unseren Augen aufführen. Salve auf Salve knallt aus Paris. Und bevor Mac Mahon drin war, donnerten die brüderlichen Kanonen gegen einander, wie am lautesten Tage unserer Einschließung die feindlichen. Die Flammen, die unser Bombardement erzeugt, sind Nichts gegen die Gluth, welche die Pariser aus eigener Machtvollkommenheit angezündet haben. Es ist doch ein schreckliches Volk!

Digitized by Google

„Die Magdeburger bereiten ihrer Garnison einen großartigen Empfang und meine Schwiegereltern die Hochzeit. Wäre nur der Bräutigam erst da!

„Ihr Oberstlieutenant von Krelow, der seit December wieder bei'm Regiment ist, neckte mich mit der Behauptung, wir kämen zur Occupation, und die Kameraden machten es ihm nach, als ich es glaubte. Ei, warum sollte ich nicht? Es war doch möglich und wäre für mich gar hart gewesen.

„Mein Vater hat in den Cassseler Lazarethen noch immer viel zu thun. Mutter schreibt, Julia von Ellerbach wäre viel liebenswürdiger geworden und rührend aufmerksam gegen ihren alternden Vater. Am Ende geht unser Trzemonski, mit neuen Lorbeeren geschmückt, nochmals auf sie los. Aber sie nimmt ihn nicht. Er thut Dienst mit einer Binde, worin er die bei Wörth angeschossene Hand trägt."

Während des Kampfes mit der Commune war in Frankfurt a. M. der definitive Friede geschlossen worden. Als der Aufstand in Paris unterdrückt, die französische Regierungsgewalt hergestellt war, nahm der Rückmarsch der deutschen Armeecorps seinen ungestörten Fortgang.

30.

Ueberall in Deutschland wurde den heimkehrenden Truppen ein festlicher Empfang bereitet. In Berlin, die jetzige Reichshauptstadt, sollten Deputationen der ganzen Armee mit dem Garde-Corps am 16. Juni feierlich einziehen.

Nicht viel früher war ich zurückgekommen und von meinen Eltern und Adele empfangen worden. Welch' ein frohes Wiedersehen war dies! Wie stolz blickte mein Vater, wie glücklich meine Mutter mich an, wie selig waren Adele und ich!

Und wie viel hatte Mutter von den Vorbereitungen zu Alfreds und meiner Hochzeit, die gleich nach dem Berliner Einzugsfeste stattfinden sollte, zu erzählen! Von Mathilde und deren Brüdern, die Beide erwartet wurden, denn auch der verwundete war gesund. Daß Onkel Georg und Onkel Wilhelm bei dieser Veranlassung aus ihrer welfischen Abgeschlossenheit heraustreten wollten, ihre Frauen dagegen sich entschuldigt hätten. Daß Cordula und ihr Mann und Marie und Justus kämen und nur Jobst und Günther nicht, weil sie noch auf dem Marsche waren. Alle Hochzeitsgäste nannte sie: Freimanns natürlich und Emon und seine Braut mit ihrer Mutter, und Leinaus. Birlachs waren ja durch die in Magdeburg bevorstehende Hochzeit verhindert. Aber Aurelius, der augenblicklich zum

Digitized by Google

ersten Deutschen Reichstage in Berlin war, hatte für sich zugesagt, seine kränkelnde Frau scheute die Reise. Wellmeiers, Zettels, die Chefs des Hamburger Hauses waren eingeladen und so weiter.

Als meine gute Mutter und ich allein waren, sprach sie mit besonderem Gefallen von Friedrich, der schon mehrere Monate zu Hause war und nun bei den Eltern bleiben wollte, wobei sie einige zarte Andeutungen, daß er die liebe, beklagenswerthe Bertha gern leiden möge, nicht unterlassen konnte.

Und wie gesprächig war sie, als sie mir die Wohnung zeigte, welche die Baronin für Adele und mich in Berlin eingerichtet hatte. Auch hierbei mischte sich die Trauer in ihre Fröhlichkeit. „Es wurde der Baronin schwer," sagte sie, „Berlin wiederzusehen ohne Christian. — Aber nun werden wir Alle glücklich." Und sie lehnte sich zärtlich an mich.

Freimanns waren froh, wieder im eigenen Hause vereinigt zu sein; Frau Sophie befriedigt von ihrem wohlthätigen Wirken in Emons Schloß, worin noch wenige Kranke verpflegt wurden und welches sie erst kürzlich verlassen hatte; und er so heiter, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er trieb Scherz über Scherz, kein Widerspruch kam aus seinem Munde, in dem Glanze des Vaterlandes erschien ihm Alles vortrefflich.

Es war ein Genuß, mit den Eltern und Adele die öffentlichen Vorbereitungen für den Einzug zu betrachten, deren Großartigkeit sie in Erstaunen setzte und deren Bedeutung sie mit warmen Herzen empfanden. Wir fuhren den weiten Weg vom Kreuzberge bis zum königlichen Schlosse. Haus an Haus wurde geschmückt, und in den Straßen wechselten reiche Ehrenpforten, verzierte Tribünen, hoch ragende Festbäume mit einer Fülle von Fahnen, Kränzen und Blumen. Dazwischen erhoben sich die Werke der Bildhauer und Maler, welche dem wieder erstandenen Deutschen Reiche und seinem Kaiser huldigten, oder Elsaß-Lothringen begrüßten, oder die Hingebung unserer Krieger, die Opferwilligkeit des Volkes priesen. Jeder blickte mit patriotischer Genugthuung auf diese schönen Darstellungen der vollbrachten Thaten und errungenen Herrlichkeit. Dazu die unzählbaren französischen Geschütze, deren Reihen unter den Linden bis zum Denkmal Friedrichs des Großen gewissermaßen Spalier für die Truppen bildeten und jetzt von dem Publikum mit dem lebhaftesten Interesse in Augenschein genommen wurden.

Alles glänzte in hellem Sonnenschein am 16. Juni, und viele hunderttausend Menschen standen Kopf an Kopf auf beiden Seiten der Einzugs-

Digitized by Google

straße und auf dem Tempelhofer Felde, wo der Kaiser die Fronten abritt und die Truppen begrüßte. Dann setzte der greise Feldherr sich an die Spitze. Ihm folgten der Kronprinz, der Prinz Friedrich Carl und die deutschen Fürsten, der Fürst Bismarck zwischen dem Feldmarschall Grafen Moltke und dem Kriegsminister Grafen Roon, die Generalität mit den zahlreichen Stäben. Und darauf die Truppen, 40,000 Mann.

Die Luft erbrauste von den Freudenrufen der zuschauenden Menge. Aus allen Fenstern blickten zwei, drei Reihen Köpfe, Damen, Herren, Kinder. Bis auf die Dächer war jeder Platz benutzt. Die Tücher wurden geschwenkt, Blumen regneten und Ehrensträuße wurden geworfen. Bald glich die Colonne, mit Kränzen bedeckt, einem wandelnden Hain. Ach, wie ungern ritt ich an den Blumen vorüber, welche Adele über mich schüttete und die von zugreifenden Leuten Anderen gereicht wurden. Aber eine Rose bekam ich. Nach ihr verlangte ich so dringend, daß die Nächsten sie einem Jungen gaben, der nachlaufend sie mir brachte. „Die is wohl von die Liebste?" sagte der Schlingel.

Auf dem Pariser Platz, dessen weiter, herrlich geschmückter Raum von festlich gekleideten Herren und Damen gefüllt war, standen die Behörden, der Reichstag, viele Corporationen, die Invaliden der Befreiungskriege und blühende Mädchen, welche dem Kaiser die Huldigung der Reichshauptstadt darbrachten. Einen solchen Anblick hatte die Victoria auf dem Brandenburger Thor noch nicht gehabt, obgleich sie ihr Eisernes Kreuz schon länger als ein halbes Jahrhundert trug.

Die Kaiserin, zu welcher die Armee, die ganze Nation dankbar aufblickte, — hatte sie doch die Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger auf das Wirksamste gefördert — sah den Einzug von dem Balkon des Palais. Und ihr gegenüber blickte der Alte Fritz mit Wohlgefallen auf Wilhelm, den Siegreichen, auf „Unseren Fritz" und den eisernen Friedrich Carl, auf alle Helden, die da defilirten.

Der alte Kaiser hielt unermüdlich hier in der Sonnengluth zu Pferde und wandte keinen Blick von den bei ihm vorbei marschirenden Truppen.

Und ein noch viel älterer Reiter sah zu, der siebenundachtzigjährige Feldmarschall Wrangel, der sich über Alles freute und nur das Eine beklagte, daß er diesmal nicht, wie noch 1866, hatte mit reiten können in den Krieg.

Das Publicum rief den Garde-Regimentern seine Grüße zu, jauchzte in freudigem Stolz, als die französischen Adler und Fahnen vorbei ge-

Digitized by Google

tragen wurden, und brachte begeisterte Hochs der Deutschen Armee, als es deren Deputationen erblickte. Diese bestanden aus Officieren und Mannschaften, welche durch persönliche Auszeichnung berufen waren, ihr Corps zu vertreten. Unter ihnen befand sich auch Norgart.

Den Schluß der erhebenden Feier bildete die Enthüllung des großen Monumentes, welches dem König Friedrich Wilhelm III. vor dem Schlosse in Berlin errichtet worden war. Alle, welche das in solcher Zeit vollendete Werk betrachteten, mußten die glückliche Wendung im Schicksale unserer Nation dankbar empfinden. Mit welchen Gefühlen mag der Kaiser an seinen Vater gedacht haben! Was Diesem nach unsäglichen Leiden trotz der Opfer und Siege seines Volkes nicht gelang: Deutschland einig und stark zu machen, das hatte der glücklichere, der heldenmüthige Sohn vollbracht.

Doch auch nach schweren Kämpfen und beklagenswerthen Verlusten. Mit der Freude dieses unvergeßlich schönen Tages mischte sich tiefe Wehmuth. Denn Viele wurden in den siegesfroh einher marschirenden Reihen vermißt. Tausende ruhten in der Erde der Schlachtfelder und viele Tausende waren verstümmelt und krank.

Norgart sprach ich seit seines Schwagers Tode zum ersten Mal, nur einen Augenblick. Er wollte gleich weiter nach Ellerbachs Gut, wo seine Frau war.

Dort fehlte nur ein theueres Haupt. Anderen Häusern hatte der Krieg alle Söhne geraubt. Es gab Familien, die 1864 und wieder 1866 und abermals jetzt in Trauer waren.

Aber die Schmerzensthränen wurden im Verborgenen geweint. Konnten die glorreichen Thaten das persönliche Leid nicht bannen, ein Trost waren sie auch den Traurigsten. Und Keiner mochte sich kleinmüthig zeigen in so großer Zeit.

Vielleicht hat dieser Heroismus, so wenig er äußerlich hervortreten mochte, die Ausländer in der von Furcht und Eifersucht eingeflößten Meinung bestärkt, die Kriegslust lasse das mächtige Deutschland nicht ruhen; jetzt bedrohte es andere Staaten.

Wer den Gesprächen unserer sieghaften Soldaten gelauscht hat, der weiß, daß wir nicht kriegslustig sind. Wer die Schrecken des Krieges muthig durchlebt hat, der kennt die stählende Kraft, der bewahrt den Stolz des mannhaften Kampfes und ist bereit, Alles für das Vaterland hinzugeben; aber was er wünscht, das ist die Erhaltung des Friedens.

Es war keine Ueberhebung in der Armee. Die Truppen des kaiserlichen Frankreich hatten uns ihre ausgezeichneten Eigenschaften, der Wider-

Digitized by Google

stand der Republik die Vaterlandsliebe unserer Feinde in Achtung gebietender Weise gezeigt. Wir mußten nach dem Erfolge die unvergleichliche Organisation unserer Wehrkraft, die entscheidende Bedeutung unausgesetzter Friedensarbeit um so höher schätzen. Und das erhabene Vorbild unseres herrlichen, frommen Kaisers wies darauf hin, die Siegesgewißheit auch ferner durch treue Pflichterfüllung zu erstreben.

So wenig wie das Heer verlangte die Nation nach weiterer Vergrößerung. Wir hatten erkämpft, was wir zu unserer Sicherheit gebrauchten, und vollauf zu thun, unser äußerlich fertiges Haus im Inneren auszubauen und seine Grenzen zu schützen.

Solche Betrachtungen stellten sich bei dem Begrüßungsfeste der heimkehrenden Krieger von selbst ein und gaben ihm die rechte Weihe. Daß Adele daran ebenso verständnißvoll, wie begeistert theilnahm, erhöhte mein Glück.

Wenige Tage, nachdem sie mit meinen Eltern Berlin verlassen hatte, fuhr ich zu der eigenen und des Freundes Hochzeit nach dem holsteinischen Gute.

Der alte Capitän hatte gebeten, daß wir Beiden zusammen kämen. Ich traf Alfred auf dem Bahnhofe in Altona. Er hatte schräg über der Stirn eine Narbe als bleibende Erinnerung an jenes Nachtgefecht bei Le Mans, wo er mich befreite.

An der Gutsstation wurden wir von dem Capitän und dem Inspector mit einem bekränzten Wagen erwartet, und Jener hielt eine Art von feierlicher Begrüßungsrede. Im Dorfe war eine Ehrenpforte errichtet, auf welcher das Eiserne Kreuz von deutschen Fahnen umgeben prangte und bei der uns der Cantor und die Schuljugend mit der „Wacht am Rhein" feierten. „Wir wollten auch ein Einzugsfest haben," sagte der Capitän, als wir uns bedankten. Seine Augen glänzten in großer Fröhlichkeit.

Von der Ehrenpforte bis zur Kirche standen die Dorfbewohner, riefen Hoch! und schwenkten die Mützen und Tücher.

An der Pfarre hieß uns der Pastor willkommen. Die Pastorin, Frau Charlotte und Mathildens Brüder hatten sich zu ihm gesellt.

Dann fuhren wir in die Allee, deren Bäume durch Guirlanden verbunden waren, nach dem Schloßhofe, wo Friedrich uns mit seiner lebhaften Empfindung umarmte.

Im Schlosse hatte sich die Familie mit Eichborns versammelt. Das Wiedersehen war nicht allein herzlich, sondern, was mir sehr wohlthat, auch heiter. Adelens Eltern wollten der Freude wieder zugänglich sein, und Bertha überwand ihren Schmerz in der Theilnahme an unserem Glücke.

Digitized by Google

Für die zahlreichen Gäste war Alles bereit. Mathildens Brüder hatte Frau Charlotte aufgenommen; für die Angehörigen unserer Familie, für Aurelius und Emon war in unserem Hause Platz. Alle Anderen sollten im Schlosse wohnen.

Die Verwandten kamen am Abend, Onkel Georg und Wilhelm hierher zum ersten Mal. Seit meinem Eintritt in den preußischen Dienst hatten sie ihre Schwester nicht gesehen. Erst waren sie aus Welfenprincip, später auch aus Verlegenheit und Bequemlichkeit fern geblieben, was den Wünschen ihrer noch welfischeren Frauen entsprach. Die Verbindung, welche unsere Familie mit der des Barons zu schließen im Begriff stand, glaubten sie durch ihre Anwesenheit ehren zu müssen, und da sie unbefangen und herzlich empfangen waren, so durchbrach allmählich die Freude der Wiedervereinigung ihr anfangs zurückhaltendes Wesen. Cordula und Marie waren sehr natürlich geblieben und sehr stark geworden, Justus kräftig, Cordulas Mann, der ehemalige Dragonermajor, wenig verändert. Er knüpfte bald ein eifriges Gespräch über den letzten Krieg an, den er genau verfolgt hatte, so daß er von einzelnen Gefechten Ortsnamen, Datum und Truppentheile richtig angeben konnte, wogegen Onkel Wilhelm Nichts davon zu wissen und kaum die Schlacht bei Mars la Tour zu kennen schien, obgleich sein Sohn Justus an den Ehren Theil hatte, welche die Garde-Dragoner dort erwarben.

Für meine Onkel existirte die Weltgeschichte seit 1866 nicht. Die Begeisterung, welche durch das deutsche Volk ging, war ihnen unverständlich. Sie wußten, daß wir jetzt einen Kaiser hatten, und das war ihnen ganz recht; ich glaube, weil sie sich hierdurch besser mit der Stellung ihrer Söhne im Heere abfanden. Als ihren König erkannten sie den Kaiser nicht an. Sie sprachen viel von Seiner und Ihrer Majestät, womit sie den König Georg und die Königin Marie meinten.

Ebenso unverändert war ihr und meiner Cousinen hannoverscher Adelsdünkel, den ihr Benehmen gegen unsere Hausgenossin erkennen ließ. Das bürgerliche, mit ihnen nicht verwandte Mädchen wollten sie unbeachtet lassen. Mathildens geistige Ueberlegenheit machte sich ihnen jedoch alsbald mit glücklicher Laune und schnellem Witz fühlbar.

So verstrichen diese späten Abendstunden wenigstens ohne die Störungen, welche meine Mutter befürchtet hatte.

Der andere Vormittag war mit Besuchen und dem Empfang der nach und nach eintreffenden Gäste reichlich gefüllt. Zuerst kamen Freimanns.

Digitized by Google

Sie interessirte es, den alten Capitän persönlich kennen zu lernen und Schloß und Park zu besehen. Der Capitän gefiel Herrn Freimann so, daß er ihn fast allein in Anspruch nahm.

Dann kamen mit demselben Eisenbahnzuge Emon und die Freunde aus Cassel und Hannover.

Herr von Leinau, Wellmeiers und Zettels waren alt geworden, Frau von Leinau noch schön und sehr anmuthig. Die Thränen traten ihr in die Augen, als sie mich wieder sah. Daß der Senator gebeugt ging, Herr von Leinau grau geworden war, entsprach der gewöhnlichen Wirkung der Zeit; aber Dieser und auch der viel jüngere Zettel stellten sich so dar, daß man auch die Wirkung des engen Kreises bemerkte, in welchem sie stehen geblieben waren.

Emon theilte mir wehmüthig und glücklich mit, daß er sein Trauerjahr vorüber gehen lassen, dann heirathen wolle und darauf mit seiner Frau, bis er sie in das erneuerte Schloß führen könne, zu reisen gedenke.

Es war gut, daß er und Aurelius unser Haus zugleich betraten; denn Letzterem waren meine Onkel natürlich abgeneigt, der Graf von Eschingen dagegen interessirte sie und hatte die Gefälligkeit, sie mit allerlei unverfänglichem Gespräch angenehm zu unterhalten.

Am späten Nachmittage trafen die Chefs des Handlungshauses und andere Freunde Alfreds aus Hamburg ein. Jene waren alte Herren von vornehmer Haltung, deren Ausdruck sowohl des Gesichts, wie der Rede ihre große Erfahrung und weltmännische Bildung sofort kundgab.

In dieser Gesellschaft, wozu noch Pastors und einige Gutsnachbarn kamen, wurde im Schlosse der Polterabend so erfreulich verlebt, wie die Erinnerung an die Fehlenden zuließ.

Wie schön war am Hochzeitstage die Welt! Keine Wolke am blauen Himmel. Die glitzernden Wellen des Sees plätscherten und die tanzenden Blätter am Waldsaum raschelten, als hätten sie sich das Lustigste zu erzählen.

Aus der, in einen Blumenhain verwandelten Halle des Schlosses ging der lange Hochzeitszug, in der Allee unter den Kranzgewinden von der festlich geputzten Dorfschaar freudig begrüßt, nach der Kirche, vor derem Altar Adele mir, Mathilde Alfred angetraut wurde.

Glückselig wie in dieser Stunde sind wir, Gott sei dafür gedankt, mit einander bis heute geblieben.

Ich will aber meine Erzählung nicht schließen, ohne die Trinksprüche an der Hochzeitstafel zu verzeichnen. Nachdem der Pastor noch einmal der

Digitized by Google

jungen Ehepaare gedacht hatte, erhob sich Onkel Georg. Er brachte in einer Form, die verbindlich sein sollte, aber etwas steif war, die Gesundheit meiner Schwiegereltern aus. Dann sprach Aurelius in ergreifenden Worten von meinem Vater, dem verdienten Manne, von meiner Mutter, die jetzt so große Freude erlebte. Mein Schwiegervater dankte seinen Gästen für ihre Theilnahme an diesem Feste, und mein Vater brachte der hannoverschen Heimath ein Hoch.

Jetzt ließ Onkel Wilhelm sein Glas klingen und hielt folgende Rede: „Old Hanover for ever! Hannover hat viel Gutes geliefert, zum Beispiel den Herrn Capitän hier am Tische, den tapferen Invaliden von 1848. Schade, daß zwischen den Düppeler Kniks unsere Cavallerie Nichts machen konnte. Sie war die beste der Welt. Seine Majestät hat allerhöchstselbst mir einmal gesagt: Meine Cavallerie ist die beste der Welt. Cordula, Dein Mann war dabei. Ich erinnere an Garzia-Hernandes —"

„Was ist das?" fragte Emon. Onkel Wilhelm, etwas aus dem Text gebracht, fuhr in seinen hannoverschen Erinnerungen fort: „Das Motto unserer Cürassiere —"

Wir mußten an Wichard denken und sahen, wie schmerzlich betroffen meine Schwiegermutter war.

„Pardon!" entschuldigte er sich. „Ich wollte von Langensalza nicht sprechen. Ich bitte, ein Glas auf das Wohl des Herrn Capitäns zu leeren."

Die Zustimmung, welche dieser Vorschlag fand, verwischte den Eindruck von Onkel Wilhelms speech, und hierzu halfen auch die warmen Worte über Schleswig-Holstein, welche wir nun von dem Senator Wellmeier hörten.

Noch einmal erhoben sich meine beiden Väter, Adelens Vater, um denen, welche die Leiden des Krieges gemildert, und besonders Emon und Freimanns für das Gute, was sie uns gethan, zu danken; und mein Vater, um Hamburg und Alfreds Chefs zu feiern. Hierauf erwidernd, sprach Einer von diesen große Lobsprüche für Alfred aus und Herr Freimann pries in zierlichen Versen zu allgemeiner Freude Emon und seine Braut.

Am Schluß stand der alte Capitän auf, stützte sich mit der linken Hand auf den Tisch, hielt in der rechten das Glas und redete in gemessen feierlicher Weise: „Der letzte Trinkspruch war so heiter, wie eine glückliche Jugend. Der meinige soll allen Jungen an dieser Festtafel gelten, der deutschen Jugend überhaupt. Sie hat sich bewährt und wird einst des jungen

Digitized by Google

Reiches Stärke ſein. Von den Brüdern der jungen Frau Mathilde hat einer für das Vaterland geblutet, der andere Wunden geheilt. Der junge Garde-Dragoner, der Sohn des geehrten Herrn, welcher die Freundlichkeit hatte, meine Geſundheit auszubringen, iſt in einem der größten Reiterkämpfe der Kriegsgeſchichte mitgeritten. Meine Freunde Ernſt und Alfred haben jeder zwei Ehrenzeichen heimgebracht. Ernſt zwei Eiſerne Kreuze und Alfred eines und eine Narbe. Und der Bruder der jungen Frau Adele, der ein Kind von vier Jahren war, als ich hierher kam, Friedrich iſt jetzt ein ſtandhafter Mann, der ſeine Treue an Deutſchland bewieſen, den Dank von Hunderten erworben hat und die Liebe Aller verdient.

„Mein Hoch gilt der Jugend. Möge ſie den Ruhm der Nation, welcher den Lebensabend der Alten verſchönt, hüten und mehren!“

Digitized by Google

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Erlebtes

aus dem

Kriege 1870/71.

Von

J. Hartmann,

Königlich Preußischer General-Lieutenant z. D.

Zweite Auflage.

Preis: ℳ 5,60, gebunden ℳ 6,75.

Der Verfasser hat, als Artillerie-Stabsoffizier in das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen und darauf bei dem General von Werder kommandirt, an den ersten Kämpfen der Dritten Armee, an der Belagerung von Straßburg, den Operationen des XIV. Armeekorps und der Schlacht an der Lisaine theilgenommen. Er schildert große und kleine Begebenheiten, hervorragende Personen, Land und Leute und stellt dabei Betrachtungen über die Lage und Zustände auf deutscher und französischer Seite an.

Nur achtzehn Jahre sind verflossen, seit aus dem Kriege das Deutsche Reich erstand, und wenig spricht man noch davon. Die Parteikämpfe machen vergessen, was die Deutschen in Einigkeit, was unser Heer geleistet.

Dieses Buch, welches sich nicht allein an das militärische Publikum, sondern an den weiten Kreis der Gebildeten wendet, bringt uns jene große Zeit wieder nahe.

Inhalt:

I. Der Aufmarsch am Rhein. Die dritte Armee. Speyer. Das Hauptquartier. Die Generäle von der Tann und von Hartmann. Abschied vom Rhein.

II. Weißenburg und Wörth. Der Vormarsch. Die ersten Schüsse. Der erste Sieg. In's Elsasser Land. Die Stellung bei Wörth. Verfrühter Beginn des Kampfes. Die Leitung der Schlacht. Die ersten Angriffe des Generals von Kirchbach. Das Eingreifen des Generals von Bose. Die Entscheidung. Der Kronprinz auf dem Kampfplatze.

III. Ueber die Vogesen. Nach der Schlacht. Französische Kriegsgefangene. Die Landeseinwohner. Veste Lichtenberg. Ritt in's Gebirge. Lützelstein. Am Westhange des Gebirges. Rekognoszirung von Pfalzburg. Beschießung Pfalzburgs.

IV. An die obere Maas. Lunéville. Nancy. Ein schöner Abend. Nachrichten von Metz. Ein Blick auf Toul. Rekognoszirung von Toul. Vaucouleurs.

V. Nach Mundolsheim. Beschießung Touls. Verhandlung in Toul. Veränderte Zustände in Nancy. An der Wirthstafel. Mein Pferd Ivan. Vendenheim.

Digitized by Google

VI. Die Lage vor Straßburg. Wahl des Angriffsverfahrens. Die Festung und ihre Einschließung. Nach Kehl. Beschießung über den Rhein. Die Rheinbrücke. Der Großherzog. Unser Kreis. Vorarbeiten. Ritt nach der Angriffsfront. Rekognoszirung. Angenehme Ueberraschung.

VII. Die ersten Parallelen. Eröffnung des förmlichen Angriffs. Nahe am Feinde. Der Geschützkampf. Die 2te Parallele. Vor der Nord-Front. Erste Nachricht von Sedan. Stimmungen. Innere und äußere Schwierigkeiten. Kühne Thaten. Die Lage bei Kehl.

VIII. Die Eroberung. Heimliche Verbindungen. Die Landleute. Die 3te Parallele. Der indirekte Breschefchuß. Bomben. Schweizer Bürger. Auswanderung. Der erste Graben-Uebergang. Vor der Citadelle. In den Lünetten. Weiße Fahnen. Die Kapitulation. Der Ausmarsch der Garnison.

IX. In Straßburg. Offene Thore. Das Innere der Stadt. Dr. Käß. Ein republikanischer Präfekt. Die zerstörten Festungstheile. Der Einzug. Mußte Straßburg kapituliren? Auf dem Münster. Eine Straßburger Familie. Das XIV. Armee-Korps. Nächste Aufgaben.

X. Vosges und Haute Saône. Volksbewaffnung. Raon l'Etape. Rambervillers. Epinal. Veränderte Marschrichtung. Vesoul. Ein Geistlicher. Französische Hoffnungen. Unsere Lage. Am Ognon. An die Saône. Gray. Auf dem Wege nach Dijon. Des XIV. Armee-Korps neue Aufgaben.

XI. Belfort. Die Aufgaben des Prinzen Friedrich Karl. Lüre. Les Errües. Die Festung. Vorbereitung des förmlichen Angriffes. Politische Eindrücke. Ein Ausfall. Nach Dijon.

XII. An der Côte d'Or. Die Dijonesen. Das goldige Hügelland. Nächtlicher Angriff. Gefechte auf der Hochfläche. Garibaldi. Die Stadt Dijon. Früher Winter. Kaiser und Reich. Die Dijonesen werden kleinmüthig.

XIII. Langres. Gefecht bei Longeau. Die berühmte Wasserscheide. Herber Tod. Bei französischen Offizieren. In der Stadt. Abschlägige Antwort. Eine Bestattung. Umgehung des Platzes. Vorbereitung des Bombardements. Weihnachten.

XIV. Villersexel. Eilmarsch nach Vesoul. Was soll geschehen? Neujahr. Vergebliche Märsche. Bourbaki ist vor uns. Auf dem Calvarienberge. Abmarsch nach Osten. Die Lage bei Villersexel. Die Franzosen greifen Villersexel an.

XV. An der Lisaine. Gewagter Umweg des XIV. Korps. Nach Bréviliers. Vorbereitungen für die Schlacht. Die deutschen Vorposten werden angegriffen. Der Feind läßt auf sich warten. Die Schlacht am 15ten. Der Abend des 15ten.

XVI. An der Schweizer Grenze. Eine lange Nacht. Der Lärm der Schlacht. Ein Landwehr-Büreau. Erwartung. Der 18te Januar. Bourogne. Mittheilungen über die Schlacht.

XVII. La Barre. Nach der Schlacht. Der Armee-Befehl vom 18ten Januar. Verbindung mit dem VII. und II. Korps. Die Operationen des Generals von Manteuffel. Die letzten Kämpfe der Süd-Armee. Eine lange Woche.

XVIII. Dôle. Gambetta. Krankheiten. Waffenstillstand. La belle France. Frieden. Friedensbedingungen. Zerstreuungen.

XIX. Heimkehr. Feld-Eisenbahnbaue. Eindrücke in Nancy. Der Kaiser in Nancy. Der Armeebefehl vom 15. März.

Digitized by Google

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Deutsche Volks- und Kulturgeschichte

von den ältesten Zeiten bis 1871.

Von

Dr. Karl Biedermann,

Professor an der Universität Leipzig.

35 Bogen. 3 Theile. Preis: 6 M.

„Die Vorzüge dieser übersichtlich zusammenfassenden Darstellung liegen in der klaren, durchsichtigen Erzählung und in der Verwerthung der neuesten quellenmäßigen Forschung. Ueberall folgt der Verfasser den jüngsten Ergebnissen der historischen Wissenschaft, was ganz besonders der Reformationszeit und der Epoche Friedrichs des Großen, für welche beiden Perioden in neuester Zeit so außerordentlich ausgedehnte archivalische Forschungen unternommen sind, zu Gute kommen mußte. Ferner ist die Verwendung des kulturgeschichtlichen Elementes als ein besonderer Schmuck des Buches anzusehen. Nach all dem kann dasselbe ganz besonders als Festgeschenk für Jung und Alt empfohlen werden und zwar um so mehr als der Preis des 35 Bogen in sorgfältigster Ausstattung umfassenden Werkes außerordentlich billig ist."

Hamburger Nachrichten.

Jugend-Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.

Von

Rudolph Schleiden,

vormals Minister-Resident der Hansestädte in Washington und London.

Mit dem Bildnisse der Mutter des Erzählers, in Heliogravüre.

Preis: 5 M., gebunden 6 M.

Heinrich von Treitschke sagt in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert": „In dem gastlichen Hause der Frau Schleiden am Alsterberger See fanden sich die besten Männer der Kieler Universität, Dahlmann, Falck, Twesten, C. T. Welcker, mit dem Arzte Franz Hegewisch, dem geistsprühenden Heissporn und den Führern des schleswig-holsteinischen Adels, den Reventlow, Rumohr, Baudissin, Moltke in heiterer Gesellschaft zusammen. Sie alle schwärmten für Goethe, sie alle fühlten sich stolz, das deutsche Wesen hier in der äußersten Nordmark gegen den wachsenden Uebermuth der dänischen Krone zu vertheidigen, und wenn sie für konstitutionelle Rechte sich begeisterten, so meinten sie damit nur das Ideal freier Menschenbildung, das einst in Weimar verkündet ward, zu verwirklichen. Aus dieser kleinen Welt voll Geist und Anmuth gingen Dahlmann's Aufsätze „Ein Wort über die Verfassung" (1815) hervor 2c."

Aehnliches äußert Anton Springer in seiner Biographie Dahlmann's. So wird das Denkmal, das der feinsinnige Sohn solchem Elternhause dankbar widmet, als ein künstlerisch abgerundetes Kulturbild aus den ersten Decennien unseres Jahrhunderts allgemeines Interesse finden.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06988 6961

Digitized by Google